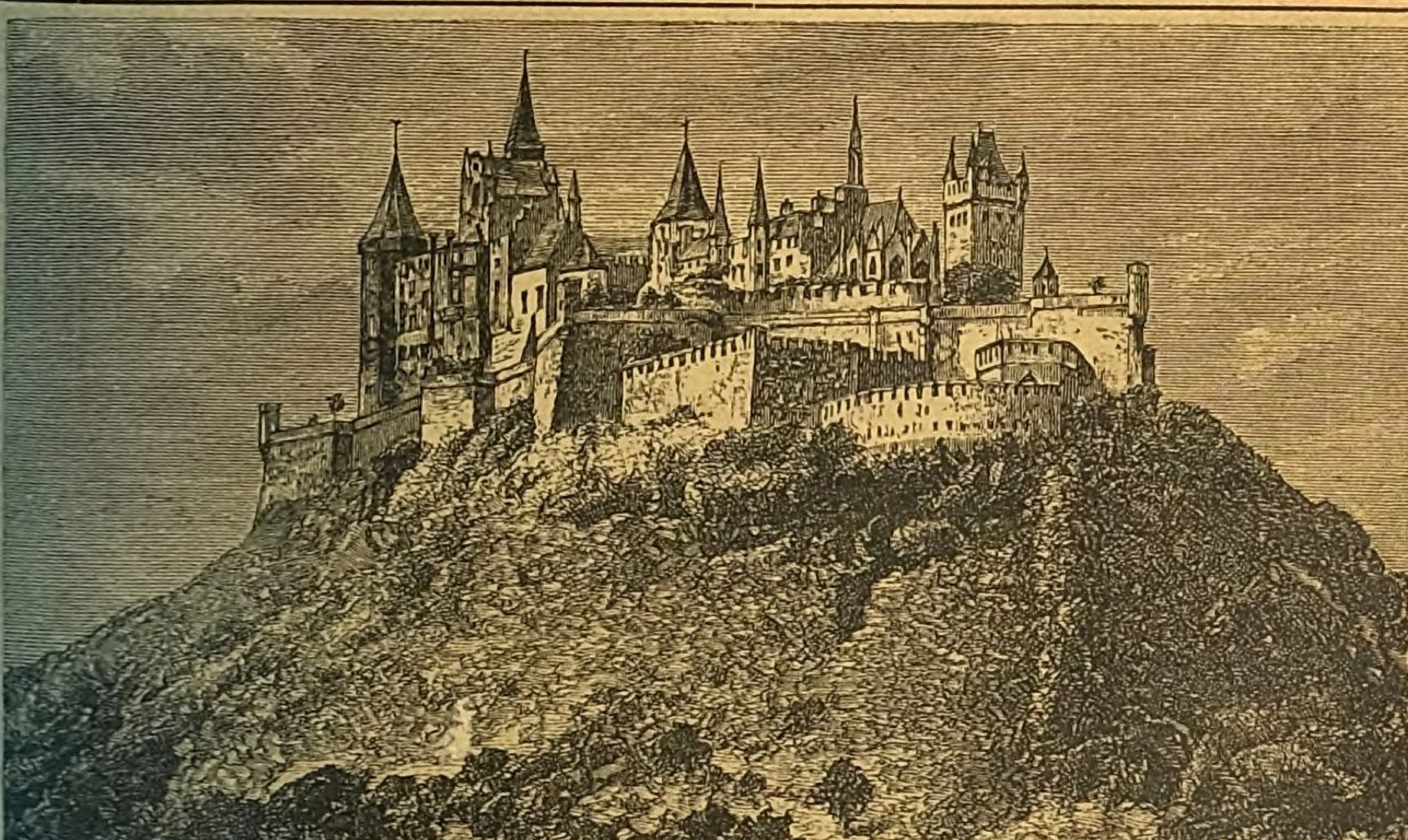
H. A. Daniel und Berth. Volz

Geographische Charakterbilder.

Gesamtausgabe:

I. Das deutsche Land. Europa. Asien.

Mit 252 Illustrationen
(darunter 22 zweiseitige Doppelbilder)
und 4 Karten.



Leipzig,
O. R. Reisland.
1894.

Geographische

Charakterbilder.

Von

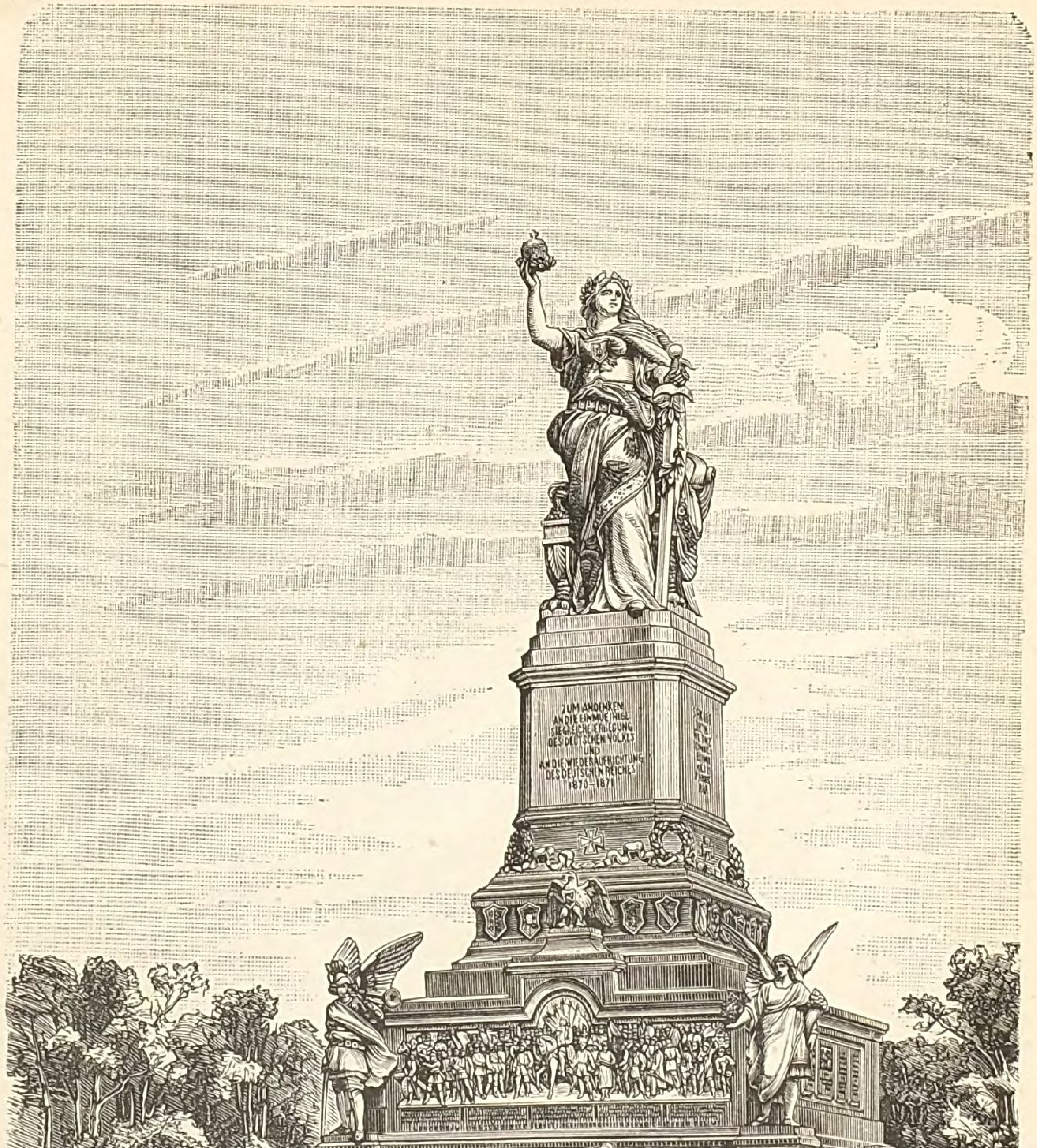
H. A. Daniel und Berth. Volz.

Mit zahlreichen Illustrationen und Karten.

Erster Teil:

Das deutsche Land.

Leipzig,
O. R. Reisland.
1892.



Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

Das deutsche Land:

geographische Charakterbilder

aus

den Alpen, dem Deutschen Reich und Deutsch-Österreich.

Von

H. A. Daniel.

Neu bearbeitet und erweitert

von

Berth. Volz.

Dritte Auflage.

Mit 78 Illustrationen und 4 Karten.

Leipzig,
O. R. Reisland.
1892.

Vorwort.

Durch seine frischen und lebensgetreuen und zugleich behaglich-anmutenden Schilderungen ist H. A. Daniels Handbuch der Geographie zu einem Hausbuche des deutschen Volkes geworden. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Herrn Direktor H. O. Zimmermann, aus denjenigen Bänden Daniels, in welchen diese Vorzüge, durchwärmt von edler Vaterlandsliebe, am ansprechendsten zu Tage treten, in seinem „Deutschland für die Jugend“ eine Auslese zu bieten. So wurde das Buch zu einem Denkmale pietätsvollen Sinnes dem Andenken Daniels gesetzt.

Dennoch bedurfte es schon für die nächste Auflage erheblicher Umgestaltungen. Denn in dieser war es bestimmt, eine Reihe geographischer Charakterbilder aus allen Erdteilen zu eröffnen, welche typische oder bedeutungsvolle Stätten und Scenen aus der Erd- und Völkerkunde wie aus der Entdeckungsgeschichte nach den Schilderungen und Berichten von Augenzeugen in freier Bearbeitung vorführen, das Interesse zu wecken und zu spornen — nichts von Lehrbuch.

Damit wurde „Deutschland für die Jugend“ durchaus auf einen andern Standpunkt gestellt. Es mußte den ihm anhaftenden lehrhaften Charakter möglichst aufgeben. Die Neubearbeitung konnte sich nicht damit begnügen, Daniels Schilderungen nur zu sichten, zu bessern; mehrere mußten nach Form und Inhalt umgearbeitet, einige ganz aufgegeben werden; sondern es wurde auch nötig, ohne jedoch lehrbuchhafte Vollständigkeit irgendwo zu erstreben, eine Anzahl von Schilderungen aus anderer Feder neu einzufügen. Es sind dies II, 3. 4. 10. 11. III, 3. IV, 2. 6. V, 2. 14. VI, 12. Sie sind im Inhaltsverzeichnis durch einen * bezeichnet und im Texte durch „—“ kenntlich gemacht.

Möge dadurch das Bild unsers Vaterlandes an Treue, Schärfe und Mannigfaltigkeit gewonnen haben! Mögen auch die zahlreichen

Illustrationen, dem Texte die Hand reichend, dazu mithelfen, zu zeigen, wie eigenartig schön unser Vaterland ist! Die notwendig gewordene neue (dritte) Auflage zeigt, daß auch unter verändertem Titel und in veränderter Gestaltung Daniels „Deutschland für die Jugend" imstande gewesen ist, sich zahlreiche Freunde zu erwerben: möge es ihm verstattet sein, jetzt wo es von neuem geprüft und gesichtet und in reicherem Schmucke in die Welt hinaustritt, zu den alten Freunden neue sich zu gewinnen!

V.

Inhalt.

I. Land und Leute.

		Seite
1.	Deutschlands Grenzen	1
2.	Bodengestaltung und Bewässerung	8
3.	Klima und Vegetation	12
4.	Volkscharakter und Sprache	19
5.	Häuser, Dörfer, Städte	28
6.	Deutschlands Vergangenheit	36
7.	Das neue Deutsche Reich	48

II. Das Alpenland.

1.	Die Alpen und ihr Gerüst	50
2.	Die „Staffeln" der Alpen	56
3.	*Eine Besteigung des Montblanc	68
4.	*Die Dolomiten im Ampezzothal	74
5.	Die Alpengewässer	78
6.	Vater Rhein in seinen Jugendtagen	84
7.	Aare, Reuß und Limmat	94
8.	Die Straßen und Pässe der Alpen	103
9.	*Suworows Marsch über den St. Gotthard	112
10.	*Mit der Eisenbahn auf den Rigi	115
11.	Die Bewohner der Alpen	119

III. Das oberdeutsche Donauland.

1.	Die schwäbisch-bayrische Hochebene mit dem Jura	126
2.	München	135
3.	*Das G'spiel zu Oberammergau	147
4.	Die Donau	151
	a) Von der Quelle bis Regensburg	151
	b) Die Walhalla	155
	c) Von Regensburg bis Preßburg	158
5.	Wien — die Donauhauptstadt	164

IV. Das westdeutsche Rheinland.

Seite
1. Der Schwarzwald und der Wasgau 177
2. *Ein Ausflug auf den Ottilienberg 186
3. Metz 188
4. Die oberrheinische Tiefebene 193
5. Straßburg und Frankfurt 199
6. *Rheingau und Rheinwein 212
7. Das Durchbruchsthal des Rheins 215
8. Köln und der Kölner Dom 226
9. Die rheinisch-westfälische Industrie. Krupp in Essen 234

V. Das mitteldeutsche Bergland.

1. Das Riesengebirge 240
2. *Die Adersbacher Felsen 247
3. Die obere Elbe und das Elbsandsteingebirge 249
4. Dresden — Elb-Florenz 255
5. Der Böhmerwald 261
6. Am St. Nepomukstag in Prag 267
7. Das Fichtelgebirge 272
8. Der Main 276
9. Nürnberg 284
10. Der Thüringerwald 293
11. Die Wartburg 297
12. Die Rhön 299
13. *Der Kyffhäuser und die Kaisersage 302
14. Der Harz 305
15. Die Weser und das Weserbergland 312

VI. Das norddeutsche Tiefland.

1. Der Charakter des deutschen Flachlandes 318
2. Der westfälische Bauer 324
3. Die norddeutschen Moore 327
4. Der Unterlauf der Weser 332
5. Der Bremer Ratskeller 334
6. Die Lüneburger Heide 337
7. Das untere Elbgebiet 340
8. Hamburg — die deutsche Welthandelsstadt 348
9. Die Nordsee-Inseln Norderney, Wangerooge, Helgoland 359
10. Die Ostsee-Insel Rügen 364
11. Die Oder, der Strom des ostdeutschen Tieflandes 370
12. *Die Feste Marienburg 374
13. Berlin — die deutsche Kaiserstadt 383

Verzeichnis
der Illustrationen und Karten.

		Seite
—	Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald	Titelbild.
1.	Eine Hallig	3
2.	Dünen an der Ostsee	5
3.	Das fränkische Haus	30
4.	Das sächsische Haus	31
5.	Das Alpenhaus	31
6.	Das nordische Haus	32
—	Der Gipfel des Montblanc	50
7.	Interlaken mit der Jungfrau	51
8.	Zwergkiefer und Arve	60
9.	Steinbock, Gemse, Murmeltier	61
10.	Mer de Glace	65
11.	Der große Aletschgletscher	66
12.	Die Dolomiten am Dürrensee	75
13.	Die Pertisau am Achensee	82
14.	Blick von Lindau auf den Bodensee	89
15.	Die Insel Mainau	90
16.	Der Rheinfall bei Schaffhausen	92
17.	Der Staubbach bei Lauterbrunnen	95
18.	Am Vierwaldstätter See. Der Urner See	98
19.	Die Axenstraße	99
20.	Luzern	100
21.	Die Habsburg	102
22.	Die Via mala	106
23.	Unterfahrung der Fella (Tauernbahn)	110
24.	Die St. Gotthardbahn (Plan)	111
25.	Rigibahn: die Brücke über den Scheuertobel	117
26.	Dorfstraße im Berner Oberlande	120
27.	Nordabhang des schwäbischen Jura	127
28.	Die Burg Lichtenstein	128
29.	Das Stammschloß Hohenzollern	130
30.	Marktplatz zu München	138
31.	Das Rathaus zu München	139
32.	Der Starnberger See	146
33.	Jesus vor Pilatus (aus den Passionsspielen von Oberammergau)	150
34.	Die Walhalla	156
35.	Wien im funfzehnten Jahrhundert (1483)	165
36.	Wien von der Südseite	167
37.	Der Graben in Wien	169
38.	Der Stephansdom in Wien	171
39.	Die kaiserliche Hofburg in Wien	173
40.	Der Titisee mit dem Feldberg im Hintergrunde	180
41.	Ländliches Fest am Hoheneck	185
42.	Der Ottilienberg mit dem Wasgau im Hintergrunde	187
43.	Die Schlachtfelder um Metz (Plan)	191

	Seite
44. Kieselsandbänke im Rhein	194
45. Heidelberg	197
46. Das Straßburger Münster	201
47. Das Eschenheimer Thor in Frankfurt	206
48. Goethes Geburtshaus in Frankfurt	207
49. Der Römer in Frankfurt	210
50. Die Pfalz im Rhein	217
51. Rheinlandschaft bei Oberwesel	219
52. Die Lurlei	221
53. Ehrenbreitstein	223
54. Ruine Godesberg	226
55. Köln mit dem Dom	232
56. Das Riesengebirge	241
57. Der Eingang in die Adersbacher Felsen	248
58. Der Elbfall im Elbgrunde	250
59. Die Bastei	253
60. Dresden	257
61. Die Karlsbrücke in Prag	270
62. Der Marktplatz in Nürnberg	287
63. Der Heidenturm in Nürnberg	289
64. Schwarzburg	296
65. Der Kyffhäuser	303
66. Die Bodehochfläche mit dem Brocken im Hintergrunde	309
67. Aus der (bremischen) Geest	321
68. Eingedeichtes Marschland	322
69. Die Elbe unterhalb Hamburg	342
70. Ein Hamburger Fleet	353
71. Stubbenkamer auf Rügen	365
72. Die Marienburg	377
73. In Berlin „Unter den Linden“ im Jahre 1690	385
74. Das alte Museum in Berlin	391
75. Die Schloßbrücke in Berlin	393
76. Der Königsplatz in Berlin	401

Karte von Wien und Umgegend	164
Karte des Rheingaus	212
Karte von Hamburg und Umgegend	342
Karte von Berlin und Umgegend	383

I. Land und Leute.

1. Deutschlands Grenzen.

Mitten im Herzen von Europa liegt Deutschland, das „edle, großmächtige", wie es unsre Vorfahren nannten, das „liebe Heimats- und Vaterland", von dem noch heute in tausend Liedern das Volk singt. Nur nach Nord und Süd sind seine Grenzen durch Meer und Gebirge scharf gezeichnet; auch an der Westseite sind sie wenigstens zum Teil dem Aufmerksamen erkennbar; aber nach Osten fehlt jede Marke. Die Südgrenze bildet die Alpenmauer vom Genfer See oder vom Zusammenstoße des Alpen- und Jurazuges bis zum Busen von Fiume. Die begrenzenden nördlichen Meere werden durch die jütische Halbinsel, ein Vorland des deutschen Tieflandes, und durch die dänischen Inseln von einander geschieden. Die Nordsee oder, wie sie schon bei den Römern hieß, das deutsche Meer, bespült die Küsten von Calais bis zum Kleinen Belt auf einer Strecke von 2000 km, die zum größten Teile nordöstlich gerichtet ist. Sie wird durch Flußmündungen und verschiedene größere und kleinere Busen unterbrochen, welche von der See dem Lande abgewonnen sind; denn dieser ganze Küstenstrich ist seit Jahrtausenden den mannigfachsten Veränderungen unterworfen gewesen. Vom Kap „zur grauen Nase" in Frankreich bis zur Spitze Helder in Holland ist der Küstenzug einförmig mit Dünen besetzt, deren äußerste Reihe zwar aus losem Sande besteht, die aber weiter landeinwärts in fruchtbares Weide- und Ackerland übergehen. Von der Stadt Helder beginnen die bedeutenderen Meereinschnitte und die vorgelagerten Sandinseln, die, übrig geblieben vom ehemaligen Festlande, zwar jetzt noch den wilden Sturmlauf des Oceans gegen die Küsten brechen, aber von den gierigen Wellen auch immer mehr unterwühlt werden. So ist an der Grenze zwischen Holland

und Deutschland durch Einbrüche des Meeres in den Jahren 1277 und 1287 an der Emsmündung der Dollart entstanden. Funfzig Ortschaften gingen damals zu Grunde; nur die kleine Insel Nessa mit der Nesserkirche und einigen Häusern ist übrig geblieben. Weiter ostwärts ziehen sich vom Dollart die sandigen mit Dünen besetzten Gestadeinseln, die uns unter dem Namen der westfriesischen bekannt sind. Auch der Jadebusen ist durch den Andrang der vielen Sturmfluten, von denen im Jahre 1511 eine 7 Ortschaften verschlang, entstanden. Dicht schließt sich an ihn die durch die Mündung der Weser gebildete Bucht sowie noch östlicher der Elbebusen an, vor dem das Inselchen Neuwerk und weiter ins Meer hinaus das Felseneiland Helgoland Wacht halten.

Von der Elbmündung zieht sich die jütische Halbinsel, der wiederum zahlreiche Inseln, die nordfriesischen, vorgelagert sind, fast 400 km nordwärts. In alten Zeiten dehnte sich das Festland auch hier noch weiter aus und umfaßte nicht nur die gegenwärtigen Marschen und Inseln, sondern reichte sogar über die Sanddünen hinaus, die heutzutage den zerrissenen Eilanden gegen den Andrang der Meeresfluten einigen Schutz gewähren. Der Boden dieser jetzt größtenteils vom Meere verschlungenen Niederungen bestand aus fruchtbaren Sand- und Thonschichten, die nach Westen hin etwas höher gelegen waren und hier auf dem festen Gestein ruhten, von dem noch jetzt in Helgoland und in dem roten Kliff auf Sylt Überreste vorhanden sind. Das Meer zertrümmerte aber diese Barriere, drang tief in die Westküste des Kontinents ein, bildete weite Buchten, überflutete die niedrigeren Gegenden und zerriß das Land in mehrere große Inseln; gleichzeitig aber schied es von den verschlungenen Ländereien die schwereren sandigen Teile und verwendete sie zur Dünenbildung, während es die leichteren Humusteile in den ruhigen Buchten ablagerte und dadurch fruchtbare Marschländer schuf, die von der tüchtigen, an den Kampf mit dem Meere gewöhnten Bevölkerung allmählich eingedeicht, dem Meere abgerungen und mit den Inseln oder dem Festlande wieder verbunden wurden. An anderen Stellen hat freilich die See an der Inselzertrümmerung weiter fortgearbeitet; die Flut vom 11. Oktober 1634, welche die Insel Nordstrand in das noch jetzt vorhandene Stück und 15 Hallige zertrümmerte, ist die letzte gewesen, welche auf die Küstengestaltung eine bedeutende Einwirkung ausgeübt hat.

Indessen auch diese Hallige sind dem stetig fortschreitenden Untergange unrettbar verfallen. Im Durchschnitte nur einige Quadrat-

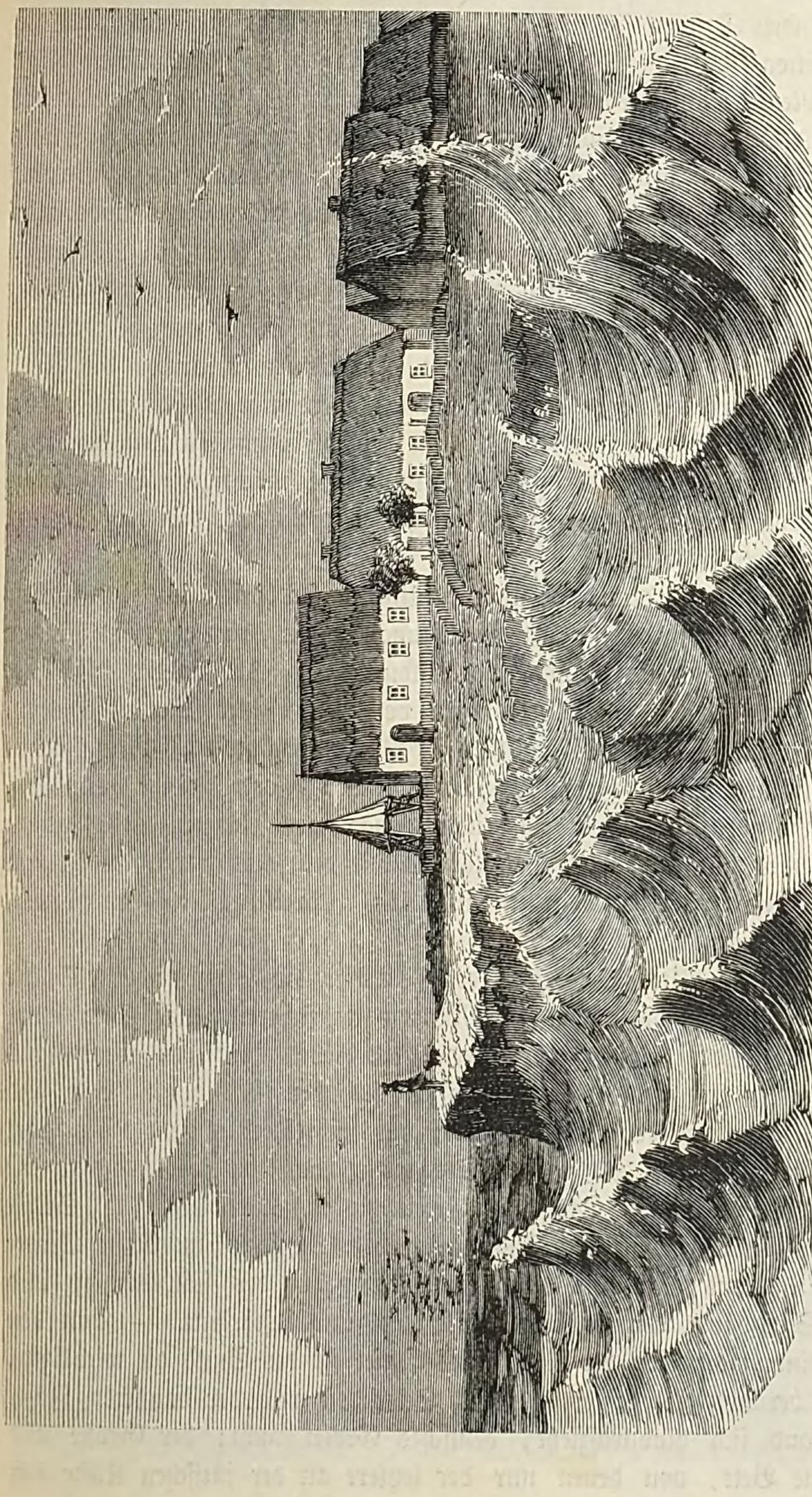


Abb. 1. Eine Hallig (S. 2).

kilometer umfassend, sind sie zu klein, als daß es sich lohnte, mit schützenden Deichen sie zu umgeben. So überflutet sie denn, da sie nur etwa um einen Meter über den Stand der gewöhnlichen Flut des Meeres sich erheben, im Herbst und Winter gar nicht selten die wogende See, fort und fort den Inselrand unterspülend oder mit wildstürmender Gewalt große Stücke davon wegführend. Kein Baum, kein Strauch wächst auf einer Hallig; nur ein fahles Gras widersteht den Überspülungen, dem genügsamen Schafe zur spärlichen Nahrung. Auf künstlich aufgeschütteten Werften sind die Wohnungen gebaut, deren Pfosten so tief in den Boden eingesenkt sind, wie sie daraus hervorragen. Aber auch so peitscht der Sturm mitunter die Flut zu der Werft empor; die Hauswände werden bald eingeschlagen; auf den Dachboden flüchtet sich mit seinen besten Schafen der Bewohner und schätzt sich glücklich, wenn die mächtigen Dachpfosten dem Wogenbraus so lange stand zu halten vermögen, bis der Sturm sich ausgetobt hat.

An dem nördlichen Teile der jütischen Halbinsel, im eigentlichen Jütland, schwindet die Inselbegleitung; dafür tritt der jetzt breiter werdende Dünengürtel und die Bildung von Strandseen auf, die durch Landzungen oder Nehrungen von der offenen See geschieden, nur an einer Stelle mit derselben in Verbindung stehen. Man nennt sie mitunter mit wenig zutreffendem Namen Fjorde; einer derselben, der Limfjord durchzieht in einer Länge von 150 km die ganze Halbinsel und verbindet die Nordsee mit dem Kattegat. Er ist am 3. Februar 1825 durch einen kaum 100 m breiten Meeresdurchbruch, den Aggenkanal, entstanden.

Selten bietet eine Küste dem Schiffer eine ungastlichere Stätte als die jütische, die wegen des Mangels an sicheren Ankerplätzen wohl mit Recht den Namen der eisernen verdient. Auf den weithinaus ins Meer sich ziehenden Sandriffen stranden bei hoher See und den häufigen Nebeln viele Schiffe; am gefürchtetsten ist die Umfahrt um die nördlichste Spitze, um Skagens Horn, von dem aus sich die gefährliche Sandbank Skager Rak weit hin ins Meer erstreckt. Selbst weiter östlich bleibt das Fahrwasser des Schiffers im bösen Meere des Kattegat durch die Scheren (Felsinseln) der schwedischen und die Sandbänke der jütischen Küste eng und beschränkt. — Von den Verbindungsstraßen der Nord- und Ostsee ist der Sund die wichtigste, doch berührt er, da er zwischen Schweden und der dänischen Insel Seeland sich hindurchzieht, deutsches Gebiet nicht; der Große und Kleine Belt, von denen nur der letztere an der jütischen Küste sich



Abb. 2. Dünen an der Ostsee (S. 6).

hinerstreckt, sind für die Schiffahrt ihres gefährlichen Fahrwassers wegen von geringer Bedeutung.

Wollten wir eine Ostseefahrt von dem Kleinen Belt aus bis zur Kieler Bucht unternehmen, so würden wir auch hier eine reiche Gliederung mit langhingestreckten Landzungen und tief eingeschnittenen Fjorden finden. Im besten und sichersten Hafen der Ostsee, in der Kieler Bucht, findet aber der Schiffer nach mannigfachen Fährlichkeiten Ruhe. Noch einmal tritt an die mehrfach ausgeschweifte Küste die Insel Fehmarn nahe heran, die nur durch den einen Kilometer breiten Fehmarn-Sund vom Festlande abgeschieden ist. Tiefer schneidet von hier aus die See ins norddeutsche Tiefland in der Lübischen Bucht, die im Mittelalter der Hauptsammelplatz des deutschen Schiffsverkehres war, ein, um dann wieder zurückzuweichen und erst in der Pommerschen Bucht den ausmündenden Gewässern der Oder südlich entgegenzutreten.

Der weiteren Ostseeküste entlang sind eine Menge Haffe oder Strandseeen mit süßem Wasser, die durch schmale Nehrungen von dem Meere geschieden, aber durch eine Lücke oder Flußmündung wieder mit ihm Verbindung haben.

Weiß blinkende Dünen (s. Abb. 2) umsäumen das Meeresufer. Am Horizonte erscheinen sie als glänzende Linien, welche sich scharf gegen den Himmel abzeichnen; aber in der Nähe gesehen, machen sie einen einförmigen, melancholischen Eindruck. Betritt man das Dünengelände von der Landseite, so erkennt man alsbald Regel und Plan in den lang dahinstreichenden, 3 bis 18 m hohen Ketten. Senkrecht gegen den herrschenden Wind gerichtet, erhebt sich vom Meere in steilem Anstieg der Außenwall; landwärts dacht er sich sanfter ab; dann folgt ein zweiter innerer Wall, oft noch, wenn auch niedriger, ein dritter oder gar vierter. Thäler senken sich dazwischen, die Linien des Gesamtzuges nachziehend, aber mitunter auch kreuzend. Stetig drängt die Düne unter dem Drucke des Windes landeinwärts vor, und schon manche Flur, ja manches Dorf hat sie mit ihren losen Sandmassen allgemach überschüttet. Aber die Natur legt ihr selbst einen Zügel an, und die Vorsicht der Strandanwohner gebietet ihr Halt. Strandroggen mit blaugrünen, starren Rohrhalmen und Strandhafer, auf der Düne angepflanzt, dringen mit ihren Wurzelfasern mehrere Meter tief in den losen Sand hinein, bis, von den langen Trieben gebunden, die eben noch drohende Düne dem Strandbauern ein Freund, ein wirksamer Schutz gegen den Seesturm, selbst eine, wenn auch nur dürftige Weideflur für seine Schafe wird.

Von Kolberg an gestaltet sich ostwärts die Küste allmählich mannigfaltiger, und bald wird dem Schiffer die breite Masse des schön bewaldeten Gollenberges bei Köslin als Landmarke sichtbar. Der letzte größere Einschnitt der Ostsee an deutscher Küste ist die Danziger Bucht, die durch die samländische Halbinsel in zwei Hälften geteilt, die Bildung von Haffen im größten Maßstabe zeigt. Ringsum fast ganz umschlossen vom Festlande trägt die Ostsee den Charakter eines Binnenmeeres, die zahlreichen einmündenden Flüsse schwächen bei der geringen Verbindung des Meeres mit dem offenen Ocean den Salzgehalt. Dadurch erklärt sich das leichte Gefrieren der See, das oft monatelang alle Schiffahrt zwischen den Häfen hemmt.

Wie klar auch die Grenze Deutschlands nach Norden zu gestaltet ist, so unsicher wird dieselbe im Osten, wenn man nach einer natürlichen Marke sucht. Schon dem Römer Tacitus, der unter allen Schriftstellern des Altertums Deutschland am eingehendsten behandelt hat, bereitete die östliche oder die slavisch-magyarische Grenze Verlegenheit. Können wir auch die freilich kaum merkliche Wasserscheide zwischen Oder und Weichsel, die Kleinen Karpaten, die Punkte, wo die Donauflüsse Leitha, Raab, Mur, Drau und Save zwischen den letzten Alpenzweigen in das ungarische Tiefland treten, als Grenzmarken annehmen, so stoßen wir doch in Krain, Steiermark, Böhmen und Mähren, in Schlesien, Posen und Preußen auf zwei-, selbst dreisprachige Mischvölker, die uns in Sitten und Gebräuchen noch Kunde geben, daß in diesen Gegenden einst andere Stämme als die deutschen die vorherrschenden waren.

Auch auf der westlichen, romanischen Seite fehlt gegen Holland, zum Teil auch gegen Belgien jede natürliche Grenze für Deutschland. Gegen Frankreich dagegen bildet sie wohl erkennbar die Wasserscheide zwischen Maas und Mosel und der hohe Kamm des Wasgau. Von da läuft die Grenze auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Rhone zum Jura, der bis zum Genfer See den deutlich aufgetürmten Grenzwall zwischen Germanen und Romanen bildet.

Das Grenzland zwischen Frankreich und Deutschland in sprachlicher Beziehung ist im Nordwesten Belgien, wo sich das Deutsch-Flämische und Französisch-Wallonische gegenüberstehen. Von der Maas aus folgt dann die Sprachgrenze dem Westrande der preußischen Rheinprovinz und des holländischen Luxemburg bis in die Nähe der Mosel, dann, Lothringen durchschneidend, dem Zuge des Wasgau und berührt die Schweiz im Norden des Kantons Bern. Das ganze Rheingebiet ist bis auf wenige Landschaften am oberen Rhein ein

Gebiet der deutschen Sprache, wozu auch noch die Gegenden am Inn und im oberen Rhonethal gehören. Zwischen Martinsbrück und Finstermünz stoßen das Deutsche und Italienische zusammen; die deutsche Grenze gegen das Italienische geht von da südlich an der Etsch hinab bis Mezzo Tedesco, wendet sich dann nordöstlich und zieht südwärts von Bozen und Brixen bis Brunneck an der Rienz und folgt nun dem Zuge der Kärntner Alpen. Unregelmäßiger noch zieht sich im Osten die Sprachgrenze. Namentlich an dieser Seite ist es, daß sich viele Sprachinseln, wie das Sachsenland in Siebenbürgen, in größerer oder geringerer Entfernung dem Mutterlande vorlagern.

Wie aber auch die Grenzen gezogen werden, Deutschland ist und bleibt das Land der Mitte, das Herz von Europa, „niemandem gefährlich, allen wohlthätig“. Durch seine Lage steht es mit allen größeren Nationen unseres Erdteils in Zusammenhang und verbindet die vielfach gespaltenen Glieder.

2. Bodengestaltung und Bewässerung.

In der Bodengestaltung zeigt Deutschland andern europäischen Ländern gegenüber eigentümlich reiche Mannigfaltigkeit; es vereinigt die verschiedenen Oberflächenformen des Erdteils in sich und hält nur von den Extremen derselben sich fern. Von den steilsten, teils nackten, teils ewig beschneiten Felsengipfeln, in deren Form die gerade Linie vorherrscht, bis zum sanftesten, abgerundeten, schönbewaldeten Gehügel, wo durch größere Kugelabschnitte, zum Teil sogar durch kleine Hochflächen die Kronen gebildet werden, findet man hier alle an den Erhebungen der Erde nur denkbare Formen.

Deutschland besteht aus einer flachen und niedrigen und aus einer mit Gebirgen und Hochebenen erfüllten Hälfte. Wie Alpen und Seelinie im ganzen parallel laufen, so zieht auch die Scheidelinie zwischen Hochland und Tiefland im ganzen von Westen nach Osten, jenen Grenzlinien parallel. Ganz allgemein angedeutet fällt Ober- und Niederdeutschland mit Süd- und Norddeutschland zusammen, genauer gefaßt müßte man von einer südwestlichen gebirgigen und einer nordöstlichen niedrigen Hälfte reden. Doch der Gegensatz von Oberdeutschland und Niederdeutschland ist so klar und schlagend, daß ihn schon die Geographen des Mittelalters festhielten.

Oberdeutschland liegt innerhalb des kontinentalen Gebirgsdreiecks und begreift außer den Alpenlandschaften das deutsche Mittel-

gebirge. Es ruht auf der südlichen Grundlinie des Dreiecks, den Alpen, und die nordwestliche Spitze (Wesergebirge) ruht bei dem Städtchen Bramsche auf seinem Boden. Den nordöstlichen Rand von Oberdeutschland bilden also Harz, Thüringer Wald, Erzgebirge, Lausitzer Gebirge, Sudeten; den nordwestlichen das Weser- und das rheinische Schiefergebirge. Das Innere von Oberdeutschland wird von vielen Ketten durchzogen und zerschnitten, welche aber nie die Höhe des Südrandes, auch nicht des Nordostrandes erreichen. Neben diesen Gebirgen herrscht die Form der Hochebene und des Hügellandes vor; das Ganze „so recht sichtlich in Kammern geteilt, zwischen welchen die Treppen und Gänge die Verbindung, wie in einem altdeutschen Familienhause, erhalten“.

So zerfällt Oberdeutschland in zwei Hauptteile: in das deutsche Alpenland und in die deutsche Mittelgebirgslandschaft. In letzterer unterscheidet man wieder zwei Hälften. Die Grenze bildet ein 900 km langer Gebirgsdamm, der vom Westende der Karpaten bei den Oderquellen beginnt und vor den Ardennen endigt. Sudeten, Erzgebirge, Fichtelgebirge, Thüringer Wald, Rhön, Vogelsberg, Taunus, Westerwald, Hunsrück, Eifel sind Stücke dieses Bergwalles, der von zwei Hauptthoren aus dem Hochland zur Ebene, dem Elbthor und dem Rheinthor, unterbrochen ist. Er entbehrt eines gemeinsamen, im Munde des Volkes lebenden Namens. Die Geographen nennen ihn den Hauptkamm des deutschen Mittelgebirges. In sprachlicher, politischer und kulturhistorischer Hinsicht hat dieser Mittelkamm immer bedeutenden Einfluß geübt. Die großen Völkergruppen und Völkerbündnisse teilen sich fast von ihrem ersten Auftreten an und das ganze Mittelalter hindurch in solche, die nördlich von jenem Bergwalle wohnen, und in solche, deren Gebiet einen großen Teil des südlich davon gelegenen Landes umfaßt. So finden wir zur Zeit Armins den Bund der Cherusker nördlich und fast gleichzeitig den der Markomannen südlich von jenem Mittelkamme; später den süddeutschen alamannischen und den norddeutschen fränkischen Völkerbund. Die niederdeutsche Mundart wird hauptsächlich im Norden, die oberdeutsche im Süden des Mittelkammes gesprochen. Ähnliche Verhältnisse zeigt die Ausbreitung einerseits des sächsischen, andererseits des schwäbischen Rechts, sowie die Lage und Ausdehnung der großen Kirchenprovinzen und geistlichen Gebiete Deutschlands im Mittelalter. Sogar die Bildung des norddeutschen Bundesstaates hielt sich im wesentlichen an diese Gebietslinie.

Zwischen dem deutschen Mittelgebirge und Nord- und Ostsee

breitet sich das deutsche Tiefland, ein Teil der großen nordeuropäischen Ebene. Zwei Hauptteile werden unterschieden: die westdeutsche zur Nordsee abgedachte Ebene und die ostdeutsche Ebene, das Hinterland der Ostsee, an der Ostgrenze zu 650 km verbreitert und von den zwei Landrücken des sarmatischen Tieflandes durchzogen.

Das deutsche Tiefland, eine Fortsetzung des sarmatischen, war einst Meeresboden. Große Sandhügelreihen, die am Fuße der im Süden grenzenden Gebirge hinziehen, waren einst Dünenketten am Rande des Oceans. Harz, Teutoburger Wald, Haarstrang, Westerwald ragten als Inseln, Halbinseln, Vorgebirge aus der Flut.

Deutschland hat zwei Hauptabdachungen, denen die Flußrichtungen entsprechen. Die westöstliche, zum Gebiet des Schwarzen Meeres gehörige, umfaßt die bayrische Hochebene, den mährischen Kessel, viele Alpenthäler und Alpenkessel. Ihr Strom ist die Donau, nicht ein deutscher, sondern ein europäischer Strom; vom Hochland zum Tiefland, vom rauhen Alpland zum marschigen weichen Lande üppiger Behaglichkeit geht ihr Scenenwechsel. Süddeutschland ist Donau-Hochland. Der Strom umschließt in einem nach Süden geöffneten Bogen die oberdeutschen Hochebenen und wird, dem Ursprunge nach kein Alpenfluß, doch nur durch Zuflüsse von den Alpen mächtig. Die linken Zuflüsse sind gegen die rechten unbedeutend. Mit ihnen jedoch greift das Donaugebiet in das Herz des Mittelgebirges, bis an das Fichtelgebirge heran. Durch die östlichen Alpen, welche sich zwischen dem Strome und dem Adriatischen Meere ausbreiten, wird die Donau gehindert, „eine deutsche Rhone" zu werden und Deutschland mit dem Mittelmeere in gleiche Verbindung zu setzen. Sie tritt dafür in ein Durchbruchsthal zwischen den Alpen und dem Mittelgebirge: an der Grenze greift sie noch einmal mit der March bis an die Sudeten. Die ganze Länge des deutschen Donaulaufes beträgt 1000 km. Die Donau ist die Hauptstraße Deutschlands in den Orient, die Straße nach Konstantinopel, Smyrna und Alexandrien.

Die südnördliche Abdachung umfaßt beinahe zwei Drittel von Deutschland, das ganze Tiefland, die böhmischen, fränkischen, schwäbischen, oberrheinischen und schweizerischen Becken, Kessel und Hochebenen. Sie ist so überwiegend, daß man Deutschland im ganzen als eine nördliche Abdachung der Alpen ansehen kann. Die bedeutendsten der südnördlichen Abdachung zugehörigen Flüsse gehen größere oder geringere Strecken in Oberdeutschland, brechen sich durch den Gebirgsrand hindurch und durchziehen dann ruhig und gemächlich die Tiefebene. Ihre Durchbruchsstellen sind die großen Thore aus dem

Berglande in die Ebene. Andere Flüsse der südnördlichen Abdachung entspringen am Rande der abgrenzenden Bergmauer, andere sind nur Küstenflüsse.

Die südnördliche Abdachung zerfällt nach den zwei Flügeln der deutschen Tiefebene in zwei Hälften, in eine kleinere östliche und eine größere westliche. Die östliche fällt zur Ostsee ab; ihre Flüsse sind, den Hauptstrom nicht ausgenommen, Randflüsse oder entstehen im Tieflande selbst. Die Oder ist der deutsche Tieflandsstrom. Sie hat nur einen kurzen Lauf im Gebirge und war, als es noch ein niederdeutsches Meer gab, ein Küstenfluß.

Die Elbe reicht mit der Moldau unter den nördlichen Flüssen am tiefsten in das Innere von Oberdeutschland, sammelt sich wie der Rhein in einem oberdeutschen Gebirgsbecken und durchbricht wie dieser den Mittelkamm. Ihre Durchbruchsstelle aus dem böhmischen Kessel liegt in gerader Linie 500 km von der Mündung, die des Rheins 300, die der Weser nur 150. Nach der Oder hat die Elbe im Tieflande die größte Entwickelung. Sie ist überhaupt ein Vermittlungsstrom zwischen Ober- und Niederland, wie sich das auch in ihren beiden größten Nebenflüssen, in der Saale und Havel, von denen erstere fast ausschließlich dem Berglande, letztere dem Tieflande angehört, ausspricht.

Die Weser ist der Fluß des norddeutschen Berglandes, das sie bis zur Spitze durchschneidet; bei keinem andern Strome liegen daher Mündung und Durchbruch in die Tiefebene sich so nahe. Ganz dagegen der Ebene gehört der Weser größter Zufluß, die Aller, an.

Die Gebiete der Oder, Elbe und Weser haben in der Richtung der Hauptströme und in den wiederkehrenden Veränderungen des Flußnetzes eine gewisse Einförmigkeit; doch wird diese durch die verschiedenen Meere, in welche die Ströme münden, und den bei jedem verschiedenen Oberlauf gemindert.

Der Rhein, altdeutsch Rîn, ist Deutschlands größter Strom. Vom Fuße der südlichen Alpenmauer rinnt er durch Ober- und Niederdeutschland zur Nordsee. Nachdem er den Bodensee, sein Läuterungsbecken, durchflossen, wendet er sich nach Westen, empfängt mit der Aare den größten Zufluß des Oberlaufs und bricht nun zwischen Jura und Schwarzwald durch; denn der Rhein ist unter den deutschen Flüssen der Durchbrecher im großartigsten Maßstabe, „der heroische Strom“. Bei Basel nimmt er wieder die Hauptrichtung nach Norden und tritt in die oberrheinische Tiefebene. Neckar und Main strömen ihm zu. Von Mainz hat er wieder eine westliche Wendung parallel

der vom See bis Basel; auch auf ihr erstarkt der Strom zu einem neuen großartigen Durchbruch. In einem von Felsen eingeschlossenen Zickzackthale durchsetzt er auf einer 150 km langen Strecke das rheinische Schiefergebirge und empfängt die größten Zuflüsse aus dem Berglande, rechts die Lahn, links die Mosel. Bei Bonn tritt er in das Tiefland, noch bleiben rechts begleitende Bergzüge nicht allzufern. Sie senden zwei Parallelflüsse, Ruhr und Lippe, dem Strome zu, der von links her nicht mehr bedeutend verstärkt wird. Bei Nymwegen nimmt der Rhein zum drittenmal westliche Richtung und tritt in sein Delta, das mit den Mündungen der Maas verflochten ist.

Donau und Rhein treten unter den übrigen Strömen an Lauferstreckung und Wasserfülle als die mächtigsten hervor und sind in dieser Weise von alters her zusammengestellt. „Die Donau,“ schreibt ein alter Geograph, „ist die Mutter aller Europäischen Flüsse, welche durch Gottes sonderbare Fürsichtigkeit gerade gegen Aufgang den Türken entgenfliesset, der Rhein kann mit Recht ihr Mann genannt werden.“ Die drei andern Ströme Weser, Elbe und Oder bilden durch eine Abnahme der Wassermenge und steigende Versandung zu jenen einen ungünstigen Gegensatz. Donau und Rhein, einst Grenzströme gegen das Römerreich, sind vor allen andern unsere historischen Flüsse, wie beide schon in der Sage bedeutungsvoll hervortreten. Das Donauthal ist von den Zeiten der Völkerwanderung an bis auf die Nibelungen und auf Napoleons Züge herunter das große Passageland zwischen Osten und Westen geworden, und am Rhein haben die größten europäischen Kriege einen Hauptschauplatz gehabt.

Deutschland hat nicht so große Ströme als Osteuropa, aber größere als die übrigen europäischen Länder. Sie sind nach allen Richtungen hin ziemlich gleichmäßig verteilt. Man rechnet an 40 000 Gewässer, darunter 60 schiffbare.

3. Klima und Vegetation.

Wenn wir unser Augenmerk auf die klimatischen Verhältnisse Deutschlands richten, so finden wir, daß sein Gebiet dem dritten Viertel der gemäßigten Zone angehört, sobald wir dieselbe vom Wendekreise aus in vier gleich breite Streifen geteilt denken. Diese Lage ist in erster Linie maßgebend für das Klima Deutschlands. Doch ist auch die Stellung zwischen Osten und Westen auf dasselbe nicht ohne bedeutenden Einfluß: in der weiten Erstreckung durch sechzehn Längengrade nehmen die nordwestlichsten Landschaften Deutschlands an

dem oceanischen Klima des westlichen Europa teil, während die östlichen schon in die Natur des kontinentalen Klimas von Osteuropa übergehen. Infolge dieses doppelten Verhältnisses nimmt die Wärme in Deutschland im allgemeinen nicht in der Richtung von Süden nach Norden, sondern vielmehr von Südwesten nach Nordosten, ja von Westen nach Osten ab. Dazu tritt noch ein dritter Umstand, welcher den aus jenen beiden zu erwartenden Unterschied der Wärmeverteilung im ganzen sehr beträchtlich verringert und nicht selten sogar ein Abnehmen der Wärme in der Richtung von Norden nach Süden zur Folge hat. Es ist dies die bedeutende Meereshöhe fast des ganzen weiten Striches zwischen den Alpen und der Reihe von Gebirgen, welche die deutsche Tiefebene im Süden begrenzt; nur wenige Striche Süddeutschlands treten aus dem Ganzen heraus, die, begünstigt durch niedrigere Lage und andere Bodenverhältnisse, denjenigen Grad von Wärme genießen, der ihnen ihrer geographischen Breite nach in Vergleich mit der nördlichen Ebene zukommt.

Im ganzen genommen ist also der Unterschied der Wärmeverteilung in Deutschland ziemlich gering, weit geringer, als er nach der im allgemeinen zwischen den betreffenden Breitengraden stattfindenden Abnahme der Wärme von Süden nach Norden zu erwarten wäre. Denn während z. B. nach dem allgemeinen Gesetze die mittlere Jahreswärme von München um mehr als 3° R. höher sein sollte, als die von Stralsund, so haben beide Orte nahezu gleiche Jahrestemperatur. Dieser höhere Grad von Gleichmäßigkeit aber ist auf Kosten Süddeutschlands erreicht, das wegen seiner größeren Bodenerhebung verhältnismäßig geringere Wärme genießt und auf seinen Hochflächen rauhe, sprunghafte Witterung hat.

Bei der Betrachtung im einzelnen jedoch finden wir in Deutschlands Klima eine sehr große Verschiedenheit, die von der Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung des mittleren und südlichen Deutschland abhängt. Während hier ausgedehnte Hochebenen, Tafel- und Kesselländer im ganzen gleichförmiges Klima haben, so erfährt die Verteilung der Temperatur dagegen mancherlei Abänderungen einerseits durch die zahlreichen Gebirgserhebungen, andererseits durch tief eingeschnittene Thäler größerer Flüsse oder einzelne, den Lauf derselben begleitende tiefere Kessel und wirkliche Tiefebenen. Die bedeutendsten klimatischen Verschiedenheiten in geringsten Entfernungen finden sich natürlich im Gebiete der Alpen, wo von tiefer eingeschnittenen Thälern, die, durch geographische Breite und durch ihre geschützte Lage begünstigt, ein warmes Klima genießen, bis zu den Gipfeln voll ewigen

Schnees alle klimatischen Abstufungen auf kleinem Raume sich darbieten. In den kältesten Wintermonaten kommt es nicht selten vor, daß die Berghöhe eine mildere Temperatur hat; so ist es im Januar und Februar sehr gewöhnlich, daß der Rigi bei seiner Lage 1370 m über Zürich, eine um mehrere Grade geringere Kälte hat als letzterer Ort.

Wenn man die Abnahme der mittleren Jahreswärme in Deutschland auf verschiedenen Linien in Meridianrichtung verfolgt, so zeigt sich, daß die Unterschiede von Westen nach Osten zunehmen. Im Rheinthale von Basel bis Arnheim beträgt die Abnahme der Wärme nur 0,2°, von Innsbruck bis Stralsund 0,7°, von Wien bis zur nordöstlichsten Ecke Deutschlands über 2°. Hierin zeigt sich die Abnahme des oceanischen Einflusses nach Osten hin. Von derselben Ursache hängt es ab, daß nach Osten die Unterschiede der Winter- und Sommertemperaturen wachsen. So beträgt z. B. bei ziemlich gleichen Jahrestemperaturen der Unterschied zwischen dem kältesten und dem wärmsten Monat in Jever 14°, in Swinemünde 16°, und von Binnenstädten in Karlsruhe 14,9°, in Wien 17°. Vornehmlich macht sich der oceanische Einfluß auf Erhöhung der Wintertemperatur längs der Nordseeküste fühlbar: an dieser ist, trotz der nördlichen Lage, der äußerste Grad der Winterkälte am geringsten im ganzen Gebiete.

Der größte Unterschied der mittleren Jahreswärme (ohne Berücksichtigung der eigentlichen Gebirgshöhen) beträgt ungefähr 3,2°; die kältesten Gegenden von größerer Ausdehnung sind die bayrische Hochebene, besonders in ihrem südlichen Teile, und das südöstliche Odergebiet mit Einschluß des oberen Warthegebietes; die mittlere Jahreswärme steigt da kaum auf 5,5°. Die Punkte der größten Wärme, „das deutsche Italien", wo der Weinbauer die Rebe auch im kältesten Winter frei am Pfahle stehen lassen kann, sind im Südwesten am Rhein und in dessen Nähe; dazu kommen noch einige Thäler zwischen den weiter nach Süden vortretenden östlichen Alpen.

Größer als die Unterschiede der mittleren Jahrestemperatur sind die der mittleren Wintertemperatur zwischen dem Westen und Osten, geringer dagegen die der mittleren Sommertemperatur, da die Extreme der größten und geringsten Wärme im Osten weiter auseinander liegen als im Westen. So beträgt der Unterschied der mittleren Wintertemperatur zwischen Aachen und Berlin 2,22° (der Jahrestemperatur 0,77°), zwischen Aachen und Breslau 3,33° (Jahrestemperatur 1,40°). Ja, bei den mittleren Sommertemperaturen tritt sogar eine Umkehrung des Wärmeverhältnisses ein, so daß

östlicher liegende Orte von geringerer Jahrestemperatur eine höhere Sommerwärme haben. So ist der Sommer von Berlin (14,61°) wärmer als der von Trier (13,9°). Dies bezieht sich jedoch nur auf die drei wirklichen Sommermonate, nicht auf das Sommersemester. In den drei Frühlingsmonaten ist vielmehr das Verhältnis ganz anders: denn gerade im nordöstlichen Deutschland ist der Frühling durch verspätetes Eintreten und verhältnismäßig geringe Wärme, mit öfteren Rückfällen der bereits gestiegenen Temperatur, gegen das westliche Deutschland ungünstig charakterisiert. Diese Verzögerung des Frühlings hängt großenteils, besonders bei den Küstenländern der Ostsee, von dem schon oben berührten erkältenden Einflusse dieses Wasserbeckens ab. Die Rückfälle der Temperatur aber, welche sich besonders gegen die Mitte des Mai und im ersten Drittel des Juni bemerklich zu machen pflegen, scheinen einer allgemeinen Ursache, den durch die verschiedenartige Erwärmung der Land- und Meermassen auf der nördlichen Halbkugel und das Schmelzen der Eismassen im nördlichen Ocean bedingten Luftströmungen oder den Massen des Treibeises in den nördlichen Meeren, zugeschrieben werden zu müssen. Auch der Herbst hat im Nordosten geringere Wärme als im Westen. Aus der längeren Dauer und dem größeren Kältegrade des Winters nach Nordosten hin geht ein bedeutender Unterschied im Verhalten der Gewässer während des Winters hervor. Der Rhein ist durchschnittlich 26, die Weser 30, die Elbe 62, die Oder 70 Tage mit Eis bedeckt. In Kleve und Köln sinkt die Wintertemperatur im Mittel gar nicht unter den Gefrierpunkt, in Trier kaum 5 Tage, in Berlin 1½ Monate. Aus dem oben erwähnten Verhältnisse ergiebt sich auch, daß der Frühling im allgemeinen von Südwesten nach Nordosten, der Winter in der entgegengesetzten Richtung vorschreitet. Über das Vorschreiten des Frühlings hat man Beobachtungen gemacht, teils nach dem Erscheinen der Zugvögel, teils nach den Lebensäußerungen der Vegetation, welche letzteren jedenfalls die zuverlässigsten sind, da sie in einem viel entscheidenderen Grade von dem Wärmeverhältnisse des Ortes, an dem sie gemacht werden, abhängen, als es bei den erstern der Fall ist.

Auch die Luftströmungen haben auf das Klima wesentlichen Einfluß. In dieser Beziehung ist es günstig für das Klima Deutschlands, daß die südwestlichen Winde vorherrschend sind, welche wärmere Luft herbeiführen. Die östlichen Winde verhalten sich in Deutschland zu den westlichen wie 1 zu 17, die nördlichen zu den südlichen wie 1 zu 13. Die mittlere Windrichtung ändert sich mit den Jahreszeiten: im Winter ist die Luftströmung meistens südlicher als im

Jahresdurchschnitt, und zwar am meisten im Januar und Februar; im Frühling sind die Ostwinde häufiger, im Sommer herrschen westliche Winde vor, im Herbst nehmen sie ab und dagegen die Südwinde zu, welche besonders im Oktober vorherrschend sind.

In Bezug auf die Regenmenge findet ein bedeutender Unterschied statt. Am größten ist sie zunächst in den Alpen selbst, dann längs dem nördlichen Abhange derselben, weil die von den Süd- und Südwestwinden herbeigeführten Wasserdünste durch die Kälte der Alpenregion großenteils niedergeschlagen werden. An der Südwestseite der mitteldeutschen Gebirge, welche von Südost nach Nordwest streichen, ist der Niederschlag aus ähnlichem Grunde bei Südwestwind bedeutender als auf der Nordseite. Dagegen findet die entsprechende Erscheinung bei den von Nordost gegen Süstwest streichenden Gebirgen in Bezug auf die Nordwestwinde statt. Aus dem allen ergiebt sich, daß die Regenmenge im allgemeinen gegen Osten hin abnehmen muß.

Die klimatischen Zustände jedes Landes verkörpern sich gleichsam in seiner Vegetation, auf deren typischen Charakter die Verhältnisse der Wärme und Feuchtigkeit der Luft den vorherrschenden Einfluß üben. Werfen wir deshalb einen Blick auf die Vegetation Deutschlands und seine landwirtschaftliche Physiognomie.

Der Gegensatz von Feld und Wald besteht in Deutschland noch in seiner ganzen Ausdehnung. Eng schließt sich der Wald an das Gemütsleben, namentlich an das der Stämme im Norden, deren landschaftliche Begriffe auf das innigste mit den Wäldern verschlungen sind. Diese sind es, welche weiten Strecken, namentlich des Tieflandes, die charakteristische Schönheit und Mannigfaltigkeit der Landschaftsbilder verleihen; und von dem lichterstrahlenden Weihnachtsbaum und dem zur Rute verschlungenen Birkenreise der Kindheit an durchwebt der Baum, der Wald die Erinnerungen und Erlebnisse der Menschen bis zum letzten Tage ihres Erdenlaufes. Mit dem Wald verflechten sich die Sagen und Märchen des Volkes und leben fort bis auf diese Stunde, umrauscht vom Wehen des Waldes, das den Sinn geheimnisvoll umfängt und ihn mit unsichtbarer Gewalt ins Reich der Wunder trägt. Und wir haben auf deutscher Erde noch lustigen schönen Wald, noch Wälder, wo der Wanderer meilenweit von jeder menschlichen Niederlassung entfernt nur den Schlag des eigenen Herzens in der Kirchenstille der Wildnis hört. Privatbesitz ist bei den deutschen Völkern erst spät und allmählich aufgekommen; noch jetzt gilt der Wald für das einzige große Besitztum, das noch nicht vollkommen ausgeteilt ist. Im Gegensatz zu Acker, Wiese und Garten hat jeder ein ge-

wisses Recht auf den Wald, „und bestände es nur darin, daß er nach Belieben in demselben herumlaufen kann“. Und was das allein wert ist, das empfindet man in Ländern, welche diese Waldfreiheit und diesen süßen Waldfrieden nicht haben, in England, das nur eingehegte Parks, aber keine Wälder hat, in den kultivierten Strecken der amerikanischen Union, wo die Fenzen überall auch den gemeinen Weg bannen. Man redet jetzt viel von Schonung des Waldes, weil es an Holz gebricht oder die Flüsse an Wassermenge abnehmen; aber nicht bloß vom Standpunkte des Nutzens, sondern auch von höherem Gesichtspunkte aus sollte der Wald gerade auf deutschem Boden geschont werden. Kein Volk hat so schöne Lieder vom Walde als das deutsche; der Gedanke, jeden Fleck Erde von Menschenhänden umgewühlt zu sehen, ist dem deutschen Geiste zuwider: „wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.“

Die höheren Gebirgswälder Deutschlands bestehen vorzugsweise aus der Edel- und Rottanne, wozu in den Hochalpen noch die Arve kommt, während die Kiefer ihren Standort hauptsächlich in den sandigen Flächen des nordöstlichen Tieflandes hat. Die Wälder der niederen Gebirge werden hauptsächlich von der Steineiche, Stieleiche und Rotbuche gebildet, unter die sich mehr zerstreut eine bedeutende Anzahl anderer Waldbäume, wie Weißbuchen, Birken, Ulmen und viele Arten der Gattungen Fichte und Esche mischen. In wasserreichen Gegenden der Ebenen treten besonders die Eller, mehrere Arten von Pappeln und Weiden hervor. Eiche, Buche und Linde sind echt deutsche Bäume, die auch in Sagen und Märchen eine große Rolle spielen. Mit der Linde siedelten unsere Vorfahren die Romantik des Waldes in Städte und Dörfer über, wenn sie den Baum auf den Marktplatz, den Tanzrasen, den Kirchhof pflanzten, wenn sie die Auffahrten zu Burgen, Klöstern und Schlössern mit Lindenbäumen zierten. Die Linde spielte in deutschen Dichtungen früher dieselbe Rolle wie jetzt, und zwar vorzüglich seit Klopstocks Zeit, die Eiche. In ihrem Schatten wohnten slavische Gottheiten, später gab sie ihr Holz zur Verfertigung christlicher Heiligenbilder, weshalb es heiliges Holz (lignum sacrum) genannt wurde. Das älteste Marienbild am Nonnenberge in Salzburg ist aus Lindenholz geschnitzt, und der Volksglaube behauptet in manchen Gegenden Deutschlands jetzt noch, daß keine Linde vom Blitze getroffen werde, sowie daß Lindenbast ein sicheres Mittel gegen Zauberei sei. Unter geheiligten Linden tagte

man früher bei offenem Gerichte, und bekannt ist die Vehmlinde bei Dortmund, welche noch jährlich sich mit Laub bedeckt, an längst vergangene Zeiten mahnend. Unter einer Linde ist der Held der Nibelungen, Siegfrid, in sein Blut gesunken, über Klopstocks Grabe zu Ottensee wölbt sich ein grünes Lindenpaar; denn die Linde ist der Baum der Auferstehung, der aus dem Grabe der Liebe sein blühendes Leben treibt. Von Obstbäumen gedeihen der Kastanienbaum und der Mandelbaum noch in den am günstigsten gelegenen südwestlichsten Strichen, das Klima ertragen sie selbst in den milderen Gegenden Norddeutschlands. Der Walnußbaum hat eine viel weitere Verbreitung, und der Maulbeerbaum gedeiht fast überall. Der Weinstock wird unter günstigen Verhältnissen bis zum 52° kultiviert; ein edleres Gewächs liefert er jedoch nur in den wärmeren Thälern des Rheins und seiner Nebenflüsse, Neckar, Main und Mosel, ferner am Bodensee und in der österreichischen Donaugegend. Gute Pfirsicharten reifen bei Schutz gegen die kälteren Winde in vielen Gegenden, und die Aprikose giebt noch am Rande der norddeutschen Tiefebene reichen Ertrag. Die gewöhnlichen Obstbäume, Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen gedeihen überall mit Ausnahme der kältesten Striche, doch findet sich eigentlicher Obstreichtum in weiterer Ausdehnung erst in Thüringen, Sachsen und Böhmen. Aber überall macht die Obstkultur Fortschritte, und Obstbäume verdrängen selbst von den Chausseeen immer mehr die Pyramidenpappel, „das echte Sinnbild von außen her aufgedrungener Civilisation, den uniformmäßigen Baum, den man in Reihen aufmarschieren lassen kann gleich einer Paradeübung von Soldaten". Unter den Getreidearten gedeihen Weizen, Roggen, Gerste und Hafer in geeignetem Boden überall und bilden namentlich in der nordöstlichen Tiefebene den Hauptgegenstand des Ackerbaues; an Dinkelbau ist man nur im Südwesten gewöhnt. Mais gelangt nur in den wärmeren Strichen des Südens sicher zur Reife, zu denen in dieser Beziehung auch die großen Längenthäler der östlichen Alpen zu rechnen sind. Flachs wird mehr in der nördlichen Tiefebene, Hanf in wärmeren Thälern Mitteldeutschlands gebaut. „Also ist," so schließen wir mit den Worten des alten deutschen Geographen Seb. Franck, „Germania eine selige gegend, darin gemässigte lufft, fruchtbare feldung von allerley getreyd überflüssig, dicke wäld, wassereich, mit guten quellenden brunnen allenthalb gezieret, genugsamt allerley wein, metal, treyd, handthierungen."

4. Volkscharakter und Sprache.

Der Charakter des deutschen Volkes bietet auf den ersten Blick die wundersamsten Gegensätze, ja Widersprüche dar.

Es giebt kein Volk, dem das Haus und die Familie ein größeres Heiligtum wäre. Heimweh ist ein deutsches Wort und ein vor allem deutsches Gefühl. Das echte innige Heimatsgefühl ist von niemand mit so warmen herzbewegenden Farben geschildert, als von den deutschen Dichtern alter und neuer Zeit, von Otfried an bis auf Jean Paul. Das Vaterhaus, „mit dem Apfelbaum im Garten, auf dem die Finken schlagen", ist der erste Boden, in dessen Umfang sich der einzelne mit unverlöschlichen Gefühlen einlebt, und von dem aus die weiteren Kreise der Familie, der Gemeinde, des Stammes sich hinziehen, um eine enge Verkettung der Bande bis zum großen Ganzen der Nation zu bilden. Und auf der andern Seite: wo giebt es ein Volk, in dem Wanderlust, oder wie Arndt sich ausdrückt, „Weltläuferei", so entschieden ausgebildet wäre? Nur in Deutschland wandern die Handwerker, nur hier giebt es so schöne Fußreisen wandernder Studenten und Schüler — nach allen Ländern und über alle Meere sind Deutsche gezogen. Sie wachsen auch leicht auf fremdem Boden an und sind zur Kolonisation überaus geeignet.

Die Deutschen sind ein materielles Volk, so äußern sich fremde, besonders romanische südliche Völker. Sie sagen das zunächst, wenn sie einen Deutschen essen und trinken sehen. Deutsche Sprichwörter, wie: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen u. a., zeigen die Bedeutung, welche der Deutsche auf materielle Genüsse legt; und deren Fehlen kann ihn gründlich verstimmen. Und doch — wo giebt es eine Nation, die für edlere Bestrebungen empfänglicher wäre, welcher die Harmonie zwischen Wirklichkeit und Idee so bestimmt als letztes Ziel menschlicher Bestrebung erschiene, die imstande wäre, für Ideeen so freudig Gut und Leben einzusetzen? Dafür zeugen schon die Spöttereien anderer Nationen, die ein solches Pfund nicht empfangen haben. Der Franzos spottet über die „deutschen Träumereien" und hat, weil er das deutsche Wesen nicht versteht, ein Sprichwort: C'est du haut allemand pour moi (das verstehe ich nicht). Napoleon höhnte und haßte die deutschen Ideologen, die ihm endlich doch den Garaus machten. Auch das germanische Brudervolk drüben über dem Kanal, das englische, ist anders geartet. Wohl ist es uns so gegangen und geht uns noch so, daß wir, die Blicke allein auf das Ideale gerichtet, das Wirkliche übersehen, daß wir vergessen

haben, wie eine richtige Verschmelzung von Idealismus und Realismus das Wohl der einzelnen und der Völker in rechter Weise baut; aber wenn nun einmal nicht alle Gaben und Gottesgeschenke einer Nation zu teil werden, so möchte der deutsche Sinn diesen seinen Idealismus durchaus nicht missen und nimmermehr mit der einseitig praktischen Verstandesrichtung oder gar mit dem Materialismus anderer Völker vertauschen.

Der Deutsche erscheint andern beweglichen Nationen in vielen Situationen des Lebens als verkörperte Prosa, und das, was wir mit einem Worte als Philistertum bezeichnen, ist ein wesentlich deutsches Produkt. Aber andererseits ist dem Deutschen vor vielen andern Völkern Gesang gegeben, ein Ohr, offen für jeden poetischen Laut, auch den leisesten und fernsten, ein Herz für das Verständnis seiner Dichter. Die Deutschen sind ein sangesreiches, poetisches Volk.

Die Deutschen, sagt man, sind phlegmatischen Temperaments und haben Fischblut in den Adern. Manches scheint das zu bestätigen — aber auf einmal wandelt der nie ganz verschwundene furor teutonicus die ruhigen Leute an: ihr Ingrimm und ihre heldenhafte Tapferkeit sind gefährlicher als das Schreien und Toben der Romanen.

Die Reihe der Kontraste ließe sich vermehren. In einer oberflächlichen, glattgestrichenen Natur sind solche Widersprüche nicht möglich: sie resultieren aus einer Tiefe, die aus einer und derselben verborgenen Ader mehrere Quellen an die Oberfläche sendet. Ernst und Tiefe war schon in ältester Zeit ein Kennzeichen deutscher Stämme den Kelten gegenüber. Was im deutschen Charakter noch heute Licht ist, das ist in christlicher Umbildung aus jener Urzeit herüber geritten. Damit hängt die tiefere Erfassung aller menschlichen und göttlichen Dinge zusammen, die den Deutschen überhaupt auszeichnet. Deutschland ist, wie der französische Schriftsteller Cousin bemerkt, ein ernstes, nachdenkliches, durch Gelehrsamkeit und geschichtliche Kritik klassisches Land. Es ist das Land der Wissenschaft, die dort um ihrer selbst willen zahlreiche Verehrer findet. Vor allem hat Deutschland es mit dem Heiligen ernst genommen. Trotz aller die alte Zeit beeinträchtigenden Einflüsse hat sich der Deutsche ein tiefes Gefühl für Ehre, Recht und Sitte gewahrt. Noch immer gilt des alten Geographen Wort: „Und ist die Ehre bei ihnen so zart, daß ein geringes Ding dieselbe verwunden kann"; ein liederlicher Deutscher z. B. fühlt ganz anders einen Stachel im Gewissen als der zügellose Romane. Den Deutschen verläßt das Gefühl nicht, das alles sei doch ein Widerspruch gegen sein eigentliches Wesen. Und diese allseitige Tüchtigkeit

des Volkes erscheint in eigentümlicher Färbung in seinen Geschlechtern und seinen Altersstufen wieder: der deutsche Mann voll Biederkeit und Treue, der Jüngling, im äußern Auftreten oft eckig und verschlossen, aber mit Mark in den Knochen und den Kopf voll Ideale, das Herz auf dem rechten Flecke; die deutsche Hausfrau das Juwel aller Frauen auf Erden, die deutsche Jungfrau wie eine Blume so hold und schön und rein — das deutsche Haus, ein Haus voll Zucht und Ernst und zugleich eine Stätte traulicher Gemütlichkeit.

Was fremde Völker an den Deutschen bespotten: eine gewisse zähe Langsamkeit und Umständlichkeit, Unanstelligkeit, Mangel an Politur und wohlthuender Feinheit des Verkehrs in allen Richtungen, das kann unter Umständen ärgern und aufbringen, aber die aufgezählten Vorzüge nicht sehr beeinträchtigen. Näher auf unsern Grundschaden führt eine über das Maß getriebene Verehrung des Fremden, „ein Nachäffen sowohl fremder Kleider- als Wortflicken", eine Verachtung gegen alles, was nicht weit her ist. Die Haupteigentümlichkeit der alten Tage, der zu einer für andere Nationen beschwerlichen Höhe gesteigerte Nationalstolz, war uns geschwunden. Die Deutschen haben lange Zeit kein Gesamtgefühl gehabt. Kein Volk ist so oft unter sich gespalten und gegeneinander in den Waffen gewesen. Erst mit dem glorreichen Kriege von 1870 ist ein gewaltiger Umschwung in dem Selbstgefühl des Deutschen wie in seiner Anerkennung von seiten des Auslandes wieder eingetreten.

Deutsches Nationalbewußtsein muß sich vor allem im begeisterten Werthalten der deutschen Sprache bethätigen. Für jedes Volk ist seine Sprache ein köstliches Gut, in dem sich der Volksgeist, die Nationalität am treuesten abspiegelt; für das deutsche um so mehr, als es neben dem Christentum ihr sein engeres Zusammenschließen verdankt.

Die deutsche Sprache gliedert sich in die beiden Mundarten des Hoch- oder Oberdeutschen und des Niederdeutschen, welche bedeutend voneinander abweichen. Jedoch in historischer Hinsicht unterscheidet man Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch. Das Althochdeutsche ist in einer ziemlichen Zahl prosaischer und poetischer Sprachdenkmäler aus dem 8. und 9. Jahrhundert auf uns gekommen. Das Mittelhochdeutsche, dessen Periode von der Mitte des 12. Jahrhunderts anhebt, zeigt schon einen sehr verschiedenen Charakter. Vornehmlich war es die schwäbische Mundart, welche in dieser Zeit der Minnesänger als Schriftsprache eine höhere Ausbildung erhielt, weil der Hof der schwäbischen Hohen-

staufen der Mittelpunkt war, welcher alle diese Dichter anzog und von dem sie wieder ausgingen. Die folgende Periode bis zum ersten Viertel des 16. Jahrhunderts kann man als einen Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen betrachten.

Seit dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts aber erhob sich ein oberdeutscher Dialekt zur allgemeinen Schriftsprache und zur Verkehrssprache aller Gebildeteren in ganz Deutschland. Es war dies die bis dahin wenig bedeutsam hervorgetretene obersächsische Mundart, nach dem bedeutendsten Staatsgebiet in diesem Bezirke, der Markgrafschaft Meißen, auch die Meißner Mundart genannt. Wenn eine Mundart als gemeinsame Sprache für Ober- und Niederdeutschland Geltung gewinnen sollte, so war es ganz natürlich, daß dieselbe die schroffen Unterschiede zwischen Oberdeutsch und Niederdeutsch einigermaßen zu vermitteln geeignet sein mußte. Dies war der Fall bei der obersächsischen Mundart, wie auch schon die geographische Lage, gleichsam am nördlichen Hange Oberdeutschlands und gegen Niederdeutschland offen wie keine andere oberdeutsche Landschaft, auf eine solche Aufgabe hinwies, während schon der Name des Landes zugleich auf eine Verbindung mit Niederdeutschland hindeutete. Entscheidend für die Herrschaft dieser Sprache wurde aber die Reformation und vor allem Luthers Bibelübersetzung, durch welche dieselbe in kurzer Zeit dem größten Teile Deutschlands bis in die untersten Schichten der Bevölkerung so bekannt wurde, daß sie als allgemeines Mittel der Verständigung für alle Deutschen gelten konnte. Diese neuhochdeutsche, oder gewöhnlich schlechthin hochdeutsche Sprache ist nun fortan die allgemeine Sprache der deutschen Schriftsteller geblieben und immer mehr die Sprache aller Gebildeten geworden, wobei sie im Laufe der Zeit begreiflicherweise mancherlei Veränderungen erfahren hat, ohne daß doch zwischen dem heutigen Hochdeutsch und dem, das Luther schrieb, eine weite Kluft läge.

Mit der großen Zweiteilung der Sprache hängt auch der Hauptunterschied zwischen Oberdeutschen und Niederdeutschen, zwischen Norddeutschen und Süddeutschen zusammen.

Die Grenze zwischen Ober- und Niederdeutschen ist die Grenze zwischen Oberdeutsch und Plattdeutsch. Die oberdeutsche Mundart erstreckt ihr Gebiet von den Alpen nicht nur bis an den mitteldeutschen Gebirgszug, sondern großenteils noch weit darüber hinaus in das Flachland. Eine ganz scharfe Grenzbestimmung ist schwierig, da nicht nur hin und wieder Mischdialekte sich gebildet haben, sondern auch mitten in niederdeutschen Gegenden oberdeutsche Sprachinseln sich

finden, und andererseits das Niederdeutsche stellenweise weit in das Gebiet des Oberdeutschen seine Ranken getrieben hat.

Die Oberdeutschen oder Hochdeutschen zerfallen in vier Hauptstämme:

Die Schwaben sitzen zwischen Alpen, Wasgau und Lech, nördlich bis an den mittlern Neckar. Zu ihnen gehören die Alamannen, welche in der oberrheinischen Tiefebene wohnen.

Die alamannische (oberrheinische) Mundart zwischen Wasgau und Schwarzwald und in der deutschen Schweiz ist uns durch Hebels treffliche Gedichte näher gerückt als viele andere. Sie charakterisiert sich durch eine gewisse Rauheit der Aussprache, die sich besonders bei dem immer tief in der Kehle gesprochenen ch, das meist auch an die Stelle des k tritt (z. B. starch, Chnecht), bemerklich macht; ferner lautet in den Verbindungen sp und st das s immer wie sch; nur wenn zwischen s und t ein e ausgefallen ist und kein Konsonant unmittelbar vorhergeht, ist dies nicht der Fall; g lautet überall hart wie k.

Die eigentlich schwäbische Mundart herrscht zwischen Schwarzwald und Lech. Das rauhe alamannische ch findet sich in ihr nicht, aber sie hat dieselbe Aussprache des sp und st und charakterisiert sich ferner durch besondere Nasentöne und breite Aussprache. Die Silben werden alle sehr gedehnt, viele einfache Vokale und Diphthonge verwandelt, dabei aber auch die Konsonanten gehäuft. Der Oberschwabe wirft vor Zungenlauten regelmäßig das r weg, z. B. Heaz, Wiat, Hiasch.

Anerkennung und Spott werden, je nachdem man oberflächlicher oder tiefer in die Schwabennatur eindringt, hervorgerufen. Der in sich gekehrte, träumerische, öfters in praktischen Mißgriffen starke Schwab fordert den Scherz heraus: aber in ihm webt ein tiefsinniges Wesen, zum Dichten und Denken geschaffen. Die Schwaben sind ein poetisches Volk; ihnen gehört eine Menge älterer und neuerer Dichter an. Scharfes und tiefes Denken über religiöse Fragen ist dem Schwaben eigen: die geheimnisvolle Welt der Ahnungen und Wunder zieht ihn unwiderstehlich an, darum ist Schwaben der Boden der Sekten und Schwärmer und das Terrain der Geister. Grübelnd und sinnend steht der Schwab auch vor politischen Zuständen und hat eine Neigung, dieselben vom demokratischen Gesichtspunkte zu erfassen. Bei dem allen sind die Schwaben nichts weniger als träumende Ideologen. Sie entwickeln neben den erwähnten Eigentümlichkeiten große Lebendigkeit, Gewandtheit und Rührigkeit; ihre Tapferkeit ist

von den türkenspaltenden Schwabenstreichen bis auf den heutigen Tag berühmt: „gar manchen Mann, gar manchen Held gebar das Schwabenland“.

Die Bayern wohnen im Donaugebiet vom Lech bis zur Leitha, im eigentlichen Bayern der Oberpfalz, Österreich, Steiermark, Kärnten. Ihre Mundart ist besonders in Altbayern noch breiter und näselnder als die schwäbische und verschluckt viele Laute; die Aussprache ist langsam und preßt die Laute wie mit Gewalt heraus. Die Aussprache des sp, st und g ist wie im Alamannischen. Das r wirft der Bayer noch öfter weg als der Schwabe, und nicht bloß vor Zungenlauten. Ebenso wird n oft weggeworfen und dann der vorhergehende Vokal durch die Nase gesprochen. Das a verwandelt sich sehr oft in einen Mischlaut zwischen a und o, das lange o lautet ungefähr wie ou.

Eine Abart der bayrischen Mundart ist die österreichische; die Tiroler Mundart steht zwischen der alamannischen und bayrischen.

Die Bayern, besonders auf der eigentlichen bayrischen Hochebene, sind ein Menschenschlag von untersetzter, stämmiger Figur mit rundem, kleinem Kopf, hochroter Gesichtsfarbe und ungemeiner Muskelkraft. Fern von schwäbischer Hagerkeit haben sie unter den deutschen Stämmen die meiste Neigung zum Starkwerden. Das Derbe, Tüchtige, Schwerfällige ihrer Erscheinung spricht sich auch in ihren materiellen Genüssen aus. Die schon in Schwaben im Deminutivum beliebten Spätzle und Knöpfle verwandeln sich in kompakte Knödel und Dampfnudeln, und das bayrische Bier hat die Welt erobert. Während unsere Alten die treuesten Unterthanen des Gambrinus in den Sachsen erkannten, gelten heutzutage die Bayern als die größten Biertrinker der Welt. Jener Bayer, dem eine gütige Fee drei Wünsche verstattete, wünschte sich 1) Bier gnug, 2) Geld gnug, und nach einigem Nachdenken 3) noch a bisserl Bier. Das träge, phlegmatische Wesen des Bayern sieht der Norddeutsche leicht durch ein Vergrößerungsglas. In Wahrheit birgt die oft etwas materiell-gewichtige Außenseite Drolligkeit und Humor; Lust an Spiel und Tanz ist allgemein, und grimmer Zorn, der auch Blut nicht scheut, nur zu oft das Ende lärmender Gelage. Aber Treue gegen den ererbten Glauben und das angestammte Fürstenhaus, eine offene Natürlichkeit, eine kaum zu erschöpfende Gutmütigkeit und Herzlichkeit sind den Bayern in hohem Maße eigen, und berühren den Fremden, der nicht bloß oberflächlich Bayerland durchfliegt, überaus wohlthuend.

Im ganzen Maingebiet, im Vogtlande und Erzgebirge, um den Mittelrhein und im Moselgebiet und in Hessen sitzen die Franken.

Die eigentliche fränkische Mundart unterscheidet sich schon vielfach von den bisher genannten. Die breite Aussprache des sp und st hört auf, die Nasentöne nehmen ab, die ganze Aussprache wird geschmeidig und spitzig, anstatt breit und aufgeblasen zu sein. Das g bekommt den zweifachen Laut, den es im Hochdeutschen hat. Dagegen wird s wie sch gesprochen, wenn r vorhergeht, wie z. B. Perschon, Wurscht. Die in den beiden erstern Mundarten so häufigen Doppellaute ie (ia), ue (ua) hören im Fränkischen auf und gehen in öi und ou über.

Franken und Schwaben werden von vielen für die lebendigsten und bildsamsten Stämme gehalten. Damit würde stimmen, daß unsere größten Dichter diesen Stämmen zugehören. „Schiller erscheint ein empfindsamer, phantasiereicher, freidenkender Schwab, Goethe ein Franke mild, gemessen, heiter, strebsam, der tiefsten Bildung offen.“ Jedenfalls besitzen die Franken, alter Zeiten eingedenk und sich mancher Vorzüge bewußt, einen ausgebildeten Stammesstolz und sehen gern auf die Nachbarstämme, vor allem die Schwaben und Bayern, etwas von oben herunter. Leichten Blutes, heitern Sinnes und regen Geistes, rührig, geschmeidig und lebensklug, allen Eindrücken offen und zugänglich ist der Frankenstamm. Zu seinen Schattenseiten rechnet man eine gewisse Unbeständigkeit und Unverläßlichkeit, als wäre von den alten Franken nicht bloß Gutes vererbt worden, als bestehe zwischen Ostfranken und Westfranken noch jetzt eine geistige Verwandtschaft. Bei der großen Ausbreitung des Stammes treten selbstverständlich große Unterschiede auf. So bilden die Rheinländer eine besondere Gruppe, im Pfälzer ist fränkisches und alamannisches Blut, doch mit Vorwiegen des ersteren, gemischt.

Die Thüringer sind zwischen Harz, Saale und Rennstieg auf dem Thüringer Walde seßhaft. Ihre Mundart ist ein Gemisch von Ober- und Niederdeutsch, jedoch so, daß die oberdeutschen Elemente überwiegen. In den Gebirgsgegenden ist die Aussprache häufig singend. Östlich gegen die Saale und Elster geht die thüringische Mundart allmählich in die obersächsische oder meißnische über.

Man rühmt die Thüringer als offen an Verstand und Gemüt, regsam zu allem wackern Thun, treuherzig in Handel und Wandel. Der Grundzug des Thüringers, auch in den beschränktesten Verhält-

nissen, ist Biederkeit, Frohsinn und Gastfreundschaft. Bekannt ist seine große Liebe zur Musik und zum Gesang, und selten geht man durch einen Ort, wo man nicht Gesang und Musik hörte. Musik klingt durch alle Feste, häusliche wie kirchliche; Musik sammelt Tausende auf einen Punkt. Das sanglustige und lebensfrohe Thüringen hat von jeher gefeierte Sänger zu schätzen gewußt und die Dichter aus andern deutschen Stämmen in seinem Schoße versammelt. Bedeutsam und aufs glücklichste vermittelnd war es, bemerkt J. Grimm in seiner Schillerrede, daß Schiller und Goethe nach Thüringen gezogen wurden und in diesem freundlichen und anmutenden Lande ihr Leben zubrachten, gerade wie schon im Mittelalter der thüringische Hof deutsche Sänger aller Gegenden um sich versammelt, in Schutz und Pflege genommen hatte.

Die Nieder- oder Plattdeutschen zerfallen in zwei Hauptstämme, in die Sachsen und in die Friesen.

Die Sachsen wohnen zwischen Elbe, Harz und Weser, mit Ausnahme der von Friesen besetzten Küsten, in Westfalen, Lippe, Waldeck, dem westlichen Holstein und Südschleswig. Doch werden Westfalen und eigentliche Sachsen unterschieden.

Als charakteristisches Unterscheidungszeichen des niedersächsischen und westfälischen Dialekts kann die Aussprache der schriftdeutschen langen Vokale u, ü und i angesehen werden; diese lauten niedersächsisch o, ö und e, westfälisch au, eu und ei. Auch die Formen der persönlichen Fürwörter mich, dich, niedersächsisch mi, di, westfälisch meck, deck, sind bezeichnend. Für den westfälischen Dialekt ist noch eigentümlich die getrennte Aussprache des sch als sk oder s-ch, und die des g als ch.

Nicht ohne Grund nennen unsere alten Historiker die Sachsen eine gens robustissima, steinern und hart wie ihr Name, und schreiben ihr eine ingenita feritas zu. Die Sachsen sind hochgewachsene, kraftvolle Gestalten. „Es ist," erzählt ein Schriftsteller von ihnen, „etwas so Gewöhnliches, daß man nie daran denkt, es für außergewöhnlich zu halten, daß die Landleute fünf Scheffel Getreide (Berliner Maß) von der Tenne auf die Kornböden oder von diesen auf den Wagen tragen, auf welchen gewöhnlich fünf solcher Säcke hinter vier Pferde aufgeladen werden. Der Pferdeknecht, welcher diese Last nicht tragen könnte, würde für schwach gehalten werden. Im mittleren und südlichen Deutschland dagegen, wo die Landleute nicht so stark sind, haben sie an drei Berliner Scheffeln volle Last. Am meisten kann man die Kraft einzelner in den norddeutschen

Seestädten beim Abladen oder Aufladen der Frachtwagen bewundern." Ein solch cyklopisches Aufladergeschlecht hat uns Freitag in seinem Roman „Soll und Haben" meisterhaft geschildert. Natürlich ist solch vierschrötiges Volk nicht aus nichts erwachsen. Der Grundsatz, daß der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen Leib und Seele durch Essen und Trinken erhalten werde, ist eine sächsische Anschauung. Derbe Hülsenfrüchte mit Geräuchertem, westfälischer Schinken und Pumpernickel, pommersche Spickgänse bezeichnen den auf das solideste gerichteten Geschmack. Das Bewußtsein der Tüchtigkeit und Kraft erzeugt ein gewisses trotziges Selbständigkeitsgefühl, das andern gegenüber sich nicht eben feiner Formen befleißigt. „Wat frag ik nach de Lü, Gott helpet mi" — dieser Spruch an einem sächsischen Bauernhause ist charakteristisch und leitet uns auf die unter etwas rauher Schale liegenden hohen Vorzüge des Stammes. Nicht bloß der Leib, sondern auch der Geist ist tüchtiger Art, fest, ausdauernd und mächtig. Seinem Gott, seiner Obrigkeit, seiner Heimat, seinen Sitten und Bräuchen, auch seinen Rechten gegenüber hält der Sachse die goldene Treue, der sich schon Heinrich II. empfahl. Der tapfere Stamm leidet nimmer lange Unterdrückung, und wenn auch öfters ein langsames Sich-aufraffen zu bemerken gewesen, so haben doch zuletzt alle Feinde gerade von den Sachsen „deutsche Hiebe" in bester Qualität davongetragen.

Die Friesen dagegen wohnen im Rheindelta, überhaupt an der Nordseeküste von der Scheldemündung an, soweit es Marschen und Inseln giebt; denn die Friesen, spricht der Presbyter von Utrecht, sind wie die Fische und wohnen im Wasser. Sie sind der deutsche Seestamm, gestählt im Kampf mit Sturm und Wellen, noch zäher und spröder im Festhalten des Alten, im Verteidigen der Freiheit, als die Sachsen, ein kerniges, tüchtiges Geschlecht.

Das eigentliche Altfriesische ist schon im 14. Jahrhundert zu Ende gegangen. Schon da drang mit Macht das Niederdeutsche und Niederländische vor. Aus der Mischung mit diesen Dialekten bildete sich das Neufriesische. Aber auch dieser Mischdialekt ist jetzt auf einen geringen Raum beschränkt, auf dem es sich noch gegen den Untergang in das Plattdeutsche wehrt: denn Sprachen haben ein zähes Leben und sterben erst nach einem Todeskampfe von Jahrhunderten. Das Neufriesische hat sich in einem Teile von Westfriesland behauptet; im Osten der Ems hält das Saterland, zum Teil die Gegend um Husum und Tondern, Silt (dänisch: Sylt), Norderney, Borkum, Wangerooge den vaterländischen Dialekt fest.

Das ganze östliche Deutschland, seit dem 6. Jahrhundert von Slaven besetzt, ist langsam durch Eroberung und Kolonisation wieder für das Deutschtum gewonnen worden. Infolge dessen haben die germanisierten Gegenden den Dialekt ihrer deutschen Kolonisten angenommen. So hat sich die obersächsische Mundart vom Osterland und der alten Markgrafschaft Meißen auch über die Oberlausitz und Schlesien ausgebreitet. Sie bildet das Mittelglied zwischen Oberdeutsch und Niederdeutsch, indem ihr Material oberdeutsch, ihr Bau und ihre Sprechweise niederdeutsch ist. Die Konsonanten von oberdeutscher Fügung sind großenteils erweicht und geschwächt, so pf zu f oder p, f häufig zu w, t zu d und p zu b. Die Verwechselung der harten und weichen Konsonanten ist für das Ohr anderer Stämme lustig und auffallend. Der Obersachse ist stolz darauf, das G nicht in J zu verwandeln, aber im Eifer thut er zu viel und wandelt es in K, und nimmt sogar mit dem J diese Prozedur vor, so daß „zu Khanne" zu Johannis heißen soll. Eine singende Aussprache ist der obersächsischen Mundart gewöhnlich. Merkwürdig ist dieselbe besonders auch deswegen, weil sie grammatisch reicher ist als die andern deutschen Dialekte, wie sie denn z. B. die Zeitformen am genauesten unterscheidet.

Die Altmark, die nördlichen Striche vom Magdeburgischen und Anhalt, Brandenburg haben eine gemischte, aber vorherrschend sächsische Bevölkerung. Lauenburg, Mecklenburg und Pommern sind fast ausschließlich von Sachsen kolonisiert, so daß plattdeutsche Mundarten überall vorherrschend sind; und auch jetzt noch sind, Polen und Tschechen ausgenommen, die Slaven innerhalb des deutschen Landes in stets fortschreitender Germanisierung begriffen.

5. Häuser, Dörfer, Städte.

Die germanischen Völker, berichtet der Römer Tacitus, dulden keine Städte oder keine zu regelmäßigen Straßen verbundenen Wohnungen. Sie wohnen vielmehr in kleine Gemeinschaften gesondert und bauen sich an, wie es ihnen gefällt, an einer Quelle, in einem Felde, einem Haine. Sie richten ihre Dörfer nicht wie die Römer ein, daß die Häuser aneinander stoßen und zusammenhängen. Jeder liebt es vielmehr, sein Haus mit einem leeren Platze zu umgeben, der ihn vom Nachbar scheidet, entweder zur Sicherung gegen Feuersgefahr oder aus zu geringer Kunde im Bauen.

Wenn Germanen sich an einem Orte niederließen, so wurden die Grenzen feierlich geweiht und jedem Hausvater eine Hofstatt zu Haus, Hof und Garten angewiesen; die Flur, welche bebaut werden sollte, wurde in drei Hauptteile zerschlagen und aus jedem Teile jeder Hofstatt dreierlei Acker zugeteilt, so daß jeder guten, mittleren und schlechten Boden bekam. Die Bestellung der Äcker wechselte nach Winterfrucht, Sommerfrucht und Brache, und fand zur bessern Bewahrung der Grenzen an denselben Tagen statt. Rings um die Äcker lagen Wald und Weideland ungeteilt der ganzen Gemeinde zur Benutzung. Alles zusammen hieß die Mark, d. i. Grenze. In den keltischen Gegenden fanden die Germanen die Einrichtung vor, daß zerstreute Höfe ihren Acker bei einander hatten und dort jenen Wirtschaftswechsel selbst besorgten, wie es solche Höfe noch heute in Friesland, Westfalen, Holland, Belgien, Irland, Wales und im ganzen westlichen Frankreich giebt; sie änderten dieselbe nicht, sondern vereinigten nur diese Höfe zu Markgenossenschaften. Wurde nach einer Eroberung ein Land verteilt, so bekam jedes Heerhundert einen Distrikt, dieser wurde wieder in hundert oder so viele Anteile zerschlagen, als das Hundert noch Glieder hatte. Sonach waren die ländliche und die kriegerische Einteilung in Hunderte gleich.

Wir haben uns die alten deutschen Dörfer viel kleiner zu denken als die jetzigen. Wie viele mochten nur aus einer Gruppe vereinzelter Gehöfte, sogar nur aus einem einzelnen Gehöft eines freien Gutsbesitzers oder einem Hage bestehen. Demgemäß aber waren auch die Dörfer vor alters viel zahlreicher als jetzt. Allein schon zu Karls des Großen Zeit waren eine Menge Dörfer eingegangen, und dieser Prozeß hat sich durch das Mittelalter und bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges fortgesetzt. Jener unheilvolle Krieg hat aber nicht allein die Zahl der Dörfer vermindert, sondern auch die bäuerlichen Verhältnisse nicht zum Guten verschoben. Die Güter werden parzelliert, die starke Pferdezucht, die geschlossene Güter voraussetzt, nimmt ab, die Zahl der Familien wächst, aber die Zahl der Häuser nicht mit. „Vor jener Zeit wohnte fast jede Familie im eigenen Haus, jetzt wohnt bereits eine bedeutende Anzahl zur Miete. Zur Miete wohnen ist aber durchaus nicht bäuerlich; in einem rechtschaffenen Dorfe muß jede Familie ihr eigenes Haus allein bewohnen und wäre es auch nur eine Hütte“. Im Norden und Süden hat sich das altbäuerliche Leben am ungestörtesten erhalten, und wiederum sind die Reste uranfänglicher Gesittung vor allem in den abgelegenen Walddörfern zu suchen.

Den in der Bauart der deutschen Dörfer vorgegangenen Wandlungen nachzugehen, den verschiedenen Typus der Dorfkirchen und so vieles andere mehr zu verfolgen, wäre von großem Interesse. Wir müssen uns darauf beschränken, das Wichtigste über die Hauptformen deutscher Bauerhäuser mitzuteilen.

Weitaus am meisten verbreitet ist die Form des fränkischen Hauses. Es ist fast ausschließlich Wohnhaus und erfordert daher für die Wirtschaft eine Anzahl Nebengebäude, Scheunen, Ställe und

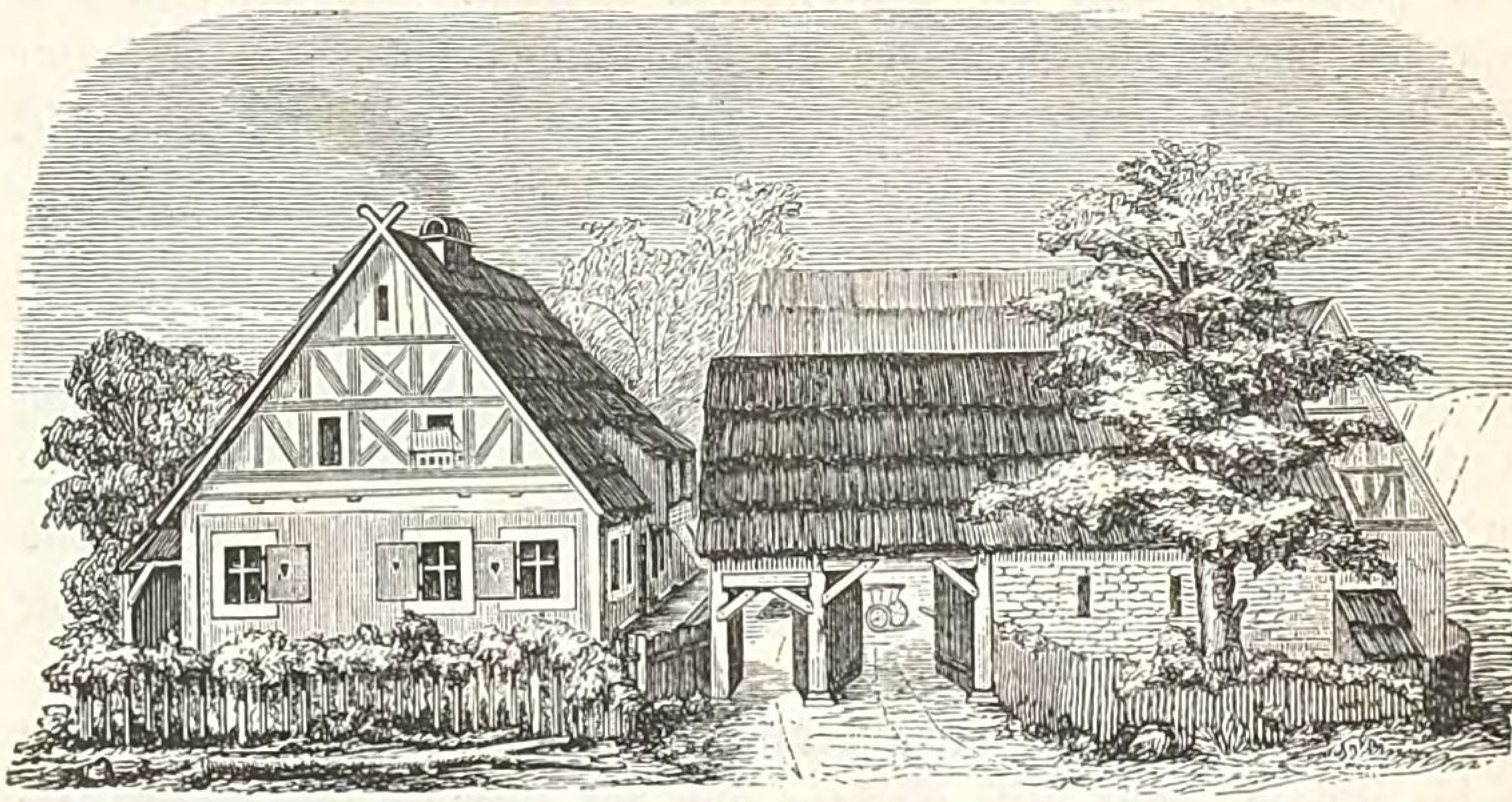


Abb. 3. Das fränkische Haus. Nach „Meitzen, das deutsche Haus".

Schuppen. Seinen Eingang hat das Haus von der breiten Seite. Derselbe führt in einen bis zur Rückwand durchgehenden Flur, in welchem sich die Sommerküche befindet. Vom Flur aus liegt nach dem der Dorfstraße zugewendeten Giebel eine beinahe quadratische Stube und neben dieser eine ungefähr halb so breite Kammer. Die Stube hat zwei Fenster nach der Straße und eben so viel nach dem Hofe; die Kammer nur ein Fenster nach der Straße. In der Stube steht ein Kochofen, der im Winter benutzt wird. In der Ecke zwischen den Fenstern laufen Bänke entlang, davor steht der Familientisch. An der entgegengesetzten Seite des Flures befinden sich meist einige Kammern. Das Gehöft bildet in der Regel, besonders in zerstreuten Gebirgsdörfern, ein in Zäune geschlossenes Quadrat. Den Eingang desselben bildet ein Thorhaus mit Thür für Fußgänger, Thorweg für Wagen. Links steht das Wohnhaus, den Giebel der Straße zugekehrt, rechts liegen die Ställe und Gerätschuppen, dem Thorhause gegenüber die Scheune.

Sehr abweichend ist die Form des sächsischen Hauses, welche im nordwestlichen Deutschland und in Schleswig-Holstein herrscht. Es vereinigt sämtliche für die Wirtschaft erforderlichen Räumlich-

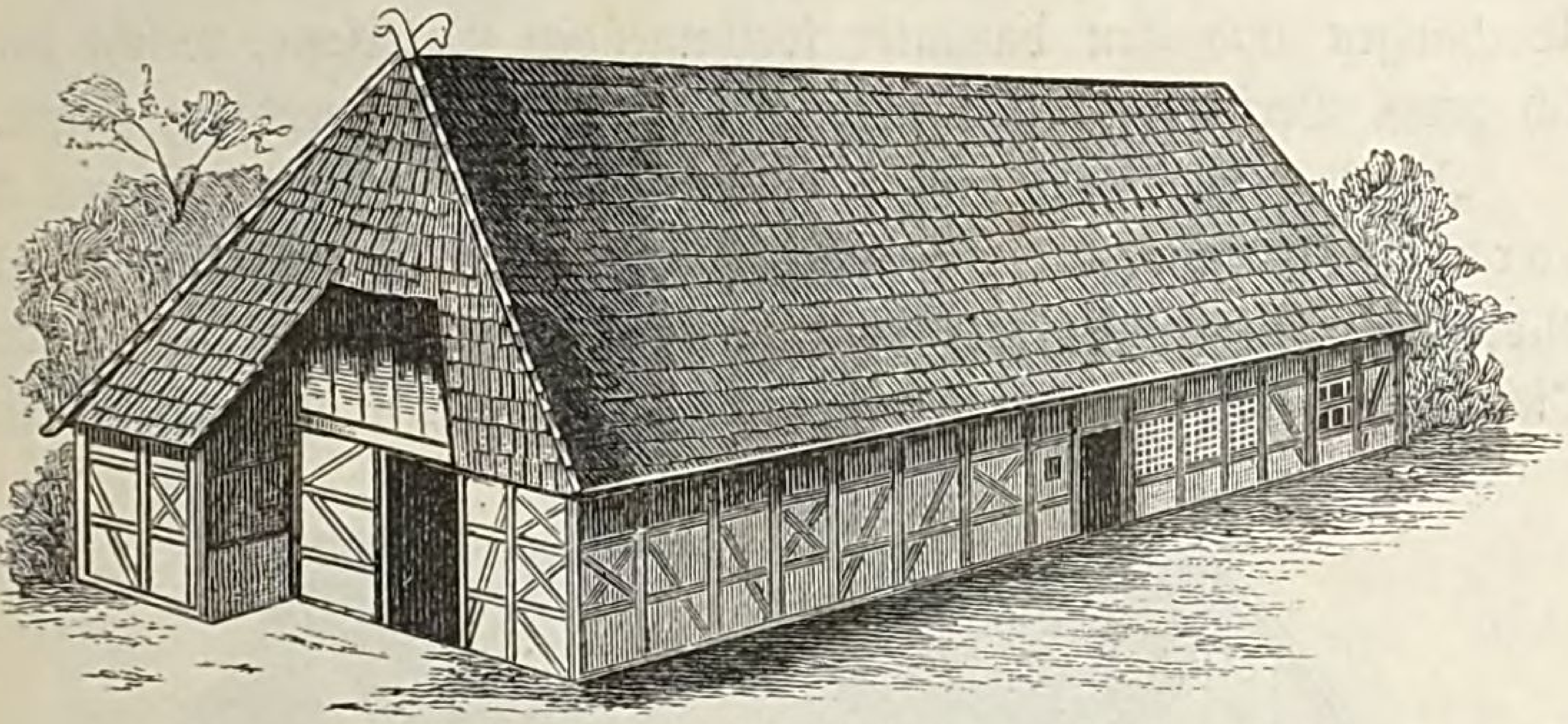


Abb. 4. Das sächsische Haus. Nach „Meitzen, das sächsische Haus".

keiten unter einem Dache. Die Mitte des Hauses bildet die Diele, zu welcher von der Giebelseite ein großes Eingangsthor führt. Zu beiden Seiten der Diele sind die Pferde und Kühe untergebracht, doch so, daß sie von der Diele aus gefüttert werden. Über der Diele und den Viehständen bis zum Dachfirst wird die Ernte aufgespeichert. Der Hintergrund der Diele wird durch einen niedrigen Herd abgeschlossen, zu dessen beiden Seiten sich die Bettstätten der Familie in engen, erhöhten Wandschränken befinden, während die Knechte oberhalb der Pferde, die Mägde oberhalb der Kühe schlafen. Der Raum für die

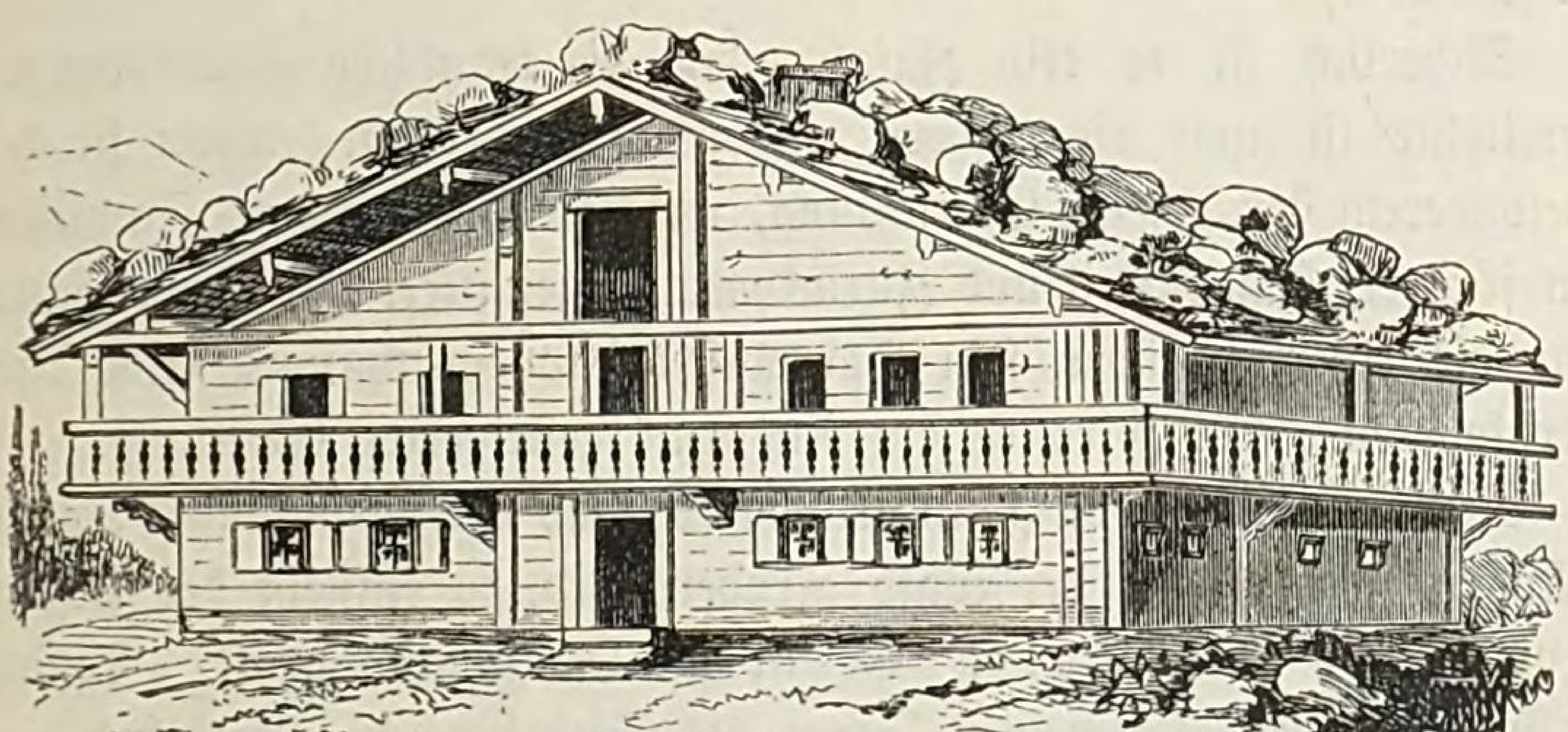


Abb. 5. Das Alpenhaus. Nach „Meitzen, das deutsche Haus".

Hauswirtschaft reicht rechts und links vom Herde bis zu den Seitenwänden des Hauses, durch welche je eine Glasthür ins Freie führt.

Viel näher ist dem fränkischen das Alpenhaus verwandt, welches aus den Alpenthälern nicht weit heraustritt. Es ist im

allgemeinen von quadratischer Form, welche, verbunden mit dem Aufgang auf Freitreppen, eine große Mannigfaltigkeit der inneren Einteilung gestattet. Namentlich ist die Lage des Feuerherdes sehr wechselnd. Besonders charakteristisch ist das flache Dach mit breiten Überhängen und den darunter fortlaufenden Galerieen, welche unter sich große Verschiedenheiten in der Anlage und Verwendung zeigen.

In den Weichselgegenden endlich begegnet uns die Form des nordischen Hauses. Sie sondert ebenso wie die fränkische ein besonderes Wohngebäude aus den wirtschaftlichen Nebengebäuden aus. Diese wie auch jenes bestehen aus einem einzigen oder zwei hinter-

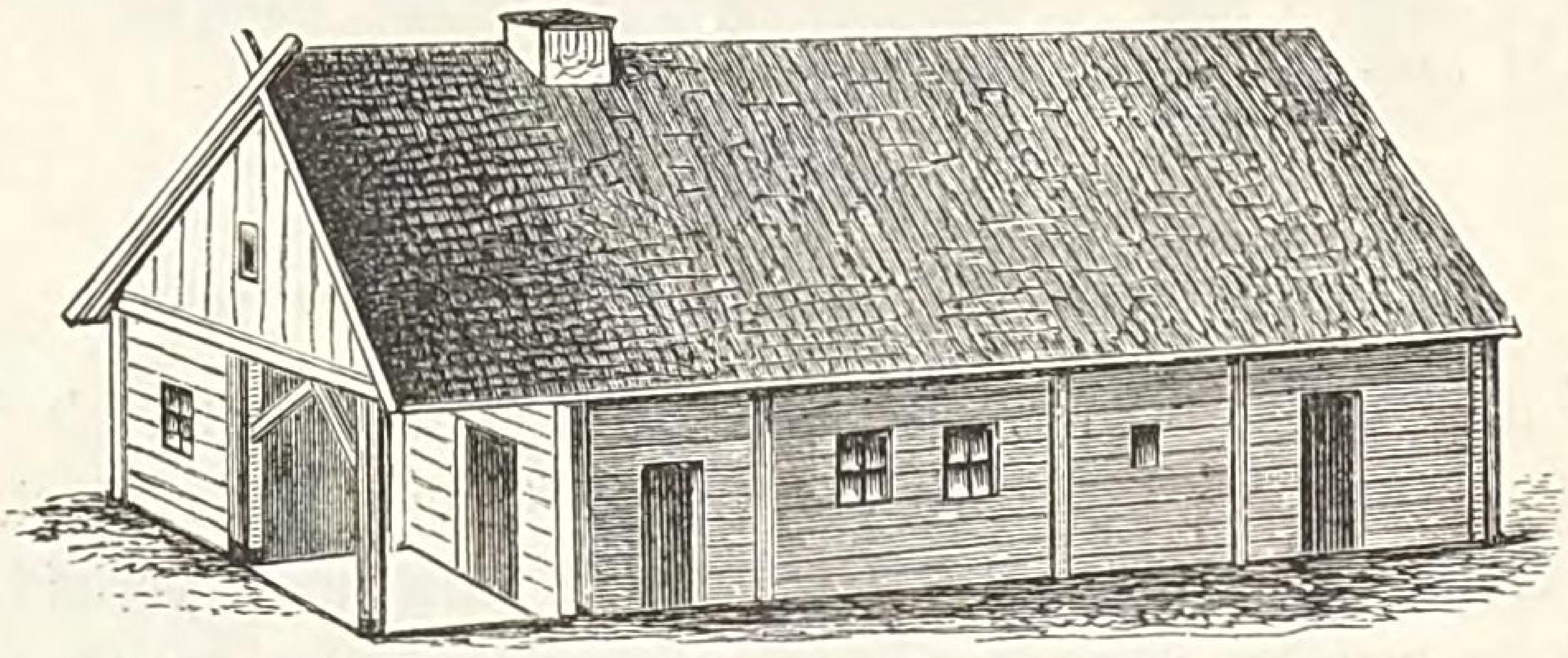


Abb. 6. Das nordische Haus. Nach „Meitzen, das deutsche Haus".

einander gelegenen Räumen, welche von der Giebelseite und zwar durch eine Vorhalle zugänglich sind und auf beiden Seiten durch Fenster erhellt sind. Die Vorhallen sind meist offen und nur durch einige Säulen getragen, kommen jedoch auch halb oder ganz geschlossen vor.

Sicherlich ist es kein Zufall, daß die fränkische Hausform die verbreitetste ist und die andern allgemach verdrängt. Denn sie hat in besonderem Grade eine Einrichtung, welche ein gebildeteres Familienleben fördert, Sauberkeit und Zurückhaltung gestattet, ohne dem Hausherrn die Übersicht über sein Hauswesen und ein thätiges Eingreifen zu erschweren. So wird es ein Ausdruck gesteigerter Gesittung.

Wenn ein noch völlig unkultiviertes Land von menschlicher Kultur in Angriff genommen, der Wald gerodet wird, so entsteht der Gegensatz von Feld und Wald. Er ist in Deutschland uralt. Später hebt sich aus der allgemeinen Form der Siedelung der Gegensatz von Stadt und Land heraus.

Ptolemäus, der im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, führt in seiner Geographie in Germanien 90 Städte auf, wahrscheinlich keltische Gründungen. Wenigstens finden viele Namen im Keltischen ihre Erklärung; die Germanen haben wohl nicht alle diese

Städte zerstört. In den von Römern beherrschten Strichen wurden von den Römern Städte angelegt, zunächst zur militärischen Sicherstellung der Grenzen sowie als Ausgangspunkt für weiteres Vordringen feste Lagerplätze. Je sicherer dieselben vor feindlichen Angriffen der Deutschen gerade erschienen, um so mehr nahmen sie den vollständigen Charakter römischer Städte an, und hatten meist bei der späteren Verdrängung der Römer schon Bedeutung genug erlangt, um auch fernerhin ihre Existenz aufrecht zu erhalten. Die Deutschen zeigten damals aber noch wenig Neigung zur Erbauung von Städten, und erst Karl der Große fing an, wenigstens feste Plätze bei ihnen anzulegen. Das Christentum begünstigte allmählich die Entstehung von Städten durch das Zusammenströmen vieler Menschen bei Kirchen mit berühmter Heiligenverehrung, woran sich ein vielfacher Handelsverkehr knüpfte. Die anfänglich nur für solche Gelegenheiten errichteten Buden oder Zelte verwandelten sich unter Begünstigung der Bischöfe nach und nach in ständige Gebäude, und es entstand eine kleine Stadt. Das Gebiet derselben wurde unter den Schutz des Ortsheiligen und eines Gottesfriedens oder Weichfriedens gestellt und das geweihte Bild des Heiligen als des Beschützers an der Grenze aufgestellt. Daher hat Weichbild, d. i. geweihtes Bild, die Bedeutung von Stadtgebiet. Das nördliche Deutschland, das Land der Sachsen, hatte verhältnismäßig die wenigsten Städte. Erst durch Heinrich I. wurde hier der Grund zur Entstehung zahlreicherer Städte gelegt. Dieser König suchte auch in Sachsen und Thüringen eine Reihe befestigter Punkte herzustellen und gründete eine Anzahl fester Burgen, namentlich bei den königlichen und den eigenen Hausdomänen, sowie bei Bischofssitzen und wichtigen Klöstern. Diese festen Burgen sind später vielfach der Kern geworden, um den städtische Ansiedelungen sich sammelten.

Die Bevölkerung der Städte, welche ursprünglich aus adligen Geschlechtern und Freien bestand, vermehrte sich besonders durch Leibeigene, welche sich dem Drucke ihrer Herren zu entziehen strebten, indem sie Wohnrecht in einer Stadt erlangten, wo sie wenigstens persönlich frei, wenn auch den älteren Geschlechtern der Stadtbewohner an Rechten nicht gleichgestellt wurden. Die wachsende Bevölkerung der Städte beförderte ganz natürlich die Entwickelung des Handels und der Handwerke, und bald waren die Städte ein wichtiges Glied im Leben des deutschen Volkes geworden.

Wie die Bischöfe schon früher, so suchten auch die Fürsten seit dem 12. und 13. Jahrhundert die gerichtsherrliche Gewalt in den

Städten zu erlangen. Häufig gelang es ihnen; aber nicht wenige Städte blieben doch unter der unmittelbaren Gerichtsherrlichkeit des Kaisers und hießen Reichsstädte. Zur Ausübung ihrer Gerichtsherrlichkeit ernannte der Gerichtsherr, Kaiser, Bischof oder Fürst, einen Vogt. Der Landadel betrachtete mit Groll das Emporblühen städtischer Macht und geriet vielfach in feindliche Berührung mit den Städten, die auch vorzugsweise durch das sich mehr und mehr ausbreitende ritterliche Raubhandwerk geschädigt wurden. Die Fürsten waren meist mehr dem Adel als den Städten hold, und so fanden sich bei den fortwährenden Kämpfen zwischen Kaiser und Fürsten die Städte auf den Kaiser als natürlichen Bundesgenossen angewiesen. Immer waren sie aber darauf bedacht, sich von der Oberherrlichkeit, unter der sie standen, mehr und mehr unabhängig zu machen, was ihnen bei den häufigen Geldverlegenheiten der Fürsten und besonders der Kaiser oft auf friedlichem Wege durch Geldzahlungen gelang; nicht selten auch wandten sie gegen Bischöfe und Fürsten Gewalt an, wo sie sich stark genug fühlten. So erstarkten, während die kaiserliche Macht ins Sinken geriet, die Städte und schlossen, um gegen die gleichzeitig wachsende Herrschsucht der Fürsten und den Übermut des Adels durch gegenseitige Unterstützung die nötige Sicherheit zu finden, die Bündnisse untereinander, von denen einige zu hoher Bedeutung gelangt sind.

Im 16. Jahrhundert halfen die Städte mit, die Bauernaufstände zu bewältigen; aber bald sahen sie, daß sie damit die Fürsten zu ihrem eigenen Nachteile gestärkt hatten. Immer suchten diese die Freiheit ihrer Städte zu beschränken und kleinere Reichsstädte unter ihre Herrschaft zu beugen, Bestrebungen, in denen sie jetzt auch von den Kaisern eher begünstigt als gehemmt wurden, und denen die veränderte Kriegsweise, die Anwendung des groben Geschützes, sehr zu statten kam. Das 15. und 16. Jahrhundert sah eine Menge solcher Kämpfe zwischen Fürsten und Städten, die häufig die letzteren unter jener Herrschaft brachten. Man brach das unabhängige Bürgertum aus Staatsklugheit, wie man früher die Burgen des Adels gebrochen hatte. Dennoch boten die Städte noch immer den Eindruck eines kräftigen, selbstbewußten, reichen Bürgertums.

Ein tiefes Sinken der Städte hatte der dreißigjährige Krieg zur Folge; viele sonst wichtige Städte haben sich seit jener Periode nie wieder erholt und sind zu Flecken herabgesunken. Aus jener Zeit stammen die Ortschaften, bei denen man gar nicht mehr unterscheiden kann, ob sie Dörfer oder Städte sind, zwitterhafte Denkmale politi-

scher Ohnmacht und socialer Erschlaffung, Urkunden für die Ausgelebtheit des Landes und die Widernatürlichkeit seiner Zustände. Solche Dorf-Städte sind dann in der Regel nicht der Sitz von Bürgern und Bauern nebeneinander, sondern vielmehr von bürgerlichen und bäuerlichen Proletariern. Aus der Zeit absoluter Fürstenmacht nach dem großen Kriege stammen besonders in den süd- und mitteldeutschen Kleinstaaten die künstlichen Städte, die man, der Natur und Geschichte trotzend, dem Lande zu Stapelplätzen des geistigen und materiellen Verkehrs octroyiert hat. Zu solchen Städten könnte man Karlsruhe im Gegensatz zu Mannheim und Konstanz, Stuttgart im Gegensatz zu Eßlingen, Reutlingen und Heilbronn, Darmstadt im Gegensatz zu Mainz und Frankfurt, Wiesbaden im Gegensatz zu Limburg u. s. w. zählen. Die neueste Zeit hat vornehmlich durch die anders gelegten Kommunikationswege und vor allem durch die Eisenbahnen gewaltige und folgenschwere Veränderungen im deutschen Städteleben herbeigeführt. Zahllose kleine Städte, volkreiche Flecken und Dörfer sind dem allmählichen Kränkeln und Absterben ebenso sicher geweiht, wie die Städte mit innerem Leben kräftig gedeihen und überraschend schnell wachsen, woran natürlich die Wiederherstellung gesunder politischer Zustände in den deutschen Landen den größten Anteil hat.

Das Mittelalter kannte keine Hauptstädte in unserm Sinne des Wortes. Das Hoflager des Landesherrn war ein durchaus wandelndes, und wie die Regentin des Himmels im Jahreslaufe alle Sternbilder ihres Gebietes durchwandert, so zeigte auch der Landesvater bald dieser, bald jener Stadt sein Angesicht. Die Chroniken und Urkunden des alten Deutschen Reiches zeugen davon, wie die Kaiser hier das Geburtsfest des Herrn, dort die Ostern, an einem dritten Orte die Pfingsten gar würdig und prächtig gehalten. Das Gefühl, daß alle Landschaften gleiche Rechte auch an die persönliche Gegenwart des Monarchen hätten, war ein durchaus lebendiges. Der Wechsel des Hoflagers machte natürlich auch einen festen Sitz der obersten Staatsbehörden unmöglich, und ebenso tagten die Stände in den verschiedensten Städten des Landes. Es war ein Wanderleben der höchsten Gewalten und der Landesverwaltung. Ein Moment in den so zahlreichen und wichtigen Veränderungen, welche im Laufe des 16. Jahrhunderts im Staats- und Völkerleben eintraten, bildet das Emporkommen großer Hauptstädte, welche nun mit überraschender Schnelle ins Ungeheure wuchsen. Sie wurden entweder selbst die bleibende Residenz des Landesherrn, oder dieselbe wurde in ihre Nähe und in den Kreis ihrer sich immer mächtiger äußernden Wirkung ge-

rückt. Für die Verwaltung aber kam im Laufe der Zeit immer mehr das Centralisationssystem auf, nach welchem die Administration der Provinzen möglichst wenig selbständig gehalten, die Hauptstadt dagegen zum Sammel- und Mittelpunkte der höchsten Landesbehörden wird. Wie Fäden von allen Enden eines Kreises nach dem Mittelpunkte laufen und dort von einer Hand gefaßt in allen Richtungen die leitende Kraft des Centrums empfinden lassen, so gestaltete sich fortan das Verhältnis der Hauptstädte zu den Provinzen. Sie begannen nun auch für andere als administrative Verhältnisse tonangebend zu werden. Dabei konnte es nicht fehlen, daß nach dem Mittelpunkte eine Menge auch unreiner Elemente hinströmten. In Deutschland sind Großstädte langsamer erwachsen als in vielen andern Ländern von Europa; aber auch hier haben sie sich einerseits als Herde sittlicher Korruption, auf der anderen Seite aber auch als großartige Sammelplätze der Kultur, Kunst und Wissenschaft erwiesen.

Übrigens unterliegt Deutschland nicht in gleicher Weise wie Frankreich der Gefahr einer Centralisation, welche das selbständige Leben der Provinzen zu töten vermöchte. Die politische Getrenntheit hat das individuelle Leben in gedeihlicher Weise gekräftigt, und auch jetzt, wo das Deutsche Reich eine Kaiserstadt besitzt, verlieren die andern deutschen Hauptstädte dadurch ihre Selbständigkeit nicht, ja selbst preußische Städte, wie Köln, Frankfurt a./M., Breslau, werden nie in gleicher Weise „Vorstädte von Berlin“ werden, wie es Rouen, Nantes und andere französische Großstädte für Paris geworden sind. Es ist als ein Zug des deutschen Charakters festzuhalten, daß jeder Individualität die Freiheit selbständiger Entwickelung gewahrt wird.

6. Deutschlands Vergangenheit.

Vor den Germanen haben Kelten den größten Teil Deutschlands innegehabt. Im 6., 5. und 4. Jahrhundert vor Christi standen sie auf der Höhe ihrer Macht. Aber aus der Urheimat des indogermanischen Stammes, die wir denn doch wohl in Osteuropa, nicht in Asien zu suchen haben, drangen Germanen gegen sie vor und drängten die Kelten allmählich über den Rhein und die Donau. Durch die geheimen Bande der Religion, Sitte und Sprache eng umschlossen und wiederum doch in eine ziemliche Anzahl besonderer Stämme zerbröckelt, verlebten sie in ihren Gauen die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, mühsam von den Römern vor weiterem

Vordringen abgehalten, bis die Not der Völkerwanderung sie erfaßte und gleich aufgeregten Wogen weit über die Grenzen ihres Ländergebietes hinausführte. Zugleich aber drangen in die ostgermanischen Gegenden, deren Bevölkerung durch die Auswandererzüge geschwächt war, Slaven ein und machten sich zu Herren an der Weichsel, an der Oder, ja der Elbe zustrebend. Und erst Jahrhunderte später ist es den Germanen wieder gelungen, diese altgermanischen Landstriche, wenigstens zum größeren Teile, zurückzugewinnen.

Durch die Berührung mit anderen Stämmen, insonderheit mit den untergehenden Kulturvölkern der Alten Welt, wankte und brach deutscher Glaube und deutsche Sitten. Es bedurfte eines neuen schöpferischen Elementes, dem das Germanentum sein Zusammenschließen aufs neue verdanke. Dies Element lag im Christentum. Im Frankenreiche vereinigte sich zuerst die größere Masse der zum Christentume bekehrten germanischen Stämme, von hier aus verpflanzte es sich weiter, bereitete durch seine einigende Kraft ein einziges Deutsches Reich vor und brachte im Volke das, was wir als dessen Eigentümlichkeit deutsches Wesen nennen, zur Entwickelung und Reife.

Das Weltreich Karls des Großen, in welchem die deutschen Gaue den wesentlichsten Teil einnahmen, zerfiel bald nach dessen Tode, und schon 843 teilten es drei seiner Enkel unter sich. Seit jenem Vertrage von Virten (Verdun) ging Deutschland seinen eigenen Entwickelungsgang.

Die Nachfolger Ludwigs des Deutschen, des ersten Königs des ostfränkischen (oder deutschen) Reichs, hatten ein stürmisches und unruhiges Leben. Bald waren sie in argem Streite mit ihren westlichen Nachbarn, bald hatten sie schwere Kämpfe mit den die Küsten und Stromufer heimsuchenden Normannen, mit den Slaven und später mit den Ungarn, die sechsmal in Deutschland einfielen. Das waren zwar böse Zeiten; aber doch war das Band der Einheit zwischen den deutschen Stämmen schon so fest gezogen, daß es der deutschen Kirche den königsüberdrüssigen Vasallen gegenüber gelang, den Thron nach dem Abgange der karolingischen Dynastie wieder zu besetzen. Konrad I. von Franken, den Karolingern verwandt, ward zum Könige gewählt (911—918). Im Gefühle, daß gegenüber der immer steigenden Macht der Fürsten ein kräftiger, mächtiger Mann die Krone tragen müsse, soll er auf dem Totenbette seinen Gegner Heinrich I., Herzog von Sachsen, zu seinem Nachfolger empfohlen haben. Dieser hat Lothringen auf 800 Jahre mit Deutschland ver-

einigt, der Macht der Ungarn den ersten Stoß versetzt, die Slaven bezwungen, das deutsche Kriegswesen verbessert und dem später sich ausbildenden Bürgerstande den Ursprung gegeben. Sein Sohn Otto I. der Große (936—973), der Italien gewann, strahlte in neuem Glanze. Seit 962 ist die römische Kaiserkrone, die Karl der Große zu Weihnacht 800 erneuert hatte, von keinem andern Haupte als dem eines deutschen Königs getragen worden durch 844 Jahre.

Wiederum war 1024 die Dynastie ausgestorben, und obwohl schon die Sachsenkaiser die Macht der Großen zu brechen versucht hatten, so waren diese doch immer noch groß genug, um jetzt das Gelüst nach Selbständigkeit fühlen zu können. Doch überwog mächtig die Idee des Deutschen Reichs, von einem Könige regiert zu sein, der unbestritten als Kaiser der erste der Christenheit sei. Zu freier Wahl kamen an den Ufern des Rheins, der damals noch an keiner Stelle von fremder Herrschaft berührt ward, nicht etwa einzelne Wahlfürsten, sondern zahlreiche adlige kriegerische Mannen aus allen deutschen Stämmen mit ihren weltlichen und geistlichen Obern zusammen. Sie wählten Konrad II., den Franken. Er ist ein kräftiger Kaiser gewesen und hat die Krone des schönen Königreichs Burgund mit der des Deutschen Reichs vereinigt, so daß die Macht des deutschen Königs bis gen Massilien am Mittelmeer reichte. Noch größeren Umfang indes gab ihr zugleich mit größerer Kraftfülle Konrads Sohn Heinrich III., welcher als römischer Kaiser mit der deutschen die burgundische und die italische Krone auf seinem Haupte vereinigte. Seiner Herrschaft südlichste Marksteine standen an der Grenze des Reiches Neapel oder Apulien. Und wie kräftig wußte Heinrich über Italien und Rom das Scepter zu strecken! Wie hat er so entscheidend in die Wirren der Papstwahl eingegriffen mit starker und weiser Kaiserhand, unwürdige Päpste entsetzt und würdige erhoben, also daß die stolzen Römer selbst bekannten: „In Gegenwart des Kaisers haben wir kein Recht zu wählen, und wenn dieser nicht zugegen ist, so vertritt doch sein Patricius seine Stelle. Wir haben gefehlt, und da unsere Wahl Unwürdige getroffen hat, so ist es jetzt Eure Sache, die Kirche der Apostel wieder einzurichten."

Im Westen schieden erst Rhone, Saone, Maas und Schelde von Heinrichs Reiche ein schwaches und ohnmächtiges Frankreich. Sinnvoll und kräftiglich ist das damalige Verhältnis der beiden Staaten in der Zusammenkunft ausgeprägt, die der deutsche Heinrich mit dem

französischen Heinrich zu Ivois am Flusse Chiers hatte. Als der Franzosenkönig dem Kaiser vorwarf, er habe ihn öfter hintergangen und seine Vorfahren hätten Lothringen listig und niederträchtig von Frankreich abgerissen: da warf unser Heinrich seinen Handschuh zuerst hin mit dem Bedeuten, er wolle sein gutes Recht durch einen Zweikampf mit dem fremden König darthun. Der aber entwich heimlich des Nachts in seine Grenzen. Im Norden galt, seitdem Konrad II. die Mark Schleswig aufgegeben, schon damals das Wort: „Die Eider des Reiches Grenze"; aber ganz Dänemark erkannte unweigerlich sich als einen Lehnsstaat, wie im Osten Polen und Ungarn, dessen König 1045 zu Regensburg dem Kaiser Heinrich Treue schwur. Damals und noch zwei Jahrhunderte lang war wahrhaftig die Kaiseridee kein leerer Traum; sie reichte in noch viel weitern Raum als die Kaiserherrschaft. Darum ist es dagewesen, daß Abgesandte des römisch-deutschen Kaisers einem Könige von Jerusalem an Palästinas Küste die Krone aufsetzten. Darum leistete ein Graf von Toulouse, ein französischer Vasall, noch 1235 dem Kaiser den Lehnseid und empfing von ihm den Ritterschlag; darum drohte das Konzil von Tours 1055 dem kastilischen Ferdinand mit dem Banne, weil er sich den Kaisertitel angemaßt und Kaiser Heinrich nicht als Oberherrn des ganzen römischen Reichs erkenne; darum schrieb König Heinrich II. von England an den Hohenstaufen Friedrich: „Unser Königreich und alles, was uns gehört, bieten wir Euch an und übergeben es Eurer Gewalt, damit dasselbe nach Euren Winken gelenkt werde. Es sei zwischen uns und zwischen unsern Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß Euch, dem Größeren, der Befehl verbleibe und uns der Gehorsam nicht fehle." Seit Friedrich I. auf dem Throne saß, verzichtete der stolze Kaiser von Byzanz auf alle Ansprüche einer Weltherrschaft und nannte sich nur noch Kaiser des neuen Rom.

Wenn man im 11. und 12. Jahrhundert einen deutschen Reichstag sah, so empfand man, daß die erste und mächtigste Nation der christlichen Erde tagte. Hier erscheinen dänische Königskinder, welche ihren Streit vor dem Kaiser schlichten, von ihm sich krönen lassen und eidlich versprechen, daß nie ein König im Dänenlande auf den Thron steigen solle ohne des römisch-deutschen Kaisers Bewilligung; dort der Polenherzog Boleslaw, der 500 Pfund Silber Tribut darbringt und allerlei Geschenke seiner Heimat, graues Pelzwerk und Marderfelle, und als Lehnsmann bei dem Kirchgange dem Kaiser das Schwert vorträgt. Hier der König von Ungarn, den Eid der Treue erneuernd; dort Gesandte vom griechischen Kaiser, die Purpurkleider

und köstliche Gewänder darbringen und um Hilfe bitten; dort ein Bote des Sultans von Ikonium mit köstlichem orientalischen Balsam, der für seinen Herrn, welcher die Taufe empfangen will, um eine deutsche Kaisertochter wirbt. Ja, wer zählt sie alle die Gesandten, die sich um den Thron des deutschen Kaisers drängen? Deutschland hat kaum eine so ruhige Zeit gehabt als unter Heinrich III., und niemals ist es monarchischer Einheit näher gewesen. Aber Gott hat es damals nicht gewollt: ganz unerwartet starb Heinrich im 39. Lebensjahre zu Bodfeld im Harze und empfahl den am Sterbelager stehenden Fürsten und Papst Victor nur sein sechsjähriges Söhnlein, das schon im dritten Jahre zum deutschen König geweihet war. „Er starb zu früh," hat man gesagt, „wenn Deutschlands Verfassung wirklich zur Monarchie umgestaltet werden sollte, zu spät, wenn wahres Königtum ganz dem deutschen Nationalcharakter und der schon tief eingewurzelten Macht der Stammesfürsten widerstritt."

Von jetzt an aber geht es abwärts mit dem Deutschen Reiche. Der unter Heinrichs Sohn und Nachfolger, Heinrich IV., entbrannte Riesenkampf zwischen Kaisertum und Papsttum erschütterte die kaiserliche Macht bis in ihre Grundfesten, vornehmlich dadurch, daß sie den gern zur Opposition gegen den König bereiten Reichsfürsten einen starken auswärtigen Bundesgenossen gab, der doch auch wieder ohne sie wenig machtvoll gewesen sein würde. Bannflüche werden gegen den König geschleudert, Gegenkönige gegen ihn aufgestellt. Wohl hätten die Könige starke Bundesgenossen in den kräftig aufstrebenden Städten finden können, wie es auch wirklich Heinrich IV. erstrebte, aber die hohenstaufischen Könige gingen andere Wege. Friedrich I., Barbarossa, suchte sich auf den kleineren Reichsadel zu stützen, was nur zu weiterer Zerstückelung Deutschlands führte. Heinrich VI., des Rotbarts Sohn, verlangte von den Ständen des Reichs, man solle die Kaiserwürde in seinem Hause erblich machen. Dafür wollte er Apulien und Sicilien, sein Erbreich, unabtrennlich mit dem Reiche vereinen, die Erblichkeit aller Lehen einführen und allen Anrechten auf den Nachlaß der Geistlichen und Bischöfe entsagen. Schon hatten 50 Fürsten unter Brief und Siegel eingewilligt, da ging herber Widerspruch besonders von den sächsischen Fürsten aus, und die Vereinbarung kam nicht zustande.

Noch einen Schritt weiter ging der geniale Friedrich II. Die großen Herzogtümer waren meist aufgelöst, die herzoglichen Rechte an die bisher den Herzögen untergeordneten Stände verteilt. Er bestätigte feierlich die erworbene Landeshoheit der Stände auf dem

Reichstage zu Mainz 1235, ohne doch Deutschland zu einer festen Gestaltung bringen zu können. Und vollends nach dem traurigen Untergange des hohenstaufischen Hauses ging von den kaiserlichen Rechten so viel an die Fürsten verloren, daß das Kaisertum von da ab seine Herrlichkeit verlor und Deutschland schon damals mehr ein Bund von freien Staaten und Gemeinden als eine Lehnsmonarchie zu nennen war.

Als eine Bestätigung der Rechte, welche die Fürsten, die Kurfürsten waren, seit den hohenstaufischen Zeiten dem deutschen Königtume abgewonnen hatten, ist die Goldene Bulle anzusehen, welche auf den Reichstagen von Nürnberg und Metz 1355 und 1356 als Grundlage der Reichsverfassung zustande gebracht wurde. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß darin sowohl die Regelung der Kaiserwahl für Deutschland, als auch die Not der Zeit in der Beschränkung des Fehderechts und in dem angebahnten Landfrieden Berücksichtigung fand; aber das, was man erwarten sollte, die Gewährung eines dauernden Reichsfriedens durch Herstellung einer im rechten Maße wirksamen Kaisergewalt mit genauer Bestimmung aller ständischen Rechte, das erfüllte sie in keiner Weise. Sie umgiebt zwar den Kaiser mit großartigem Ceremoniell und Schein, wie denn dieser Nimbus ihn bis zu des Reiches Ende schimmernd umflossen hat; aber sie raubt seiner Macht das Wesen. Sie läßt die Kurfürsten demütig dienen, aber zugleich nehmen sie dem Kaiser das Scepter aus der Hand. Die Bulle verleiht den Kurfürsten so viele Rechte und Auszeichnungen, daß es im Reiche eigentlich nun sieben Könige giebt, die gemeinschaftlich mit einem mehr dem Range als der Macht nach über ihnen stehenden Kaiser regieren.

In so großer Bevorzugung der Fürsten lag übrigens nach Deutschlands Entwickelung eine große Unbill gegen die übrigen, gleichberechtigten Stände. Es entstand unter ihnen eine Verstimmung und eine Eifersucht, die nie ganz verschwunden ist. Von jetzt an entsteht ein allgemeines Wettrennen nach Unabhängigkeit, in welchem schließlich alle gewannen, nur der Kaiser verlor.

Das wurde auch nicht besser, als wieder (1438) eine machtvolle Dynastie in den dauernden Besitz der deutschen Königskrone (die burgundische und die italische waren den deutschen Königen schon seit dem 14. Jahrhundert abhanden gekommen) gelangte. 366 Jahre haben die Habsburger die deutsche Königs- und Kaiserkrone besessen, aber für die Erstarkung des deutschen Königtums nichts gethan. Wohl klagte Maximilian, der am Ende des Mittelalters steht,

unmutig, daß andere Könige Unterthanen hätten, der deutsche Kaiser aber über Könige regiere, aber er begriff den entscheidenden Wendepunkt der Zeit nicht und hat darum einer Reform der Reichsverfassung, wie sie der tüchtige Graf Berthold, seit 1486 Erzbischof und Kurfürst von Mainz, beabsichtigte, widerstanden. In kräftiger Ausführung hätte diese Verfassung viel Unheil von Deutschland abgewendet.

Nach Maximilians Tode bewarben sich zwei Könige um die Kaiserkrone. Franz von Frankreich war der eine, der andere „Werber um die Braut" war König Karl von Spanien, Maximilians Enkel, Erzherzog Philipps und der spanischen Johanna Sohn. Man erinnerte sich, daß in Karls Adern auch deutsches Blut rolle und wählte diesen; doch wollte man sich vor fremdem Einfluß sicher stellen, des Reiches Freiheiten vor einem so mächtigen Monarchen wahren. Man legte dem Erwählten zum erstenmal eine Wahlkapitulation vor, welche von seinem Gesandten am 3. Juli 1519 angenommen und hernach von König Karl selbst bestätigt wurde.

Die Kapitulation enthielt viel Zweckmäßiges, aber von nun an ward jedem erwählten Kaiser eine Wahlkapitulation vorgelegt. Jede folgende war ausführlicher, jede zwackte mehr von den so schon schwächlichen kaiserlichen Rechten ab oder verklausulierte wenigstens bis zur Schwerfälligkeit und langsamen Ängstlichkeit das kaiserliche Thun.

Unter Karl V. wurde Deutschland Ausgangspunkt und Schauplatz des großartigsten Geisteskampfes, der je auf dem Gebiete der Kirche gefochten und bis jetzt noch nicht zu Ende geschlagen ist, der Reformation. Für die deutsche Reichsverfassung ist sie verhängnisvoll gewesen. Lutheraner, Calvinisten und Katholiken standen als deutsche Brüder von nun an sich vollkommen wie fremde Nationen gegenüber.

Das immer mehr auf Deutschlands Schwäche und Zerspaltung spekulierende Frankreich hat die Verhältnisse geschickt ausgebeutet, und leider kam eine „ausländernde Partei" unter den deutschen Fürsten ihm nur zu willig entgegen. Die Reformatoren sind an diesem Treiben außer Schuld. Während sich bald eine Partei von Juristen und Staatsmännern bildete, welche die Reformation politisch, der Fürstengewalt zum Nutzen, ausbeuten wollte, war es Luther unzweifelhaft, man müsse dem Kaiser gehorchen in aller Weise, und ein Auflehnen gegen den Kaiser schien ihm so verwerflich und thöricht, „als wenn der Bürgermeister von Torgau nicht seinem Kurfürsten gehorchen wolle". Mit derselben Festigkeit war er gegen jede Schild-

erhebung der zu Schmalkalden verbundenen Fürsten, gegen jeden Anschluß an Frankreich. Auch Melanchthon dachte nicht anders; er hörte es mit tiefem Schmerz, wie Metz, Tul und Virten den Franzosen als den Bundesgenossen des Kurfürsten Moritz zur Beute wurden.

Noch bei Karls Lebzeiten hatte der Religionsfriede zu Augsburg 1555 vorläufig das Zurechtbestehen der Lehre Augsburgischer Konfession gesichert, aber noch genug Zündstoff zurückgelassen. Man empfand auch nachher in Deutschland die ab und zu durch fernes Grollen unterbrochene Schwüle, welche dem Ausbruche des Gewitters vorausgeht. Auf eine Vereinigung beider Religionsparteien, die Karl V. nie aufgegeben hatte, war nicht mehr zu rechnen. Beide Teile sollten also gemeinsam im deutschen Vaterhause wohnen und sich auseinandersetzen: ein schwieriges Werk für den immer zu neuen Flammen emporflackernden Parteihaß. Zwischen dem allen erscheint nun an tausend Stellen offen, an andern verdeckt, die alte Fürstenopposition gegen die noch gebliebene Kaisergewalt, nun emsig von Frankreich geschürt. Man konnte den Ausbruch schrecklicher Wirren voraussehen, sobald eine kräftige, in der alten Kaiseridee lebende Persönlichkeit den deutschen Thron besteigen würde. Das geschah, als 1619 F e r d i n a n d II. Kaiser ward. Ihm schwebte als Ziel die Unterdrückung der Protestanten vor, um auf Grundlage der damit wiederhergestellten Bekenntniseinheit Deutschland in ein habsburgisches Erbreich zu verwandeln. Gegen solche Gefahr indes gelang es dem Protestantismus und dem deutschen Fürstentum, wenn auch nur mit Hilfe Schwedens und Frankreichs, in dem dreißigjährigen Kriege sich zu behaupten: wie es der Westfälische Friede zu klarem Ausdruck bringt. In Bezug auf Religions- und Verfassungsangelegenheiten wurde der Augsburger Religionsfriede bestätigt und jetzt auch auf die Reformierten ausgedehnt. In Religionssachen sollte künftig auf Reichstagen nicht Stimmenmehrheit gelten, nur gütliche Unterhandlung. Für den Besitzstand der verschiedenen Konfessionen wurde der 1. Januar 1624 für die meisten Länder als Normaltag angenommen. Das Reichskammergericht sollte eben so viele katholische wie evangelische Beisitzer haben.

Den Reichsständen wurden alle Territorialrechte, die sie bis dahin erworben, verbürgt. Sie erhielten jetzt alle das Recht, Bündnisse mit Auswärtigen aufzurichten, vorbehaltlich der Rechte des Kaisers und des Reichs. Ohne der Stände Beistimmung sollte kein Gesetz vom Kaiser erlassen, keine Steuer ausgeschrieben, kein Krieg

erklärt werden dürfen. Die Souveränität des deutschen Territorialfürstentums wurde anerkannt.

Der Westfälische Friede bildete das Grundgesetz des schwachen staatlichen Organismus, den man Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation nannte.

Immer rascher zerfiel nach dem Westfälischen Frieden das Reich; immer gewaltiger trat der Partikularismus auf und verdrängte den deutschen Nationalsinn. Wie das Franzosentum sich in unsere Sprache und Litteratur einnistete, so erschien auch französische Staatsweisheit den deutschen Fürsten als das Höchste, und der Absolutismus der französischen Könige als ihr Ideal. Überall fast wurden die Rechte unserer alten, nach deutscher Art und Vernunft zusammengesetzten Landstände durch die Fürsten beseitigt oder geschmälert; es bereiteten sich die Zustände vor, die hernach Unheil über Unheil gebracht haben. Dem Auslande gegenüber erschien Deutschland als Reich schwach und ohnmächtig, ratlos einem so mächtigen, von solchen Talenten im Kabinett und im Felde unterstützten Eroberungskönige gegenüber, als Ludwig XIV. war. In jedem seiner Kriege entriß er der schwachen Krone Spanien einen Teil ihrer Niederlande und damit auch dem Deutschen Reiche feste und herrliche Städte des burgundischen Kreises. Der Friede von Nymwegen machte wieder ein spanisch-deutsches Land, die Freigrafschaft Burgund mit der Stadt Bisanz, französisch; selbst auf dem rechten Ufer ward Freiburg abgetreten. Immer höher stieg der Fremden Frechheit. Auf Ludwigs Machtgebot untersuchten Reunionskammern, was irgend je zu den Gebieten gehört habe, die im Westfälischen Frieden der Krone Frankreich abgetreten worden; dem unerhörten Richterspruche folgte rasche Exekution gegen eine Menge deutscher Herrschaften und Städte. Am meisten gelüstete den König nach Straßburg; am 28. September 1681 besetzte Frankreich mitten im Frieden die deutsche Reichsstadt.

Wohl dient zur Entschuldigung des Reichs, daß mit den Franzosen gleichzeitig die Türken die Ostgrenze bedrängten und sogar vor Wien erschienen; wohl ist es erhebend, Ludwig von Baden-Baden und Prinz Eugen, den edlen Ritter, herrliche Siege über den Halbmond erfechten zu sehen. Aber so man den Blick wegwendet von den Schlachtfeldern von Salankemen und Zentha, zeigt sich nichts als schwächliche Ohnmacht. Der seit 1663 zu Regensburg permanente Reichstag versank in Kleinlichkeit und langweilig schleppenden Formelkram. Während die Franzosen schon mitten im Reiche standen, beriet man noch über des Heiligen Römischen Reiches Kriegserklärung.

Dem Artikel „Religionsbeschwerde“ fehlte es nie an Stoff zu den bittersten und dabei kleinlichsten Zänkereien. Fast noch mehr nahm das Ceremoniell alle Gemüter in Anspruch. Man disputierte am Reichstage über das Prädikat Excellenz zwischen kurfürstlichen und fürstlichen Gesandten, über Gesundheiten, über Maienstecken und einen Schritt mehr oder weniger. Im Jahre 1748 erschienen nicht weniger als zehn Staatsschriften wegen Tafelranges, über rote und grüne Sessel, goldene und silberne Bestecke, über Sitzen auf dem Teppiche, außer demselben oder doch auf den Fransen desselben.

Und das alles der drohendsten Gefahr gegenüber! „Ich weiß leider nur zu gut,“ lauten Worte Prinz Eugens aus dem Jahre 1714, „daß, nachdem die politischen Verhältnisse Europas nunmehr für alle künftigen Jahrhunderte verdorben worden, selbst der beste Friede mit Frankreich ein stummer Krieg ist. Es läßt sich sehr leicht berechnen, daß Frankreich bei der ersten Gelegenheit immer weiter gehen und den Rhein zur Grenze verlangen wird.“ — „Elsaß und Lothringen, vom Deutschen Reiche losgerissen,“ sagt Friedrich der Große, „haben die französische Herrschaft bis an den Rhein erweitert, und es wird nun gewünscht, sie diesen Strom entlang fortzuführen... Was thut die Staatskunst Frankreichs, um zur Universalmonarchie zu gelangen? Sie streut die Samenkörner der Zwietracht unter die Reichsfürsten, sie versteht es, die Freundschaft der Souveräne zu gewinnen, die sie braucht, und listigerweise die Interessen der Kleinen gegen die Mächtigen zu unterstützen. Die meisten der jetzigen Fürsten Europas sind so thöricht wie einst die Griechen, die, eingeschläfert in verderbliche Sicherheit, es versäumten, sich mit ihren Nachbarn zu vereinen, und dadurch ihren sonst unvermeidlichen Untergang abzuwenden.“

Indes in dem alterschwachen Reiche wuchs inzwischen ein jugendkräftiges Preußen auf; aber je mehr es in selbständiger Entwickelung die Glieder rührte, desto weiter krachte, durch kein innerliches Band mehr zusammengehalten, das morsche Reich auseinander.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und die Einsicht, diese Gesamtheit gegenüber den mächtigen Nachbarstaaten mit vereinter Kraft zu wahren, fehlte: das ehrwürdige Gebäude des Deutschen Reiches mußte bei dem ersten kräftigen Anstoße in sich zusammenbrechen.

Der alte Feind Frankreich hat dem Reich in der Napoleonischen Zeit den Todesstoß gegeben.

Schon im Jahre 1805 hatte Napoleon eine Anzahl süddeutscher Fürsten vermocht, sich mit ihm zu verbünden. Im Juli 1806 ließen sich dann 16 deutsche Fürsten bestimmen, in einen engeren Bund, wie ihn vordem schon Mazarin ins Werk zu setzen gesucht hatte, in den Rheinbund, zusammenzutreten und Napoleon als Protektor anzuerkennen. Daraufhin gaben in einer Feriensitzung des Regensburger Reichstags die Gesandten einiger der Rheinbundfürsten die Erklärung ab, daß ihre Herren „es ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke" für angemessen fänden, sich von dem Heiligen Römischen Reiche feierlich loszusagen. Der anwesende französische Gesandte fügte die Anzeige hinzu, daß Napoleon überhaupt das Reich nicht mehr anerkenne. Darauf antwortete der damalige Kaiser Franz II. am 6. August 1806 mit der Erklärung, daß er die deutsche Krone niederlege und daß „das reichsoberhauptliche Amt und Würde" erloschen sei. Das war das klägliche Ende des tausendjährigen römisch-deutschen Kaisertums!

Die nördlichen deutschen Staaten wollte Preußen in einem nördlichen Bunde unter seinem Protektorate sammeln. Nachdem Napoleon aber auch Preußen niedergeschlagen hatte, traten sie sämtlich außer Preußen zum Rheinbunde. Ihr Anschluß war weniger ein Werk des freien Willens als der Notwendigkeit.

Aus tiefster Erniedrigung wurde Preußen und mit ihm Deutschland in den Befreiungskriegen herausgerissen. Im gewaltigen Aufschwunge hatte sich das gesamte Volk gegen die Fremdherrschaft geeint; die ungeheuersten Opfer wurden von allen Seiten gebracht. Napoleon mußte erkennen, daß er nicht mehr mit den deutschen Höfen, sondern mit dem deutschen Volke zu kämpfen hatte; in solchem Kampfe unterlag er. Wie immer hatte in dem harten Strauß gegen den Gewaltigen die Hoffnung das deutsche Volk gestärkt und aufrecht gehalten. Man hoffte, daß dem alten Reichsfeinde wenigstens Elsaß und Lothringen als gerechte Beute abgenommen werde; man hoffte, daß Deutschland frei, stark und einig, Europas kräftiges Mittelreich werde; man hoffte, so manche schmerzliche Wunde, welche die Napoleonische Zeit geschlagen, geheilt zu sehen; doch alles Hoffen war umsonst. An ein starkes Deutsches Reich war bei dem Widerstreben der deutschen Kleinstaaten unter der Führung Österreichs und bei der Abneigung der fremden Großmächte nicht zu denken. Allenthalben stießen die Pläne Preußens, Deutschland eine starke Verfassung zu geben, auf den stärksten Widerstand. Sieben Monate lang war die

Beratung der deutschen Bundesakte auf dem Wiener Kongresse verschleppt worden; schon dachte man an den Schluß des Kongresses; so wurde sie denn in 14 Tagen (vom 26. Mai bis 8. Juni 1815) rasch übers Knie gebrochen. Nur die ersten elf Artikel der Bundesakte wurden in die Schlußakte des Kongresses eingefügt und dadurch unter den Schutz sämtlicher Kongreßmächte gestellt. Dann wurden noch nachträglich mehrere Artikel hinzugefügt, und am 10. Juni unterzeichneten 36 souveräne deutsche Fürsten die auf diese Weise entstandene Bundesakte, das Grundgesetz des neu gebildeten Deutschen Bundes. Später traten auch die noch fehlenden drei hinzu.

Indes konnte eine so kümmerliche Schöpfung nach dem gewaltigen Aufschwunge der Befreiungskriege das deutsche Volk wirklich befriedigen? Sie hielt noch weniger, als sie versprach: deshalb warf sie der Revolutionssturm von 1848 schnell über den Haufen. Doch trotz aller Verhandlungen, die das Frankfurter Parlament, welches aus Abgeordneten des ganzen deutschen Volkes in jenem Jahre zusammengetreten war, führte, gelangte man nicht zu einer einheitlichen Ordnung. Mit dem Erstarken Österreichs nach den Revolutionsstürmen von 1848 und 1849 schwand die letzte Hoffnung: die alte klägliche Verfassung wurde wiederhergestellt und der Bundestag begann seine Thätigkeit von neuem.

Aber die Sehnsucht nach einem einigen Deutschland blieb lebendig in den Herzen des Volkes; es wandte sein Auge auf Preußen, das schon in den Befreiungskriegen das glorreichste Beispiel der Erhebung und nationalen Opferfreudigkeit gegeben hatte. Hatte dieses schon seit 1819 versucht, im deutschen Zollverein die meisten kleineren Staaten enger mit sich dadurch zu verbinden, daß es sich gemeinschaftlich mit diesen zu einem einzigen Handelsgebiete vereinigte und die hemmenden Zollschranken unter sich aufhob, so nahm es infolge seiner Rührigkeit auf allen Gebieten des Handels, der Wissenschaft und der Industrie, vorzüglich aber infolge seiner ausgezeichneten militärischen Tüchtigkeit den Nachbarstaaten gegenüber eine tonangebende Stelle ein. Als es ferner aus dem Kampfe mit Österreich und dessen deutschen Verbündeten im Jahre 1866 siegreich hervorging, trat es mit sämtlichen deutschen Bundesstaaten nördlich vom Main nach Auflösung des alten Deutschen Bundes in einen festergefugten, in den Norddeutschen Bund zusammen und übernahm von nun an, nachdem Österreich ausgeschieden war, die Führung in Deutschland. Denn auch die süddeutschen Staaten (Bayern, Württemberg, Baden

und Hessen) schlossen mit dem Norddeutschen Bunde Schutz- und Trutzbündnisse und unterwarfen sich für den Kriegsfall dem Oberbefehle Preußens.

7. Das neue Deutsche Reich.

In überraschend schneller Weise haben sich nur wenige Jahre nach der Gründung des Norddeutschen Bundes die Hoffnungen derer erfüllt, die in den getroffenen Einrichtungen die Grundlagen zu einem einigen, großen und mächtigen Vaterlande sahen. Der gewaltige deutsch-französische Krieg, den der Kaiser der Franzosen Napoleon III. zunächst gegen Preußen heraufbeschworen hatte, war die mächtige Feuersglut, die die einzelnen deutschen Stämme zum einigen Volke zusammenschmiedete. Am 19. Juli 1870 begann mit der französischen Kriegserklärung an Preußen der Krieg, und als am 10. Mai 1871 der Friedensvertrag zu Frankfurt a. M. denselben abschloß, war bereits die deutsche Einheit ins Leben getreten; bereits bestand wieder ein Deutsches Reich; es waltete hochgeehrt wieder ein deutscher Kaiser, und ein Reichstag, der außer Luxemburg und den deutschen Provinzen Österreichs die Abgeordneten aller deutschen Stämme in sich vereinigte, tagte in der neuen Kaiserstadt an der Spree.

Mit dem Beginn des Krieges war das gesamte deutsche Volk von einmütiger, ebenso thatkräftiger als nachhaltiger Begeisterung für den Krieg gegen die Franzosen erfaßt worden. Unter der Oberleitung des Königs Wilhelm I. von Preußen und seines großen Kanzlers, des Fürsten Otto von Bismarck, und unter der Führung großer Feldherren, die sich um den Grafen von Moltke, den Chef des norddeutschen großen Generalstabes scharten, erfochten nord- und süddeutsche Truppen unter ungeheueren Anstrengungen und schweren Opfern mit begeisterter Hingebung und glänzender Tapferkeit eine in der Kriegsgeschichte geradezu beispiellose Reihe von Erfolgen, welche die deutschen Armeeen tief hinein nach Frankreich führten, die Hauptstadt Paris zur Ergebung nötigten und den für Deutschland ruhm- und erfolgreichen Frankfurter Frieden herbeiführten.

Es war undenkbar, daß mit dem Friedensschlusse die treuen Kampf- und Siegesgenossen aus Nord und Süd wieder zu kühlen Nachbarn auseinandertreten könnten. Dies Gefühl war auf beiden Seiten gleich lebendig. Jetzt war der rechte Moment zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums gekommen. Durch die Zu-

sicherung gewisser Reservatrechte wurde der König von Bayern bestimmt, die einleitenden Schritte zu thun: durch Sonderschreiben lud er die sämtlichen Regierungen Deutschlands ein, den König von Preußen um die Wiederherstellung des Deutschen Reichs und die Übernahme der deutschen Kaiserwürde zu bitten. Sämtliche deutsche Staaten stimmten der Einladung bei, mit Jubel begrüßte sie das ganze Volk.

So fand denn in der Spiegelgalerie des Schlosses von Versailles, wo sich damals das Große Hauptquartier der deutschen Armeeen befand, am 18. Januar 1871, dem Gedenktage der Erhebung Preußens zum Königreiche, nach vorausgegangenem Gottesdienste vor den versammelten deutschen Fürsten und Prinzen, den Generalen und Deputationen der vor Paris liegenden Regimenter mit ihren Fahnen und Standarten, die feierliche Proklamierung des neuen deutschen Kaisertums statt.

Das Träumen und Sehnen des deutschen Volkes war erfüllt: Deutschland hatte sich selbst wiedergewonnen. Ein Kaisertum im Hause der Hohenzollern war in Deutschland aufgerichtet, glänzender als das der Hohenstaufen, kraftvoller, als je eines in deutschen Landen gewesen war.

Das Deutsche Reich umfaßt mit seinen Einzelstaaten einen Flächenraum von 540 596 qkm. Es nimmt daher nach seinem Flächengehalt unter den europäischen Staaten die dritte Stelle (nur Rußland und Österreich sind größer), nach seiner Einwohnerzahl die zweite ein, denn dieselbe, welche 49 422 928 Bewohner am 1. Dezember 1890 nachwies, wird nur von der Rußlands übertroffen.

Die Tapferkeit und Tüchtigkeit der deutschen Heere hat das Deutsche Kaiserreich gründen helfen, sie werden es auch in der Zukunft behüten. Und was der greise Heldenkaiser in Versailles am 18. Januar 1871 als Bitte und Wunsch aussprach, daß Gott ihm und seinen Nachfolgern an der Kaiserkrone verleihen wolle, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung: das hat sich bisher erfüllt und möge sich mit Gottes Beistand auch unter seinen glorreichen Nachfolgern erfüllen zum Heile deutschen Namens!



Der Gipfel des Montblanc.

II. Das Alpenland.

1. Die Alpen und ihr Gerüst.

Wie ein Wolkengebilde, von gelblichem oder rötlichem Scheine angeflogen, nach rechts und links unabsehbar, in bläulichem Dufte verschwimmend, erscheinen schon in großer Ferne dem Nahenden die Alpen. Aber die schmale schimmernde Franse am Saume des Gesichtskreises hebt sich beim Nahen, sie wächst zu einer Felsenmauer empor; wir unterscheiden die wellenförmigen Umrißlinien mehrerer Gebirgskämme, die sich stufenförmig einer über den andern zu erheben scheinen, hie und da von einem silbern umkränzten Gebirgshaupte überragt. So bieten großartige Ausblicke der Peißenberg in Bayern, der Feldberg und der Belchen im Schwarzwalde, die Höhe südlich von Tuttlingen, der Frauenturm in München, der Pöstlingberg bei Linz. Der Jura scheint von der Natur selbst wie zum Schaugerüste vor die Alpen hingestellt. Vom Weißenstein bei Solothurn genießt man ein Alpenbild von 500 km Länge, von der Dauphiné bis Tirol. Das Panorama des Schafberges und des Rigi sind gefeiert. Aber hinein in den Formenreichtum des Gebirges lassen uns die vorgeschobenen Alpengipfel, wie das Faulhorn, blicken: die hohen Schneedome freilich verstecken sich hinter den Vorbergen, aber diese steigen als gewaltige Bergmassen mit zackigen Felsstirnen aus dem Wirrsal durcheinander laufender Linien auf. Ein wundervoller Blick thut sich von Interlaken aus auf. Im Vordergrunde, wenn wir das Auge südwärts auf den gewaltigen Alpenzug richten, lagern sich waldbedeckte, breite dunkle Höhenzüge, den Mittelgrund erfüllen kahle oder mit grünen Matten überkleidete Berge und im Hintergrunde des breiten Durchblickes, den die auseinander tretenden Berge

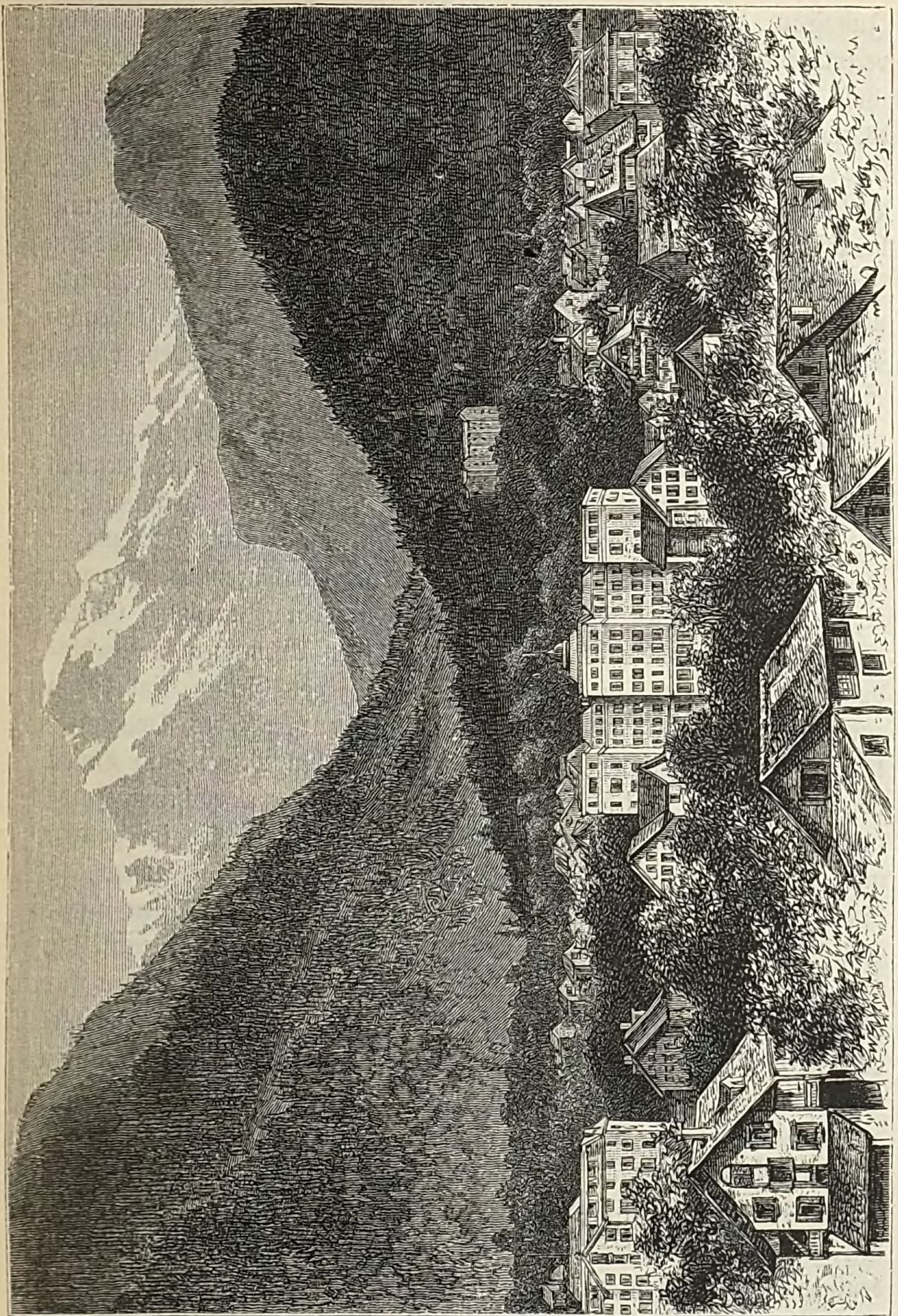


Abb. 7. Interlaken mit der Jungfrau.

eröffnen, baut sich die prachtvolle, weiß glitzernde, regelmäßige Pyramide der Jungfrau auf, in ruhiger Majestät, selbständig, bestimmt aus den sie umgebenden Firnmauern emporwachsend. Wir treten noch näher heran. Auf der Wengenalp stehen wir vor der

Jungfrau, dem majestätischen Berge gerade gegenüber; das Auge verfolgt die Falten ihres Schneemantels, wir sehen und hören von ihren Hängen die Schneelawinen ins Thal donnern. — Herrlich ist es, wenn dann die untergehende Sonne Felsen und Berge in dunkelrote Färbung taucht, bis sie nach Untergang der Sonne wie eine Welt von hehren, blassen Geistern stumm und still vom Himmel herabschauen. Aber nur selten wird dem Wanderer das erhabene Schauspiel des Alpenglühens zu teil; dann überzieht der Sonnenuntergang die höchsten beschneiten Alpenspitzen mit einer lohenden Glutröte, während ringsum die ganze Landschaft schon in dem blauen Schatten der Dämmerung liegt.

Die Alpen, zwischen 43° und 48° n. Br. gelagert, liegen fast genau in der Mitte zwischen Äquator und Nordpol und ziemlich unter gleicher Breite mit dem Kaukasus. Indem sie zwischen 22° und 34° ö. L. sich erstrecken, behaupten sie eine centrale Stellung in Hocheuropa, und sind nach des alten Geschichtsschreibers Happel Ausdruck fast mitten in Europa durch sonderbare Vorsehung Gottes geordnet. Im Südwesten stehen sie mit den Apenninen in Verbindung und berühren, ja umziehen den Busen von Genua; im Osten endigt die Hauptkette an der Donau, an der Grenze des Donautieflandes, die südöstlichen Vorketten am Adriatischen Meere, am Busen von Fiume und schließen sich an die Gebirge der griechischen Halbinsel an. Faßt man, um die Gestalt des Alpengebirges im ganzen und großen anzugeben, die südöstlichen Vorketten in die Augen, so bilden die Alpen einen etwas schief gelegten Halbmond, dessen offene Seite nach Italien sieht, während die geschlossene sich nach Frankreich, Deutschland und Österreich wendet. Läßt man jene Südalpen für die Betrachtung bei Seite, so bilden die Alpen einen stumpfen Winkel von 110°, dessen Spitze in den Montblanc fällt. Die höchsten Gipfel liegen da, wo beide Schenkel sich nähern und zusammentreffen, als wenn dort die hebende Kraft bei größerem Widerstande der zu zerbrechenden Masse am wirksamsten gewesen wäre. Die Breite ist gerade bei der Winkelspitze, der Montblancgruppe, am geringsten und beträgt nur 130 km. Die westliche Linie des Winkels, welcher deutsches Gebiet nicht berührt, ist die kürzere; die östliche dagegen, an dessen Nordseite sich deutsches Land anlehnt, ist die längere und ausgebreitetere. Sie wird, je weiter sie sich entfaltet, desto niedriger und entäußert sich auch sonst des Alpencharakters mehr und mehr, während die westliche Linie durch Wildheit und Schroffheit ausgezeichnet und an Höhe der Gipfel dem erhabensten Teile der andern

gleich ist. Das ganze Oval der Alpen von Nizza bis Wien ist 1000 km lang, die mittlere Breite beträgt 220 km. Den Flächeninhalt des Gebietes (im engern Sinne) berechnet man auf 220000 qkm. Demnach sind die Alpen weder das längste, noch das ausgedehnteste Gebirge von Europa: an Ausdehnung übertrifft sie das skandinavische Gebirge, an Länge der Ural; aber sie sind das höchste. Nicht nur, daß sie den höchsten Gipfel Europas überhaupt enthalten, zeigen sie auch die größte mittlere Erhebung: eine Hochebene, durch Ausfüllung der Vertiefungen vermittelst der Erhebungen aus den Alpen hergestellt, würde eine Höhe von 1400 m haben, während sie, aus den skandinavischen Gebirgen in gleicher Weise gebildet, nur 650 m Höhe ergeben würde. Über die Oberfläche von ganz Europa verteilt, würden die Alpen dieselbe um 27 m erhöhen. Freilich mit den höchsten Gebirgen Asiens und Amerikas verglichen, machen die Alpen immer noch einen sehr bescheidenen Eindruck.

Die Alpenmauer teilt Europa in seine großen natürlichen Provinzen. Sie scheidet seinen Lufthimmel, seine großen Klimate in einen Norden und Süden, Westen und Osten. Sie scheidet seine Stromgebiete und Stufenländer, die Stämme, die Sprachen der Völker, die Staaten. Auch der Fauna und Flora setzt sie ihre natürlichen Grenzen. Allein diese Scheidung ist keine absolute Trennung und Isolierung, weder des Südens vom Norden, noch des Westens vom Osten. Denn überall führen teils zu den Seiten, teils mitten hindurch Stromthäler, Thalschluchten, Pässe und die verschiedensten Arten natürlicher und künstlicher Kommunikationen. Denn bei seiner Höhe zeigt das Alpengebirge zugleich eine Geteiltheit und außerordentliche Eingeschnittenheit, welche es in ganz besonderem Grade wegsam und zugänglich macht; es trennt und verbindet zwei Welten, und ist doch eine Welt für sich. In seinen zahllosen Zerklüftungen und Verzweigungen eröffnet es einen Blick in die Erdrinde. In sich selbst ist das Gebirge ein nie sich wiederholendes; vielmehr stellt es sich immer in neuen Bildern dar. Wie es auf dem gleichen Grundgestell mit jedem Tausend von Metern seiner Erhebung ein anderes wird, so auch sein Pflanzen- und Tierleben, seine Luft, seine Sonne, sein Klima, sein ganzer Charakter. Naturerscheinungen, die zu ihrer Entstehung auf dem Flachlande ungeheure Distanzen bedürfen, drängt das Gebirge in engem Raume zusammen und giebt eine große Masse solcher, die nur ihm angehören und nur ihm möglich sind, noch dazu.

Den großen Vorzug der Wegsamkeit verdanken die Alpen der besonderen Art ihres Baues. Die älteren Geographen stellten die

Alpen als ein System paralleler Ketten dar, welche nach ihrer Höhe stockwerkartig geordnet seien, so daß immer die höchsten die Mitte einnehmen und die Wasserscheide bilden. Allein die neueren Untersuchungen ergeben unwidersprechlich, daß die Alpen kein Kettengebirge sind. Das ursprüngliche Gebirge geschichteter Gesteine, meist Kalkgesteine, ist an etwa 36 Stellen von krystallinischen Gesteinen durchbrochen worden, welche beim Durchbruche ihre Felsmassen in Formen von Fächern auseinander legten, indem sie zugleich den Boden, aus welchem sie sich erheben, nach allen Seiten zurückdrängten. Dadurch sind die alten Sedimentschichten teils nur emporgehoben, teils steil aufgerichtet, teils zurückgeworfen, teils hoch aufgebauscht worden, je nach der Stärke des Widerstandes, den sie leisteten und der Gewalt des Durchbruchs. Inselartig erscheinen die krystallinischen Centralmassen dem Gebirge eingefügt; meist umfassen sie die Stellen der höchsten Erhebung. Daher die unregelmäßige Lage der Hochgipfel in den Alpen, die ungleichmäßige Massenverteilung im Gebirge, die Zerstörung der Regelmäßigkeit der Streichungslinien.

Im allgemeinen nehmen die krystallinischen Massivs die mittlere Zone des Gebirges ein; die Seitenzonen bilden die Kalkalpen. Sie bestehen aus Kalkstein, Sandstein und Schiefer. Von ferne gesehen, erscheinen sie in lichterer Färbung und oft abenteuerlicher Gestaltung, als Vorwall der Hochfeste Europas. Wo diese Mittelzone zu einer größern Höhe als die Kalkalpen aufsteigt, da erheben sich diese in dem Abstande einer Stunde vom tiefsten Einschnitte bis zur erhabensten Zinne, welche 3000 m absoluter Höhe und darüber erreicht. Auf den untersten steilsten Sockel folgt gewöhnlich eine mit Wiesen bedeckte Hochfläche, und das letzte Stück steigt wieder steil zum Gipfel. Die in der Mittelzone völlig fehlende Form des Plateaus ist in den Kalkalpen vertreten. Die hohen Gipfel umsetzen öfters ein Hochplateau von der furchtbarsten Öde. Die Namen „steinernes Meer“, „übergossene Alp“, „totes Gebirg“, „Höllengebirg“, „verwunschene Alm“ zeichnen es treffend. Dort ist ein Gewirr von schneidend scharfen Klippen, zahllosen kleinern und größern Spitzen und Zacken: ein wahres Chaos ohne Vegetation, hie und da durch Schneefelder unterbrochen. Die Trostlosigkeit der Wanderung wird durch den Mangel an Aussicht erhöht; auf stark betretenen Übergängen ist der Weg durch kleine Steinhaufen („Tauben“) bezeichnet, denn bei Nebel und Regen irrt selbst der Kundigste. Unvergängliche Eisdecken, wie die Mittelzone sie in so weiten Gebieten aufweist, behalten hier nur einzelne Gipfel. Auch Gletscher, deren Bildung der

gewöhnliche Alpenkalk nicht begünstigt, sind viel seltener. An der Stelle dieser Schnee-Eisströme stürzen hier zwischen den Zinken und Nadeln des Kalkgebirges Steinströme herab auf die Fluren der Tiefe und ertöten alles Leben, bis nach langer Zeit auch auf diesen Stätten der Verwüstung, auf diesen gefüllten Betten eine Pflanzendecke sich entwickelt. Auch die Höhlenbildung und der Wechsel zwischen Wassermangel und mit Flußmächtigkeit hervorbrechenden Quellen ist ein charakteristisches Kennzeichen der Kalkalpen, der Zone wunderbarer und schroffer Gegensätze.

Die Verhältnisse des nördlichen und südlichen Kalkalpengürtels, der deutschen und italienischen Kalkalpen sind verschieden.

In abwechselnder Breite umgeben im Westen und Norden die Nebenzonen das Mittelgebirge von Marseille bis Wien. Nach Süden verzweigen sich die krystallinischen Gesteine der Mittelzone in größerer Breite, vom Monte Viso bis zum Langensee (Lago Maggiore) tritt man unmittelbar aus dem krystallinischen Gebirge in die Ebene. Südlich vom Monte Viso umwallen dagegen Kalkmauern das Gebirge, und östlich vom Langensee ist die Bildung mannigfaltiger. Auf die Mittelzone folgt die erste Kalkmauer mit den großartigen Dolomitbergen des südlichen Tirol. Im Süden der ersten Kalkmauer tritt krystallinisches Gebirg auf und ummauert sich gegen das Tiefland mit einem zweiten fast unersteiglichen Kalkwalle. Der nördliche und südliche Fuß der Alpen ist mit einer Schuttmasse umhüllt, welche teilweise durch einen Kitt zu festem Gestein (Molasse, Nagelflue) geworden, teilweise als jüngerer Niederschlag aus lockern Geschieben besteht.

Die Erhebung der krystallinischen Centralmassivs hat, wie es scheint, während der Tertiärzeit der Erde stattgefunden. Aber fort und fort hat das Gebirge Umformungen und Umwälzungen mannigfacher Art erfahren und erfährt sie noch. Hoch gelegene Wasserbecken haben sich durch Querriegel gearbeitet und in untere entleert, andere wurden gebildet, indem zusammenstürzende Felsengelände ein paar Wildbäche sperrten und aufstauten. Ungeheure, zusammenhängende Gebirgsstöcke barsten auseinander und zerspalteten sich, durch unterirdische Kräfte in Bewegung gesetzt, in neue Arme, während andere Gebiete, das Gleichgewicht der Ruhe suchend, hier sich langsam hoben, dort sich mählich senkten. Auf vulkanische Thätigkeit deuten heiße Quellen. Die zahlreichen Erdbeben dagegen (besonders heftig im 14. Jahrhundert zu Basel, 1855 im Vispthale) scheinen lediglich der Erosionskraft unterirdischer Gewässer ihre Entstehung zu verdanken.

Auch in der Eiswelt sind Veränderungen vorgegangen. Sagen weisen in eine Zeit, wo die Region des Eises noch beschränkter war; viele sonst blühende Matten und glückliche Gelände sind jetzt übergletschert und nur noch dem Namen nach eine „Blümlis Alp“, manche sonst frequente Alpenstraßen unwegsam. So hatte der Monte moro, der den kürzesten Übergang aus dem Wallis durch das Antrona- und Anzascathal nach dem Langensee bildet, einstmals für den Verkehr nach Italien größere Bedeutung als der benachbarte Simplon. Jetzt haben sich zu beiden Seiten des Joches so ausgedehnte Gletschermassen abgelagert, daß selbst der Fußgänger sie nur mit Anstrengung überschreitet. Von Gastein führte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein betretener Pfad über die Rauriser Tauern nach Heiligenblut. Jetzt ist er völlig vergletschert und ungangbar. Von Zermatt nach Evolena im Val d'Erin gingen kirchliche Prozessionen einst alljährlich über das Joch zwischen dem Dent blanche und dem Dent d'Erin, und die Walliser Protestanten verkehrten noch zu Ende des 16. Jahrhunderts quer über die Hochgebirge des Berner Oberlandes auf einem Saumpfade mit ihren Glaubensgenossen in Grindelwald. Den Anfang und das Ende des Berges bezeichnete eine Kapelle, die hier wie dort nach der h. Petronella benannt war. Seit Jahrhunderten sind die Kapellen unter dem Eise verschwunden, und den einen oder den andern jener Bergübergänge zu versuchen, gilt jetzt für ein verwegenes Wagestück.

2. Die „Staffeln“ der Alpen.

Die Hügelregion der Molasse, aus welcher indes schon Berge über 1500 m aufsteigen, vermittelt das Gebirge mit dem Flachlande und wird bis etwa 800 m gerechnet; ihre Tier- und Pflanzenwelt sind noch vorwiegend die der Niederung. Das Gebirge selbst teilt sich der Älpler nach Klima und Vegetation in vier Regionen oder Staffeln: in die unteren Staffeln, 800—1200 m hoch, in die mittleren Staffeln, 1200—1800 m hoch, in die oberen Staffeln, 1800—2200 m hoch, und in die über 2200 m hoch liegende Schneeregion.

Freilich nicht allenthalben fällt das Gebirge in allen diesen Stufen zur Ebene. Am deutlichsten entfalten sich die Stufen auf dem Nordabhange, der sich allmählich zur Ebene abdacht. Nach der südlichen, italienischen Seite dagegen fällt das Gebirge steil ab. Wie dem Südfuße des Himalaya die Gangesniederung, so ist dem steilen Südhange der Alpen das Pothal vorgelagert. Da wo der Übergang

der Ebene zu den Schneegipfeln am wenigsten vermittelt ist, durchmißt der Reisende in wenigen Stunden die verschiedensten Klima- und Vegetationsgebiete. Wenige Wegstunden schließen zuweilen einen Wechsel des wetterwendischen Klima von 30° R. ein, und führen vom letzten Kastanienwalde, wo noch der italienische Skorpion am Gemäuer klettert, zu den dürftigen Pflanzen- und Tierformen der Polarwelt.

In der Hügelregion entfaltet sich das Naturleben in Üppigkeit. In den Wäldern sind Buche und Fichte vorherrschend, am südlichen Hange Kastanie und Hopfenbuche. Die Kultur von Obst und Mais, sowie überhaupt der Ackerbau sind allgemein; der Nußbaum gedeiht vortrefflich und geht, obwohl weit empfindlicher als die Obstbäume, nicht selten über die obere Grenze dieses Gürtels noch hinaus. Im südlichen Tirol, im Veltlin, in Tessin sind die Sommer heiß genug, um eine zweite Ernte von Hirse und Buchweizen möglich zu machen. Mit Ausnahme der schwäbisch-bayrischen Hochebene umschlingt den Fuß der Alpen überall ein Kranz von Weinreben: ja, der Weinstock wagt sich in weiten Thälern noch in die folgende Region und steigt im Rheinthal bis über Chur, im Eisackthal bis Brixen. Der Wanderer bewundert noch im Dörflein Stalden (834 m) am Zusammenflusse der beiden Vispbäche nicht nur die schönen Weinlauben, die sich über die Straße wölben, sondern auch einen mächtigen, baumstarken Weinrebenstamm, der sich um den reichlich sprudelnden Dorfbrunnen schlingt. Denn nicht nach der Höhe nur, sondern auch nach dem untergelagerten Gestein richtet sich die Verbreitung der Pflanzen.

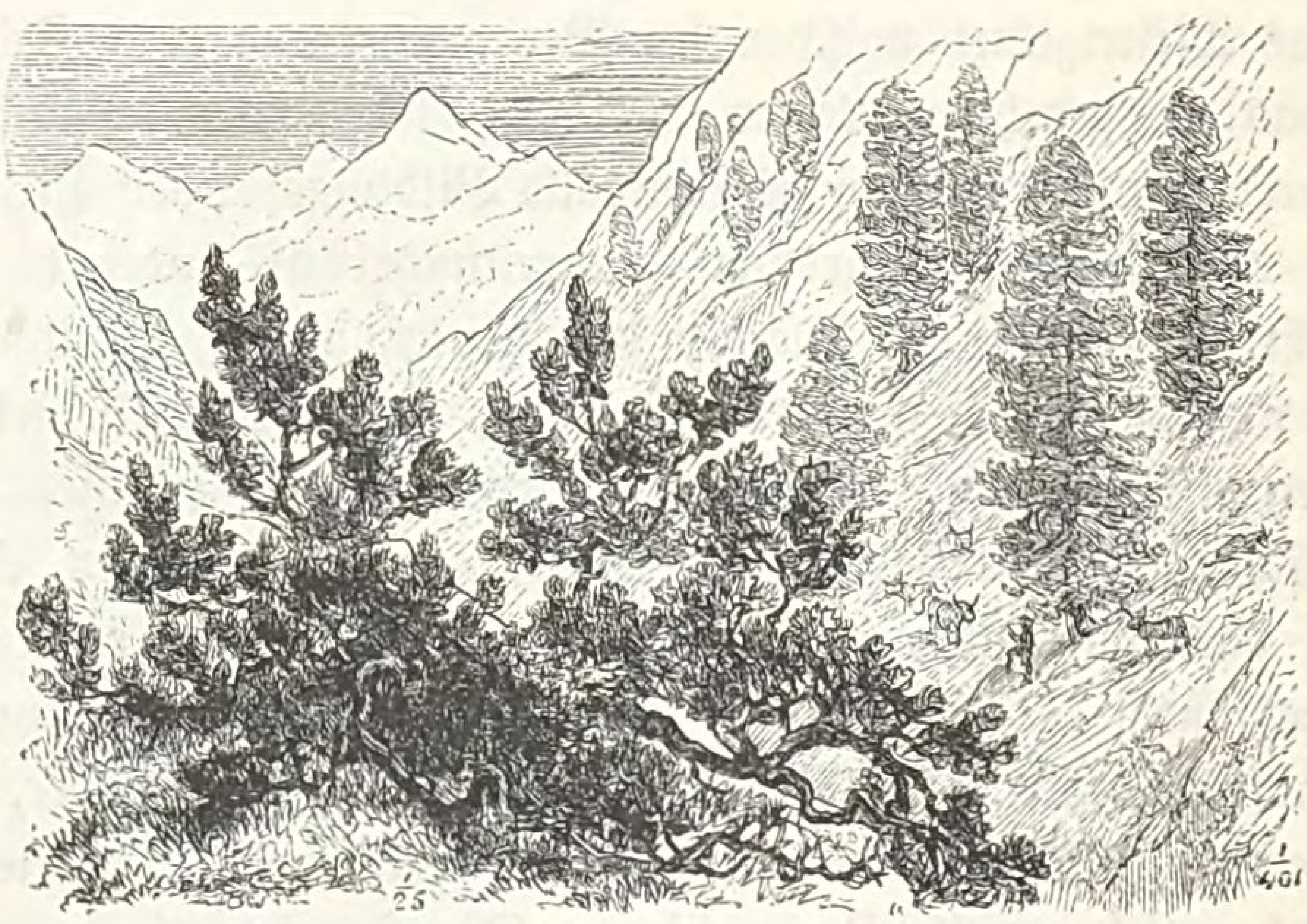
Die Bergregion der unteren Staffeln, durch Seitenarme und Vorwerke des Hochgebirges gebildet, bietet eine Fülle der herrlichsten Naturbilder. „Maiensäße“ nennt sie der Volksmund; denn hierher werden im Mai die Herden zur Weide getrieben. Hier ist die Region der kräftigen Kulturwiesen und der Wälder, in denen auf der Nordseite des Gebirges das Nadelholz (Rottanne und Weißtanne) stärker vertreten ist als das Laubholz. Nur in wenigen Strichen bilden die zu wenig geschonten Wälder noch zusammenhängende Reviere. Gewöhnlich steigen sie von breiter, zusammenhängender Basis an, verteilen, vereinzeln sich höher immer mehr und mehr und reichen nur in schmalen Streifen, oft unterbrochen und zerpflückt, in die höhere Region. Je weiter sie hinandringen, desto gewaltthätiger und sieghafter kämpft das Gebirge selbst gegen sie an. Steile Felsrücken trennen sie, Schutthalden wehren ihrem Auffstreben, Lawinen brechen

breite Straßen durch sie hin. Der Winter tritt einige Wochen früher als im Flachlande ein und macht oft schon im Oktober Versuche, die Region einzuschneien. Von Sonne und Föhn wohl mehrmals verscheucht, haftet endlich doch der Schnee. Das ganze Gelände verliert die Details seiner Spitzen und Vorsprünge in den weichen allgemeinen Formen: das Thal wird eine einförmige glatte Wanne, die Bäche vereisen, die Wasserfälle erstarren in mächtigen Säulen an der kalten Felswand; nur hier und da bleibt eine sogenannte Staubecke, wo der Wind beständig am Berggrate anstößt, schneefrei. Die wieder steigende Sonne sucht das Schneelinnen zu zerstücken, ein langsames und mühseliges Werk, wenn ihr nicht ein sonst gefährlicher Gesell zu Hilfe kommt. Von Afrika und von Westindien her fegt der Föhn, der italische Scirocco, bis an die Eisgipfel der Alpen und streut Staub aus der Sahara und aus den Orinoco-Ebenen auf ihre Schneefelder. Wohl möchte er über die Alpengipfel hoch hingehen, aber der Schnee kühlt einen Teil seiner Randwelle ab, so daß er sofort schwerer wird und in die Thäler niederstürzt. Als rasender Orkan tobt er oft mehrere Tage und erfüllt Menschen und Tiere mit Bangen. Aber im Frühling wird er doch als der rechte Lenzbote mit Freuden begrüßt: er wirkt in 24 Stunden soviel als die Sonne in 14 Tagen. Nun werden die rieselnden, plätschernden, brausenden Wasser lebendig. Die Felsen tropfen, die Bäche haben sich durch die Schneebrücken und Eistrümmer gefressen; neue Zuflüsse rinnen von jeder Terrasse, von jedem Schneelager nach. An den jähen Wänden krachen die Eissäulen des Wasserfalles, von frischen Güssen überströmt, und stürzen mit donnerähnlichem Getöse zusammen in das tiefausgewühlte Bett. Eisblöcke, vom frischen Wasser untersägt, rasseln ihnen über die Felswand herunter nach. Dazu kommen die donnernden Höhen mit ihren dumpf hinrollenden Lawinen und krachenden Gletschern; die polternden Steine, die der Frost in den Fugen der Felswand gehoben und die Feuchtigkeit gelöst hat, das Zusammenbrechen der unterhöhlten Schneebänke: der Frühling kündigt den Einzug seiner jungen Lebensmächte tausendtönig an. Fast drei Wochen braucht er, von dem untersten Kirschbaum, den er mit Blüten schmückt, zu dem obersten hinan zu steigen; und so wird es über Mitte Mai, bis er an der obern Grenze (1200 m) anlangt. Noch später gelingt ihm die völlige Belaubung der Buchen. Auf der Höhe der Region ist daher das Leben des Laubwaldes auf etwa 100 Tage beschränkt, während es in der Tiefe 150 Tage dauert. Von den Schrecknissen der Alpenwelt suchen diese Region im Sommer und Herbst die

Runsen heim, durch Gewitter oder Föhn angeschwollene Bergwasser, aus schmalen Wasserstreifen in breiten Kiesbetten in wilde Ströme gewandelt, welche mit unwiderstehlicher Gewalt alles fortreißen, die Steindämme oder Wuhren oft überfluten und die schönsten Wiesen und Äcker durch Schlamm und Steingerölle für die Kultur unbrauchbar machen. Nur von einem Naturphänomen werden die Runsen an Schrecknissen übertroffen, von den Bergstürzen. Im kleinen Maßstabe (Bergschlüpfe) häufig, sind sie zum Glück in größerer Verderblichkeit selten. 1618 begrub der Conto den Flecken Plürs, der Roßberg 1806 die Goldne Au mit ihren Dörfern. Beide, Schlüpfe wie Stürze, sind Folgen der langsam, aber unaufhörlich fortschreitenden Verwitterung und Zerbröckelung der Alpenmauer.

Das Mittelgebiet zwischen der Bergregion und dem Schneereiche bildet das ausgedehnte Revier der Alpenregion, der mittleren und oberen Staffeln. Hier werden alle Bildungsformen strenger und ernster. Gletscher, deren größter Verbreitungsbezirk indes die Schneeregion ist, bedecken große Flächen des Mittelgürtels. Weithin strecken sich Karren- und Schrattenfelder, kahle Kalkfelsenfelder von verschiedener Böschung, die durch Verwitterung so zerrissen und zerfressen sind, daß sie bald einem wunderlich ausgefurchten Steinfelde gleichen, bald unabsehbaren Reihen scharfer Felsgrate, die teils ganz nahe aneinander gereiht liegen, teils fuß- und klafterweit und noch weiter abstehen und so bald bloße Rinnsale, bald tiefe Löcher, Höhlen, Schächte und Gänge bilden. Aber Gletscher und Schratten lassen dem frischen Leben noch Raum übrig. Die Hauptmasse des tierischen und pflanzlichen Hochgebirgslebens erscheint in der Alpenregion. Die Pflanzendecke, obwohl aus viel weniger Arten zusammengesetzt als im Thale und in der Bergregion, hat an Freundlichkeit, Farbenfrische und Fülle doch nichts eingebüßt. Die neuen Pflanzengruppen wiegen den Mangel an Arten durch Schönheit, Duft, Eigenart und kräftiges Kolorit auf. Alle zeichnen sich durch Kleinheit und gedrungenen festen Bau, kurze, aber kräftig genährte Stengel und Blätter und sehr kompaktes kleines Wurzelwerk vor den tiefer stehenden Pflanzen aus. Dazu kommt eine viel intensivere Färbung der gedrängt stehenden Blüten; das Weiß derselben ist strahlend rein; Blau und feuriges Rosarot erscheinen in einer so brennenden Farbentiefe wie selten im Tieflande, und das Grün der Blätter ist oft so gesättigt und scharf, wie es in den unteren Regionen nur nach einem erfrischenden Regen, noch naß, im stechendsten Sonnenschein sich bisweilen zeigt. Der Alpenblumenflor zeichnet sich auch zum großen Teil durch balsamischen

Wohlgeruch aus. Jene Matten sind es, „wo von der Genziane und Anemon' umblüht, auf seidnem Rasenplane die Alpenrose glüht". Die vielbesungene Alpenrose (Rhododendron hirsutum), in den Blättern und Blüten den Azaleen und dem Oleander ähnlich, ist ein reizender Schmuck der alpinen Region. Bald glüht sie als einzelne Rosenflamme über dem zischenden Sturz des Eisbaches, bald überzieht sie die ganze Fläche des Berges, der sich mit seinem Purpurteppich im Spiegel des Alpensees malt. Die Wälder bilden nicht mehr so große zusammenhängende Bestände, sondern ziehen sich in einzelnen Partieen, oft unterbrochen, der Höhe zu. Die Tannen der Bergregion werden von den Lärchen, diese höher hinauf von Bergkiefern und



Zwergkiefer (Knieholz). Abb. 8. Arve (Zirbelkiefer).

Zirbelkiefern (Arven) abgelöst. Sie kehren die Äste bergabwärts, vom Ansturme der Lawine wie eine Wetterfahne gerichtet. Einzelne Wagehälse von Arven kommen noch über 2300 m vor. Das Knieholz unterläuft den Sturm und klettert noch über 2300 m hinauf.

Die Tierwelt zeigt in den höheren Staffeln kräftige und gewaltige Bildungen. Unter den Vögeln steht voran der Lämmergeier, der größte europäische Raubvogel, und der Steinadler. Auch die Schneeregion ist ihnen unterthan; aber in den mittleren Regionen nisten sie am häufigsten und haben da ihr eigentliches Nahrungsfeld. Die Welt der Säugetiere ist arm, aber durch schöne oder eigentümliche Typen vertreten. Die Alpenspitzmaus und der Alpenhase sind solche Formen. Zwischen 1200 und 2600 m wohnt das Murmeltier; in vielen Strichen fast ausgerottet, findet es sich noch im Tessiner-, Walliser- und Bündnerlande zahlreich, wo den Bergsteigern in ge-

wissen Höhen das Pfeifen der sich ängstlich versteckenden Tierchen auf allen Seiten entgegentönt. In gleicher Höhe mit ihnen weiden die flüchtigen Rudel der Gemsen auf hohen Grasbändern, grünen Stellen zwischen steilen Klippen und freien Platten, selten mitten auf weiten Alptriften, sondern fast immer auf gut gedeckten, stein- und felsen-

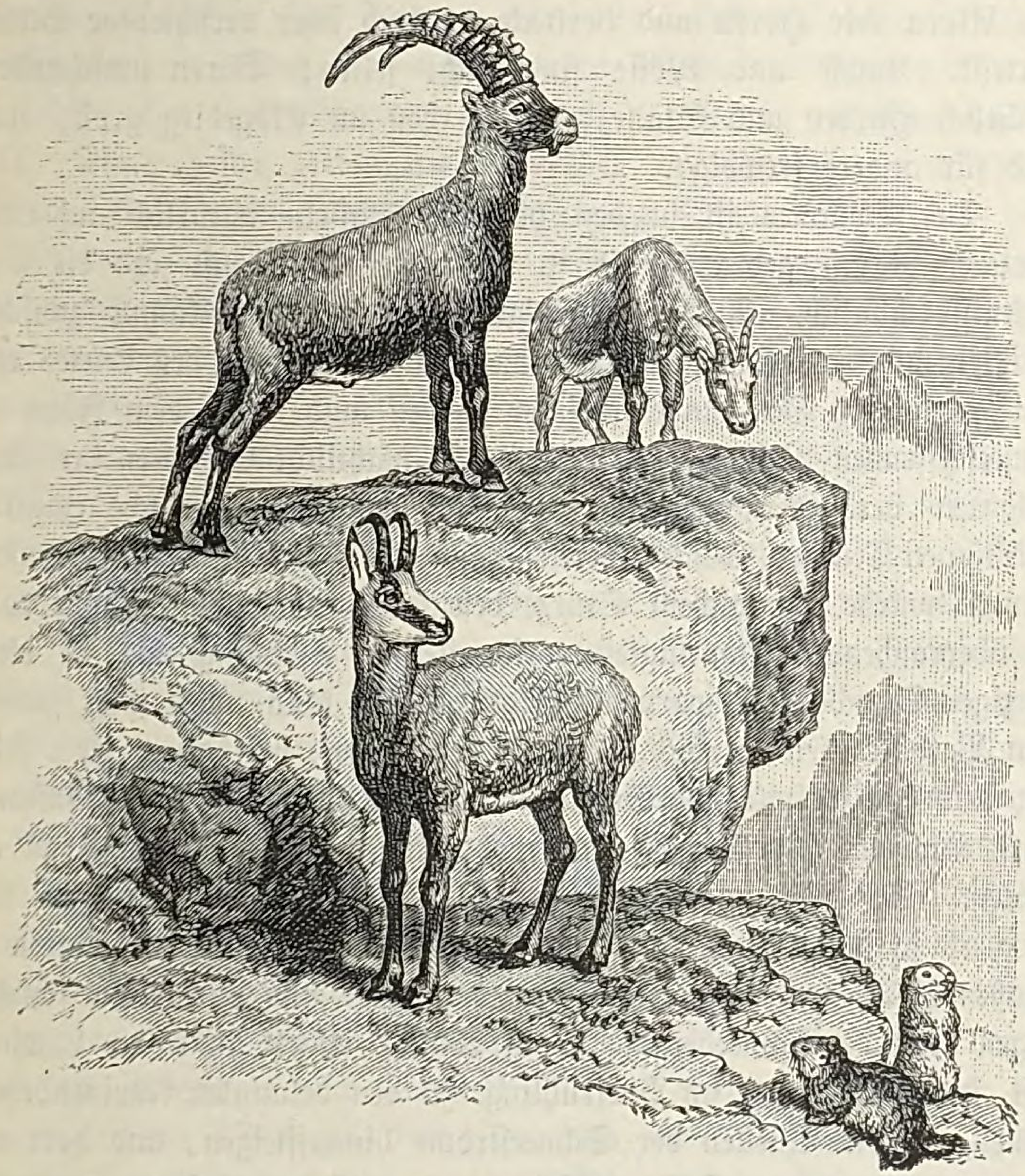


Abb. 9. Steinbock. Gemse. Murmeltier.

reichen oder buschigen Plätzen, welche die unteren Gegenden beherrschen und nach mehreren Seiten hin freie Flucht gewähren, meist in der Nähe schwer zugänglicher Felsenlabyrinthe. Die rauhe Jahreszeit treibt sie tief in die Bergregion, zuweilen bis in die Thäler hinab. Ihre Zahl hat sich gegen frühere Jahrhunderte beträchtlich vermindert; aber in neuerer Zeit hat die Gelegenheit, durch den Aufschwung der Industrie ein sichereres und reichlicheres Brot zu erwerben, viele Leute von der Gemsenjagd abgezogen: die bloßen Liebhaber, die jähr-

lich ein paarmal auf Gemsen gehen, sind dem Wildstande nicht allzu gefährlich. Die alpine Region nährt daher immer noch zahlreiche Gemsenherden, wie der Wanderer schon aus dem häufig angebotenen Gemsenbraten schließen kann, wenn auch nicht allzu selten das Bratenstück nur einer Ziege angehört hat. Neben der Gemse, der einzigen Antilopenart Europas, haben in dieser Region die großen Raubtiere der Alpen ihre Horste und Verstecke ungleich über verschiedene Striche verteilt. Luchse und Wölfe sind nicht selten; Bären umschnobern nächtlich Hürden und Ställe, „sie werden im Alpgebirg groß, stark und für andere frewdig".

Der Sommer ist in den höheren Staffeln natürlich auf einen kürzeren Raum gedrängt als in den unteren. Sonst sind die Verhältnisse ähnlich. Auch hier zeigt sich der lange Kampf zwischen Winter und Frühling, der erst im Mai zu gunsten des Lenzes entschieden wird. Den langen Winter treiben auch neben dem Föhn die schneefressenden Nebel weg, welche das nächtliche Gefrieren des Aufgetauten verhindern; mehr noch die Lawinen, welche zahllose Millionen Centner Schnee, deren Schmelzen bis tief in den Sommer dauern würde, in raschem Sturze beseitigen. Sie donnern den dann in überraschender Schnelligkeit vorschreitenden Frühling ein: in einer einzigen Stunde eines warmen Frühlingstages kann man unter günstigen Verhältnissen 12 bis 16 Fälle beobachten, von denen jeder seine eigentümliche Gestalt und Schönheit hat. Man nimmt keinen Anstand, diese Lawinen für überwiegend wohlthätige Naturphänomene zu erklären. So groß auch in einzelnen Fällen ihre Verheerungen sein mögen, so hängt doch von ihnen die Möglichkeit einer Vegetation in großen Gebirgsteilen ganz ab. Wälder, Erd- und Steinwälle schützen gegen rollende Schneeberge, ja in Wallis nagelt man die Lawinen fest, indem die Leute im Vorfrühlinge zu den bekannten Lawinenbruchstellen, an die Quellen der Schneeströme hinaufsteigen, und dort auf der ganzen geneigten Fläche Pflöcke in den Boden treiben, damit bei der Schneeschmelze nicht das ganze Lager in Gang gerate. So furchtbar und unaufhaltsam der entwickelte Sturz ist, mit so kleinen Gegenmitteln kann doch sein Beginnen verhindert werden. Gefährlicher sind die zum Glück seltenen Schlammlawinen und Schlammströme und die großen Gletscherbrüche, die beim Einsturz eines ganzen Gletschergebirges entstehen.

Die Schneeregion der Hochalpen endlich von 2200 m bis zu den höchsten Spitzen wird durch zerrissene Berggestelle und mehr oder minder steil sich giebelnde Bergkämme und abschüssige Mittel-

arme formiert, zwischen denen hier und da einförmige, zugedeckte Trümmerthäler sich ausbuchten. Sie zerfällt in zwei Reviere: das untere von 2200 bis 2700 m ist noch in den Kampf zwischen Winter und Sommer, der sich hier auf den August beschränkt, hineingezogen; der September reicht schon wieder in den Winter hinein. Nur einzelne zerstreute Schneeplätze bleiben unangefochten. Der ganze Temperaturcharakter des Jahres wirkt natürlich auf diesen Streit mächtig ein: in heißen Sommern werden Gipfel und Spitzen schneefrei, die man jahrzehntelang im weißen Mantel gesehen hatte. Solche selige Jahre verlängern das Leben der Pflanzen- und Tierwelt um ein Dritteil, während ungünstige Sommer sie kaum zur Entwickelung kommen lassen. Aber selbst nach langjährigem Winter erstirbt das Leben in diesen lieblichen Oasen der Schneeregion nicht. „Nur wieder warme kräftige Sonnenblicke, und das langverwahrte Samenkorn beginnt zu keimen; das Ei, die Larve zuckt, und in wenigen Tagen grünt und blüht es aus den dürren Gräsern heraus, als hätte es keinen vieljährigen Winter gegeben. Die Frühlingsinsekten umsummen die eben erschlossenen Blütenkelche, die Falter wiegen sich behaglich im Sonnenschein und Blumenduft des sommerlichen Eilandes; Spinnen und Läuse, Käfer und Milben, Infusorien, vielleicht ein umherschweifendes Mäuschen, ein schöner Steinbock, eine leichtfüßige Gemse durchwandern die junge Vegetation." Die Flora des Reviers hat noch über 200 Arten. Die ständige Tierwelt zählt 24 Arten; Schneekrähen, Schneehühner, Schneemäuse, Murmeltiere und die jetzt nur in dem Alpenzuge zwischen Wallis und Piemont, besonders um den Monte Rosa vorhandenen Steinböcke sind Bewohner der unteren Schneezone. Früher waren die Steinböcke durch die ganzen Alpen in der Alpenregion verbreitet: 1690 zählte man z. B. im Zillerthale noch deren 181; 1706 wurden nur noch 6 gefangen und um 1738 galt das Steinwild als „ausgegangen". Jetzt kommt es nur noch in schwachen Rudeln oder in versprengten einzelnen Exemplaren vor; jedoch in den zu Italien gehörigen Alpenstöcken finden sich, dank der Fürsorge der italienischen Regierung, Steinböcke in größerer Zahl. Der Steinbock gehört zum Ziegengeschlechte. Ausgewachsen hat er bei einer Körperlänge von $1^{1}/_{2}$ m ein Gewicht von mehr als 100 kg. Seine Hörner, oft 1 m lang, vierkantig, sichelförmig gebogen, vorn mit starken Querwülsten besetzt, sind eine seltene, aber um so höher geschätzte Jagdtrophäe.

Der Mensch sucht die vorgeschobenen winzigen Grasstreifen zwischen ewigem Eis und Schnee: wo auch der Fuß der verwegensten

Geiß nicht mehr haftet, am schmalen, zwischen Schnee und jähem Abgrund sich hinstreckenden Felsengrat, da lockt noch eine lebensgefährliche Ernte die Sichel des Wildheuers,

Der überm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen.

Dies untere Revier der Schneezone ist das eigentliche Revier der Gletscher. Höher hinauf reichen nur noch ihre obersten Teile, die sogenannten Firngletscher, abwärts gehen sie bis in die Alpenregion, in einzelnen Fällen bis in die Bergregion. So steigt der untere Grindelwaldgletscher bis 1024 m herab. Einst war das ganze Alpengebirge und die ebene Schweiz vergletschert. Es reichte der Rhonegletscher durch das ganze Wallis, über den Genfer See bis zum Jura; der Aargletscher bedeckte die Becken des Bienzer und Thuner Sees und breitete sich noch nördlich von Thun über das Land; der Linthgletscher überzog einen großen Teil des Kantons Zürich mit seinem Eismantel. Die Gletscher des Montblanc reichten die Thäler der Dora, Stura und anderer Flüsse hinab bis Turin. Die Gruppen des Montblanc, des Monte Rosa, des Finsteraarhorn, des Bernina, des Ortler, der Ötzthaler Ferner und der Hohen Tauern sind in der Gegenwart die Hauptgletscherreiche; wohl am besuchtesten ist das Mer de Glace, ein bis ins Chamonixthal herabhängender Gletscher der Montblanc-Gruppe. Von dem Vorsprunge des Montanvert hat man einen prächtigen Niederblick auf den zwischen gewaltigen Bergen eingezwängten, wie eine riesige Schlange sich hinabwindenden, 2 km breiten Gletscher. In ungleichmäßigen Eiswellen scheint er sich hinzuziehen; wenn man aber zu ihm hinabsteigt, so wachsen die Wellen zu ganzen Hügeln empor. Zu Eisstacheln, breiten Rücken, Krystallklippen gestaltet sich die bewegte Oberfläche; hie und da ragt ein ganzer Eisturm empor. Zahllose, in der Tiefe blau schimmernde Spalten zerreißen die Oberfläche, so daß es kundiger Führung bedarf, um das „Eismeer" zu überschreiten.

Viel größer, der größte Gletscher der Alpen, ja Europas ist der Aletschgletscher. Aus den Firnwüsten der Jungfrau zieht er sich, etwas über 2 km breit, fast 20 km hinab, fast durchweg zwischen kahle, bräunliche Felswände eingesenkt. Der Abtau seines unteren Endes bildet zu den Füßen des Eggischhornes einen ansehnlichen See, den Märgelensee, auf dessen schwarzblauem Spiegel man häufig herabgestürzte Eisblöcke schwimmen sieht.

Überhaupt zählt man in den Alpen über 600 größere Gletscher

von sehr verschiedener Länge und Mächtigkeit. Sie bedecken etwa 3850 qkm Landes, der großen Mehrzahl nach auf den Nordabhängen des Gebirges gelegen. Ihr Eis ist von einer großen Zahl noch wenig bekannter organischer Körper bewohnt. Der Protococcus, eine Alge, überzieht öfters weite Schneestrecken rot. Selbst in den Eis-

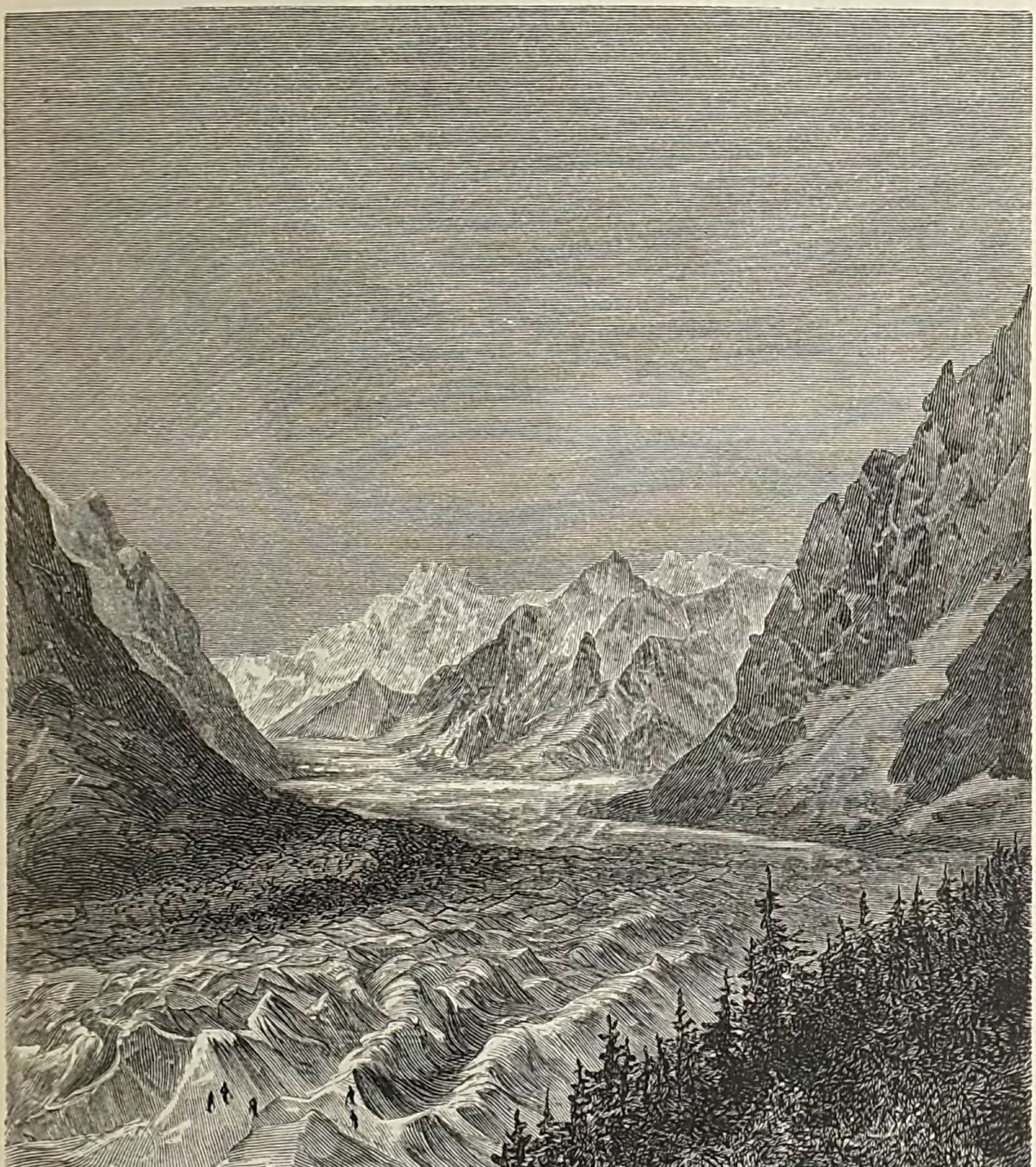


Abb. 10. Mer de Glace.

spalten herrscht noch organisches Leben; der Gletscherfloh, eine Podurelle oder Springschwanz, zwei Millimeter groß, lebt in den Haarspalten der Gletscher zu Tausenden.

Das obere Revier der Schneezone geht über 2700 m hinaus. Im Hochsommer leckt die Sonne aber selbst noch über der Schneelinie kleine Felsenpartieen an steilen Kuppen und Hängen nackt; an

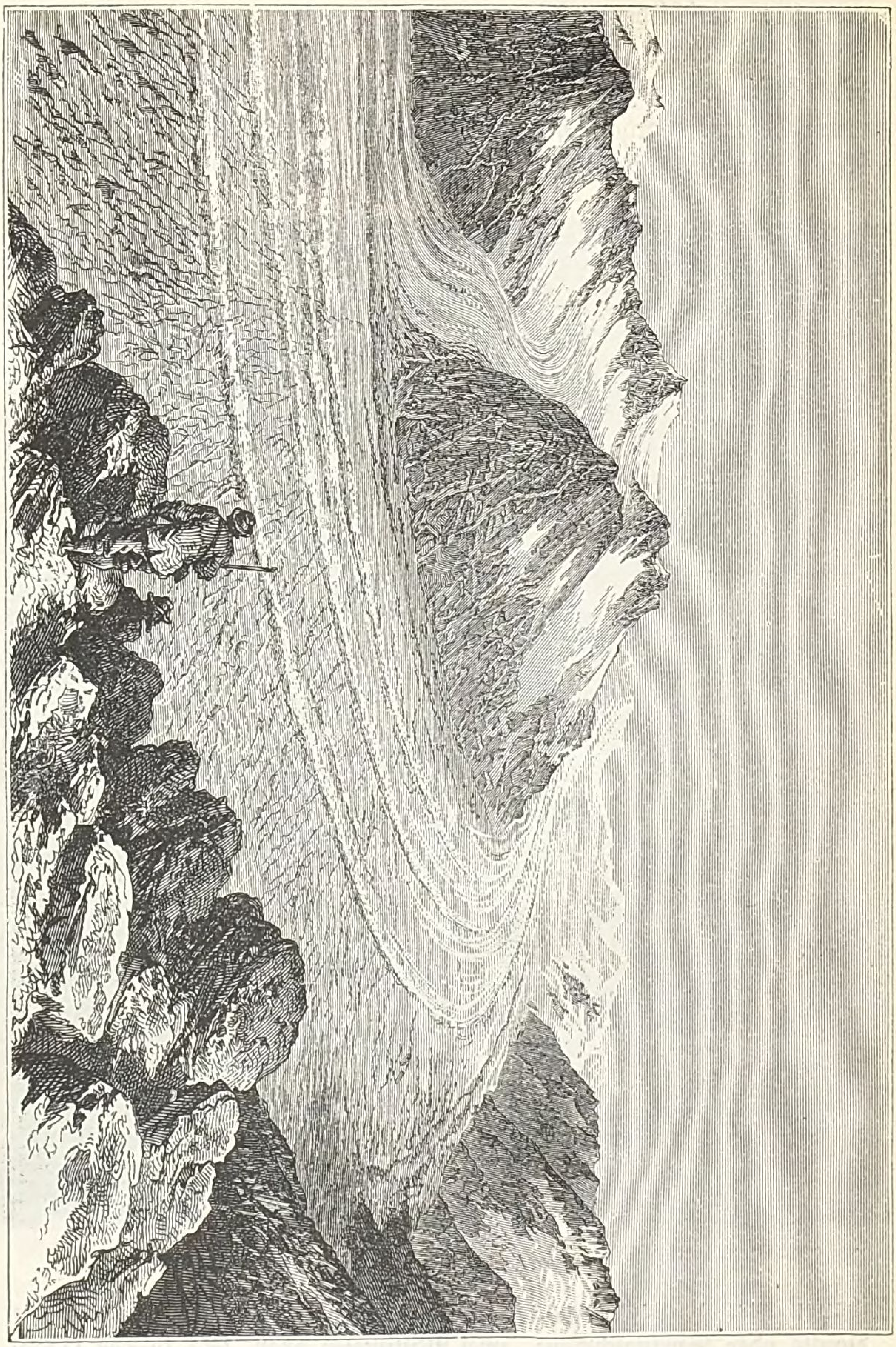


Abb. 11. Der große Aletschgletscher.

einzelnen Felswänden, wie des Finsteraarhorns und Eigers, der Jungfrau und der Wetterhörner, ja des Bernina und des Monte Rosa haftet der Schnee auch im Winter nur sehr kurze Zeit, und nur wenn er bei günstigem Winde feucht anfällt. Über 4000 m

hinauf hört aller Unterschied der Jahreszeiten in ewigem Winter auf, die obersten Hörner sind mit ewigem Schnee bedeckt. „Drauf schießet die Sonne die Pfeile von Licht, sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.“ Der Schnee, der in dieser Zone fällt, ist in der Form von dem gewöhnlichen großflockigen Winterschnee der Ebene meistens verschieden; er ist bei der großen Kälte, Reinheit und Trockenheit der Luft selber trockener, leichter, feinkörnig und kommt meist in Form feiner Eisnadeln oder harter, drei- bis sechseckiger Sterne, auch in Krystallen als Riesel- und Staubschnee, sehr selten in eigentlichen Flocken auf den Boden. Durch oberflächliches Schmelzen und Wiedergefrieren verliert der Hochschnee seine ursprünglich krystallinische Bildung und unterliegt, je nach Höhe und Sonnenlage, einer Reihe von Verwandlungen. Er wird in der Wärme des Tages nicht sehr feucht, sondern bloß sandartig locker, ohne sich ballen zu lassen, während der nächtliche Frost die Körner wieder bindet, und so geht der Prozeß in der ganzen warmen Jahreszeit ununterbrochen fort. Aus dem Schnee ist so **Firn** geworden, eine kompakte, zusammengebackene Masse, in der die einzelnen Körner durch ein eisiges Bindemittel fest zusammengehalten werden. In Mulden aufgehäufter Firn bildet den obersten Teil der Gletscher oder streicht auch horizontal als Eismeer hin. Durch den gewaltigen Druck höherer nachdrängender Schneemassen wird der Firn immer luftfreier und damit eisartig durchscheinender: so werden aus ihm weiter abwärts die riesenhaften Eisströme der Gletscher, die zwischen den Felswänden an den Abhängen des Gebirges sich hinabziehen. So sehen wir am Haupte des Ortler, des höchsten Berges (3905 m), den ganz Österreich aufzuweisen hat, aus dem Firn den mächtigen Tabarettagletscher sich bilden. Aber der König aller ist doch der Aletschgletscher, der größte in den Alpen.

Auch der starren Welt des Eises fehlt das Leben nicht völlig. Die Flora zählt noch 24 Phanerogamen und 30 Kryptogamen. Steinbrech- und Genzianenarten, Chrysanthemum alpinum und andere sind rüstige Steiger: als die am höchsten steigende Blütenpflanze fanden die Gebrüder **Schlagintweit** am Monte Rosa bei 3823 m Meereshöhe Cherleria sedoides. **Desor** pflückte am Schreckhorn, 3570 m, einen Ranunculus glacialis, und dicht unter dem Gipfel der Jungfrau, 4125 m, wurde eine Flechte gefunden und der Bergriesin zu Ehren Umbilicaria virginis genannt. Die Tierwelt ist durch 32 ständige Arten vertreten: 18 Insekten, 13 Spinnen und eine Schnecke. Die Spinnen gehen am höchsten, und eine Weberknechts- oder Zimmermannsspinne (Phalangium) wurde

als letzter Vertreter des hochalpinischen Tierlebens bei 3700 m aufgefunden. Auch verirrte Tiere unterer Striche sind bei Bergbesteigungen beobachtet worden. Hugi fand auf dem Finsteraarhorn bei 3900 m eine lebende Schneemaus, auf dem Monte Rosa bei 4500 m begegnete Zumstein einer Gattung silberfarbiger, halbtoter Schmetterlinge, dem Perlmuttervogel ähnlich, und selbst bei 4555 m einem roten Falter, der über die Zumsteinspitze wegflog, während auf dem Schnee tote und sterbende Mücken lagen. Die Gebrüder Schlagintweit brachten im August 1851 von der Vincentpyramide, 4200 m, und vom Weißthorpaß, 3618 m, erdige Substanzen mit, die Prof. Ehrenberg in Berlin erst im Mai 1853 mikroskopisch untersuchte und als eine Unzahl von Rädertierchen, Bärentierchen und Älchen erkannte, von denen ein Fünfteil nach beinahe zweijähriger Trockenheit im Wasser wieder Leben gewann.

Doch diese schwachen Spuren des Pflanzen- und Tierlebens ändern den Totaleindruck jener obersten Zone nicht. Ein geheimnisvolles Schauergefühl majestätischer Öde weht von diesen kalten, weißen, schweigenden Gipfeln den Bergsteiger an, der doch sich von diesen silberglänzenden Kuppeln, Hörnern und Eispyramiden wunderbar angezogen fühlt. So dringt er wenigstens in kühnen Streifzügen in ihr Geheimnis, das noch lange nicht allseitig erschlossen ist. Gewaltige Gebirgsmassen sind noch von keinem Menschenfuße betreten und erheben namenlose Hörner in die Luft, die nie eines Menschen Stimme, nur der sausende Flügelschlag des königlichen Bartgeiers bewegt hat. Stundenlange Eismeere wölben ihre ehernen Fluten, die nie ein Wanderer berührt oder nur gesehen. Manches in den zerrissenen Armen der Hochalpen ruhende Thal hat kaum eines Jägers, eines Wurzelsammlers oder Krystallgräbers Fuß betreten; es ist unbekannter als die Küste der entlegensten Inselgruppen oder als das Uferland des afrikanischen Kongo.

3. Eine Besteigung des Montblanc.

Von Chamonix brechen wir, lange bevor die Sonne in das Thal herabkommt, mit unseren Führern und Trägern, welche alles für die Besteigung des Bergriesen uns Nötige tragen, auf. Nachdem wir die Arve überschritten und zwei Stunden zurückgelegt haben, halten wir Musterung. Der Zugführer findet endlich alles in Ordnung und ruft uns zu: „Jetzt, meine Herren, wenn's gefällig ist, steigen Sie auf Ihre Maultiere; wir haben acht Uhr, und es ist hohe

Zeit.“ Wir fangen an zu steigen. Der erste Abschnitt des Weges geht zwischen Felsen und Rasen aufwärts, zwischenein durch kleine Waldstrecken, bis wir etwa zwei Stunden nach dem Aufbruch auf die letzte menschliche Wohnung treffen. Nachdem wir, vier Stunden nach unserm Aufbruche, das Ende des Saumpfades erreicht, heißt es: nun Adieu, Maultiere! Denn der weitere Weg muß zu Fuße zurückgelegt werden. Indes um den Mut wieder etwas zu beleben, ist es gerade Zeit, den Eßkorb zu öffnen und eine gründliche Erfrischung zu sich zu nehmen. Die nötigen Anstalten zur Weiterfahrt sind getroffen, und jedes Herz schlägt lauter; keiner ist mutlos; alle sind bereit, dem Zugführer zu folgen, wohin er uns führt. Er aber traut keinem Unerfahrenen, stellt vielmehr jeden Reisenden zwischen zwei Führer, die ihn an der Hand nehmen und zum Anfang des Felsenpfades führen. Und hier heißen sie ihn an den Rand hinaustreten und in den gähnenden Abgrund hinabschauen. „Standhaft!“ reden sie ihm zu; „wie's Ihnen dabei auch werden mag, schauen Sie immer zu!“ „Nun, können Sie's aushalten? wird's Ihnen nicht schwindlig? denn wenn wir einmal auf dem Wege sind, können wir nicht mehr zurück.“ Diese scharfe Probe wird bestanden, und der Kapitän fragt den Führer wie ein kaltblütiger General nach dem Mute seiner Truppen. „Tout va bien,“ ist die Antwort. „Dann setzt den Alpenstock auf- und vorwärts!“ Der Randpfad ist hier noch nicht einen halben Meter breit, an einigen Stellen sogar noch schmäler, während es auf der rechten Seite volle 150 m senkrecht in die Schlucht hinabgeht. Um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, müssen wir seitwärts gehen; aber die gefährliche Strecke ist nur eine Viertelstunde lang. Einige von der Gesellschaft sind ihrer selbst so Herr, daß sie ein einzelnes Blümchen am Wege abpflücken, andere haben Fassung genug, ein wenig still zu halten und schnell eine Skizze der erhabenen Umgebung aufzunehmen. Der Zugführer heißt nun die Träger die Leiter zusammensetzen, und alsbald ist der Glacier (Gletscher) des Bossons vor uns, über den wir ohne Aufschub hinüber müssen. Der Zugführer bindet drei Führer zusammen, jeden 4—5 m von dem andern entfernt, und schickt sie auf Untersuchung voraus; denn der Gletscher nimmt jeden Tag eine andere Gestalt an. Indes, der Bericht der Kundschafter ist günstig, und unter ihrer Anführung wagen wir uns vorwärts. Sobald wir den Gletscher erreicht haben, wird ein Pistol abgefeuert, um durch die Lufterschütterung jede lockere Schneemasse, die uns sonst verschütten könnte, zum Fallen zu bringen. In völligem Stillschweigen schreiten wir voran unter

der schauerlichen Aiguille du Midi. Der Zugführer versichert uns, wir werden alle Besinnung nötig haben, und ermahnt, wir sollen uns gegenseitig verbindlich machen, einander im Augenblick der Gefahr nicht zu verlassen. Dies geschieht, und abermals schreiten wir weiter. Gewaltige Schneemassen kreuzen unsern Pfad; wir müssen uns mit einem Beil den Weg bahnen. Ein andermal gähnt ein tiefer Spalt vor uns; die Leiter wird übergelegt, und wir klettern auf allen Vieren darüber hin. Zuweilen ist der Spalt zu breit für unsere Leiter und dann gehen wir am Rande desselben hin, bis er enger wird, oder bis sich etwa ein Vorsprung findet, auf dem unsere Notbrücke aufliegen kann, beim Übersetzen über solche Spalten sind schon viele Unglücksfälle vorgekommen. — Jetzt sind wir an eine gewaltige Kluft gekommen, die quer über den ganzen Gletscher hinüberreicht. Sie ist voller Felsen; zu denen müssen wir hinuntersteigen und auf der anderen Seite wieder hinauf. Allein nun fangen die schwächsten der Reisegesellschaft — es ist bereits der Tag gesunken — an zu ermatten. Nur mutig vorwärts! Jene Felsen, die wir dort vor uns haben, sind die Grands Mulets, wo wir die Nacht zubringen sollen; und wenn wir uns noch eine halbe Stunde über den Gebirgskamm hinübergearbeitet haben, erreichen wir sie. Um sechs Uhr abends, gerade zwölf Stunden nach dem Aufbruch, sind wir richtig bei den Grands Mulets angelangt, wo unser Nachtlager aufgeschlagen werden soll. Nachdem wir ein wenig ausgeruht, macht sich alles an die Arbeit. Feuer werden angezündet, Lebensmittel ausgepackt, Betten zugerüstet, und während wir zu Nacht essen, steigen die Führer auf den Felsen, fegen den Schnee weg, machen das Lager zurecht, und befestigen Teppiche auf Alpstöcke am Felsen zur Bedachung.

Wir sind auf der ersten Hochplatte 3050 m hoch, in der Region des ewigen Schnees, der furchtbaren Lawinen und der erhabensten Alpenaussichten. Durch ein Fernrohr können wir das Signal in Chamonix erblicken, daß sie uns alle wohlbehalten ankommen sehen. Die Nacht bricht ein, und welch ein Himmel über uns! Er ist fast schwarz, und der Jupiter steigt auf, strahlend gleich dem Mond. „Nun, meine Herrn," sagt der Kapitän, „klettern Sie in Ihre Koje; rücken Sie dicht zusammen, denn es ist grimmig kalt, und das Alpenschlafzimmer ist kein ganz behagliches Nest!" Der Umhang wird vorgezogen, und der Führer ruft uns sein „Gute Nacht!" herauf.

Es ist drei Uhr morgens. Die Führer rüsten schnell alles für den letzten Anlauf, der uns volle sechs Stunden kosten wird, und mehr Anstrengung als sonst eine Fußreise von fünfzehn Stunden in

einem Tage. Aber, obwohl mancher hier umkehrt, wir nicht. Der Kapitän ruft uns zu: „Nehmen Sie ein leichtes Frühstück; legen Sie alle entbehrlichen Kleider ab; ziehen Sie Ihre dicken, nägelbeschlagenen Stiefel an, und binden Sie Ihre grünen Schleier fest übers Gesicht. So, jetzt mögen Sie sich in Gesellschaften von drei bis sechs Personen zusammenbinden. Fassen Sie guten Mut und folgen Sie mir!"

Die ganze Nacht hindurch haben wir die donnernden Lawinen gehört. Jetzt sehen wir sie; dort oben links hängen sie schauerlich an der Aiguille du Midi, und schweigend eilen wir vorüber, bis wir aus ihrem Bereiche sind. — Wir sind nun in ein Eisthal gegen den Dôme du Goûté eingetreten, und die Ersteigung desselben, über Krümmungen und Abfälle von 30 bis 60 Grad Ansteigung, also jäher als ein Dach, über staubigen Schnee, der mit dünnem Eis bedeckt ist, macht uns tüchtig zu schaffen; oft muß das Beil des Führers uns erst einen Tritt für den Fuß hauen. Jetzt will der Atem ausgehen; jedermann keucht und steht alle 15—20 Schritte still; die meisten von uns haben ordentlich Fieber. Auch der Appetit ist weg, und niemand von uns will etwas essen, bis wir wieder herunter sind.

Wir sind auf dem Grand Plateau (3932 m) angekommen. Hier wird eine halbe Stunde Halt gemacht, teils um Atem zu holen, teils um die immer großartiger werdende Aussicht zu genießen. Doch wir müssen weiter; in einer Stunde haben wir die letzte Hochplatte erreicht, und nun — welch ein freudiger Anblick! — sehen wir den Gipfel, der noch fast 900 m höher ist. Wir wenden uns links und schreiten mit größter Vorsicht weiter, denn der Pfad ist steil, auf beiden Seiten abschüssig, und hat viele gefährliche Spalten. Man kämpft, man keucht, man fällt auch zuweilen, man hat über 100 Pulsschläge in der Minute; aber man kommt endlich zu den Rochers rouges, einem gefährlichen Platze, der vor einiger Zeit drei Führern das Leben gekostet hat. Wir arbeiten uns immer weiter, und nachdem wir das Grand Plateau zwei Stunden unter uns haben, ist die ganze Partie oben angelangt. „Hurra!" oder „Gottlob!" ruft, wer noch rufen kann. Einige Augenblicke lang liegt alles atemlos auf dem Boden, einige sicher mit dankbarem Lobe Gottes auf den Lippen; dann steht man auf und blickt umher auf ein Schauspiel, wie es etwa ein Engel genießt, der eine himmlische Botschaft auf die Erde bringt.

Der Montblanc ist der höchste Punkt von Europa, und alle benachbarten Alpen stehen wie Trabanten in Reih und Glied um den Monarchen her. Dort in weiter Ferne hinter dem Mont Cenis steigen aus dem Meere die Seealpen, an sie schließt sich die ganze

Kette der südlichen Alpen bis herauf zu den eisbedeckten Gipfeln von Savoyen; drüben liegt die Kette des Jura von einem Ende bis zum andern, zwischen beiden in der Tiefe der Genfer See; dann im Nordost und Ost türmen sich die beiden schneeigen Alpenketten der Berner und der Walliser Alpen, dort die Jungfrau, das Finsteraarhorn, dann die Furke, der St. Gotthard, hier die prachtvollen Gipfel in der Nähe, der Combin, das Matterhorn, der schöne Monte Rosa, die Alpen von Piemont, zu ihren Füßen das Pothal. Weiterhin sieht man die Apenninenkette, das Gebirge von Toscana tief in Italien, ebenso tief nach Frankreich hinein bis Lyon; und alle die Thäler und Ebenen zwischen den Alpenketten und zu ihren Füßen, und die Gletschermeere umher, die unzählbaren Scharen zusammengehäufter Gebirge, die viele Hundert Meter tiefe Eis-, Schnee- und Klippenwüste: und daraus hervor erhebt sich der prachtvolle Dom des Berges hinauf in das weite tiefblaue Himmelsgewölbe. In der That ein majestätischer Anblick, der für alle Anstrengungen entschädigt. Man sieht ein Stück der hehrsten Schöpfung Gottes, wie sie in der Urzeit, von der Hand des Allmächtigen berührt, emporstieg aus den Tiefen des Chaos in majestätischer Gestaltung und Schönheit, während die übrige Natur durch Schweigen huldigte.

Der Gipfel des Berges (4810 m) ist ein schmaler Rücken, auf welchem es der Bergsteiger nur kurze Zeit aushalten kann. Wir müssen sehen, wie wir wieder herunterkommen. Der Kapitän treibt zur Eile, denn er sieht drunten einen Sturm im Anzug. Es ist zehn Uhr vorbei, und alle haben starkes Fieber. Einige von den Führern setzen sich nieder; jeder nimmt einen Reisenden vor oder hinter sich, und so schießen wir über die steile Schneefläche hinunter. In der Regel leiten die Führer die Fahrt sehr pünktlich mittelst ihres Alpenstocks. Wir erreichen die Grands Mulets im vierten Teil der Zeit, die wir zum Hinaufsteigen gebraucht hatten.

Mit der Luftveränderung ist auch wieder mehr Kraftgefühl eingetreten. Die grünen Schleier werden abgelegt, aber trotz ihres Schutzes haben sich doch alle Gesichter abgehäutet. Einige fühlen auch ihre Augen von dem weißen Schneeglanze angegriffen, daß ihnen bereits vor der Schneeblindheit bange wird, die bei solchen Bergfahrten so leicht eintritt. Jedermann ist froh bei der schnell bereiteten Mahlzeit, aber der Kapitän, der schon lange bedenklich ausgesehen, heißt uns schnell hinter der nächsten besten Felsklippe Schutz suchen; denn der Sturm bricht gerade herein. „La tourmente! la tourmente!“ rufen die Führer, „legt Euch platt aufs Gesicht, und haltet

Euch fest am Felsen, wo Ihr könnt!“ Der Orkan treibt den Schnee wie dicke Rauchwolken auf, die Luft wird ganz verfinstert. „Schützt Eure Gesichter!“ rufen die Führer; und in der That, diese Schnee- und Eissplitterchen fahren einem auf die Haut wie glühend heißer Sand. Der Blitz hat eine Felsklippe getroffen, und die Splitter werden gleich Federn durch die Luft geschleudert. Der Donner wiederhallt an den Bergwänden in hundertfältigem Echo. Jetzt wird die Luft durch das Krachen einer Lawine zerrissen, welcher noch eine und noch eine folgt. Der Donner von tausend Kanonen ist nur ein Kinderspiel gegen diesen Höllenlärm.

Doch strenge Herren regieren nicht lange. In einer halben Stunde ist die Wut des Sturmes vorüber, und die Führer erheben sich, um ihres Amtes zu warten. Die meisten von uns liegen unter einer leichten Schneedecke, und einige sind darunter wahrhaftig eingeschlafen; doch wird keiner vermißt, und keiner ist verletzt. Die Führer beraten sich über die Anzeichen in der Höhe und in der Tiefe, und das Resultat ist: es werde noch mehr Sturmwetter kommen, aber wahrscheinlich nicht vor Sonnenuntergang. Mittag ist vorüber; sie dringen in uns, möglichst zu eilen, denn der Schlittenrutsch auf dem Gletscher würde bei einem solchen Sturme sehr gefährlich sein. Wir ziehen daher unsere Schleier wieder über, binden uns zu dreien zusammen und fahren oft über steile Abschüsse hinunter. Aber was sind das für Töne da drunten? — „Vorwärts! vorwärts!“ ruft der Kapitän, denn er kennt sie nur zu gut. Ehe wir die Mitte erreicht haben, hat das Splittern begonnen, und es bilden sich blaue Spalten von unergründlicher Tiefe. Bis jetzt konnten wir noch über alle setzen; aber sie werden mit jedem Augenblick breiter, und wir eilen daher eifrig vorwärts, fallen oft und glitschen ein Stück weit den Abhang hinunter, bis unser Seil uns aufhält. Nach zwei Stunden haben wir das Ende des Gletschers erreicht, und haben wieder festen Felsenboden unter unsern Füßen. Ei, wie thut das so wohl, nachdem man stundenlang jeden Augenblick in Gefahr gewesen ist, in eine verborgene Kluft hinabzustürzen!

Um vier Uhr haben wir die Maultiere wieder erreicht. Hier muß Halt gemacht werden. Die Proviantkörbe werden zum letztenmal geöffnet und ihres Inhalts entledigt. Die Tischgespräche aber unterbricht der Kapitän, indem er auf den brausenden Sturm in der Höhe weist, und uns versichert, wenn wir säumen wollten, so würden wir von demselben ereilt werden. Also die Maultiere bestiegen und aufgebrochen. Lange bevor wir die Häuser erreichen, treffen wir auf

die Weiber und Freunde unserer Führer, die sich von ihrer glücklichen Zurückkunft überzeugen. Und drunten in Chamonix empfängt uns Glockengeläute und Musik, und die ganze Einwohnerschaft ist versammelt, uns ein fröhliches „Willkomm!" zuzurufen.

4. Die Dolomiten im Ampezzothal.

Man kann auch ohne Beschwerde Großartiges in den Alpen sehen. Am Bahnhofe in Toblach hielten Einspänner, um uns in das Ampezzothal, das die gewaltigen Massen der Dolomitfelsen durchschneidet, hineinzuführen. „Auf kunstvoll angelegter Straße, wie man sie in so abgeschiedener Bergeinsamkeit wohl nicht erwarten möchte, geht es in mäßiger Steigung gegen Süden. Rechterhand hüpft die mutwillige Rienz an uns vorbei. Sie kommt eben frisch gebadet aus den grünen Wellen des Toblacher Sees, der sich halb verhüllt vom Geäste zartnadeliger Lärchen zwischen Straße und Bergwand ausdehnt ein Bild schwermütigen Sinnes gegenüber der trotzigen Furchtbarkeit der nachbarlichen Dolomitmassen. In zwei Stunden ist das erste Haus auf dieser ganzen Strecke erreicht, Landro oder Höllenstein. Einst ein verlassenes Gasthaus mit einer Schmiede, ist es nunmehr ein Hotel ersten Ranges geworden. „So sind wir denn," um mit dem Touristen zu reden, „inmitten der Dolomiten", dieser wirklich wunderbaren Berggebilde der Alpen, dieser himmelanstrebenden nackten Kolosse, welche das schon an die 1200 m hohe Thal noch um nahezu 2000 m überragen.

Am andern Morgen ist das erste, was man in Höllenstein thut, vor die Thüre zu gehen und die Gegend zu betrachten. Diese ist eine flache Alpenwiese, über welche der Monte Cristallo aufragt, ein Berg, der 3244 m hoch, von der höchsten Bedeutung und den wundersamsten Formen ist. Abends sieht er leichenblaß und gespensterhaft aus; am sonnigen Morgen aber steigt er vor uns auf, wie eine stundenbreite Flamme, welche zu Stein geworden und über das Thal noch 1800 m emporragt. Unten ein schmaler Saum des dunkeln Waldes, über diesem kein Grashalm mehr. Nur zwei schmale Gletscher haben sich an des Felsen Leib gelegt. Oben züngelt er in hundert Zacken auf, in Zacken, die alle denkbaren Gestalten zeigen, von der breiten Zunge bis zur spitzigen Nadel. Übrigens braucht kaum gesagt zu werden, daß auf beiden Seiten des Thales noch dieselben phantastischen Dolomitreihen stehen, durch die man des Abends

vorher hereingewandert; allein hier sieht man sich wenig nach diesen um, denn der Monte Cristallo schlägt sie alle tot.

Die Ampezzaner Straße führt von Höllenstein am Ufer eines



Abb. 12. Die Dolomiten am Dürrensee.

seichten, blauen Sees weiter. Es ist das ein „verlogener“ See, der Dürrensee, welcher das Winterhalbjahr hindurch trocken liegt; erst im Frühjahr füllt sich das flache Becken wieder mit Wasser, in dem sich dann die Berge ringsum, auch der große Monte Cristallo, abspiegeln.

In einer kleinen Stunde kommt man nach Schluderbach, dem

letzten deutschen Wirtshause, welches nach seinem Gründer, der es 1836 erbaute und mit seinem Hausnamen der Schluderbacher hieß, zum ewigen Andenken so benannt ist.

Die Ampezzaner Straße zieht in stattlicher Breite durch das öde Thal, steigt nur selten so, daß es merklich wird, hat manche örtliche Hindernisse kunstreich überwunden und ist gegen die Wut der Wildbäche und die Gefahr der Lawinen allenthalben ausgiebig geschützt. Sie ist für diese Gegenden ein großer Segen geworden und hat namentlich den Wohlstand von Ampezzo bedeutend gehoben.

Wenn der Reisende die Art und Weise der Menschen kennen will, sie aber unterwegs nicht trifft, so bleibt ihm nichts übrig, als ins Wirtshaus zu gehen. Dort findet er wenigstens den Herrn, die Frau oder die Kellnerin, die ihm einstweilen als Vertreter des Volksschlags gelten können. Aus diesem Grunde kehrt man, wenn auch erst eine oder zwei Stunden über Schluderbach hinaus gekommen, in dem kümmerlichen Wirtshaus zu Ospedale ein. Es ist das erste welsche Haus an der Straße von verlumptem Aussehen: übrigens eine uralte Herberge. Da hat schon Kaiser Max gezecht, vielleicht schon vor ihm mancher andere Herrscher, und jedenfalls vor und nach ihm Landsknechte, Schmuggler und Wildschützen ohne Zahl. Der Name Ospedale, Hospital, bedeutet ja selber schon, daß hier vor alters eine Pilgerherberge gewesen. Eben so alt wie die Schenke ist das Bethäuslein daneben, ein gotischer Bau, dem heiligen Nikolaus geweiht.

Eine halbe Stunde von Ospedale liegt die Ruine von Peutelstein in enger, wilder Gegend am gleichnamigen Passe. Das Kastell war seinerzeit als deutsche Grenzwacht gegen die Welschen ein sehr erhebliches Besitztum. Im 14. Jahrhundert saß in der Feste ein deutscher Herr, Degen von Villanders, was bei Klausen am Eisack liegt. Ihm hatte ihre Hut Kaiser Karl IV. verliehen. Bald aber fiel sie in die Hände der Venetianer, welche sie behielten, bis Kaiser Max 1516 sie samt dem Ampezzaner Thal wieder für Tirol eroberte. Seit dieser Zeit residierte in der Burg ein tirolischer Schloßhauptmann mit Kaplan, Köchin und „acht redlichen Knechten“. Er war auch Statthalter von Ampezzo. Erst Kaiser Joseph II. hob die Schloßmannschaft auf und ließ die Burg mit den Gütern, die dazu gehörten, verkaufen; seitdem verfiel sie.

Der Paß ist hier wirklich sehr eng und wild. Unten im unsichtbaren Felsenbette stürzt der Bach dahin, zu beiden Seiten starren die Dolomiten auf, in allerlei Farben und Gestalten. Wenn man sie auch

unterwegs auf dem langen Passe zur Genüge genossen hat, hier in der Landschaft von Ampezzo nehmen sie wieder einen neuen Aufschwung. Das sind wohl die phantastischsten Linien, welche man in der Alpenwelt sehen kann. Niemand begreift, warum diese welschen Berge das löbliche Herkommen und ehrenhaft solide Aussehen ihrer deutschen Brüder so vollkommen aufgeben, sich so absonderlich und ungebärdig gestaltet haben. Es erscheinen da, wie am Monte Cristallo, Zungen, Stangen, Spitzen, Nägel und neben diesen schmächtigen Figuren auch wieder ungeheure, dicke, schwerfällige Massen von furchtbarer Höhe. Eine davon sieht einem Pferde mit abgehauenem Kopfe sehr ähnlich, es ist der Becco di mezzodi — zu deutsch der „Mittagsbock". Zur linken Hand steht die mächtige, zuerst 1863 erstiegene Pyramide des Monte Antelao, deren Spitze sich 3255 m über das Meer erhebt, rechts der ungeheuere Stock des Monte Tofana. Alle diese Dolomiten sind kahl, bis auf die niederen Vorberge herab — an ihren schauerlichen Wänden scheint sich keine Aurikel, keine Edelraute halten zu können.

Mitten in diesem märchenhaften Kranze von Zacken und Zinnen blüht das Dorf Ampezzo, welches die deutschen Pusterthaler „auf der Heiden" nennen. Es besteht zunächst aus einem stattlichen Kerne, der enger zusammengebaut an der Straße liegt und Cortina heißt. Dort findet sich die Pfarrkirche, im vorigen Jahrhundert vollendet, groß, aber ohne Merkwürdigkeiten, außer etwa einigen schönen Schnitzarbeiten. Etliche Schritte von der Kirche entfernt, wie es italienische Weise ist, steht der neue gotische, sehr hohe Campanile (Glockenturm). Um die Kirche herum haben sich Dechant- und Schulhaus gestellt, ebenso der ansehnliche Palazzo des Bezirksgerichts, sowie mehrere Gast- und Wohnhäuser, alle sehr gut erhalten.

Dieser Hauptort und Sammelplatz der Gemeinde ist von zahlreichen kleineren Ansiedlungen umgeben. Jene, die sich gegen Aufgang gelagert haben, sitzen auf dem Gebirge, das da rasch emporsteigt, sind zum Teil in seinen Schluchten verborgen und fallen weniger ins Auge, die anderen aber gegen Abend liegen über eine weite und breite grüne Halde hin, welche bis an den gewaltigen Monte Tofana reicht. Die Häuser sind meist in kleinen Gruppen zusammengestellt, zwischen denen einzelne Bäume ihr Laubdach ausbreiten. Hin und wieder ragt ein kleiner Kirchturm hervor. Die Schindeldächer glänzen im Sonnenschein. Die Häuser sind zwei- und dreistöckig, säuberlich geweißt, mit Laubengängen verziert und mit der reich befensterten Vorderseite alle gegen den Hauptort gerichtet. Die ganze Halde sieht

ungemein anmutig aus. In der Kirche befinden sich einige alte Schlachtenbilder, welche auf eine sagenhafte Überlieferung des Thales hinweisen. Am Fuße des Monte Antelao sollen in längstvergangenen Tagen Ampezzaner und Longobarden miteinander gekämpft haben. Die ersteren aber riefen die Mutter Gottes an, welche alsbald einen dichten Nebel auf die Feinde herabsenkte, so daß diese sich selbst nicht mehr erkannten und gegenseitig niedermetzelten. Als die Ampezzaner zum Danke hierauf eine Kirche zu bauen gelobt, wies ihnen ihre Retterin selbst die Stelle an, indem sie in einer Sommernacht Schnee vom Himmel fallen ließ, welcher Platz und Umfang des Gotteshauses genau bezeichnete. So entstand die Kirche alla Madonna della difesa. In den Bildern des Gewölbes sind die kämpfenden Krieger dargestellt. Am 19. Januar wird auch noch alle Jahre der Tag der Rettung gefeiert."

5. Die Alpengewässer.

Ein charakteristischer Vorzug der Alpen ist die große Zahl und Mannigfaltigkeit der Thalbildungen. Wo sich dieselbe Gesteinschicht hohl faltet, entstehen Muldenthäler, deren Seitenwände meist hoch emporgebogen sind. Wo die krystallinischen Gesteine mit den geschichteten zusammenstoßen, bilden die Furchen Längenspaltenthäler oder Comben. Wird aber dieselbe Gesteinschicht quer durchrissen, so entstehen Querspaltenthäler oder Klusen mit symmetrischen Seitenwänden, die namentlich in dem krystallinischen Gestein schroff und wild emporsteigen.

Die Thäler weisen dem überschwenglichen Wasserreichtum den Weg von der Höhe zur Tiefe hinab. Nur durch das Mittelmeer getrennt liegt nicht fern im Süden der heißeste und trockenste Erdteil, Afrika; der von diesem ausströmende Gluthauch vermag auf seinem Wege über das Meer eine große Menge Wasser als Dampf aufzunehmen. An den kalten Felsenstirnen der Alpen kühlt er sich ab, und die bisher unsichtbaren Dünste verwandeln sich nicht nur in Wolken, sondern ergießen sich bei ihrer Überfülle auch zum Teil sofort in reichlichen Regenströmen. Auch die weiten Eisfelder machen die Alpen zu unerschöpflichen Wasserkammern: sie sind die Wassermagazine in trockenen Sommern; denn je anhaltender die Hitze ist, desto reichlicher entströmen ihren Eishallen die Bergwasser. Die in so reicher Fülle dahinstürzenden Wasser, das Gießen und Fließen von allen Wänden, aus allen Schluchten und Gründen hebt das Herz des

Alpenwanderers: es will ihn bedünken, ein einziges mächtiges Alpenwasser könnte alle Bäche und Flüßlein eines durstigen Mittelgebirges überflüssig speisen.

Die Alpenregion ist die Geburtsstätte der Alpengewässer. Ihre Wiegen sind aber sehr verschiedenartig. Bald entspinnen die jungen Ströme sich aus Moorwiesen, bald entfließen sie kleinen Bergseeen oder großen Gletschern; manchmal sind sie ursprünglich bloß zusammengesickerte Felsenausschwitzungen, oder sie entsprudeln als reiche Quellen dem Boden und bilden sofort ordentliche Bäche. Die den Gletschern entströmenden Bäche sind bald von milchicht weißer, bald von grünlicher, schwärzlicher und grauer Färbung. Wo der Bach heraustritt, da überwölbt ihn oft ein mächtiges Eisportal bis zu 20 und 30 m hoch. Weiß und glänzend, in ihren Klüften und Tiefen vom schönsten, ins Grüne spielenden Blau, versenkt sich die Eisgrotte tief in die Eingeweide des Gletschers, und schäumend und brausend drängt sich der Bach aus jenen nächtigen Schatten hervor an das warme Sonnenlicht. An manchen Stellen bleibt zwischen Wasser und Eis ein schmaler Pfad, um eine Strecke weit in den Hintergrund jener Grotte einzudringen, und wahrlich ist es ein wunderbarer Anblick, hinaufzuschauen auf das düstere Blau der Decke, auf die wassertriefenden Wände von Eis und nieder auf den unheimlich tobenden Fluß. Andere Wasser laufen auf der Oberfläche der Gletscher hin, stürzen schäumend herab und vereinigen sich mit den vorigen. Viele kommen aus dem obern lockern Schnee her. Aller Orten rauscht es herab. Schon ein wenig gesammelt, taumeln die Wasser auf scharf geneigte verwitterte Granitblöcke, teilen sich und stürzen in vielen Strahlen, in Schaum aufgelöst, in den Abgrund. Manche der Strahlen scheinen sich fast zu verirren, ungewiß zu sein, wohin sie sich wenden wollen, und sich vor der Tiefe zu fürchten, bis auch sie irgendwo seitwärts hinab müssen. Wieder andere Wasser treten klar aus den tiefgrünen, blauen oder wirklich grauen H o c h s e e n. Reichlich sind dieselben über die untere Schnee- und die Alpenregion gestreut. Es sind nur ganz kleine, gewöhnlich ovale Wasserschalen, meist mit höchst zerklüftetem Felsenrande. Die obersten Wassersammler, die sich meistens von großen Gletscherfeldern nähren und an ihrem Rande keinen Baum, höchstens etliche magere Weiden-, Heckenkirschen-, Alpenrosen- und Erlenbüsche nähren, oder auch ganz tot zwischen grauen Geschiebe-revieren und Felsenwänden lagern, haben ein düsteres und tief ernstes Ansehen. Manche haben, wenn sie ihre Nahrung unmittelbar von den Gletschern empfangen, ganz weißes Wasser, und sind riesigen

Milchkübeln zu vergleichen. Gewöhnlich ohne alle Wellenbewegung stimmen sie zum Geiste der Felsenlandschaft. Kein Nachen hat sie je berührt, keine Seerose ihre Blätter auf dem Spiegel gewiegt; kein Fisch zieht durch die grünen Tiefen, kein Wasservogel, oft nicht einmal ein Frosch sitzt an den steinigten Ufern. Den größten Teil des Jahres deckt sie Schnee und Eis, und manches flachere Becken friert bis auf den Grund. Mühsam und langsam taut der Frühling oder Sommer sie auf, und kleine Eisfelder oder Blöcke schwimmen noch auf ihnen, wenn schon die Alpenrosenbüsche ihrer Felsen in fröhlicher Blüte stehen. Hin und wieder wirft noch eine späte Lawine haushohe Schneemassen in ihre Becken, oder ein später Frost überzieht die kaum geschmolzene Flut mit einer klaren, aus Krystallnadeln gewobenen Decke. Einige der höchstgelegenen Seeen sind der beim St. Bernhard-Hospiz, 2472 m, eine Viertelstunde im Umfange, nur wenige Monate, 1816 gar nicht aufgetaut. Und doch sprießen während des kurzen Sommers Veilchen an seinem Ufer. In seiner Nachbarschaft liegen die kleinen Seeen des Col de la Fenêtre (2680 m), neben dem östlich vom Rawylpasse gelegenen kleinen Hochsee (2673 m) vielleicht die höchsten europäischen Wasserbecken, oft jahrelang nicht auftauend. Eine große Anzahl der Hochseeen hat keinen sichtbaren Abfluß. Das Wasser fällt in einen oft durch schwach kreisende Wellenbewegung angedeuteten Trichter, arbeitet sich kürzere oder längere Strecken durch die Kanäle im Innern des Gebirges fort und springt oft in großer Entfernung wieder zu Tage. Manche Seeen haben auch keinen sichtbaren Zufluß und nähren sich von unterirdischen Quellen. Beide Erscheinungen vermehren das mystische Dunkel, das über diesen stillen Fluten schwebt, und sind den abenteuerlichen Sagen, welche die Bergbewohner an sie knüpfen, besonders günstig.

Die obersten Thalenden sind in der Regel ausgeweitete Wannen, die in sanfter Steigung rechts und links gegen die Schneeregion anstreben, während der Hintergrund entweder von vergletscherten Kuppen geschlossen ist, oder kaum merklich in ein anderes Hochthal übergeht. Im ganzen obern Alpenrevier bis zur Baumgrenze hin bieten sie einen ernsten, einförmigen Anblick, der indes durch das saftige Grün der Wiesen und das weidende Vieh im Sommer gemildert wird. Viele sind mit Felsen besäet. Die Wasserfälle sind noch nicht wasserreich, aber sehr zahlreich und oft außerordentlich kühn. In allen höheren Revieren sieht man diese schwankenden Schaumfäden an den Felsen hängen oder hört die jungen Bäche über die großen Stufen ihrer Schluchten hinunterplätschern. Der Charakter der Thäler ändert

sich in der untern Alpenzone. Dunkle, uralte Wälder mit vielen abgestorbenen Stämmen ziehen sich in den Bergflanken hin; schroffe, turmhohe Zinnen stürzen unmittelbar in die Thalsohle ab; über Kalk- und Granitblöcke braust der Wildbach. Daher ist der Lauf der Flüsse in der Alpenregion nur kurz; der Inn jedoch wird in ihr zum starken Flusse.

Die Thäler der Bergregion sind mannigfaltiger entwickelt und bieten einen raschen Wechsel des landschaftlichen Charakters. Wenn der Wanderer an dem öden Felsenbette eines schäumenden, grünlichen, Bergwassers hingegangen, wo rechts und links von den steil abstürzenden Alpenzinnen nur Geröllhalden, trockene Flußbetten, mit spärlichen Büschen besetzt, und einzelne halbübermooste Felsblöcke zu sehen sind, wenn der Weg immer steiler und rauher wird und die Felsen immer enger zusammenrücken — plötzlich auf der Höhe des Passes öffnet und weitet sich Himmel und Erde. Einem Idyll gleich liegt das hellgrüne Thal mit dem dunkelgrünen See vor ihm. Wie aus Ehrerbietung vor dem stillen Ernst der Landschaft sind rings im Kreise die kahlen Pyramiden der Berge zurückgetreten. Dunkle Buchen- und Tannenwälder reichen hin und wieder an das Wasser, das ihre Bilder und die der Berge mit den einzelnen Schneefeldern dankbar und klar nachzeichnet. Hinter dem See erhebt sich eine duftige Mattenwelt mit leuchtendem Grün in leichten Übergängen an den Alpen auffsteigend, die im Hintergrunde die Landschaft schließen. Diese mittleren Seeen unterscheiden sich vielfach von den Hochseeen. Sie sind fast nach allen Seiten hin malerisch und reizend geschmückt. Ihre Färbung ist nicht beständig und nicht erklärt: oft sind sie tief blau, oft dunkel-, oft hellgrün, oft trübe weißlich. Die Bergbewohner rühmen ihren Seeen gern eine unergründliche Tiefe nach und beleben diese, dem Zuge der Natur zum Geheimnisvollen und Wunderbaren folgend, mit abenteuerlichen Fischgestalten. Von den Hängen der nahen Felsenmauern brausen bald wilde Runsen in das Becken des stillen Sees und ziehen weithin schmutziggelbe Streifen in die Fluten; bald schwanken die flatternden Schleier dünner Wasserfälle am Felsufer und rieseln dann als klare und stete Bäche farblos in das geebnete Wellenreich hin. Einzelne Hügelvorsprünge oder felsige Fortsetzungen des Gebirgszuges ragen in die Beckenmündung hinein und bilden verborgene, trauliche Buchten, seltener grüne Inseln. Einzelne Hirten- oder Fischerwohnungen, manchmal kleine Dörfer, siedeln sich am Gestade an.

Ein besonders malerisches Beispiel kann uns der Achensee sein. Die tiefblaue Farbe seines Wassers unterscheidet ihn von den meisten Mittelseeen der Alpen, die in der Regel eine meergrüne Farbe haben. Sie deutet seine große Tiefe an. In ernster Feierlichkeit bauen sich die mächtigen Felswände auf, zwischen welche er, etwas über 1 km breit, eingesenkt liegt. Zumal im Hintergrunde der lachend-anmutigen Pertisau am westlichen Gestade erheben sich ernst-erhabene Felsgrate und weiterhin dann bis zum Sonnwendjoch, wo die Wände der Seekahr- und Raabenspitz so steil in den See abfallen, daß selbst für den schmalsten Fußpfad kein Raum mehr bleibt. Aber auch am östlichen Ufer zieht unter den Abhängen des Unnütz und der Rothlanerspitz nur mühselig, oft in den See hineingebaut, die Straße nordwärts ins Innthal dahin.



Abb. 13. Die Pertisau am Achensee.

Die Bergzone der untern Staffeln ist die Region der reicheren Wasserfälle; häufig stürzen sich aus sekundären Querthälern kommende Bäche von einer Felswand herab in das tiefere Hauptthal. „Sie sind in Formen, Farben und Tönen wahre Individualitäten, jeder mit ausgeprägter Eigentümlichkeit, eigenem Rauschen, eigentümlichen Dekorationen, Wassermassen, Beleuchtungen u. s. w. Der eine rauscht melancholisch dumpf in einer grottenartigen Vertiefung mit starkem Gewässer: er hat sich einen tiefen Kessel ausgefressen, den er halb ausfüllt und halb durchsägt für seinen Abfluß. Die untere

Hälfte des Falles trifft nie ein Sonnenstrahl. Während die obere in der glühenden Abendbeleuchtung wie ein goldener Lavastrom daherstürzt, strebt die untere mit grauen Nebelgebilden, die der eigene Luftzug phantastisch an dem Berge hinjagt, aus der triefenden Schlucht auf. Ein anderer Sturz ist tief im Fichtenwalde verborgen; plötzlich öffnet sich dieser, und über der breiten Felswand spannt der starke Bergbach zwei- oder dreiteilig seine feuchten Gewänder aus. Ein anderer Fall hängt ganz in der Luft, wie der Staubbach bei Lauterbrunn. Eine vorspringende Schieferplatte weist die daherstürzenden Gewässer weit über den Felsen hinaus. Die Wand ist hoch, der Bach kann seine Wellen nicht zusammenhalten; sie lösen sich in ein Netz von schimmernden Nebelperlen auf, das scheinbar mit Mühe den Boden erreicht, dort sich rasch sammelt und nach dem ungeheuren Sprunge, in dem er sich allen Lüften geopfert hat, wieder als ein munterer, kompakter Bach weiter geht. Von fern nehmen sich diese Staubbäche ganz geisterhaft aus, besonders des Nachts. Dann flattern sie gleich Ossianischen Schatten unstät in ewig sich verändernden Formen, grauweiß mit hohlen, säuselnden Tönen am Felsen hin und her. Oft auch stürzen junge Ströme mit mutiger Kraft von Absatz zu Absatz die Felsenterrassen herunter; sie bilden zwei, drei und mehr einzelne Stürze, von denen jeder in Breite, Tiefe und Umgebung auch ein eignes Ganze ist, während sie in ihrem Zusammenhange ein bewundernswertes Schauspiel darstellen. Oft breitet sich der Sturz in ganzer Fülle vor dem Auge aus, oft verhüllt einen Teil der schwarze Tannenwald, oft ein vorspringender Fels, ein Busch; — keiner von den tausend Fällen gleicht dem andern."

Den Fuß des Gebirges schmückt ein Kranz von Seeen. Sie sind meist das Erzeugnis von Aushöhlungen, welche bei der Erhebung der Alpen durch den Andrang großer Wassermassen geschaffen wurden. Nicht selten ragen sie mit einem Ende in ein Klusenthal hinein und gewinnen dadurch neben der Anmut auch schroffe Großartigkeit der Uferbildung. Mit Recht hat man sie die Läuterungsbecken der Gewässer genannt. Wild tobend und bis dahin oft nur zerstörend, stürzt sich mit seinen geschiebereichen, unklaren Gewässern der Alpenstrom in den See, — in seiner Farbe geläutert und verklärt, in klarem Smaragdgrün, in seiner Eile gezügelt, gemäßigten Ganges, setzt er aus ihm heraus seinen Lauf fort.

Die Seeen sind die schönste Zier der unteren Alpenlandschaft. Nach seinen heimischen Seeen sehnt sich der Älpler in der Fremde vornehmlich, und der Bewohner der ferneren Ebene ist entzückt über

die Mannigfaltigkeit ihrer Ufer, an denen feierliche Hoheit mit lieblicher Heiterkeit, gigantische Wildheit mit idyllischem Frieden wechseln; er staunt die Färbung an, die vom dunkelsten Blaugrün bis zum durchsichtigsten, zartesten und tiefdunkelsten Blau spielt. „Es ist der Kontrast der Form und Farbe, der flüssigen Ruhe und versteinerten Bewegung, den sie mit der Gebirgsmasse bilden. Indem nämlich zu ihnen das leidenschaftliche, unruhige Element des Wassers, wie in übermütiger Kraftfülle häufig die Alpenflüsse es zeigen, zur ebenmäßigsten und anmutigsten Ruhe gelangt ist, bieten sie eine vollkommen ebene Fläche mitten in der Zerklüftung, Auftürmung, Überstürzung und finstern Faltung der Berge ringsum. Im Gegensatze zu diesen, hier gewissermaßen dem Elemente der Unruhe und leidenschaftlichen Aufregung, gewähren sie der Seele den Dienst der Beruhigung und paaren das Milde mit dem Rauhen. Und neben dieser Sanftmut und Zartheit entfalten sie zugleich die Natur der Beweglichkeit und Erregbarkeit, die allerdings auch bisweilen durch wilde Stürme bis zu einem erschreckenden Grade gesteigert wird. Endlich übernimmt die Natur in den Seeen gleichsam die Rolle der Maler und Akteure. Sie zeigt uns feste Berge und Dörfer und Wolken in der Tiefe, wo wir in der That nichts als Wasser finden."

An den niederen Seeen der Alpen herrscht mildes Klima; hier schlägt der Frühling seine erste Stätte auf; hier grünt und blüht die üppigste Vegetation. Sie waren daher schon in uralter Zeit die vornehmsten Sammelplätze der Bevölkerung, die beweglichen Straßen wichtigen Handelsverkehrs, an denen blühende Städte aufwuchsen. Aber auch die Seeen, wie die Alpen, die sich in ihnen spiegeln, sind dem Gesetze der Vergänglichkeit unterworfen. Unablässig arbeiten die Bergwasser daran, durch die Geröllmassen, welche sie hineinführen, die Wassertiefen auszufüllen und den Abfluß tiefer auszusägen, bis das Seebecken trocken liegt, ob auch Jahrhunderte darüber hingehen.

6. Vater Rhein in seinen Jugendtagen.

Der Rhein ist der höchstgeborene unter den deutschen Strömen. An der nordöstlichen Wand der Gotthard-Gruppe, aus welcher der Sixmadu und die Cima del Badus hervorragen, liegt zwischen steilen Felsenwänden und öden Trümmerfeldern der kleine, dunkelgrün klare Tomasee, 2352 m hoch, der durch drei Gletscherbäche gespeist wird. Aus demselben fließt etwa in Meterbreite der Rhein von Toma heraus, die oberste und stärkste Quelle des Vorderrheins. So-

gleich vergrößert links ein Seitenbach vom Crispalt, rechts einer vom Cornera den neugebornen Rhein. Nach Nordosten gerichtet, gestärkt durch andere Rheine, fließt er durch das 15 km lange Tavetscher Thal. Vom Luckmanier strömt aus einem engen, „sehrohrähnlichen" Thale, unweit des Fleckens und des Benediktinerklosters Disentis, ihm der Rhein von Medels zu, von den Fremden der Mittelrhein genannt. Bis Ilanz, der ersten Rheinstadt, bleibt er einem mächtigen Gletscherbache ähnlich, der sich über große Felsstücke schäumend dahinwälzt.

40 km abwärts empfängt der junge, durchsichtig grüne Strom, den nun schon sechzig Bäche vergrößert haben, unter der Brücke des Dorfes Reichenau rechts den am Rheinwaldgletscher, 1870 m hoch entspringenden Domleschger Rhein, der alle bisherigen Zuflüsse bei weitem übertrifft und unter dem Namen Hinterrhein nicht mit Unrecht als zweiter Hauptquellstrom angesehen wird. Seine Wassermasse ist bei normalem Stande zwar die geringere, aber sein Stromsystem das mehr entwickelte. Von rechts gehen starke Wasser ihm zu: das Averser Wasser vom Septimer und die durch den Oberhalbsteiner Rhein vom Julier und das Davoser Landwasser verstärkte Albula. Ihr gegenüber mündet auf dem linken Ufer die kleine, aber durch die oft von ihr bewirkten Verheerungen schreckliche Nolla, ein „wütendes Wässerle".

Der vereinigte, nun 54 m breite Rhein trägt Flöße und strömt nordöstlich „mit girigem lauff" weiter, immer noch ein böses Wildwasser, das oft urplötzlich die Ufer übersteigt und die Matten weithin mit Geröll überschüttet. Jetzt kurzweg „Rhein" geheißen, empfängt er rechts bei Chur die Plessur, und ist nun imstande, Schiffe von 200—300 Ctr. Ladungsfähigkeit zu tragen.

Bei Chur macht der Rhein einen Winkel und setzt bis zum Bodensee in nördliche Richtung um. Das 70 km lange Längenthal wird zum Querthal, in Fortsetzung des Hinterrheinthales, aber mit breiter und ebener Sohle. Die ersten größeren Zuflüsse, die ihm in der neuen Richtung zugehen, sind rechts die Landquart und links bei Ragatz die wilde Tamina.

Zwischen dem Fläschberge rechts und dem Schollberge mit der Hohen Wand links, unterhalb Meyenfeld und oberhalb Sargans, tritt der Strom in den zweiten Abschnitt seines obersten Beckens, in das nördlich zum Bodensee gerichtete 50 km lange Querthal. Einst hat er hier einen ganz andern Weg eingeschlagen. Da schlossen der Rhätikon und die Kette der Kurfirsten den obersten Quellenkessel des

Rheins völlig zu, und der Rhein mußte sich nach Nordwesten wenden: er durchfloß den Wallen= und den Züricher See und strömte in der jetzigen Limmatfurche mit der Aare zusammen.

Das Gefäll des Rheins ist vom Durchbruch bis zum Bodensee gering, die Sohle des Thales eben und bis zu 14 km breit, mit Ackerfeldern, Wiesengründen und Sumpfflächen bedeckt. In breitem Bette fließend, bildet der Fluß, von niedrigen, mit Bäumen und Buschwerk bestandenen Ufern eingefaßt, nicht selten Werder und Kiesbänke. Gegen die Mündung hin, unterhalb Rheineck, das noch im 4. Jahrhundert n. Chr. an der Mündung selbst lag, erweitert sich das Thal zu 20 km. Die Menge zufließender Bäche, ein dichtes Netz von Gräben und Wasserläufen, bilden ein Delta, gleichsam ein Vorspiel der Rheinjugend auf das holländische Delta im Rheingreisentum. In ihm rückt durch das Geschiebe, das der Rhein mitbringt, die Mündung immer weiter gegen Norden vor.

Links gestatten die dem Flusse nahen Glarner und Appenzeller Alpen nicht die Gestaltung größerer Wasserläufe. Von rechts kommt die bedeutende Ill, welche, wie die Landquart den südlichen, so den nördlichen Abfall des Rhätikon begleitet. Vor Zeiten hat aber die Ill nicht in den Rhein, sondern in den Bodensee gemündet, der bis an den Gebirgsgürtel von Sargans flutete.

Der Bodensee oder das Schwäbische Meer, der König der deutschen Seeen, 395 m über dem Meere, ist mit seinen Nebenseeen 540 qkm groß. Den leeren Seekessel zu füllen würde der Rhein 2 Jahre und 20 Tage gebrauchen. Der See besteht aus zwei Becken, deren größeres, in die Bucht von Überlingen auslaufend, 276 m Tiefe hat, während das kleinere Westbecken, der Untersee, nur 20 m tief ist.

Beginnt mit dem Juni Schnee und Eis auf den Hochgebirgen zu schmelzen, so steigt alsbald auch der See, manchmal in einem Tage um 32 cm, ja nicht selten erhebt er sich volle 3 m über seinen niedersten Wasserstand. Die niederen Uferränder werden dann weithin überschwemmt. Hören vom August an die Gletscher und Schneefelder auf zu schmelzen, so fällt der See 3 m, denn die Zuflüsse sind nicht stark genug, um die tägliche Verdunstung zu ersetzen. So hat der See zwar keine tägliche, aber eine jährliche Flut und Ebbe. Selten und unregelmäßig ist die Erscheinung des Ruhß, bei welchem das Wasser ohne erkennbare Ursache plötzlich anschwillt, ebenso schnell wieder sinkt und wieder in die Höhe steigt.

Diesen periodischen Veränderungen der Wassermenge geht eine

langsame allmähliche Abnahme der Wasserfülle zur Seite. Die einmündenden Flüsse führen immer mehr Gerölle und Geschiebe in den See. Die Kalksteinflötze und Sandhügel am Seerande mit ihren zahllosen Versteinerungen zeigen noch deutlich die ehemaligen Gestade und beweisen, daß der See einst weit höher gestanden als jetzt. Seine östlichen und südöstlichen Wasser drangen tief in das Innere der Alpen ein.

Der blaßgrünliche oder bläuliche Wasserspiegel des Sees, der oft vollkommen ruhig und eben sich ausbreitet, verändert sich bei dem früh thalaufwärts wehenden Ostwinde und dem nach Mittag thalabwärts wehenden Unterwinde, viel heftiger bei den nicht regelmäßig dahinfahrenden Winden und Stürmen. In den größten Aufruhr gerät der See, wenn der Föhn mit dem Nordwestwinde oder Ostwinde kämpft. Dann wird das Wasser bis 6 m tief aufgewühlt; die Wogen türmen sich hoch auf, kein Segelschiff wagt sich hinaus, und wehe dem Nachen, der allzuweit von der Küste sich entfernt hatte. Selbst die Dampfschiffe müssen zuweilen die Fahrt einstellen.

An ruhigeren Tagen jedoch ist der See durch Schiffe und Fahrzeuge reich belebt. Zahlreiche Dampfschiffe (seit 1824) vermitteln den Verkehr, größere Segelschiffe den Warentransport, Fischer in kleinen Kähnen schleppen, nicht ohne Unwillen über die Dampfer, welche das schuppige Volk der Tiefe vertreiben sollen, ihre Netze; denn der See hegt treffliche Fische, Seeforellen, Maränen, und als besondere Leckerbissen die Gangfische oder Blaufelchen (Salmo caeruleus). Nur selten hemmt der Winter ganz den Verkehr. In vier Jahrhunderten ist der See g a n z nur fünfmal zugefroren: 1477, 1572, 1596, am 2. Februar 1695 und 1830. Am 2. Februar 1695 wurden 32 Centner Waren auf fünf Schlitten, von drei Pferden gezogen, von Lindau nach Füßach transportiert. Am 2. Februar 1830 gingen Menschen über das Eis und am 3. trafen 39 Centner Kaufmannsgüter auf fünf von Menschen gezogenen Schlitten, von Füßach kommend, in Lindau ein. Im letztgenannten Jahre feierten die Umwohner das Vorhandensein der Eisdecke als ein Fest, das keiner zum zweitenmal erleben würde, und man fuhr in Schlitten und Wagen zum Vergnügen über den See. Da nun auch niemals ein zu niedriger Wasserstand die Schiffahrt hindert, so hat der See von alters her einem bedeutenden Transporte von Waren aus Osten nach Westen, aus den Donauländern nach der Schweiz, aus Graubünden, Tirol und Italien rheinabwärts gedient. Schon die Römer fanden hier Schiffe und hielten eine Flottille, und im Mittelalter

blühten Konstanz und Lindau als Handelsstädte. Mit Augsburg und den Donaustädten sind sie gesunken, aber mit den am See zusammentreffenden, ja den See umgürtenden Schienenwegen gehen sie neuer Blüte entgegen.

Die Ufer des Sees sind an einigen Stellen steil, bei der Einmündung des Rheins und der Stockach jedoch morastig. Meist umzieht den See sanft aufsteigendes Gelände, mit Obstgärten und Rebenhügeln bedeckt.

Das nördliche flachere Gestade bietet schöne Blicke auf die den südlichen und südöstlichen Ufern nicht fernen Alpen. Der Säntis tritt vor allem imposant hervor. Mit Recht wird die Aussicht vom Steindamm von Friedrichshafen gerühmt, vornehmlich „wenn der Vollmond über den Arlberg hervorschwebt und sein sanftes Silberlicht von Langenargen und den stummen Mauern des einst so belebten Schlosses Montfort den See hinab die glitzernde Straße ziehen läßt.“ Noch viel herrlicher gestaltet sich der Blick von dem Dörfchen Berg über Friedrichshafen; doch von Lindau aus betrachtet, erscheint die Berggruppierung am großartigsten.

Auf dem pittoresken Vorsprunge des Pfänders, 1060 m, wo früher Schloß Pfannenberg gestanden, ist dem auf dieser Burg geborenen heil. Gebhard 1723 ein Kirchlein errichtet. Er war 980 bis 996 Bischof von Konstanz und vornehmlich am 27. August wird fleißig zu seinem Kirchlein gewallfahrtet. Von hier aus gesehen, entfaltet der Bodensee alles Schöne, was ihn vor den Schweizer Seeen auszeichnet: die meerartige Weite — wie denn von hier aus gesehen die Abendsonne im Meere unterzugehen scheint — die freie, offene Aussicht des Landsees vereinigt mit der prachtvollen Bergscenerie, die am obern Teile des Sees großartig herantritt, aber doch noch fern genug bleibt, um den Blick auf die mannigfaltigsten, in Terrassen sich abstufenden Berggruppen nicht zu beschränken. Wie eine Landkarte liegt der See ausgebreitet. Rechts schwimmt Lindau, die Inselstadt, in der Flut, links fällt der Blick in die überraschende Tiefe der Bregenzer Ache. Nach Süden gegen Feldkirch und Altstetten dehnt sich die fruchtbare Aue mit zahlreichen Dörfern, deren ganze Fläche einstmals Seespiegel war, während jetzt der Rhein nur als ein silberglänzendes Band sich hindurchschlängelt.

Auch die Bodensee-Ansicht vom Friedbergischen Schlosse Heiligenberg ist mit Recht gefeiert und wird gewöhnlich aus den Fenstern des großen Saales genossen. „Da erscheinen dem Blicke das uralte Wasserburg, Langenargen mit dem Schlosse des Grafen von Mont-

fort, die schlanken Türme von Friedrichshafen, das getürmte Mörsburg, Überlingen, dann in dem tief landeinwärts eindringenden Seebusen die Burg Hohenfels und das sagenreiche Schloß Bodmann,

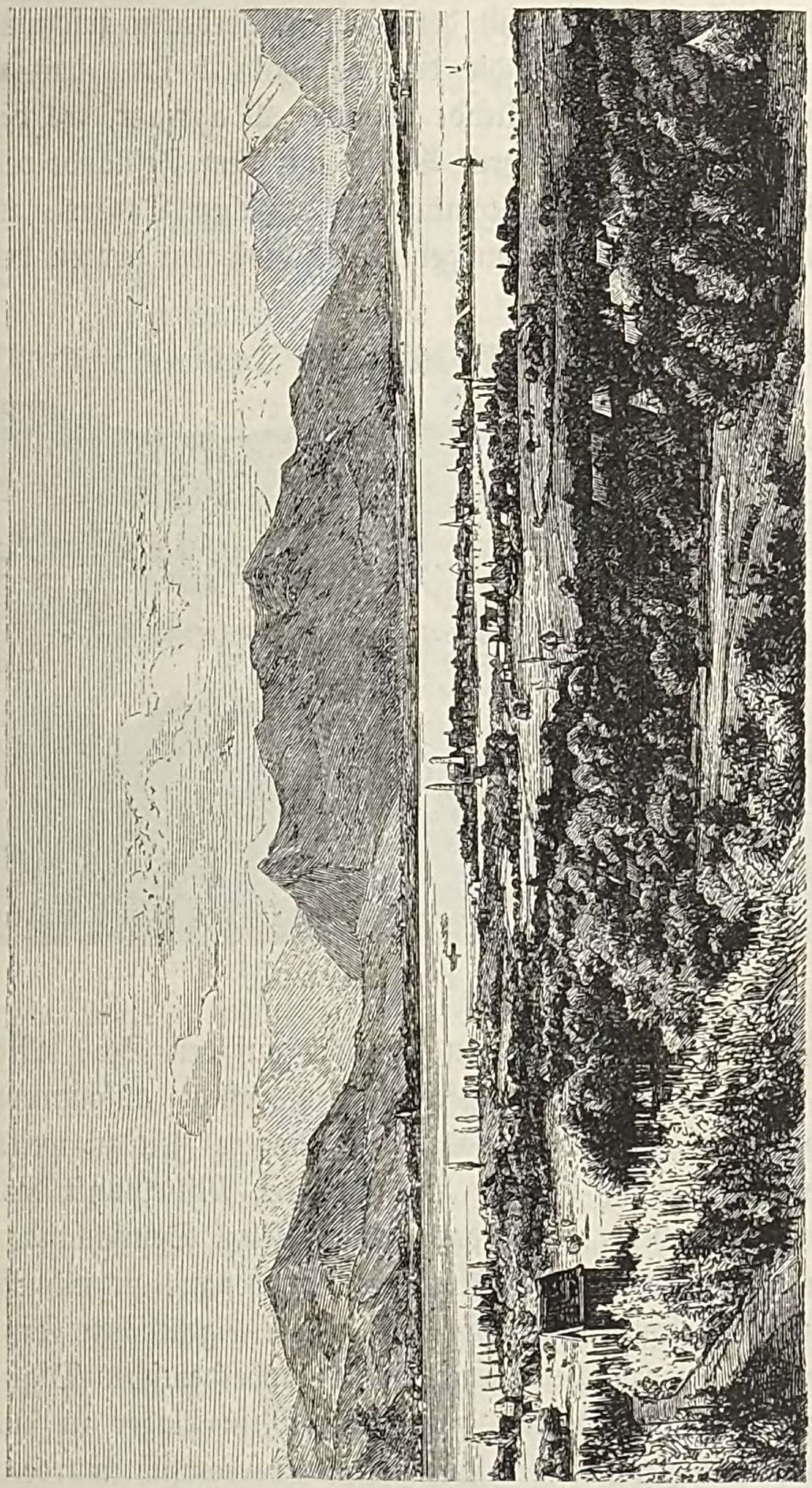


Abb. 14. Blick von Lindau auf den Bodensee.

links etwas mehr im Vordergrunde die alte Stadt Konstanz." Eine wundervolle Alpenansicht schließt den Hintergrund.

Der Überlinger See, vom Untersee durch eine hügelige, 120

bis 240 m hohe Halbinsel getrennt, eine fünf Stunden lange und eine Stunde breite Seebucht, einem breiten Strome ähnlich, hat seinen Namen von der am nördlichen Ufer gelegenen alten Reichsstadt Überlingen. Ihn speisen mehrere Achen, vornehmlich die Stockach; ihnt ziert da, wo er mit dem großen Seebecken zusammenfließt, die Perle des Bodensees, die deutsche isola bella, das reizende, $^3/_4$ Stunden im Umfang haltende Inselchen Mainau, welches durch eine 600 Schritt lange hölzerne Brücke mit dem Festlande verbunden ist. Früher gebot hier ein Komtur des deutschen Ordens, und sein von gezirkeltem Gartenwerk umgebenes Schloß war wegen des wein-

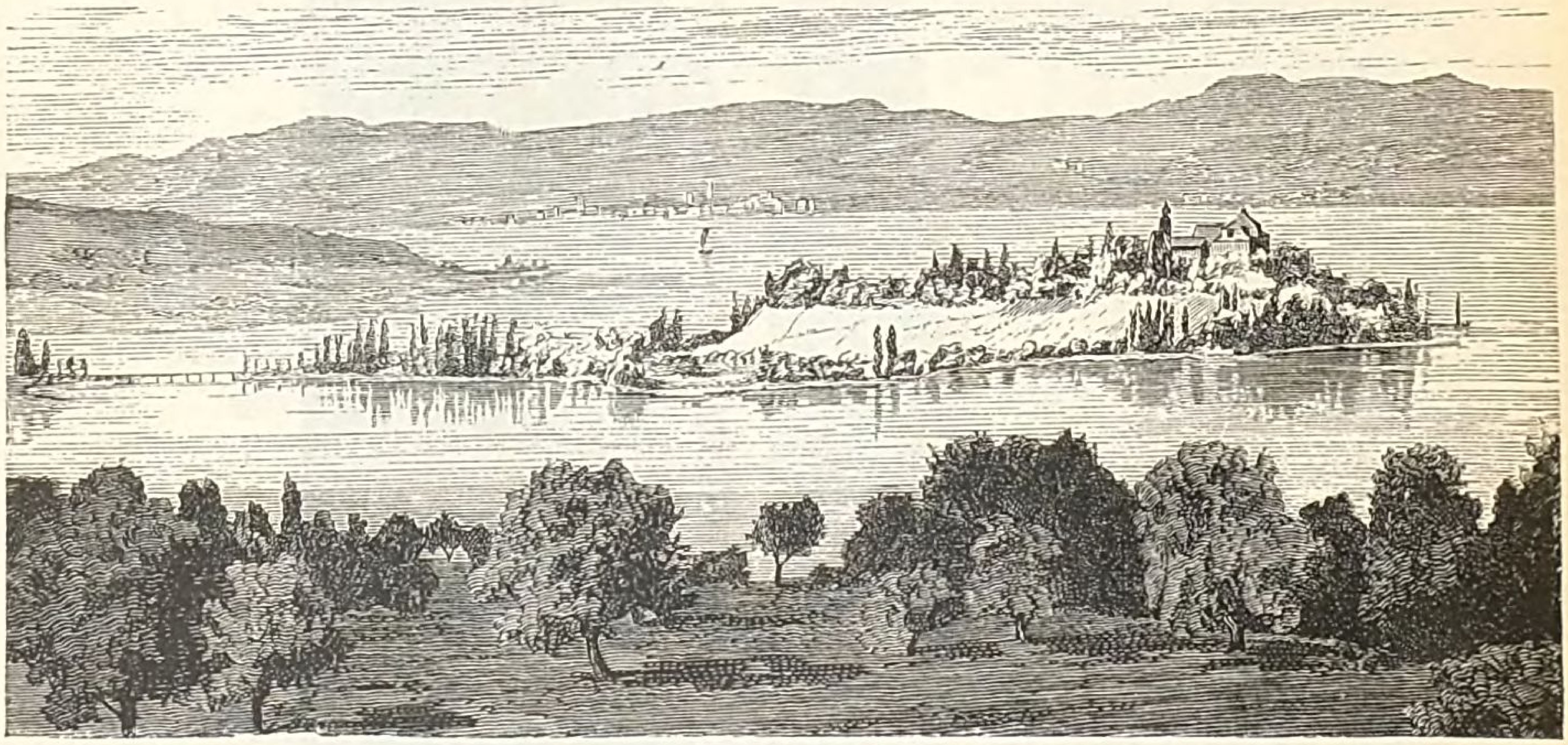


Abb. 15. Die Insel Mainau.

reichen Kellers und der schönen Aussicht auf den See, Mörsbur und die Appenzeller Alpen gefeiert; jetzt pflegt allsommerlich die großherzogliche Familie von Baden hier längere Zeit zu weilen.

Jahrhundertelang ist der Bodensee der Mittelpunkt des schwäbischen Landes gewesen, wo das geistige Leben Deutschlands in den kirchlichen Stiftungen, wie zu Konstanz, Reichenau, vornehmlich aber in dem unfern gelegenen St. Gallen, seinen eigentlichen Sitz hatte; wo sich zuerst die deutsche Sprache in dem oberdeutschen Dialekte entwickelte und wo die Heimat zahlreicher Minnesänger zu suchen ist, durch welche das Zeitalter der Hohenstaufen verherrlicht wurde. Diesen See im Auge hat Gottfried von Straßburg gesungen: „Meiner Sünden, der sind meh, denn Wogen in dem Bodensee."

Von Lindau aus gesehen, scheint sich quer durch den See eine Rasenbrücke zu ziehen. Das ist das flache Ufer des Rheindelta, dort

tritt der Rhein 65 m breit mit trüber Flut in den Bodensee; noch auf eine gute Strecke hin sind seine Wasser von den klaren Wellen des Sees zu unterscheiden. Der Bodensee ist das Läuterungsbecken des jungen Rhein, in dem er alles mitgebrachte Geröll absetzt. Schön grün und klar tritt der Fluß bei Konstanz aus dem See, um nach einstündigem Lauf unterhalb Gottlieben in ein zweites kleineres Seebecken einzutreten.

Der Untersee ist wie der Obersee von Südosten nach Nordwesten gestreckt, aber nur 14 km lang. Am Nordwestende streckt sich von Radolfzell in den See, der hier der Zellersee genannt wird, eine Zunge hinein; in der Richtung derselben südöstlich liegt die Insel Reichenau, die außer drei Dörfern auch die Gebäude der ehemaligen 724 vom heiligen Pirminius gestifteten Benediktinerabtei trägt. Früher war sie ein freies Reichsstift, seit dem 16. Jahrhundert aber mit dem Hochstift Konstanz vereinigt. Das Stift rühmte sich, trotz Venedig, den Leib des heiligen Marcus zu besitzen. In ihm fand Kaiser Karl der Dicke seine letzte Zuflucht und sein Grab.

Der Untersee mit seiner geringen Tiefe und seinem oft seichten Wasserstande weiß nicht, ob er See oder Fluß ist; endlich entscheidet er sich dafür, gegen Südosten sich ausstreckend, wieder Fluß zu werden.

Bei Stein, das unter dem stattlichen alten Schlosse Hohenklingen sich lagert, ist der Rhein wieder ein 80 m breiter Fluß, und bei großer und gleichmäßiger Tiefe, bei ansehnlicher Breite und ruhiger Bewegung trägt er noch bis 20 km von Schaffhausen Schiffe von 2000 Centner Last wie auf dem Bodensee. Aber nun wird's anders; der Fluß wird auf 90 km hin wieder zum wilden Bergwasser, das keine größeren Fahrzeuge leidet; denn dem bequemen Sichgehenlassen in erweitertem Seebecken folgt pressende Einengung und harte Arbeit. Es beginnt der Durchbruch durch den Schweizer Jura, der erste, den der Rhein zu bestehen hat. Gleich unterhalb Schaffhausen wird die Schiffahrt durch einen Kalkfelsendamm gehemmt, der bei niederm Wasserstande sichtbar hervorragt. Schon entwickelt sich durch die immer mehr sinkende Abdachung des felsigen Flußbettes jene kochende, wirbelnde und schäumende Bewegtheit des ungeduldig forteilenden Flusses. Aber gewaltiges Toben und Brausen aus der Ferne kündet Größeres an. Der Strom muß sich in ein enges Felsenbett zwängen lassen, aus dem zahllose Klippen emporstarren. Schauerlich tosend und mit starkem Falle schießt er der großen Katastrophe entgegen, von

einer 174 m langen Eisenbahnbrücke überspannt. Eine starke Stunde unterhalb Schaffhausen liegt rechts Dorf Neuhausen — und unterhalb des Falles auf einem Felsen im Rheinbett das Schlößchen Wörth; links das Schloß Laufen auf einem Felsen, der mit dem 110 m langen Damme, den der Rhein zu durchbrechen hat, eine Kalkmauer bildet. Drei Felszacken stemmen sich dem Strome noch entgegen. Jetzt verliert er gleichsam den Boden unter den Füßen-

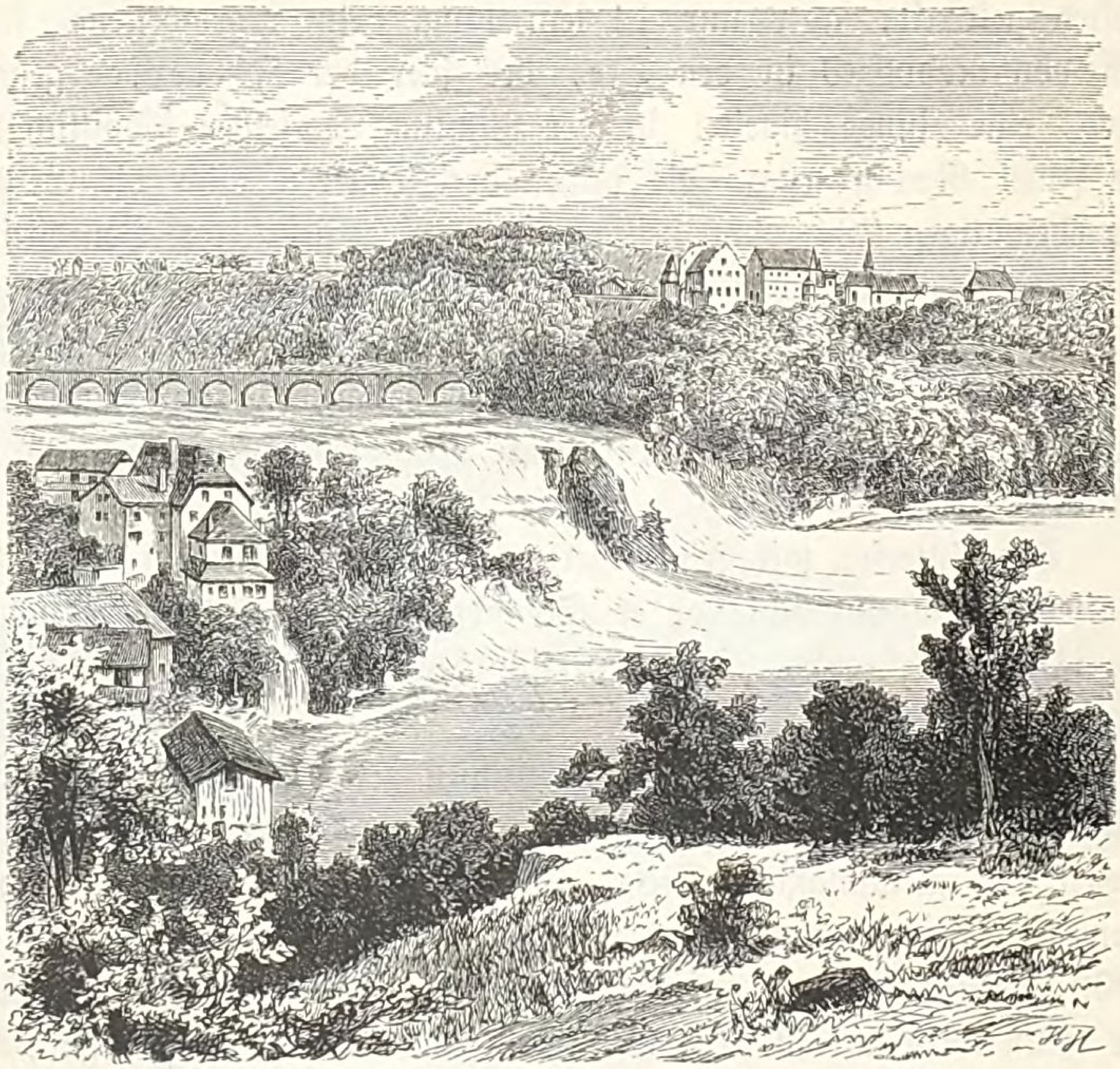


Abb. 16. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Beim Anprallen gegen die Felsen zerstäubt ein Teil des Wassers und steigt als dichte Nebelwolke in die Höhe, ein anderer bildet siedenden, schäumenden Gischt, ein dritter wälzt sich in großen Massen über den Felsen und gelangt hinab in den Kessel, wo das Sieden, Schäumen und Strudeln von neuem anhebt. 23 m beträgt der Sprung in die Tiefe. Aber so bald kann sich der Fluß nicht erholen, er grollt und tost noch eine gute Strecke abwärts. Den schönsten Anblick des Falles gewährt bei Schloß Laufen ein hölzerner Vorbau über dem Abgrunde. Von dem Gischt des Sturzes umstäubt, verfolgt das Auge der Wellen ewig altes und ewig neues Spiel, und der hallende Donner läßt wie

billig das Menschenwort verstummen. Es ist die große Masse der 100 m breiten stürzenden Flut, ihre klargrüne Farbe, die mitten im Fall aufstarrenden Felsenzacken, welche dem Rheinfall seine eigentümliche Schönheit verleihen.

Von Schaffhausen aus wendet sich der Rhein auf etwa 20 km nach Südsüdwesten, eine Richtung, die er auf der ganzen Lauflänge nicht wieder auf irgend längere Laufstrecken einschlägt. Auf dieser Strecke umschlingt er Städtchen und Stift Rheinau, das wie kein Ort günstig gelegen ist, um die Reize dieses obern Rheinstücks zu genießen. Man ist fast mitten im Strome, und aus dem Zimmer, in dem früher die Gastlichkeit des Klosters Fremde aufnahm, sieht man unmittelbar hinab in die grüne Flut, die an die Mauer spült; ein Spaziergang führt hinauf zum Falle, um wieder und immer wieder den Strom zu bewundern.

Der Rhein schlägt nun bis zum Knie von Basel auf 70 km die Richtung nach Westen ein und bildet so, wenn wir auf die Quelle zurücksehen, die Gestalt einer Sichel, oder wie Münster spricht, er krümmt sich mondsweis um. Noch dreimal aber hat er sich durch die Felsen hindurch zu schlagen.

Bei Koblenz mündet die Aare und wandelt das tiefe Grün des Stromes zur blasseren Tinte. Gleich unterhalb wird der Rhein in ein enges Bett gedrängt, und der Jura treibt einen Damm von flachen Felsenplatten, der Kleine Laufen genannt, quer durch, so daß man bei niedrigem Wasserstande darüber hinweggehen kann. Nur an einer Stelle gegen die Mitte durchbricht den Damm eine Lücke von etwa 6 m Breite, durch welche kleine Schiffe fahren können. Bei Waldshut treibt dann der Schwarzwald seine krystallinischen Felsen bis in den Rhein, die bei Hauenstein sogar auf dem linken Ufer erscheinen. Das Vorspringen des Schwarzwaldgneises veranlaßt bei Laufenburg eine zweite Stromenge, der Große Laufen genannt, durch welche abermals in gewaltigem Wogensturz der Rhein über ein furchtbares Klippenbett jagt. Auf geneigter Ebene, wo ein großer Felsenblock und andere verborgene Gesteinszacken den donnernden Strom brechen, toben die Fluten schäumend und brüllend durch das enge Rinnsal hinab, begegnen unten einer verborgenen Felsenhöhe des rechten Ufers, werden mächtig abgewiesen und entweichen den Klippen. Da diese Stromschnelle für Schiffe unpassierbar ist, so müssen dieselben oberhalb „im Gießen" ausgeladen werden. In großem Bogen fließt nun der Rhein an Säckingen vorüber und gelangt bei Beuggen zum drittenmal an eine Stelle, wo sein Lauf gestört wird. Von hier

bis zum Städtchen Rheinfelden stehen wieder Felsenklippen im Strom. Man nennt die ganze Flußstrecke „im Gewild“, und eine der bedeutendsten Stromschnellen „den Höllenhaken“. Bei Rheinfelden selbst liegt jener große Kalkblock im Flusse, auf dem einst die berühmte Burg „der Stein bei Rheinfelden“ stand. „Darauf wird der Strom von den großen Steinen und hohen Felsen nicht mehr also vexieret, beginnt sich zu begütigen und lauffet ganz gelinde und mit großer Zufriedenheit bis nach Basel.“ 2104 m Gefälle hat er bis Basel überwunden: gemäßigten Laufes schwenkt er daher jetzt nach Norden um.

7. Aare, Reuß und Limmat.

Die Aare, der größte aller Nebenflüsse des obern Rheines, strömt im Herzen des Alpenlandes aus den starken Bächen des Oberaar-, Finsteraar- und Lauteraargletschers zusammen. Rasch gewinnt der junge Fluß eine bedeutende Stärke durch die Zuflüsse aus all den finstern Eisthälern, die er in wilder Eile durchströmt; dann geht er ruhig durch die trostlos öde Trümmersohle des Aarboden. Bis dahin nach Nordosten gerichtet, schwingt dem Grimselkessel gegenüber die Aare sich um und geht in ein nach Nordnordwesten gerichtetes Querthal, das Oberhasli und Unterhasli, über, in dem der Saumpfad nach der Grimsel heraufzieht. Durch eine Schluchtenwildnis stürzt die Aare über Felsenblöcke und polierte Granitmassen, bis sie wieder etwas beruhigt über die Alp Räterichsboden, einen trocken gelegten See, wie deren mehrere im Haslithale übereinander liegen, dahin fließt. Nach einer Stunde, von der Grimsel an gerechnet, erreicht der Fluß die Handeck, 1434 m, und bildet einen Fall, der nach dem der Tosa für den schönsten der Alpen gilt. Der schon starke Strom stürzt 85 m tief in eine Felsenschlucht; von links schießt ein Gletscherbach entgegen und sein fallender Strahl trifft im Kessel selbst mit dem Sturze der Aare zusammen, die noch eine Strecke lang sich durch die Felsen einen schmalen, schaurigen Spalt gerissen hat, in dem sie fast unterirdisch fortströmt. Dazu kommt großartige Gebirgsöde umher und ergreifende Natureinsamkeit.

Die Aare verläßt bald nach diesem mächtigen Salto mortale die Alpenregion, geht über Guttannen, nachdem sie den Kirchet, einen durchsetzenden Quersattel, in der finstern Schlauche durchwaschen, nach Meyringen, dem Hauptorte des im untern Teile mit schönen Wiesengründen geschmückten Hasli. Von beiden Thalwänden stürzen schöne

Fälle. Den bedeutendsten bildet der Reichenbach, von der Faulhornkette, der den Abfluß des wunderbar klaren Rosenlaui-Gletschers aufgenommen hat. Mit schöner Wasserfülle stürzt er in mehreren Absätzen, jeder in eigentümlicher Form und Erscheinung, herab.

Am Ende des Haslithales tritt die Aare in den sehr tiefen Brienzer See. Das südwestliche Ufer ist steil. Dort fällt der vom Schwarzhorn und Faulhorn kommende Gießbach über vierzehn Stufen in Schaum aufgelöst in den See. Am südöstlichen Ende des Sees mündet durch einen künstlichen Kanal die Lütschine. Die Schwarze Lütschine strömt aus dem 15 km langen und etwa 6 km breiten Thale von Grindelwald, die Weiße Lütschine aus dem engen Thale von Lauterbrunnen, von den erhabensten Bergen umstellt. Im Hintergrunde desselben stürzt rechts der Schmadribach aus dem Tschingelgletscher herab, und unweit des Hauptortes von der linken Seitenwand 265 m tief der berühmte Staubbach (Pletschbach), der weiter oben schon ebenso tief herabgefallen ist. „Der Wandrer sieht erstaunt am Himmel Ströme fließen, Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen."

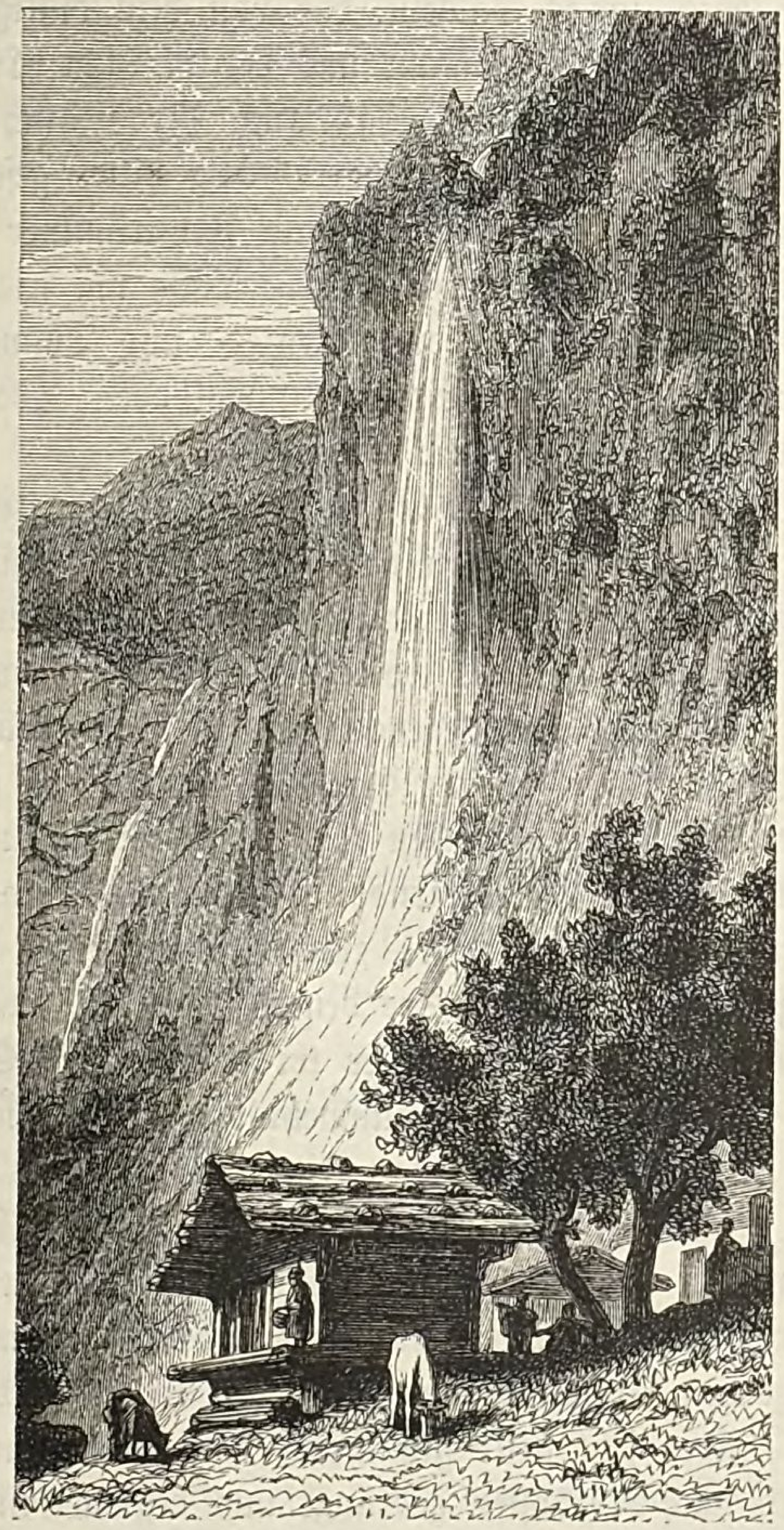


Abb. 17. Der Staubbach bei Lauterbrunnen.

Zwei Stromarme bilden den herrlichen Wasserfall. Über die

senkrecht abfallende Felsenwand hinausspringend, vereinigen sie sich; in schimmernden Regenstaub löst sich im Fallen das Wasser auf, das milchweiß aus der Höhe herabdrängt; wie ein wallender Schleier schwankt im Luftzuge, Regenbogen werfend, der weiche Nebel, bis er unten in einem tiefen Wasserbecken sich wieder sammelt. Man hört ein leises, zartes Säuseln, das von dem duftigen, schimmernden Bilde herübertönt; ganz nimmt uns der poetische Eindruck gefangen — wir können nicht glauben, daß auch der lieblich-sanfte Staubbach seine bösen Tage hat, wo er, vom Hochgewitter geschwellt, schwarzgrau gefärbt, entwurzelte Bäume und Felstrümmer aus der Höhe herabschleudert und zu einem wirren Walle um seinen Fuß auftürmt.

Einst bildeten der Brienzer- und Thunersee ein Wasserbecken. Jetzt ist der Isthmus von Alluvialboden, „das Bödeli", dazwischen, eine überaus fruchtbare Strecke.

Hier lag vordem Kloster Interlaken (inter lacus); heute ist der Ort mit seinen Reihen von Hotels und Pensionaten, seinen reizenden Spaziergängen und Aussichtspunkten, vornehmlich auf die Jungfrau, zu dem besuchtesten Kurorte der Schweiz geworden. Mit Interlaken ist das unterhalb gelegene Unterseen schon zusammengewachsen.

Die Aare schleicht durch das Bödeli in einem schmalen, etwas über eine Stunde langen Kanal in den Thunersee, welcher mit seinem nordwestlichen Ende schon in die Voralpen hineinreicht. Eine kleine Strecke vom See, zum Teil auf einer kleinen Insel der Aare, liegt Thun, das dem See den Namen gab, ein uraltes Städtchen mit lebhaftem Verkehr; darüber thront ein altes Schloß.

Der Fluß schlägt nunmehr bis zur Vereinigung mit der Saane, die von Sanetsch her das Gsteigthal und das Saanethal durchströmt, die Richtung nach Nordwesten ein. Das Thal ist jetzt sehr breit, zum Teil sumpfig, von niederen Berghöhen begrenzt; unterhalb Bern durchbricht der Fluß die letzten Voralpen und empfängt durch die Zihl den Abfluß der westlichen Seeengruppe des Jura.

Aber jetzt stellt sich ihrem Laufe der Jura entgegen; der Fluß wird nach Nordosten gedrängt und begleitet nun das Gebirge bis zur Mündung. Das Bett wird breit und inselreich; nur unterhalb Aarau verengt sich das Thal noch einmal; dann wendet sich der Fluß nördlich und tritt in sein breites Mündungsthal. Unterhalb des Dorfes Koblenz ergießt er sich in den Rhein.

Auf dem linken Ufer der nordöstlichen Strecke strömen der Aare nur unbedeutende Jurabäche zu; auf dem rechten aber mächtige Alpenflüsse, welche ihr die Wasserschätze einer reichen östlichen Seeen-

gruppe zuführen. Die bedeutendsten derselben sind die in kurzem Abstand unweit Brugg mündenden Zwillingsströme Reuß und Limmat.

Die Reuß, einer der wildesten Alpenflüsse, fließt aus zwei Quellbächen zusammen. Der südliche entsteht aus dem Luzendro-See auf der Höhe des St. Gotthard, der westliche, die Urseren-Reuß, strömt zwischen Mutthorn und Fibia herab durch ein Längenthal über Realp 1532 m. Beide vereinigen sich bei Hospenthal und strömen durch ein Querthal nach Norden zum Vierwaldstätter See. In ihrem Thale zieht sich die Gotthardsstraße aufwärts. Von rechts münden bei Andermatt der Oberalpbach und oberhalb Altdorf rechts der Schächen, dessen Wildheit zum Sprichwort geworden. In seinem Thale liegt Bürglen, das für das Geburtsdorf Tells gilt; seine Wohnstätte bezeichnet eine 1522 erbaute Kapelle.

Erst 7 km von dem See öffnet sich das Reußthal, die Felshänge entfernen sich von dem ruhig fließenden Wasser, das sich über eine fast 1 km breite, fruchtbare Thalsohle dem See zuwendet.

Der Vierwaldstätter-See hat eine überaus unregelmäßige Gestalt. Denn in ihm trifft ein Klusenthal mit einem Combenthale zusammen, während sein nördliches Ende ein Auswaschungssee ist. Daher der so überaus mannigfaltige Reiz seiner Ufer. Wir gehen in Flüelen zu Schiffe. Hier inmitten der Urkantone ist der Hauptschauplatz der Tellsage. Am Mythensteine lesen wir die dankbare Inschrift: „Dem Sänger Tells Friedrich Schiller die Urkantone."

Wir kommen von Flüelen in den 260 m tiefen Urner See; den man auch den obern nennen mag. Die Ufer tragen den Charakter wilder Erhabenheit: Felsenwände senken sich jähtrotzig in die Tiefe.

> . . . . . Wenn der Sturm
> In dieser Wasserkluft sich verfangen,
> Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
> Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
> Die Pforte sucht er heulend sich vergebens:
> Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
> Die himmelhoch den engen Paß vermauern.

Rechts liegen der Axenberg und die Tellenplatte, ein Felsenriff, „das abgeplattet vorspringt in den See". Da war es, wo Tell sich hinaufschwang aus Geßlers Schiffe und mit gewaltigem Fußstoß das Schifflein hinter sich in den Schlund der Wasser zurückschleuderte. Jetzt steht auf der Platte eine Kapelle, in der jährlich einmal Gottesdienst gehalten wird. Hoch darüber führt am See die Axenstraße dahin. 1863 und 1864 zum Anschlusse an die St. Gotthardsstraße erbaut, zieht sie sich unter dem Frohnalpstock dahin. Ihre interessanteste Stelle ist der Tunnel am Axeneck. Denn hier senkrecht über

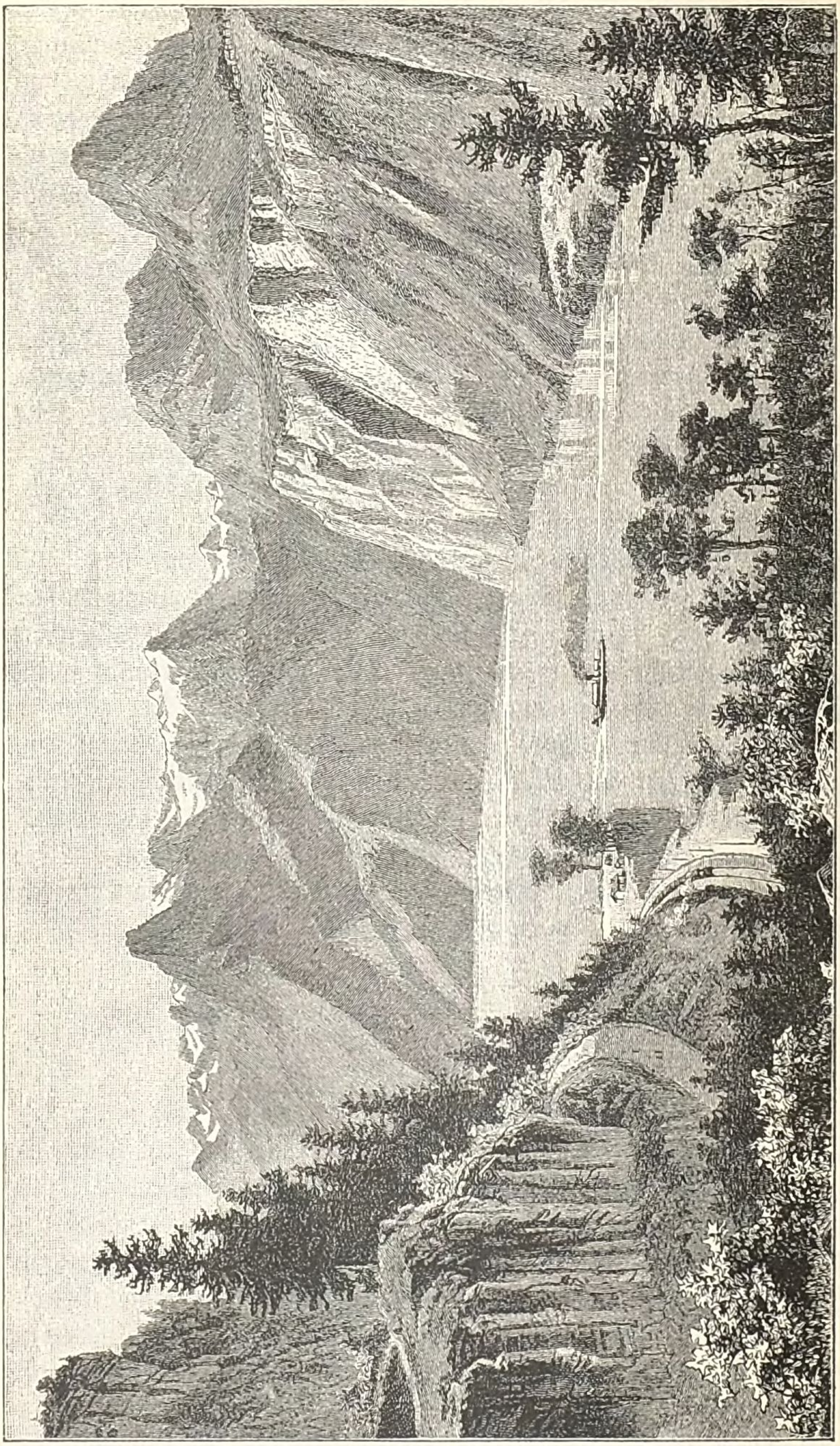


Abb. 18. Am Vierwaldstätter See. Der Urner See (nach H. Heubner).

dem See in den Felsen eingesprengt, bietet sie fort aus den weiten Öffnungen ihrer Galerieen die herrlichsten Ausblicke auf den See in der Tiefe und auf die malerischen, schroffen Felswände des westlichen Ufers, welche ihren Fuß in der dunkelgrünen Flut baden, während tief unter uns die St. Gotthardbahn dahinzieht.

Weiterhin erhebt sich auf dieser Seite der Seelisberg, an dessen Abhange, 213 m über dem See, das bekannte Grütli oder Rütli liegt, „eine Matte heimlich im Gehölz", auf dem 1307 der Schweizerbund beschworen wurde. Gegenüber ist Brunnen, „wo die Kauf-

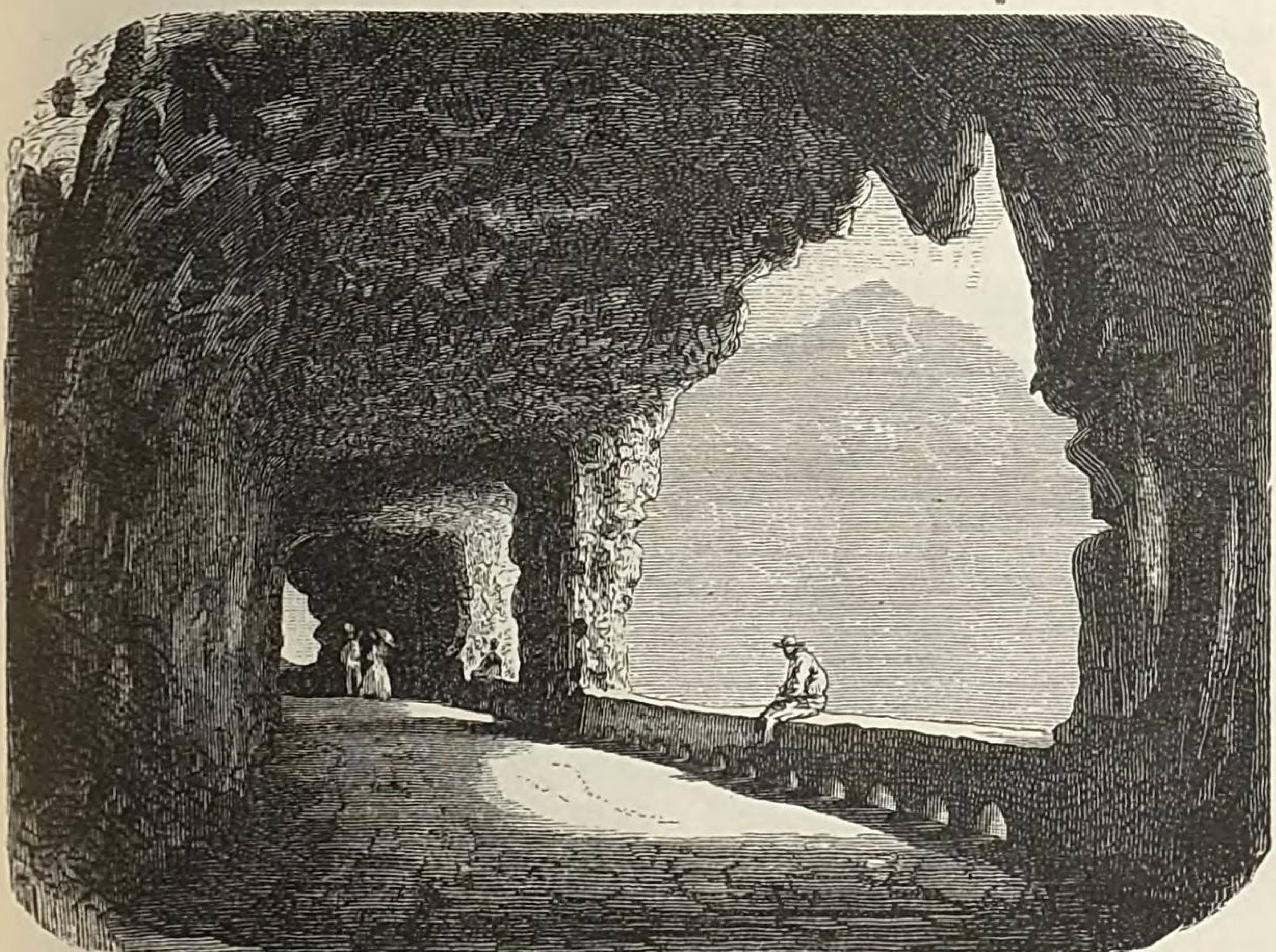


Abb. 19. Die Axenstraße.

mannsschiffe landen", mit lebhaftem Handel und Verkehr. 1315 wurde hier der erste Bund geschlossen; das Bild der drei Männer prahlt uns riesengroß von einer Hauswand entgegen. Man sieht in das Muottathal hinauf und Schwyz unter seinen Zwillingshörnern liegen.

Jetzt werden die Ufer niedriger. Rechts an den See geklemmt winkt unter Kastanien- und Obsthainen das stattlich freundliche Gersau, bis 1798 ein Duodez-Freistaat. Links zeigen sich in Unterwalden die Orte Beckenried und Buochs.

Die Ufer nähern sich in den „Nasen", zwei Bergvorsprüngen, so daß der See stromartig eingeengt erscheint. Hindurch segeln wir in den „Kreuztrichter", der aus vier ziemlich gleich langen Armen be-

steht. Wir haben nun zur Rechten den Abhang des Rigi, dessen Gipfel den Blicken sich entzieht. An seinem Fuße liegen Viznau mit dem Bahnhof der Rigibahn und Wäggis, links thut sich der Querbalken des Stanzer Sees auf, mit Stanzstad, dem Hafen des Unterwaldner Hauptfleckens Stanz. Eine schmale Straße führt in den fast ganz abgeschlossenen Alpnachter See, an dessen Ufer sich der 670 m hohe Roßberg oder Rozberg, auf dem „der Landenberger" saß, erhebt. Der gezackte Pilatus, zu dem jetzt auch eine Bergbahn emporführt, schaut mit seinen pittoresken Formen herüber.

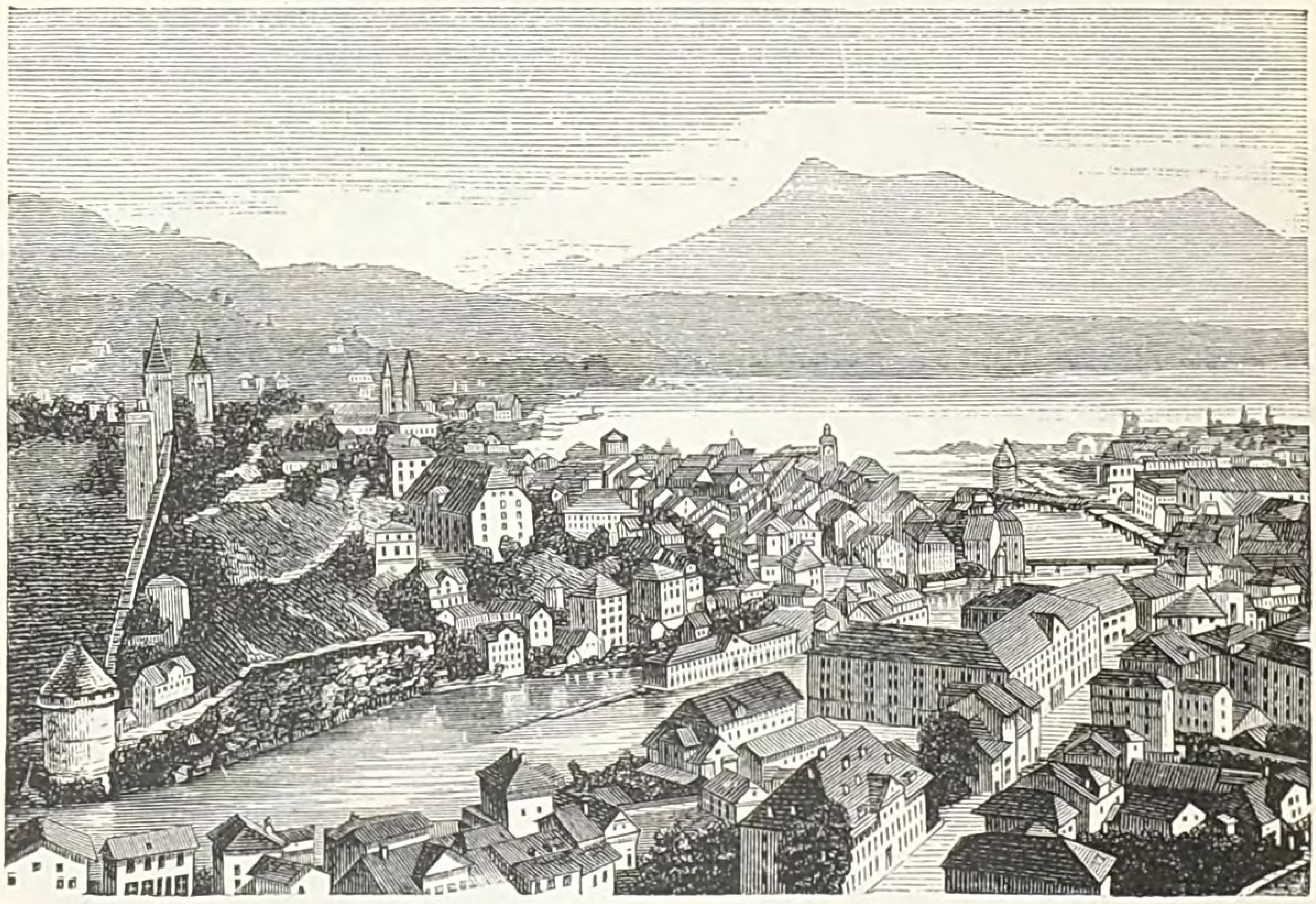


Abb. 20. Luzern.

Rechts öffnet sich der Querbalken des Sees von Küßnacht. Das Standbild Tells auf dem Brunnen verkündet neue dem Schweizer heilige Stätten. 1/4 Stunde von dem Flecken sind noch Überreste der Geßler-Burg. Von Immensee am Zuger See führt kein andrer Weg nach Küßnacht als die „hohle Gasse". Aber nichts enttäuscht den Reisenden mehr als sie. Statt einer von hohen Felswänden eingezwängten Gasse finden wir einen etwas eingeschnittenen Landweg, von Gebüschen eingefaßt. Eine Kapelle bezeichnet die Stelle, wo der Schuß Tells soll gefallen sein.

Die nordwestliche Bucht dagegen führt uns bald nach Luzern. Anmutig wie wenige Schweizer Städte liegt die Stadt. In großem Bogen umzieht eine Reihe kühn gestalteter Vorberge die nördlichen Seearme; und im Vordergrunde breitet sich der herrliche See aus,

dem hier durchsichtig grün die Reuß entströmt. Kräftigen Laufes durchschneidet die rasche Tochter des Hochgebirges die niedrigen Höhen der Voralpen und empfängt noch manchen bedeutenden Zufluß, bevor sie in die Aare sich ergießt.

Die Limmat erinnert mit ihren zwei nicht weit voneinander entfernten Seeen an die Aare, Linth genannt, entspringt sie am Tödi, durchfließt nördlich gerichtet ein Querthal der Glarner Alpen, in dem sie auf einem Laufe von 7 km 1000 m herunterstürzt, und mündet in den Wallensee.

Der Wallen- oder Wallenstädter See gilt nächst dem Urnersee für den wildesten und imposantesten der ganzen Gebirgsschweiz, aber bei Sturm auch für den gefährlichsten. Bei ziemlich regelmäßiger Gestalt gegen Norden von den Kurfirsten eingeschlossen, gegen Süden von den Glarner Alpen begrenzt, stürzen seine Ufer von beiden Seiten jäh in die Tiefen des lauchgrünen Wassers; nur an den Enden verlaufen sie flach ins Land. Ein furchtbar wütender Sturm, der zeitweise unangekündigt über die Kurfirsten hereinbricht, und durch die einbohrende Gewalt seines Luftdruckes die Wellen in wilder Brandung an die unwirtlichen Felsenwände schleudert, ist der sogenannte Bätliser. Jetzt zieht eine Eisenbahn mit zahlreichen Tunneln und Galerieen, oft in den Felsen eingehauen, oft auf Strebemauern in den See gebaut, längs des südlichen Ufers.

Menschenkunst hat in dieser Gegend, dem alten Bette des Rhein, die Wasserläufe geändert. Die Linth mündete 2 km unterhalb Wesen in den alten Abfluß des Wallensees, die Maag, und verwandelte mit ihr das weite Gelände in einen großen Sumpf. Diese große öde Fläche, weder See noch Land, war von Modergeruch und Froschgeschrei erfüllt, die Dörfer voll Fieberkranker, die Orte im Frühjahr Pfuhle voll Morast und Wasser, in deren Straßen man mit Kähnen umherfuhr. Auf Eschers „von der Linth" Vorschlag wurde indes 1807 bis 1822 die Linth mit ihrem Geschiebe in den Wallensee geleitet und der ganze Linthlauf vom Wallen- bis zum Züricher See tiefer gelegt, was zur Folge hatte, daß 300 qkm Landes entsumpft und für den Pflug gewonnen wurden.

Der 3—4 km breite, aber zehnmal so lange Züricher See macht den Eindruck eines Stromes. An der schmalsten Stelle liegt malerisch die alte Stadt Rapperschwyl. Hier führt eine hölzerne, 1560 m lange, 4 m breite Brücke ohne Geländer über den See. Das Stück östlich von Rapperschwyl heißt der Obersee; die Strecke von Rapperschwyl nach Zürich der Untersee. Im Untersee liegen die

Inseln Ufnau mit dem Grabe Ulrichs von Hutten und Lützelau. Die sanft ansteigenden Ufer sind mit Häusern und Ortschaften übersäet; fast scheint eine zusammenhängende Stadt den See zu umschließen. Dampfschiffe fahren täglich an beiden Ufern, auch die Nachenschiffahrt ist auf keinem andern Schweizersee so lebhaft. Schon Klopstock pries in seiner Ode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht" den Züricher See, und mit Recht bemerkt Börne: „Was Schiller im Tell sagt: Es lächelt der See, das lernt man erst verstehen, wenn man den Zürich-See gesehen."

Bei Zürich tritt krystallhell-bläulich der Fluß, jetzt erst Limmat geheißen, aus dem See, empfängt bald darauf links die bedeutende

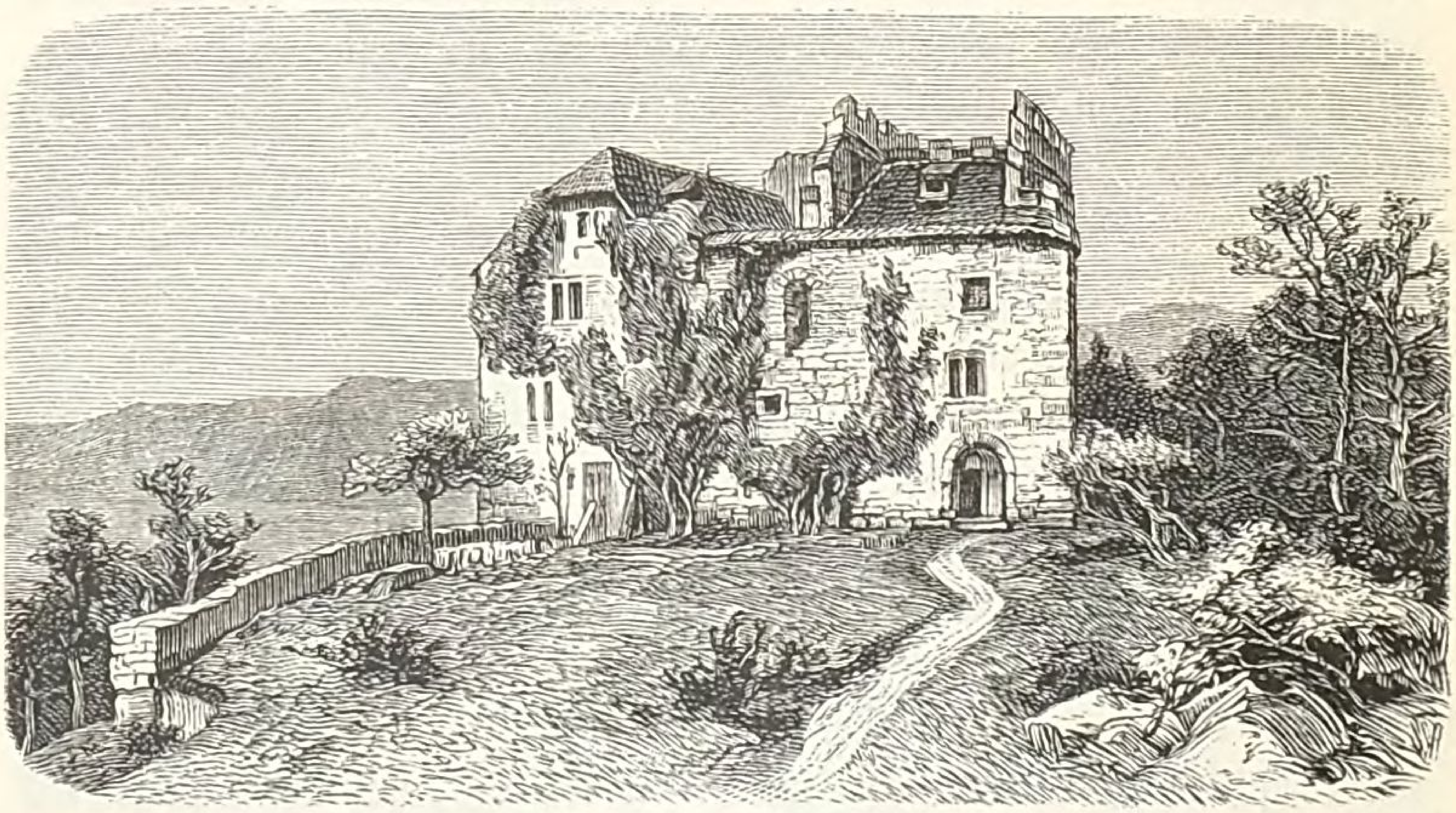


Abb. 21. Die Habsburg.

Sihl, die zuletzt zwischen dem Albis und dem See einhergeflossen ist, und wendet sich dann nordwestlich zur Aare.

Die Stelle, wo Aare, Reuß und Limmat zusammenfließen, ist ein wichtiges geschichtliches Centrum für Verteidigung und Angriff, für Handel und Verkehr, für Herrschaft über die Umgegend. Darum legten einst hier zwischen Reuß und Aare die Römer Vindonissa, Hauptquartier einer römischen Legion, an, dessen Spuren bei dem Dorfe Windisch noch vorhanden sind.

Hier steht auch, nur 2 km von Schinznach entfernt, 514 m über dem Meere, auf dem waldbedeckten Wülpelsberge die Habsburg, das Stammschloß der österreichischen Kaiser. Zwar, nur hier und da nachgebessert, macht der Bau fast mehr den Eindruck einer Ruine als eines Schlosses. Die Turmmauern sind $2^1/_2$ m dick, aus

wenig behauenen Steinen aufgeführt und vielfach dicht von Epheu umwuchert. Doch sind im mittleren Teile noch einige alte Zimmer erhalten, in denen einst Graf Rudolf gewohnt haben soll, bis ihn die Wahl der Kurfürsten auf den deutschen Königsthron berief. Der Rundblick, den er von seiner Burg hatte, ist anziehend und von großer Ausdehnung, unwillkürlich die Gedanken in die Ferne lockend. Da liegt in der Tiefe das Kloster Königsfelden, weiterhin das Birsfeld, auf dem einst Cäsar die Helvetier besiegte, und das feste Römerlager Vindonissa; aber nach Süden umzieht wie eine Schranke die Alpenkette von St. Gallen bis nach Savoyen das Gesichtsfeld, die sinnenden Gedanken nach Norden gen Deutschland verweisend.

8. Die Straßen und Pässe der Alpen.

Die Wegsamkeit der Alpen ist ein großer Vorzug, den das Gebirge seiner besonderen Bauart verdankt. Stets sucht der Verkehr, wie das fließende Wasser, seinen Weg durch die tiefsten Stellen zu nehmen: es sind zumal die Klusenthäler, welche das Gebirge aufschließen. Aber zur Verbindung mit dem jenseits der Höhen gelegenen Lande dienen auch die Gletscher. So führen zwischen der Gemmi und Grimsel vom Berner Oberland nach Wallis, zwischen dem Bernhard und Simplon aus Wallis nach Piemont, zwischen dem Brenner und den Radstädter Tauern aus dem Pinzgau nach dem Pusterthale zahlreiche, im Sommer vielbetretene Gletscherpässe. Jedoch gehören diese Wege entweder als Fußwege bloß dem örtlichen Verkehr zwischen den Gebirgsbewohnern, oder sie sind Richtwege der Gemsjäger und Krystallsucher oder endlich Pfade, auf denen die Herden emporsteigen, das Vieh zum Verkauf getrieben wird, das Saumtier seine Waren trägt (Saumwege). Anders verhält es sich dagegen mit jenen verhältnismäßig wenigen Alpenübergängen, welche durch besonders markierte Einsattelungen des Hauptrückens gleichsam von der Natur selbst angezeigt erscheinen und in einem zusammenhängenden, direkten, zu jeder Zeit gangbaren Wege von dem diesseitigen Kulturlande hinüberführen in das jenseitige. Es ist ihnen gemeinsam, daß sie bloß eine Mauer der Alpenkette zu überwinden haben. Das Gebirge ist gleichsam zusammengeschnürt, und die Kulturentwickelungen beider Seiten treten eben darum an diesen Stellen besonders nahe zum Gebirgskörper heran. Allein eben weil hier das Gebirge als Mauer emporsteigt, nicht als mehrfach gestufter Wall, eben darum drängen sich hier auch alle Gebirgsschrecken nicht nur auf kürzestem Raum,

sondern gleichsam in verbündeter Feindschaft ihrer Gewalten zusammen. Ein Umschleichen und Vermeiden des Widerstandes der elementaren Mächte ist hier unmöglich. Menschengeist und Menschenwitz muß die Herausforderungen der gigantischen Naturgewalten annehmen. Wahre Wunderwerke hat die Menschenkraft in diesen breitgebahnten, glattgeebneten Weltpässen geschaffen und durch stets bessernde Sorgfalt gegen die Naturmächte erhalten. Am 27. August 1834 riß die kleine Lira auf mehrere Wegstunden die gesamte Splügenstraße mit allen kunstreichen Bauten vollständig fort, so daß sie nach einem völlig veränderten Plane ganz neu gebaut werden mußte. Gleiches geschah im Jahre 1839 mit dem südlichen Teile der Simplonstraße.

Eine Alpenstraße zeigt so deutlich wie kein anderes Menschenwerk den dauernden Kampf des Geistes mit der Natur. Am romantischsten ist die Straße über den Splügen, berühmter jedoch diejenige über den Großen St. Bernhard. Die erstere, 1821 vollendet, beginnt in weiter Senke bei Thusis am Hinterrhein, 709 m hoch. Den mächtigen Gebirgswall, der sich hier vorschiebt, hat der Rhein in einer gewaltigen, fast meilenlangen Spalte durchsägt. Am Eingange der Schlucht stehen die Ruinen der Burg Hohen-Rätien oder Realt (Hoch-Ryalt), der ältesten Burg der Schweiz. Nur gewandte Fußgänger konnten ehemals neben dem Rheine fortkommen; der Hauptstraßenzug führte über die Höhen. Die Warenzüge des Mittelalters, die Pilger und Kreuzfahrer, die nach dem Süden zogen, die deutschen Kaiser auf ihren Römerzügen mußten sich hier bei Thusis an den schroffen Bergwänden erheben, um über den ungeheuren Felsenriegel hinweg zu den oberen Thälern zu gelangen. Man nannte dies den „guten Weg"; den Gemsjägersteg aber unten im Thale fort durch das Bohrloch des Rheins den „schlechten Weg", und den ganzen Spalt selbst, der fast gar nicht benutzt werden konnte, das „verlorene Loch". Allmählich jedoch stieg der Verkehr in die Tiefe hinab. Im Laufe von Jahrhunderten wurden wiederholt Versuche angestellt, einzelne Teile des Thalbodens wegbar zu machen, doch blieb bis 1818 die Straße ein Saumpfad. Seit 1821 zieht eine wundervolle Straße durch, die, so gut sie ist, doch innerhalb der schlimmsten Strecke den Namen Via mala beibehielt. Es ist unmöglich gewesen, mit der Straße so weit in die Tiefe hinabzugehen, wie der Fluß selbst. Sie schlängelt sich daher in der Mitte der Höhe der Schlucht längs der Wände des Spaltes hin. Bald hängt sie sich auf dieser, bald auf jener Seite des Flusses an, bald setzt sie auf wundervollen Brücken über den Abgrund, bald gräbt sie sich durch Felsenriegel, Thore und

Höhlengänge, bald tritt sie auf Vorsprünge und Absätze frei hinaus, bald schwebt sie auf künstlichen Mauergewölben am Abhange. Der grüne Rhein ist über 100 m tiefer in dämmernder Tiefe versteckt. Zuweilen sieht man frei auf seine schäumende Oberfläche hinab. Zuweilen aber kann man selbst von den Brücken herab zwischen all den vortretenden Felsenköpfen, die sich von beiden Seiten her ineinander verzahnen, nur ein grünes oder weißes Streifchen von ihm erkennen. Man fährt nahe an zwei Stunden aufwärts, bis dann auf einmal der Rhein sich aus der Tiefe wieder hervorhebt, die Schlucht sich rechts und links erweitert und ein flacher Thalboden sich ausbreitet, auf dem man bequem hineinrollt in das weidenreiche Schamser Thal (Andeer, der Hauptort, 949 m.). Der eine Stunde lange Paß der Roflen, durch den man aus dem Schams ins Rheinwaldthal hinaufgeht, ist, der Via mala ähnlich, ein Gebirgsdurchbruch von einer Thalstufe zur andern. Der Rhein setzt zuweilen in schönen Kaskaden, zuweilen in tiefen Klüften schäumend, zuweilen ungesehen, doch überall gehört, hindurch. Zuletzt kommt man durch ein Felsenthor, Sasaplana genannt, und schreitet dann endlich wieder in einem oberen Thale fort, dem alten Thale der „Freien am Rheyn". So nannten sich die deutschen Bewohner dieses alleräußersten Rheinthales, des sogenannten Rheinwaldes. Sie wohnen bis zu den Quellen des Rheins, bis zum Hinterrheingletscher hinauf; ihr Hauptort ist Splügen. Sie wollen von einer uralten Kolonie Deutscher abstammen, welche Kaiser Friedrich der Rotbart hier am Splügen als treue Wächter des Passes angesiedelt, in ihren Dörfern Splügen, Megels, Hinterrhein u. s. w. rundum durch romantische Thäler von den übrigen Deutschen gesondert. Von dem Dorfe Splügen, 1449 m, wo sich die Wege über den Bernhardin und den Splügen teilen, führt in lang sich streckendem Zickzack durch öde Thäler und Felswüsteneien, mitten zwischen hochgetürmten Berggipfeln die Straße allmählich auf die Höhe des Passes selbst (2116 m), der 1160 m unter dem steilen Tambo- oder Schneehorn liegt.

Auf der Südseite sind die Scenerien noch wilder, die Thäler tiefer ausgegraben, die Bergwände länger, die Klüfte und Spalten jäher, die Straßenbauten daher auch schwieriger und erstaunlicher. Die Natur hat vom Splügen herab einen tiefen Schlund ausgehöhlt, den sogenannten Cardinel, der auf dem kürzesten Wege ins Thal führt. Statt aber, wie bei der Via mala, in diesen Schlund hinabzusteigen, hat man vorgezogen, die Straße über die Berge zu führen und erst später in das mit ungeheueren Gneistrümmern übersäete Thal



Abb. 22. Die Via mala.

Giacomo hinabzugehen. Durch eine Reihe von Galerieen, auf allerlei künstlichen Unterbauten, Gewölben und Brücken, auf zahllosen Zickzackwegen, die überall mit Brustmauern geschützt und garniert sind, rollt man von einer Stufe der östlichen Thalwand zur andern hinab. Der Madesimo stürzt 230 m tief ins Thal. Bei jeder Wendung fürchtet man, geradezu in unermeßliche Abgründe hinabzuschießen, und bei jeder Wendung erhält man von neuem die Zuversicht, daß man ohne Gefahr und ganz bequem hier schreiten, traben, galoppieren kann, wie in einer Reitbahn. Man sieht die kühne Linie auf einer Reihe übereinander getürmter Terrassen fast zehnmal verschwinden und zehnmal wieder erscheinen. Auch oberwärts sieht man Bruchstücke der Straße mit den durchfahrenen Galerieen an den Bergen sich hinziehen. Bei Campo Dolcino unten ist alles italienisch, die Menschen, die Bauart der Häuser, die Bäume und Pflanzen. Italien stößt hier dichter mit Deutschland zusammen als an anderen Alpenpunkten, wo eine Art Mischung zwischen deutscher und italienischer Wirtschaft, deutschen und italienischen Sitten zwischen beiden Ländern stattfindet. Jetzt erweitert sich das Thal, und da, wo das Jakobsthal seine Gewässer der aus dem Bergell hervorrauschenden Maira zusendet, liegt das erste italienische Städtchen, das seine ersten Anbauer mit Recht als einen Schlüssel zu jenen beiden Thälern betrachteten, und es darum Chiavenna (Schlüsselburg, Cleven, 332 m) nannten. —

In den westlichen Alpen ist von allen Pässen im Altertum bis weit ins Mittelalter keiner häufiger benutzt worden, als die Straße über den Großen St. Bernhard. Schon die Römer kannten sie und bauten dem Jupiter Penninus auf der Paßhöhe einen Tempel; vielleicht war die Straße damals weniger rauh und vergletschert als jetzt. Zwischen dem Ende des fahrbaren Thalweges in der Schweiz bei Cantine de Proz und seinem Wiederbeginn auf der piemontesischen Seite bei St. Remy bildet ein Saumpfad von mehreren Stunden Länge die einzige Verbindung, jährlich von mehr als 20 000 Wanderern betreten. Da nun von beiden Seiten her auch die letzten Dörfer verhältnismäßig weit in der Tiefe zurückbleiben, so würde überhaupt die Passage, außer etwa in den drei Monaten des Hochsommers, fast nur in Karawanenzügen möglich sein, wenn nicht die christliche Menschenliebe ein Hospiz auf der Paßhöhe begründet hätte. Schon in der Mitte des 9. Jahrhunderts gedenken die Annalen der Bischöfe von Lausanne eines Klosters auf dem St. Bernhard, dessen Gründung Karl dem Großen oder Ludwig dem Frommen zugeschrieben wird. Indessen wurde es vom Kaiser Arnulf verwüstet. Im Jahre 962 stiftete

St. Bernhard von Menthon († 1008) ein neues Hospiz, das durch vielerlei Schenkungen zu beträchtlichem Grundbesitz gelangte. Zweimal durch Feuersbrünste zerstört, erstand es in seinem heutigen Umfange erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Aus dem Wallis kommend steigt man die Dranse, das Val d'Entremont herauf. Eine kleine Stunde unter dem Hospiz, am obern Ausgange eines Engweges, steht die Totenkapelle, in welcher die Leichname der Verunglückten beigesetzt werden. Umhängt mit den Kleidern, welche sie trugen, damit etwaige Bekannte oder Anverwandte die Namenlosen eher erkennen können, sind sie aufbewahrt. Die kalte Trockenheit der Luft verhindert ihre Verwesung, aber sie schrumpfen mumienartig zusammen. Unweit der Kapelle steht ein anderes kleines Gebäude mit festen Wölbungen, das Hospital genannt, worin wetterbedrohte Wanderer Unterkunft finden. Noch ist eine enge Schlucht zu durchwandern — „da senkt sich der Hohlweg tiefer, durch Felsenzacken blickt des Klosters dunkler Schiefer, mit weißem Kreuz geschmückt". Denn das Hospiz, ein dreistöckiger schwerer Steinbau, liegt in einem engen Felsenkessel noch auf wallisischem Gebiet, 2472 m hoch, so daß seine mittlere Jahrestemperatur derjenigen des Südkaps von Spitzbergen gleichkommt. Das Erdgeschoß ist ganz von Ställen und Vorratskammern eingenommen. Im ersten Stock leuchtet von dem mächtigen Herde der Küche im Sommer wie im Winter, bei Tag wie bei Nacht, ein helles Feuer, um welches ebenso ununterbrochen Wanderer der verschiedensten Nationen gruppiert sind, meist Arbeiter, welche die Gastfreundschaft des Hospizes entweder bloß für einen Imbiß an der stets gedeckten Tafel des nebenan gelegenen Speisesaales, oder für eine Nachtruhe in den rings verteilten Schlafzimmern in Anspruch nehmen. Die Bewirtung wird den Dürftigen ohne jede Entschädigung gewährt, selbst von zahlungsfähigen Reisenden wird durchaus keine Bezahlung angenommen. Für diejenigen, die zu den Mitteln beizutragen wünschen, welche dem Kloster so großartige Gastlichkeit möglich machen, steht in der Kirche ein verschlossener Opferstock. In dem obern Stockwerk des Hospizes befinden sich die Zimmer der Augustiner-Chorherren und 70 bis 80 Betten für die Reisenden bessern Standes. Im Notfalle — und dieser tritt unter den hiesigen Verhältnissen nicht gar zu selten ein — können jedoch die Räume des Hospizes an 400 Menschen beherbergen.

Aber nicht auf dieses Herbergen im sichern Gelaß beschränkt sich die Liebesthätigkeit der Mönche. Täglich gehen zwei dienende Klosterbrüder, von Hunden begleitet, über die gefährlichsten Stellen des

Passes vom Hospiz bis zu den untersten Sennhütten, und ebenso je zwei von da herauf. Bei Unwettern und Lawinenbrüchen wird die Zahl der Sucher, sowie die der Streifzüge vervielfältigt; Rettungsinstrumente und Erfrischungen werden mitgenommen. Auch die eigentlichen Chorherren, deren 10—12 das Hospiz besorgen, sind von diesem gefährlichen Dienste nicht befreit. So überleben denn auch die wenigsten von ihnen, obgleich sie als Zwanziger einzutreten pflegen, die auf 15 Jahre übernommene Verpflichtung zu diesem menschenfreundlichen Dienste. Wer nicht im Hilfsdienste selbst, auf dem ehrenvollsten Felde der Ehre bleibt, den rafft gewöhnlich das Übermaß der Anstrengungen und die Rauheit des Klimas dahin. Denn wenn solche Streifzüge bei Unwettern stattfinden, dann wird jede verdächtige Spur ohne Rücksicht auf eigene Gefahr verfolgt; stets ertönen Signale, damit der Gefährdete oder Verirrte die menschliche Nähe vernehme und ihr antworte; die Hunde, welche Menschen auf halbstündige Entfernung wittern sollen, werden sorgsam beobachtet. Oft streichen diese jedoch auch ohne menschliche Führung durch alle Pfade und Schluchten des Gebirges. Sobald sie die Spur eines Erstarrten oder Verschütteten entdecken, rennen sie eiligst nach dem Hospiz zurück, bellen die stets marsch- und hilfsbereiten Mönche heraus und leiten sie nach der Unglücksstelle. Auch die Tierwelt scheint in dieser Eisregion für den Dienst der Liebe gewonnen. Die alte Rasse der St. Gotthardshunde, welche dadurch entstanden war, daß ein neapolitanischer Graf Mazzini eine dänische Dogge aus dem hohen Norden mit wallisischen Schäferhunden gekreuzt hatte, ist wieder ausgestorben. Der berühmteste des Geschlechts, Barry, der Retter von mehr als 40 Menschenleben, wird ausgestopft im Nationalmuseum zu Bern aufbewahrt. Die heutigen Bernhardsdoggen, den alten im Äußern wie in ihren Eigenschaften nahe verwandt, sind groß von Gestalt, starkknochig, mit breiter Brust und kurzer, gewaltiger Schnauze, flughaarig, rauh, mit langem Behang, von außerordentlicher Feinheit aller Sinne, unermüdlich, unwandelbar treu.

Auf einem kleinen Plan unter dem Hospiz, der im Hochsommer sich mit Rosen und Veilchen mit sprossender Blüte überzieht, soll der Tempel des Jupiter gestanden haben. Dann folgt ein öder Engpaß, am Ende ein Zufluchtshaus, dann eine schöne, dem Hospiz gehörige Alpenwiese, und nun geht es auf dem auch hier viel steileren Südabhange rasch hinunter in das Thal von Aosta.

Eine Alpenfahrt nach Italien galt lange als überaus gefährlich. Noch Haller konnte ausrufen: „Über die Alpen geht kein Rad!“

Bis zu Napoleons Zeit gab es nur zwei über niedrige Pässe der östlichen Alpen führende Straßen, die zur Not für Fuhrwerk brauchbar waren, über den Brenner und den Semmering, letztere überdies erst seit 1726 fahrbar. Auf allen anderen Alpenpässen mußten die

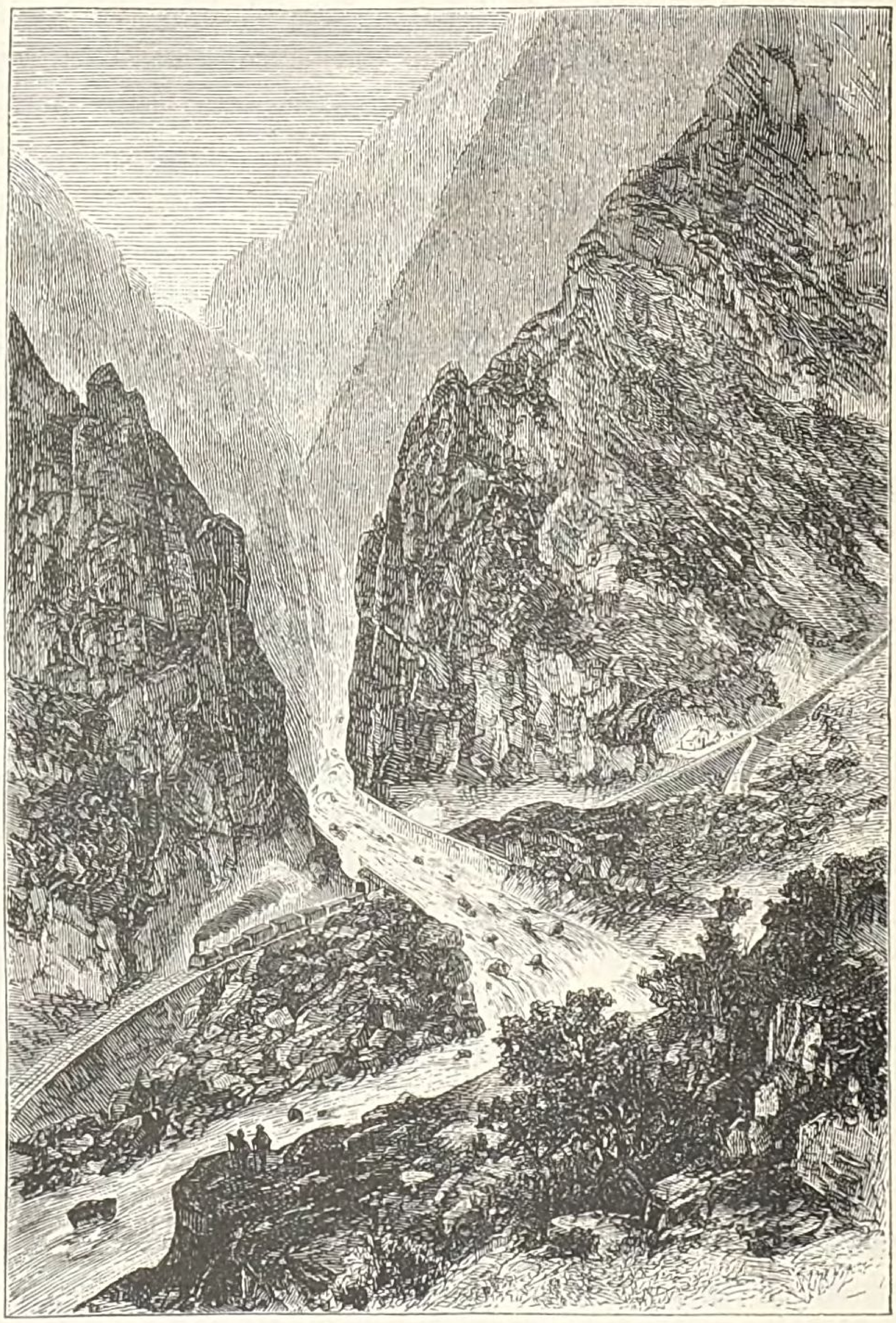


Abb. 23. Unterfahrung der Fella (Tauernbahn). Nach C. Heyn.

Wagen der Reisenden am Fuße der Paßhöhen auseinander genommen und stückweise auf Maultieren oder Pferden hinüber geschafft werden. Napoleon erbaute oder erweiterte sieben Heer- und Fahrstraßen über die Alpen nach Italien, und schuf den alten Weg über den Col di Tenda fast gänzlich um. Und auch nach Napoleons Sturz ist für den

Bau von Straßen über die mittleren und östlichen Teile der Alpen viel geschehen.

In großartiger Weise hat die Kühnheit des Menschen selbst Eisenbahnen über und durch die Alpen geführt. Nachdem der menschliche Erfindungsgeist die Lokomotiven in solcher Weise verbessert hatte, daß dieselben starke Steigungen zu überwinden imstande waren,

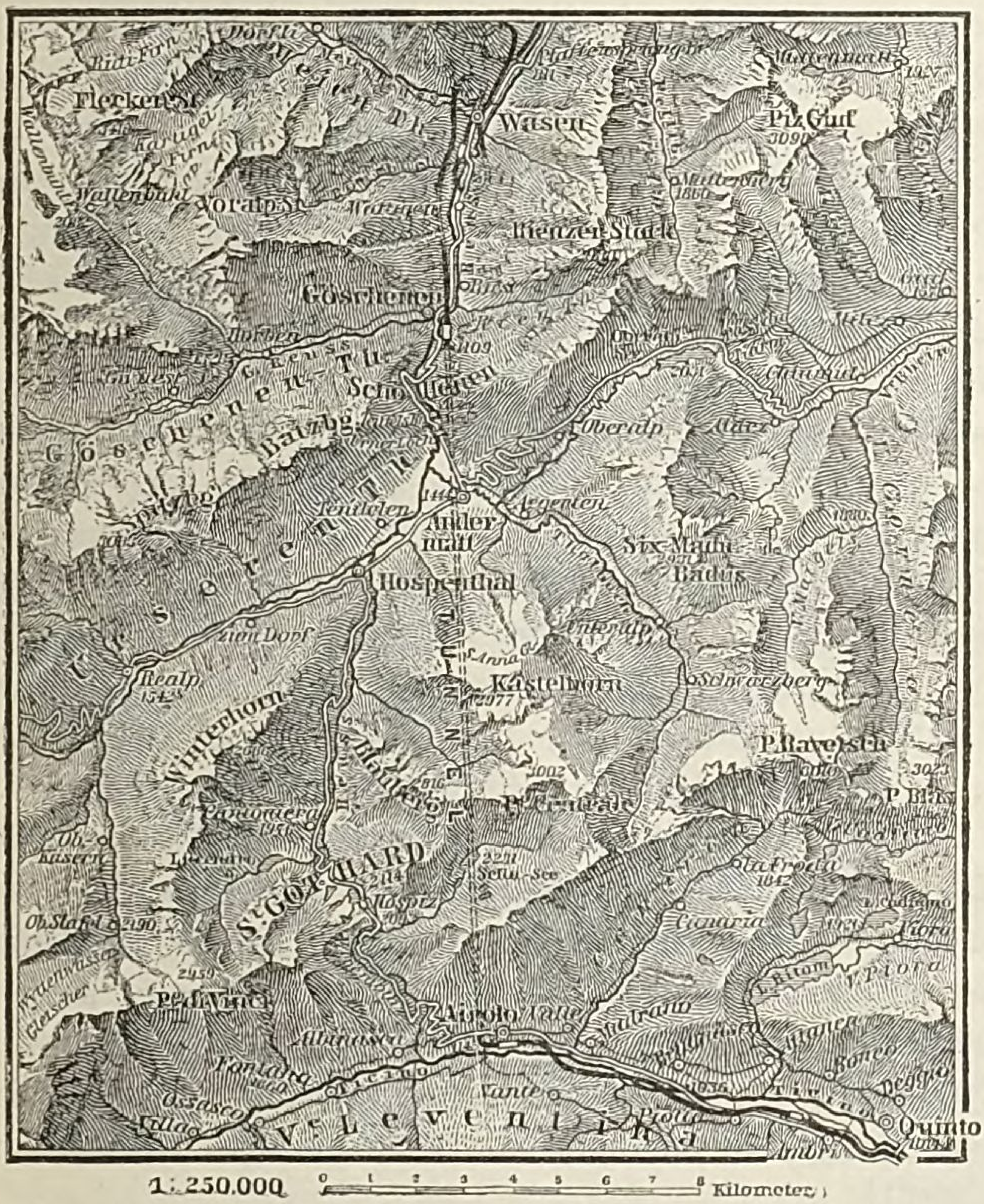


Abb. 24. Die St. Gotthardbahn (von Göschenen bis Airolo).

und nachdem man sinnreiche Vorrichtungen erfunden hatte, um aller Schwierigkeiten bei der Anlage längerer Tunnels Herr zu werden, ist eine Reihe von Alpenbahnen vollendet worden. Den Anfang machte die 1854 vollendete, 40 km lange Semmeringbahn. An steilen Felswänden hin führt sie durch 16 Tunnels und über ebenso viele Brücken. Mit einem 280 m langen Viadukt auf neun Bogen setzt sie über das Reichenauer Thal und zieht dann an der südlichen Thalwand hin. Bei Gloggnitz durchbohrt sie mit einem $1^1/_2$ km langen

Tunnel in 881 m Meereshöhe den Semmering, steigt dann noch 370 m empor und fällt fast um ebenso viel nach Mürzzuschlag zu. Leichter gelangt sie über den Karst, von dessen Höhe sie nach Triest hinabsteigt. — Weiter westwärts folgt die Tauernbahn, welche die kürzeste Verbindung zwischen Wien und Pontebba (Venedig) darbietet. Sie steigt aus dem Thal der Drau in das des Tagliamento hinüber; das Hemmnis, welches die Fella, ein reißender Nebenfluß des Tagliamento, ihr entgegenstellt, überwindet sie durch einen Tunnel, der unter dem Flußbette hindurchführt. Von Thörl an häufen sich die Schwierigkeiten: es geht durch Schluchten, auf Dämmen, durch Berge hindurch, über Flüsse weg; endlich ein 510 m langer Tunnel, und das anmutige Thal von Tarvis liegt frei vor dem Blicke. — Über den Brennerpaß geht die 1867 vollendete Brennerbahn. Mit 27 Tunnels steigt sie in kühn geschwungenen Kurven von Innsbruck (468 m) zu der 1350 m hohen Paßhöhe empor und von da nach Brixen (571 m) wieder hinab. Ihr schließt sich in Innsbruck die Arlbergbahn an, welche, 1882 eröffnet, von Bregenz am Bodensee beginnt und in großartigen Bauten über Abgründe hinweg, durch Berge hindurch aus dem Rheinthal in das Innthal hinüberführt. Durch die längsten Tunnels indes sind ausgezeichnet die 1871 vollendete Cenisbahn, welche in einer Meereshöhe von 1295 m durch den Mont Frejus hindurchführt, und vollends die St. Gotthardbahn. Denn diese, 1882 dem Verkehr übergeben, durchbohrt mit einem 15 km langen Tunnel von Göschenen bis Airolo (S. 111) in 1154 m Scheitelhöhe das Massiv des St. Gotthard: 32 Minuten braucht der Personenzug, um diesen längsten Tunnel der Erde zu durchfahren. Es ist ein wahrhaft ergreifender Moment, wenn aus den wallenden Nebeln, die nur allzu oft den Vierwaldstätter See und das Reußthal überlagern, aus dem schwarzen, rauchigen Tunnel plötzlich das Auge frei zu den lachenden Fluren des sonnigen Tessiner Landes hinabschweift!

9. Suworows Marsch über den St. Gotthard.

Es war im Kriege der zweiten Koalition gegen Frankreich. Dem Feldmarschall Suworow, der mit seinen Russen in Italien stand, war „in Asti der Befehl zugegangen, sich in der Schweiz mit der zweiten russischen Armee unter Rimski-Korssakow, welche bestimmt war, den Erzherzog Karl dort abzulösen, zu vereinigen. Der alte

Held murrte, daß damit ganz Italien dem österreichischen Eigennutze preisgegeben würde; aber da schon der Erzherzog Karl mit dem größten Teile seines Heeres nach dem Rheine abgezogen war, so daß nur noch die Corps von Hotze und Limken zur Unterstützung Korssakows in der Schweiz standen, so wäre die Schweiz sicherlich für die Verbündeten verloren gewesen, wenn er nicht ohne viel Säumen dem Befehle nachkam. So entwarf er denn den Plan, seinen Anmarsch so einzurichten, daß von den verbündeten Truppen Massena auf dem Albis völlig umklammert und erdrückt würde: Korssakow sollte die Limmat überschreiten, Limken und Hotze zwischen dem Zuger und Züricher See vordringen; er selbst wollte dann von Süden den Ring schließen. Zu dem Ende wählte er den kürzesten, wenn auch schwierigsten Weg, den Saumpfad über den St. Gotthard, unbekümmert darum, daß die Franzosen unter dem gebirgskundigen Lecourbe ihn besetzt hatten, daß der Pfad die Mitnahme von Geschütz unmöglich machte und die allergrößten Terrainschwierigkeiten bot, zumal die Jahreszeit schon bedenklich weit vorgeschritten war.

Die Straße, welche — damals ein schmaler und höchst schwieriger Saumpfad — über den mächtigen Gebirgsstock des St. Gotthard nach Italien hinüberführt, hebt bei Flüelen bei der Einmündung der Reuß in den Vierwaldstätter See an. In mäßiger Ansteigung steigt sie über Altdorf, Amsteg und Wasen im Thal der Reuß empor; von Göschenen an wird sie steiler und schwieriger; bald sucht sie sich den Raum hoch über dem brausenden Flusse an der rechten, bald an der linken Felsböschung, bis der verwegen geschwungene Bogen der Teufelsbrücke in schwindelnder Höhe über die schäumende Reuß auf das rechte Ufer zurückführt; nun dringt sie in der Felsgalerie des Urner Loches empor, aus welcher der Wanderer plötzlich in die Wiesen des Hochthales von Andermatt hinaustritt. Hier zweigt sich nach Osten über die Oberalp und Tavetsch der Pfad zum Thale des Vorderrheins ab, während bald hinter Andermatt bei Hospenthal die Furkastraße in das Rhonethal hinüberführt. Die Gotthardstraße aber steigt südwärts an der Thalwand der Reuß in langsamem Anstieg zu der breiten Einsattelung des St. Gotthard empor, auf der für die ermatteten Wanderer Kapuzinermönche ihr Hospiz offen halten. An der Südseite führt der Weg sehr steil in zahllosen Windungen in dem Val Tremola hinab, welches nicht weit von Airolo in das Thal des mächtig rauschenden Tessin ausmündet.

Noch über Airolo hinaus bis zum großen Zollhause am Tessin hatte Lecourbe seine Vorposten geschoben, während Suworow mit

seinen 20000 Russen im Thale des Tessin aufwärts marschierte. Der Regen fiel in Strömen, ein eisiger Wind fuhr von den schneebedeckten Bergspitzen das Thal hinab, die Straße war steinig und schlüpfrig. Am Abend des 23. September 1799 war endlich das Zollhaus erreicht: die Franzosen wichen schnell bis zum Eingange des Val Tremola zurück. Von Bellinzona schon hatte Suworow das Corps des Generals Rosenberg über den Lukmanier-Paß in das Thal des Vorderrheins gesandt, um von dort über Tavetsch den Franzosen in die Flanke zu fallen. Jetzt mußte Bagration mit kühner Schar die steilen Felsen zur Rechten erklettern, um den Franzosen im Val Tremola den Rückweg zu verlegen. Gegen Mittag des 24. September war Suworow selbst am Eingange dieses Thales angelangt; hinter Felsvorsprüngen und Steinböcken hervor empfingen die Franzosen die anrückenden Russen mit mörderischem Gewehrfeuer. Es schien unmöglich, den schmalen Zugang des Thales zu gewinnen; selbst die alten Grenadiere konnten sich nicht entschließen, auf den unsichtbaren Feind loszugehen. Da ließ der greise Held eine Grube ausschaufeln und rief ihnen zu, das sei sein Grab, wenn sie, seine Kinder, zurückwichen. Voll grimmiger Kampfbegierde rückten sie jetzt mit gefälltem Bajonett vor und stachen hinter den Felsecken von Franzosen nieder, was sich nicht schleunigst das Thal hinauf rettete. Allein bei der nächsten Biegung des Weges setzten sich die Franzosen wieder fest: wieder krachten die Salven, bis die Russen, an der Felswand emporklimmend, die Biegung abschnitten und ihnen in die Seite fielen. So ging es fort unter ununterbrochenen Gefechten, immer weiter das Thal hinauf: endlich um 4 Uhr war das Hospiz erreicht. Da stieg Bagration von der Höhe herab und zwang Lecourbe, schleunigst weiter die Reuß hinab zu entweichen. Die Kapuziner bewirteten den Feldmarschall zweier Kaiser mit Kartoffelbrei und Erbsen; das war alles, was sie hatten.

Nach kurzer Rast ging es wieder hinter den Franzosen her, die von neuem vor Hospenthal sich festgesetzt hatten und den Russen den Weg verlegten. Schon senkte sich trüb der Abend herab, als Flintenschüsse im Rücken der Franzosen fielen. Es war Rosenberg, welcher die ihm entgegenstehenden Franzosen vor sich hertrieb und beim Einbruch der Nacht mit Sturm das Dorf Andermatt einnahm. Lecourbe war zwischen zwei Feuer geraten. Unter dem Schutze der Nacht zog er sich seitwärts auf den Furkapaß zu aus der Gefahr. Ganz erschöpft und ausgehungert trafen Suworows wackere Bataillone in Andermatt ein. Die Kosakenpferde mit dem Proviant waren weit

zurück; in Andermatt hatten die Franzosen aufgezehrt, was es von Lebensmitteln dort gegeben hatte. So kochten sich denn die Russen ihr Mahl, wie es eben anging. Gedörrte Tierfelle wurden gebraten, und ein Block Seife, der sich in einer Vorratskammer vorfand, mit großer Befriedigung bis auf die letzte Krume verzehrt.

Der Marsch durch den Furkapaß hätte das ganze Reußthal in die Hand Suworows gegeben. Das war jedoch nicht die Meinung Lecourbes. Von der Nacht gedeckt, kletterte er mit seinen Scharen an der steilen Wand des Petzberges hinauf und gelangte unter den allergrößten Schwierigkeiten so wieder in das Reußthal hinab. Mit dem größten Teil seiner Bataillone marschierte er nun schleunigst nach Flüelen zu, um die dort ankernden Schiffe vor den Russen zu sichern; nur zwei Bataillone ließ er zur Verteidigung des Urner Loches zurück. Sie leisteten den Russen, als diese am Morgen wieder vorrückten, so erfolgreichen Widerstand, daß sie erst wichen, als eine russische Schar, an einzelne Zacken der Felswand sich anklammernd, in das Thal der Reuß hinabstieg und so den Verteidigern der Felsengalerie in den Rücken kam. Aber schon an der Teufelsbrücke faßten sie von neuem festen Fuß. Wieder kletterten die Russen in das Flußthal hinunter, durchwateten, bis an den Gürtel im Wasser, den reißenden Fluß und klimmten im Rücken der Franzosen wieder empor. Da zerstörten diese einen Teil der Brücke und zogen sich dann in guter Ordnung weiter thalabwärts. Aus Baumstämmen, die mit dem Lederzeug der Mannschaft und mit den Schärpen der Offiziere zusammengebunden wurden, stellten die Russen rasch die Brücke wieder her und setzten dann den abziehenden Franzosen nach. Bei Wasen ereilte sie der Abend. Am folgenden Tage aber erreichten sie bei Amsteg Lecourbe, der vor ihnen bis an den Vierwaldstätter See zurückwich, wo er sich, nachdem er alle Schiffe mit sich genommen, bei Seedorf verschanzte, während Suworow am rechten Ufer der Reuß in Altdorf und Flüelen sich einquartierte. Der See war erreicht: wie aber jetzt ohne Schiffe hinüberkommen? Das war die Frage: indessen auch darauf wußte der alte Held die Antwort zu finden. —

10. Mit der Eisenbahn auf den Rigi.

In Vitznau am Vierwaldstätter See besteigen wir den aus der Lokomotive und aus einem Wagen bestehenden Zug, welcher uns zu der Höhe des Rigi emporführen soll. Wir sind so glücklich Plätze auf der Seeseite zu erhalten, die wegen der besseren Aussicht vor-

gezogen werden, obgleich die zweckmäßige Einrichtung des Wagens einen nach allen Seiten freien Überblick gestattet. Anfänglich aber steigt die Bahn bald steil in die Höhe, so daß die Mehrzahl der Reisenden sich kaum eines ängstlichen Gefühls erwehren kann. Wir glauben auf den meisten Gesichtern eine bange Spannung, eine furchtsame Erwartung zu bemerken, die jedoch bald dem Ausdruck von Bewunderung und Befriedigung Platz macht. In der That ist das gebotene Schauspiel im höchsten Grade überraschend, jeder Beschreibung spottend. Wie eine bewegliche Theaterdekoration, die aus der Versenkung emporsteigt, taucht die Landschaft nach und nach in immer wachsender Schönheit auf. Zu unsern Füßen liegt das reizende Vitznau mit seinen freundlichen Häusern, seinen edlen Kastanienwäldern und prächtigen Nußbäumen, deren grüne Kronen und hohe Wipfel der Zug fast streift. Wir steigen immer höher die steile Rotwand hinan, von der sich die herrlichste Aussicht zeigt. In der Tiefe liegt der Vierwaldstätter See mit seinen bald anmutig-idyllischen, bald wildromantischen Ufern wie ein glänzender Spiegel in kostbarem Rahmen. Über ihm ragt der stolze Pilatus empor, das kühne zerklüftete Haupt von lichten Wolken wie von einem silbernen Schleier umgeben. Vor unsern Blicken dehnt sich der sogenannte „Kreuztrichter“ des Sees mit den charakteristischen „Nasen“ — zwei grüne malerische Vorsprünge, aus. Das Dampfboot, welches nach Flüelen fährt, erscheint wie ein kleiner Kahn und die Kähne auf dem Wasser wie tanzende Nußschalen. Vor allen aber entzückt uns die herrliche Beleuchtung, das wechselnde Farbenspiel, die im grünlichen und bläulichen Schimmer aufblitzende Flut, von silbernen und goldenen Furchen durchzogen, die rötlich glänzenden Felsen, die auf den bewaldeten Höhen aufflammenden Wälder und die in Licht getauchten sanften Matten. Immer weiter rollt der Zug, vorüber an dem Häuschen des Arbeiters, vor dem ein kleines Kind uns seine Arme entgegenstreckt, vorüber an den saftigen Wiesen mit ihren weidenden Kühen und Ziegen, die uns verwundert nachschauen, vorüber an der stolzen Edeltanne, von deren dunkeln Zweigen die erschrockenen Vögel verstört aufflattern. Jetzt umfängt uns der schattige Kastanienwald, und im nächsten Augenblick eröffnet sich die wunderbarste freie Aussicht über den grünen See, die lachenden Ufer und die ihn umgebenden Berge. Plötzlich wird es tiefe Nacht, und wir fahren durch den schauerlichen Tunnel, aus dem wir wohlbehalten wieder herauskommen, um den überraschendsten Anblick zu genießen. Vor uns steigen die Riesen des Berner Oberlandes mit ihren Gletschern und blitzenden Schneefeldern

auf. Hell strahlt die unsterbliche Jungfrau im weißen Silbermantel, die reine Stirn mit funkelndem Diadem gekrönt; finster starrt der dunkle Mönch und der gigantische Eiger zum Himmel empor, ein überwältigendes, unvergeßliches Schauspiel, ein großartiges Gedicht der Dichterin Natur, welche Felsen und Wasser, grüne Matten und weiße Schneegefilde, Tod und Leben, die kühnsten Gegensätze in Harmonie auflöst. Ein Ausruf der höchsten Bewunderung entringt sich unwillkürlich unsern Lippen. Dann fährt der Zug über die

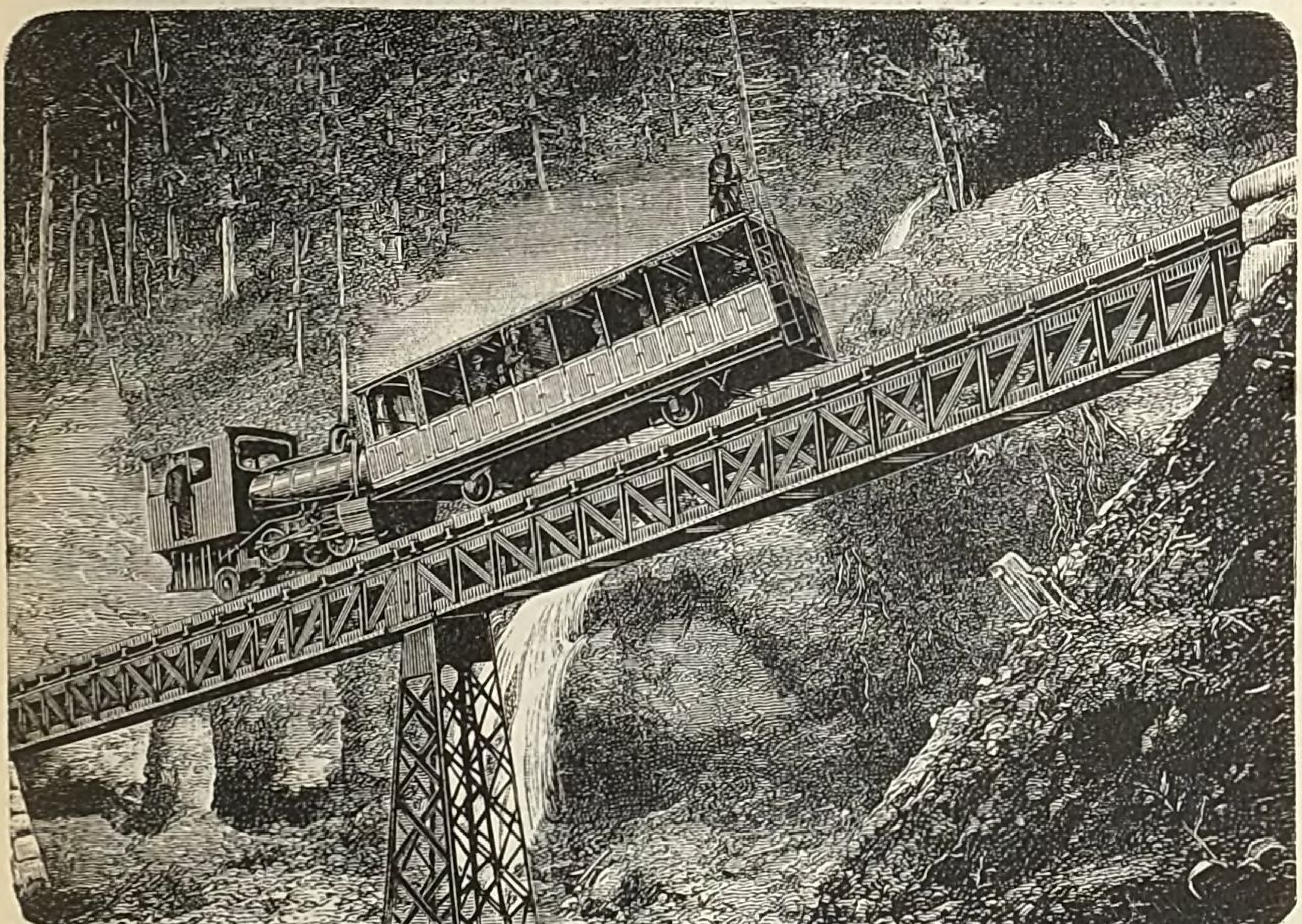


Abb. 25. Rigibahn. Die Brücke über den Scheuertobel.

donnernde Brücke, welche über den wilden „Scheuertobel" führt. Mit Grauen und Entsetzen blicken wir in die zerrissene Schlucht, aus deren Tiefen die unterirdischen Gewässer zu uns emporrauschen und mit umheimlichen Geisterstimmen uns zu warnen scheinen. Selbst den Mutigen erfaßt Furcht, und der Gedanke an die mögliche Gefahr läßt das Blut einen Moment zu Eis erstarren. Aber so leicht und luftig auch die Brücke scheint, so fest und sicher ruht sie auf ihren beiden eisernen Pfeilern, unerschütterlich und jeder Gefahr trotzend. Beruhigt fahren wir über den furchtbaren Abgrund, und bald vergessen wir die Beklemmung über dem Anblick der Landschaft, die sich immer schöner, immer malerischer vor unsern Augen entwickelt: nackte

Felswände, brausende Wasserfälle in der Nähe, und in der Ferne die hohen Berge mit ihren glänzenden Schnee- und Eiskronen. Zugleich kündigt der spärliche Baumwuchs und die schärfere, aber wunderbar reine und nervenstärkende Luft die Nähe der Alpenregion an. Statt des üppigen Laubwaldes und der prächtigen Edeltannen erblicken wir nur noch vereinzelte Legföhren und verkümmertes Nadelholz. Dagegen breiten sich die grünen Matten wie geschorene Samtteppiche aus, von dem Duft der würzigen Blumen und Kräuter erfüllt. Anheimelnd tönt das melodische Geläut der weidenden Rinder, die helleren Glöckchen der munteren Ziegen, die frischen Jodler der Hirten und Sennen. Die Lokomotive aber scheint sich ausruhen zu wollen, und von neuem beschleicht uns die natürliche Besorgnis, ob nicht der Maschine ein Unfall zugestoßen, da der Aufenthalt sich über die Gebühr verzögert. Diesmal handelt es sich aber nur darum, die durstige Maschine mit dem nötigen Wasser zu versehen, zu welchem Behufe auf der Höhe ein besonderes Reservoir eingerichtet ist. Während die Lokomotive ihren Bedarf einnimmt, schaut eine junge Kuh ihr neugierig zu. Als aber die Maschine mit einem grellen Pfiff sich wieder in Bewegung setzt, stürzt die erschrockene Tochter der Herde eiligst zu ihren Brüdern und Schwestern auf die nahe Alp zurück, um ihnen vielleicht das erlebte Abenteuer und ihre Begegnung mit dem furchtbaren Ungetüm zu berichten. Noch eine kurze Strecke und wir erreichen in wenig Minuten die Station „Rigi-Kaltbad", wo uns mitten in der idyllischen Alpenwelt ein nichts weniger als idyllisches Schauspiel erwartet. Mit einem Schlage sehen wir uns in das Leben und Treiben einer großen Stadt versetzt, die wir eben verlassen haben. Vor dem großartigen Hotel mit seiner prächtigen Veranda empfängt uns die hier weilende Gesellschaft von eleganten Herren und Damen aus allen Ländern. Man könnte glauben, in Berlin unter den Linden oder in Baden-Baden auf der Promenade sich zu befinden. Im nächsten Augenblick aber ist alles wieder wie eine Fata Morgana in der Wüste verschwunden, und wenige Schritte davon entfernt weiden die Kühe und Ziegen, jodeln die Hirten, keuchen die Arbeiter unter der schweren Last. Von neuem setzt der Zug sich in Bewegung, und nach kurzer Fahrt halten wir in Rigi-Kulm, dicht unterhalb der Kuppe des schönsten Belvedere der schönsten Berge der Welt, von dessen Höhe herab der Blick ein Dutzend grüner Schweizerseeen umfaßt, die schneeflimmernden Gipfel der unabsehbaren Alpenzüge und zu den Füßen rings die lachendste, herrlichste Berglandschaft.

11. Die Bewohner der Alpen.

Den Fuß des Gebirges gürtet fast überall eine reich entwickelte Kultur. Die Vorberge, die mittlern und obern Thäler des Gebirges sind mit Weilern und Höfen bedeckt. Die höchsten menschlichen Wohnungen in den Alpen sind das Wirtshaus am Faulhorngipfel 2648 m, das Posthaus auf dem Stilser Joche 2797 m, das Sommerhäuschen auf der Höhe des Theodulpasses 3344 m.

Die Bevölkerung der Alpen beträgt 7—8 Millionen. In die offenen Thäler sind von der Ebene her die Bewohner eingedrungen: erst die Höhe scheidet die Nationalitäten. Der Monte Rosa bildet die Marke zwischen den Deutschen, Franzosen und Italienern; der hohe Tauern trennt die Deutschen und die Slaven. Doch ist nicht selten die natürliche Grenze von den einen oder den andern überschritten worden.

Im allgemeinen jedoch kann man die Westalpen als romanische, die Centralalpen als germanische, die Ostalpen als slavische Alpen bezeichnen.

Allen ihren Bewohnern sind die Alpen ein Erziehungshaus mit strenger Zucht; und es kann nicht fehlen, daß die Gleichartigkeit des Bodens ihnen bei aller nationalen Verschiedenheit doch nicht wenige gemeinsame Züge aufgeprägt hat. So bleibt sich in den Häusern der Hauptcharakter der Bauart in den meisten Gegenden gleich. In Dörfern und Märkten hat das Haus ein flachgiebeliges, weit vorspringendes Dach, mit Schindeln gedeckt, die ohne Nägel durch darauf gelegte Steine festgehalten werden. Gewöhnlich ist das Haus aus Holz gezimmert, indem übereinanderliegende Balken an den Ecken ineinander gefügt sind. Ein hölzerner Altan läuft um das Haus an mehreren Seiten, der Giebel ist mit Schnitzwerk geziert. In der vordern Hälfte des Hauses ist die Wohnung, die hintere enthält unten die Viehställe, darüber die Scheune, zu der eine flache Brücke hinauf führt. Die Fenster sind klein, von quadratischer Gestalt, durch zwei diagonale Eisenstäbe geschützt. Unter dem vorspringenden Dache wird das Holz für den Winter dicht am Hause in die Höhe geschichtet; der ebenfalls von dem Dache geschützte Altan dient zum Trocknen von Früchten, Wäsche und zu häuslichen Verrichtungen. In eisenreicheren Gegenden, wie namentlich in Steiermark, werden die Dachschindeln aufgenagelt, und das Dach erhält eine mehr spitzige Gestalt; denn die flachen Dächer sind in den Alpen eben durch die Rücksicht auf die losen Schindeln bedingt. Im untern Vorarlberg und zum

Teil im Algau findet man häufig auch Ziegeldächer. Die besonders in den höheren Gegenden meist zerstreut liegenden Wohnungen werden fast immer nur auf der Sonnenseite der Thäler angebracht und kehren auch womöglich ihre Front nach Süden.

Auch die Tracht der Älpler zeigt manche gleichartige Momente. Beiden Geschlechtern gemeinsam ist der Hut, mag derselbe auch nach Form und Farbe in verschiedenen Gegenden sehr verschieden sein. Die Männer bekleidet ein graubrauner Rock aus grobem Wollengewebe (Loden), die Hose ist von Gems- oder Ziegenleder oder auch von Loden, reicht kurz über die Hüften und läßt die Kniee frei. Der Hosenträger und der Gürtel von Leder, mit Namenszügen und Figuren gestickt, bilden einen wichtigen Teil der Bekleidung. Die Zipfel des lose umgeschlungenen Halstuches werden durch einen Ring gezogen. Bis zum Kniee reichende Strümpfe und Schuhe mit dicken benagelten Sohlen vollenden den Anzug. Die weibliche Kleidung hat mehr Abweichendes und ist in manchen Gegenden sehr unschön, besonders durch das hinten kurze Mieder und die fast bis zum Nacken hinaufgezogene Taille.

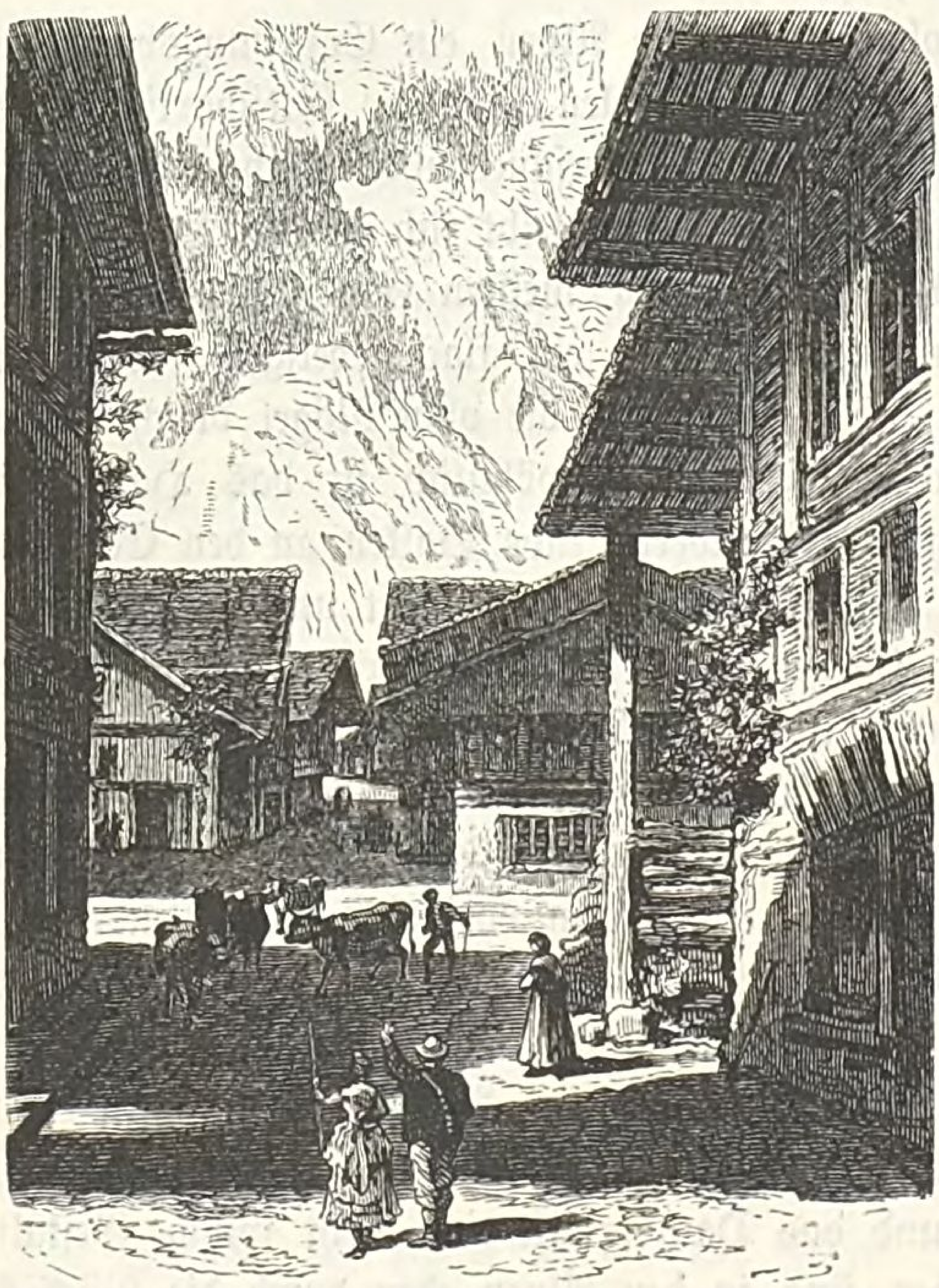


Abb. 26. Dorfstraße im Berner Oberlande.

Die Beschäftigungen auf den Alpen sind mancherlei Art. Obenan steht jedoch die Alpenwirtschaft. Die zahlreichen Matten sind von der Natur selbst zur Viehweide bestimmt und können auch von Menschen nur als solche verwertet werden. Der zwar kurze, aber dichte und besonders gewürzhafte Gras- und Kräuterwuchs derselben giebt ihnen einen bedeutenden Vorzug vor allen Wiesen und Weiden des niedern Landes.

Aber die Niedrigkeit des Grases, die weite Abgelegenheit und die vielfach von Felsenriffen durchsetzte oder mit Steingeröll überstreute Oberfläche macht das Abmähen und Trocknen zu Heu meist unthunlich. Daher hat denn der Bergbewohner seit undenklichen Zeiten den Brauch gehabt, zur Sommerzeit das Vieh unter der Obhut eines Hirten (Sennen) die entfernteren Matten (Alpen) abweiden zu lassen. Zu diesem Zweck ist auf jeder Alp eine Hütte errichtet, worin der Senne wohnt, das Vieh melkt, Butter und Käse bereitet, auch das Vieh selbst zur Not Unterkunft findet. In der Regel hat die Hütte zwei Abteilungen: die kleinere ist Stube, Kammer und Küche zugleich, die größere Stall. Der Auszug (die Auffahrt) der Herde auf die Alp beim Beginn des Sommers ist ein besonderes Fest für Menschen und Tiere. Die Kühe kennen die Bedeutung dieses Auszugs sehr gut und sind voll Lust, sobald sie nur den Ton der Glocke hören, welche der am meisten bevorzugten Kuh umgehängt wird. Diese schreitet stolz an der Spitze des Zuges vorauf, und man sagt, daß eine solche Führerin, wenn man bei einer spätern Auffahrt die Glocke einer andern Kuh umhinge, sich tot grämen würde. Der Stier (Munri) mit dem einbeinigen Melkstuhl auf den Hörnern beschließt den Zug. Der Senne bleibt während der ganzen Weidezeit ununterbrochen bei der Herde auf der Alp; seine Bedürfnisse werden ihm von Zeit zu Zeit hinaufgebracht, und dagegen mit hinabgenommen, was er an Butter und Käse fabriziert hat. Die Rückkehr von der Alp im Herbst ist ein ebenso bedeutendes Fest für die Älpler wie der Auszug. Matten, auf denen das Heumachen thunlich ist, werden nicht abgeweidet, sondern gemäht und müssen das Winterfutter liefern. Desgleichen sucht man von jedem Plätzchen, das dem Vieh unzugänglich ist, oft mit Lebensgefahr jede Handvoll Heu zu gewinnen. Das Alpenheu ist weit nahrhafter als das der Ebenen, weshalb das Vieh mit einer weit geringeren Menge sehr gut unterhalten werden kann, und seine aromatischen Kräuter geben der Milch der Kühe einen besondern Wohlgeschmack. Ziegen werden auch in beträchtlicher Zahl gehalten; teils gehen sie im Sommer mit auf die Alp, teils bleiben sie bei den Wohnungen, um den täglichen Milchbedarf zu liefern. Die Schafe sind besonders dadurch wichtig, daß sie ihre Nahrung noch da finden, wo keine Kuh sich hinwagt, und dabei dem Älpler den Stoff zu seinem Lodenrocke und Fleisch zur Nahrung liefern. In manchen Gegenden werden höhere Alpen als Weide für fremde Schafe vermietet; so kommen besonders die Bergamasker Schafherden jeden Sommer auf gemietete Weiden.

In den östlichen Alpen wohnen Sennerinnen (Schwaigerinnen) auf der Alm. Begleiten wir sie aus dem Dorfe dorthin. Der längste Tag des Jahres ist vorüber, das Gras „unten" ist schon gemäht und als Heu eingebracht, der Johannistag ist gekommen, und mit ihm die Zeit des „Auftriebs". Alle Vorbereitungen zum Auszuge sind getroffen; die Almerin hängt der Leitkuh die Almglocke um, und sobald sie ertönt, gerät alles Vieh in freudige unruhige Bewegung; es drängt in Hast nach der Thür, um ins Freie zu kommen, und brüllt aus voller Kehle. Das ist gleichsam der erste Gruß an die fette Weide. Alle Hausbewohner sind versammelt; der Vater, dem die Thränen in die Augen treten, weil er sich von den lieben Kühen trennen muß, auf welchen sein Wohlstand beruht, giebt der Magd gute Lehren und Weisungen, die sie schluchzend anhört. Endlich wird die ungeduldige Herde mit Dreikönigswasser besprengt, zieht munter hinauf, und im Bauernhofe kehrt nun auf Monate eine tiefe Ruhe ein; die Ställe sind leer.

Um so regsamer wird es auf der Alm, wo das Vieh auf weiter Weide sich die würzige Kost sucht. Dort herrscht die Almerin oder Schwaigerin. Sie versteht sich auf die Almwirtschaft aus dem Grunde, sorgt für die ihr anvertrauten Geschöpfe, ist zuverlässig, dem Hause treu ergeben und sehr genügsam. Ihre Hütte ist ein Viereck aus behauenen Baumstämmen, die über- und ineinander gefügt sind; die Lücken hat man mit Moos gefüllt, das Bretterdach mit Steinen beschwert. Nur eine einzige Thür ist vorhanden; die Almerin und die Kühe wohnen nicht nur unter demselben Dache, sondern oft auch zwischen denselben Wänden; aber gewöhnlich hat die Hirtin doch ein Kämmerchen mit einem Herd in der Mitte; an einer Seite befindet sich die feste Bettstatt, an den Wänden hängen einige Heiligenbilder.

Den ganzen Tag über hat die Almerin vollauf zu arbeiten. Der Morgen graut; die Tiere verlangen nach frischem Tau, der auf der Höhe so reichlich fällt und namentlich in den Alchemillenblättern große Tropfen bildet. Die Schwaigerin ergreift die Melkkübel und öffnet einer Kuh nach der andern die Thür. Bald sind sie alle gemolken und auf der Weide; die Almerin sammelt nun Grünfutter auf geeigneten Grasplätzen, klettert an den Felshalden umher oder holt von Eschen, Ahorn und Buchen Laub herab, das als Leckerbissen dient. So kommt der Mittag heran, und die „Rinderschaft" ist allmählich der Hütte wieder näher gerückt. Hirschel und Gamsel, Braunäugel und Leberl, die schwarze Mahm, das Dockerl und Wachterl, und wie die Kühe weiter heißen, liegen wiederkäuend im Schatten und gehen zur

Melkerin, sobald sie ihren Namen ruft. Diese trägt den schäumenden Kübel der Hütte zu und darf nun erst an ihr Mittagsmahl denken, das aus Brot, Milch, „Topfen“, Butter und „Läuterkoch“ besteht, dann und wann auch aus Fleisch, das man ihr „von unten hinauf“ bringt: denn in Zwischenräumen erscheint ein Hausgenosse, um die von der Schwaigerin bereitete Butter abzuholen. Abends findet sich die Schar der Rinder zur Nachtruhe ein: sie weiß, daß sie Grünfutter als Abendkost erhält und zum drittenmal gemolken wird. Nachher ist tiefe Ruhe in der Hütte und auf der Alm; nur die Bergamsel flötet im Busche.

Wohl ist es schön auf der Alm, „wenn's klare Tage hat und 's Vieh gsund ist“; aber ängstlich wird es der einsamen Bewohnerin der Hütte, wenn die Sonnenschwüle donnernde Gewitter erzeugt, und zuckende Blitze die Herde bedrohen. Und wenn dann die Nebel hereingezogen kommen! Schwer und fröstelnd lagern sie tagelang über die Alm und wollen gar nicht weichen, bis sie sich endlich in kalten Regen auflösen, während dann auf den Berggipfeln Schnee fällt und der Sturm Flocken und Wolken vor sich her treibt. Dann läßt das Vieh den Kopf hängen und die Schwaigerin ist „völlig zag“. Sie möchte lieber unten in der Kirche oder beim Tanze sein. Nur Geduld; der Michaelistag rückt immer näher heran, mit ihm geht die Almzeit zu Ende; man denkt ans „Abfödeln“ und an den Heimtrieb, und geht es endlich thalein, so trägt jede Kuh Blumenkränze auf den Hörnern. Allgemach breitet sich der Winter ins Thal, und die Schwaigerin sitzt in den langen Abenden beim Kienspan am Spinnrocken, oft in Gesellschaft befreundeter Almerinnen aus der Nachbarschaft. Sie singen Almlieder und erzählen einander, was sie in der Sommerzeit erlebten.

Da hat der einen oder andern einmal der „Ameisler“ Grüße von der und von jenem gebracht, und in der Hütte „Unterstand“ gefunden. Der Ameisler ist eine Charakterfigur im Gebirge. Er durchstreift die Wälder, in denen die schwarze Ameise Abfälle von Nadelholz und Pflanzenteilen in solcher Menge zusammentrträgt, daß diese Haufen eine Höhe mitunter von einem Meter erreichen. In ihnen birgt das Tier seine Puppen, die sogenannten Ameiseneier. Diese sucht der Ameisler auf, und seine Ausbeute ist in manchen Sommern so beträchtlich, daß die Händler aus Wien sie ihm mit 200 fl. bezahlen. Aber der Mann versteht sich auch auf sein Geschäft. Er breitet ein großes Leintuch aus, dessen Ränder durch Stützen in die Höhe gehalten werden, und legt in die Ecken Fichtenreisig. Dann

geht er mit einem Getreidesacke, in dessen Öffnung er ein weites Sieb angebracht hat, von einem Ameisenhaufen zum andern, faßt ihn in das Sieb, durch welches Puppen und Ameisen in den Sack fallen, und schüttet diesen Inhalt auf das Leintuch. Sogleich tragen die Tiere ihre Puppen unter das an den Ecken liegende Reisig zusammen, und der Ameisler hat nun seinen Zweck erreicht. Er wischt mit einem Lappen über die Ameisen hin, welche an der rauhen Fläche desselben haften bleiben, schüttelt sie dann ins Gras, und die Puppen sind sein. Oft kann er auf derselben Stelle schon nach vierzehn Tagen oder drei Wochen wieder eine Ernte halten.

Das Betreiben der Alpenwirtschaft setzt schon einen gewissen Wohlstand voraus. Die minder begüterten Alpenbewohner haben vielerlei andere Erwerbszweige. Bei ihrem natürlichen Talente zu mechanischen Arbeiten werden viele kunstreiche Schnitzer, geschickte Drechsler: Beschäftigungen, zu denen ihnen die höheren Alpenwälder das geschätzte Holz der Zirbelkiefer liefern; andere machen Flechtwerk aus Stroh und anderem Material, oder sammeln Arzneikräuter, seltene Steine, Pech und was sich sonst verwerten läßt. In manchen Gegenden, wie in Tirol, ist Hausierhandel eine Hauptbeschäftigung vieler Bewohner; fast jedes Thal in Tirol hat seinen besondern Handelszweig oder sein Gewerbe, mit dem sich ein Teil seiner Angehörigen den Sommer über umherziehend beschäftigt. Der Pusterthaler wandert als Teppichhändler, der Lechthaler mit Schnittwaren und Sehenswürdigkeiten, der Zillerthaler mit Lederwaren, der Vorarlberger wandert als Maurer oder Stuccaturarbeiter u. s. w. Auch das Schlagen des Holzes in den Wäldern beschäftigt eine große Anzahl Alpenbewohner. Die Holzschläger (Holzknechte) bringen gleich den Sennen den Sommer fern von ihren Wohnungen zu, nur daß sie an Sonntagen dieselben besuchen können, da ihre Stämme nicht wie die Herden einer steten Beaufsichtigung bedürfen. Eine Lieblingsbeschäftigung des Älplers ist die Jagd, früher vornehmlich die Gemsenjagd; unzählige betrieben sie des Vergnügens wegen, viele als Erwerb, obwohl der Ertrag gering, die Gefahren dabei groß waren.

Dem Charakter der Älpler giebt Gebirgsluft und Gebirgsleben seine Eigenart. Sehr viele Geschäfte, die im Flachlande ohne Mühe verrichtet werden, erfordern in den Alpen große Anstrengung und sind mit mannigfachen Gefahren verbunden. Die Elemente drohen beständig mit der Vernichtung alles dessen, was mühseliger Fleiß geschaffen und errungen hat; ein einziges Gewitter kann die Felder fußhoch mit Steingeröllen überschütten und die Arbeit vieler

Jahre erfordern, um den Schaden wieder gut zu machen. Aber der Alpenbewohner leistet diese Arbeit auch unverdrossen, wenn ihn ein solches Unglück betroffen hat, und verzagt nicht bei dem Gedanken, daß auch diese Mühe wieder vereitelt werden könne. Die nötigsten Arbeiten für den Haushalt sind oft mit Lebensgefahr verbunden. Wenn ein Älpler nach dem nächsten Dorfe über ein Bergjoch geht, so mag er jedesmal denken, daß dies vielleicht sein letzter Gang sei: ein Gewitter, ein Nebel, ein Schneegestöber, das ihn überrascht, kann ihn ins Verderben stürzen. Darum ist er vor jedem Geschäfte bedacht, sich mit seinem Schöpfer abzufinden, und die äußerlichen Erinnerungszeichen an diese Obliegenheit, an denen es ihm nicht fehlt, Kreuze, Heiligenbilder, Kapellen, verfehlen ihre Wirkung nicht. Die Stärke und Gewandtheit, die er im steten Kampfe mit den mächtigen Naturgewalten sich aneignet, sind ebenfalls lebhaft in seinem Bewußtsein, und darin liegt der Grund der unter den Alpenbewohnern sehr verbreiteten Rauflust. Auch das mechanische Talent der Alpenbewohner findet häufig in ihren die Aufbietung aller und jeder Thätigkeit beanspruchenden Lebensverhältnissen einen Sporn, der sie zu allerlei sinnreichen Erfindungen treibt. Das Wasser, das aus dem Brunnen läuft, treibt ein kleines Rad und bewegt so durch ein Gestränge die Wiege in der Stube, wozu der Mutter die Zeit fehlt. Oder es läuft kein Wasser aus dem Brunnen, aber im Stalle nebenan steht eine Kuh, und das Kind will gewiegt sein. Da wird eine Schnur an die Wiege gebunden und durch die Wand straff an den Schwanz der Kuh befestigt. Diese findet sich geniert, schlägt mit dem Schwanze, um ihn zu befreien, und erhält die Wiege in Bewegung wie die beste Kindermuhme.

Die Frische, die Kraft der Älpler offenbart sich in ihrer Gesangeslust. In vielen Gegenden ertönt aus der niedrigsten Hütte Gesang und Zitherspiel. Und welchen fremden Wanderer erfreut nicht jenes weithin schallende Jauchzen und Jodeln aus dem Munde des Sennen und der Sennerin, das von den saftgrünen Matten und sonnigen Grashängen ihm entgegenschallt?

III. Das oberdeutsche Donauland.

1. Die schwäbisch-bayrische Hochebene mit dem Jura.

Dem Nordfuße der Alpen, aus Alpengeröll aufgeschüttet, ist die oberdeutsche Hochebene vorgelagert. Wie in der ähnlich gestalteten Schweizer Hochebene, so sammelt sich auch in ihr alle Bewässerung in einer einzigen, am fernsten Rand liegenden Furche, der Donau. Und erst jenseits dieser Randfurche umzieht sie die Fortsetzung des schweizer Jura, der schwäbische und fränkische Jura. Der schwäbische Jura, in seinem höchsten Teile vom Volke rauhe oder schwäbische Alb genannt, ist in seinem Südwestende mit dem schweizer Jura und dem Schwarzwald verknotet. Nur die verschiedene geognostische Natur zieht zwischen Schwarzwald und Jura die Grenze. Im Norden des Rheindurchbruches, bei Schaffhausen, erhebt sich das bergige Land des Klettgau und Hegau. Der Hohe Randen, 922 m, zwischen Schaffhausen und Stühlingen, zieht von Südwesten nach Nordosten, fällt steil zum Wutachthal ab und tritt südlich mit einem Vorsprunge an das rechte Rheinufer bei Schaffhausen. Die breite, von tief eingreifenden Schluchten zerrissene Tafelmasse ist ein treues Modell der schwäbischen Alb. Im Hegau liegt eine Gruppe kegelförmiger Trappberge, die wie Inseln aus dem umgebenden Nagelflue- und Geröllgebilde hervorragen, die Hohenhöwen mit dem Schlosse Stetten, der Hohenstoffeln, der auf seinem Rücken drei Hügel mit Burgruinen gleich einer dreifachen Krone trägt, der Hohenkrähen und der schwer zugängliche Hohentwiel, der wie eine kolossale Pyramide weit über das Land ragt. Vielleicht schon seit Römerzeiten stand hier eine Festung; seit 1538 war sie in Württembergs Besitz gekommen. In ihr hielt sich im dreißigjährigen Kriege der wackere Oberst Wiederholt glücklich gegen alle Feinde.

Weiter nach Nordosten gewinnen die hochwelligen Rücken bestimmte Umrisse und werden zu einer 20—30 km breiten, im Mittel 650 m hohen kahlen Kalkfläche. Sie wird von zwei auf dieser Strecke nach gleicher Richtung gehenden Flüssen eingefaßt; im Nordwesten vom Neckar, im Südosten von der Donau. Gegen das tiefe Neckarthal setzt sich die Hochfläche ungemein steil und schroff, stellenweise wandartig ab. Doch schießen aus der Wand Kalkflötze als Vorgebirge hervor und endigen öfters mit steilen Kuppen und Kegeln, die nur durch schmale Grate mit der Hauptkette in Verbindung stehen. Gegen das höhere Thal der Donau dagegen ist der Abfall sanft und terrassenförmig, doch so, daß die untere Stufe häufig steile Thalränder und mannigfache Vorgebirge und Einbuchtungen bildet. Die höchste Erhebung bildet am Südwestende der **Heuberg**, eine kahle, steinichte Hochfläche, die durch den breiten Hochrücken der **Baar** sich eng mit dem Schwarzwalde verbindet.

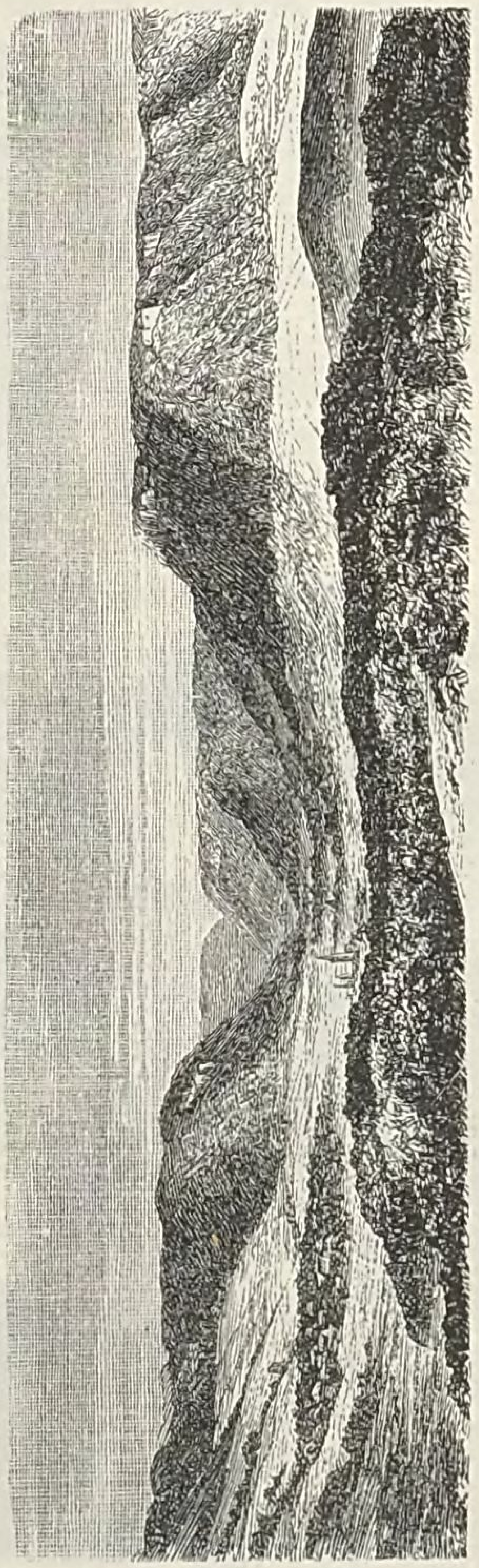


Abb. 27. Nordabhang des schwäbischen Jura (nach Hirts geogr. Bildertafeln).

Der Rücken der rauhen Alb gilt für einen der traurigsten Striche im deutschen Lande. Rauhes Klima, vielfach zerklüftetes Gestein und Kalkgrus, nur an einzelnen Stellen eine dünne Ackerkrume, spärliche und meist arme Ortschaften kennzeichnen sie. Zahllose blendend weiße Steintrümmer liegen auf den Äckern, dünne Halme drängen sich zwischen den Steinen hervor. Oft trifft man wohl auf weit sich hinziehende Thäler, aber kein Wasser fließt darin; nirgends ist ein Flußbett auf dem einförmigen Grasboden sichtbar; schnell verliert sich der Niederschlag zwischen den Steintrümmern in Gänge und Höhlen, mit denen das ganze Gebirge durchsetzt ist; dagegen brechen

Flüsse am Fuße der Berge hervor. Aber die kalte, öde Hochfläche besitzt auch ihre eigentümlichen Reize, ein hoher Genuß wird dem auf der Höhe pilgernden Wanderer durch den ungeahnten Gegensatz

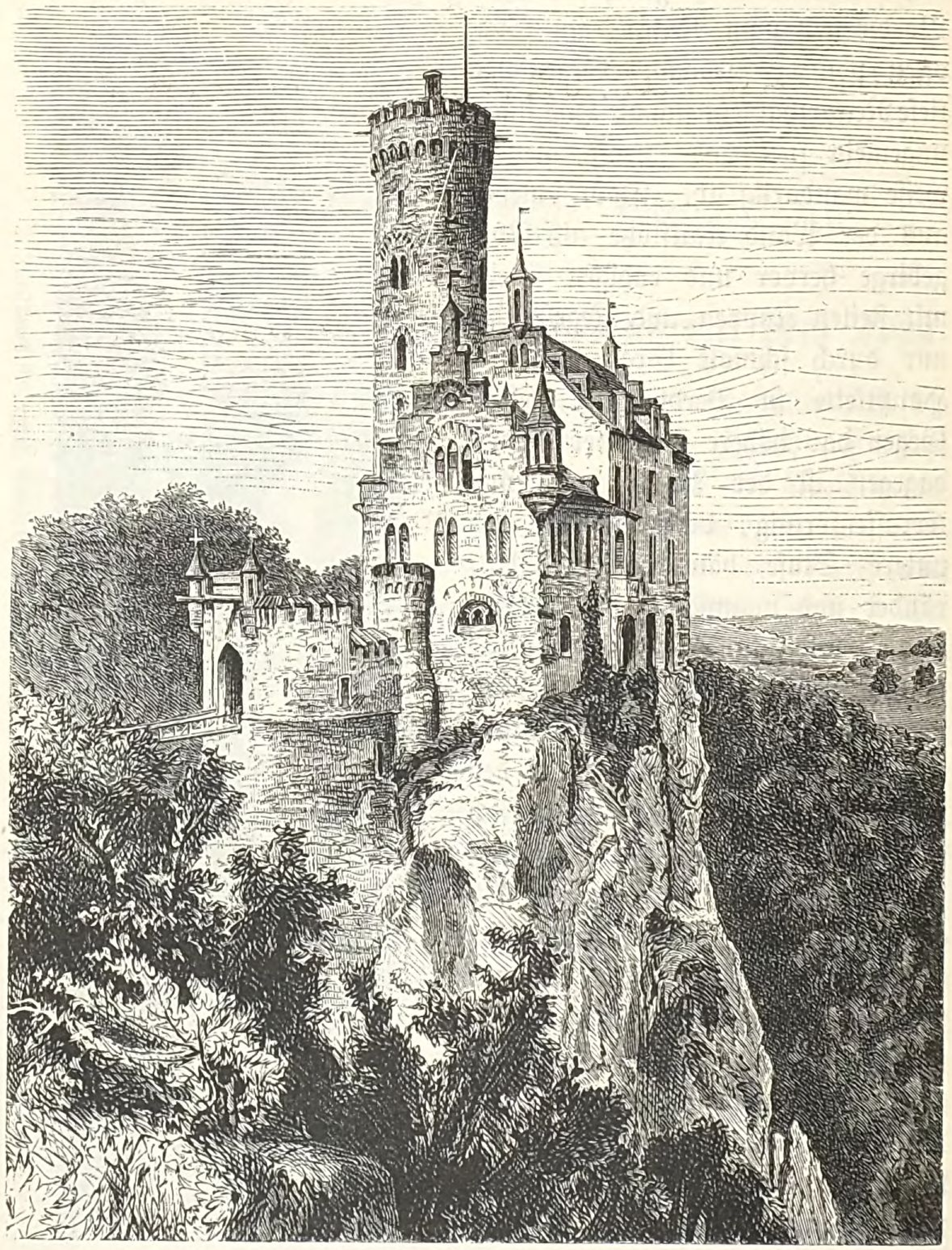


Abb. 28. Die Burg Lichtenstein.

bereitet, wenn er plötzlich in eins der kleinen Thäler gerät, die bei ihrer Enge oben auf dem breiten Gebirgsrücken nicht bemerkt wurden. Auf einmal steht er mitten in einer andern Natur: statt der Öde und Dürftigkeit, Eintönigkeit und Langweiligkeit oben umgiebt ihn

jetzt eine Fülle anziehender Naturbilder und behaglichen Lebens: hier wechseln anmutige Dorfschaften mit reizenden Obsthainen und Gärten ab, dort zwischen herrlichen Buchen- und Eichengehölzen kühne Dolomitfelsen mit Ritterburgen, und dort wieder frische Wiesen mit klaren, ruhig dahingleitenden Bächen. So liegt auf einer steil abstürzenden Kuppe, die in das Echatzthal springt, 233 m über der Thalsohle, das Schloß Lichtenstein, das Graf Wilhelm von Württemberg im Stil einer mittelalterlichen Burg hat erbauen lassen. Auch die Gemächer des Innern sind altertümlich eingerichtet. 1842 vollendet, bietet das Schloß von seinem Turm eine weite Rundsicht, die an hellen Tagen bis an die Vorberge der Alpen trägt. In seinem trefflichen Romane „Lichtenstein" hat Wilhelm Hauff die alte Burg, welche vordem hier stand, verherrlicht: dankbares Gedenken hat dem Dichter darum auf einem nahen Felsvorsprunge ein Denkmal gesetzt.

Wanderungen in die Alb und ihre Thäler aus den Flachgegenden sind eine alte Sitte; sie geschehen meist im Frühjahre zur Zeit der Kirschblüte. Denn dann ist der üppige, reich bewässerte, mit einem Walde von Obstbäumen besetzte Wiesengrund wie von einem Blütenmeere übergossen, aus dem die Dörfer freundlich wie Inseln hervortauchen.

In zahlreichen Höhlen öffnet das Gebirge sein Inneres. So liegt eine Stunde von Lichtenstein die gleichfalls durch Hauffs Schilderung berühmt gewordene Nebelhöhle. Sie ist ein mächtiges Felsengewölbe von 23 m Höhe, in welchem aus Tropfstein sich mannigfaltige wunderliche Gestaltungen gebildet haben. Alljährlich am Pfingstmontage wird in der Höhle bei Fackelschein ein großes Volksfest gefeiert; aber der Qualm der Fackeln hat sich an dem Gestein niedergeschlagen und allen Glanz ihm geraubt, so daß die Höhle dadurch eines großen Reizes verlustig gegangen ist. Dagegen in unversehrtem Glanze des Tropfgesteins strahlt die Karlshöhle bei Pfullingen. Sie besteht aus zwei Hauptabteilungen, der untern und der obern Höhle; die erstere teilt sich wieder in die 102 m lange vordere und die 73 m lange hintere Höhle. Eine Treppe von 68 Stufen führt in die vordere Höhle, in der die schönsten Tropfsteinfiguren und mehrere stehende Wasser sich befinden. Die obere kleinere Höhle ist schwer zugänglich; auch sie besteht aus mehreren Gängen und Gewölben mit Tropfsteingebilden.

Zum besondern Schmuck gereichen der rauhen Alb die isolierten

meist mit Burgruinen gekrönten Kegelberge aus Basalt und Phonolith, welche der nördlichen Steilwand vorgelagert sind.

Der Hohe Zollern, eine Stunde südlich von Hechingen, 855 m hoch, trägt die Stammburg der Hohenzollern. Der erste Burgbau mit dem Kirchlein St. Michael fällt in das 11. Jahrhundert. 1423 zerstörte der schwäbische Städtebund nach einjähriger Belagerung die Burg bis auf den Grund. Nur die Kapelle blieb stehen. Graf Niklas von Zollern unternahm den Neubau; die brandenburgischen Stammvettern halfen den Wiederaufbau vermitteln und erleichtern. Markgraf Albrecht Achilles trug am 21. Oktober

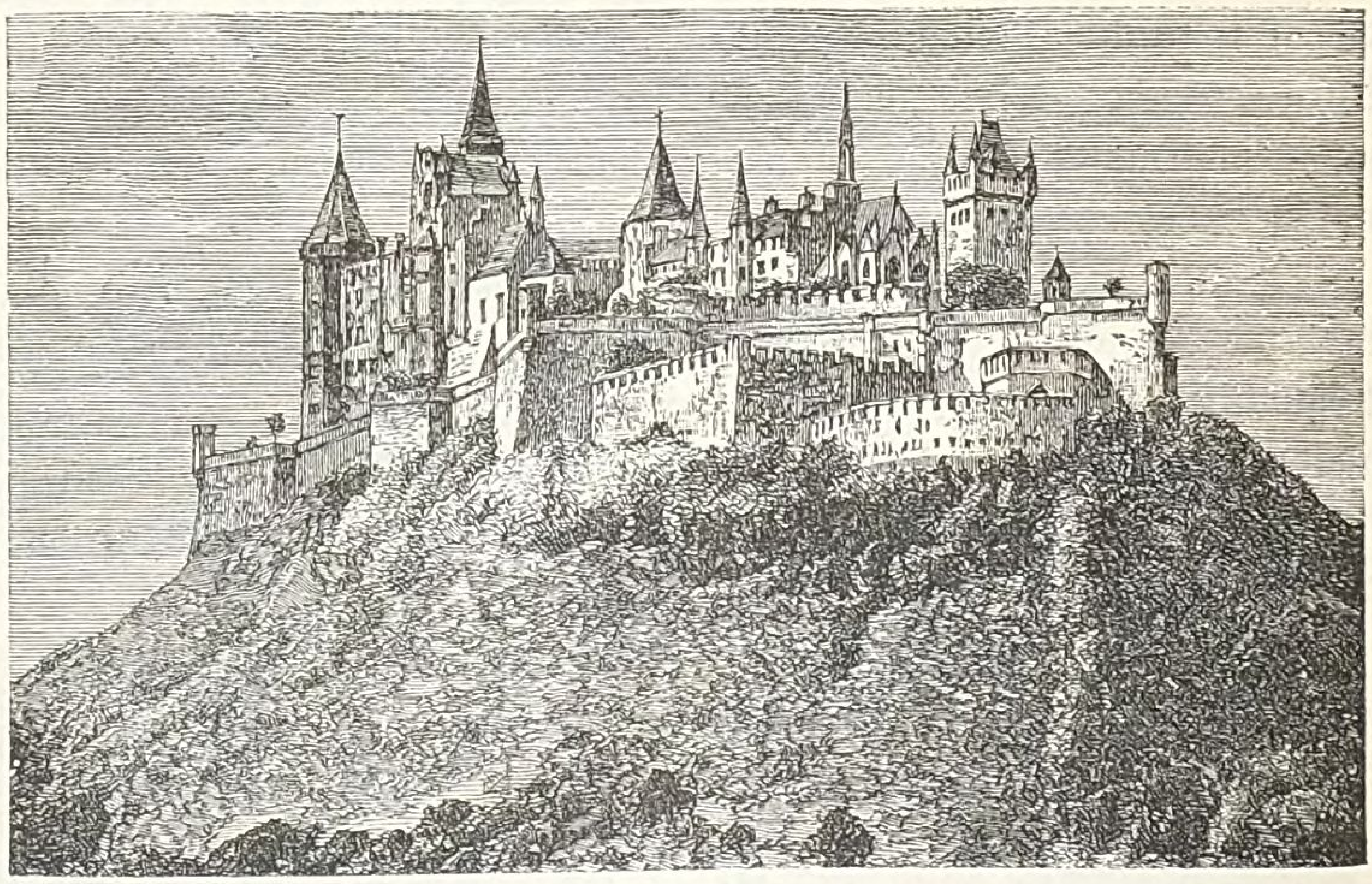


Abb. 29. Das Stammschloß Hohenzollern.

1454 einen schweren Stein bis auf die Spitze und legte den Grund zu dem Turme, der noch heute der Markgrafenturm heißt. Am 29. September 1461 wurde die neue Burg mit dem Kirchlein eingeweiht. Im Laufe der Jahrhunderte indes kam die Burg in Verfall und wurde 1823 fast ganz abgebrochen. 1846 verband sich Friedrich Wilhelm IV. mit den hohenzollernschen Fürsten zu ihrer völligen Wiederherstellung. Nach 21 Jahren konnte am 3. Oktober 1867 König Wilhelm I. von Preußen die Schlüssel der wiedergeborenen Burg in Empfang nehmen und die Einweihung des Ganzen und der beiden Burgkapellen feiern. Von dem Baue des 11. Jahrhunderts ist nur die Kapelle St. Michael übrig. Die Fundamente des Chors sind das älteste Bauwerk der Burg; die Spitzbogenfenster prangen im Schmuck alter Glasmalerei. Auch eine evangelische

Kapelle ist vorhanden, eine Kaserne für eine Kompanie Gardeschützen und die Bedienungsmannschaften der Geschütze. Malerisch ragen die Mauern der Kaserne, des Schlosses und der beiden Kapellen mit ihren vielen Erkern und Turmspitzen vor dem Auge empor. Im Burghofe grünt eine uralte Linde, die Königslinde genannt. Schon der mit Schanzen und Bastionen versehene Wall bietet eine schöne Aussicht, noch weitere der runde, neuerbaute Wartturm. Im Osten türmen sich die reichbewaldeten Bergesmassen der rauhen Alb. Malerisch auf einem Felsenvorsprunge gegen den Zollern schauend steht das Kirchlein Maria Zell. Nördlich zieht sich bis Hechingen eine fruchtbare Ebene mit dem Heiligkreuzkirchlein und dem Kloster Stetten, welches mit der Burg durch einen unterirdischen Gang verbunden gewesen sein soll. Die in einem Obstbaumwalde verborgene Stadt Hechingen im Norden begrenzend, erhebt sich am Abhange eines Hügels das Franciskanerkloster St. Luzen; und darüber dehnt sich die Aussicht bis gegen den Hohen Staufen und den Rechberg. Westwärts tritt das Lustschloß Lindich mit seinen malerischen Baumgruppen hervor, im Hintergrunde die blauen Höhen des Schwarzwaldes mit dem weit hervorragenden Gebirgsgrat des Kniebis; südlich über der Hochebene von Rottweil erheben sich die steilen Höhen von St. Georgen, die bis tief in den Sommer hinein im Schneeglanze stehen.

Auf den Hohen Stauffen bei Göppingen, 690 m, baute Friedrich von Büren 1080 eine Burg; seine Nachkommen nannten sich nach ihr Hohenstaufen. Die Burg überdauerte das Geschlecht und wurde erst 1525 im Bauernkriege zerstört. Jetzt ist kaum ein dürftiger Mauerrest übrig; aber am Bergkegel liegt ein Dorf Hohenstaufen. Über einer Seitenthür der alten kleinen Pfarrkirche verkündet noch jetzt eine Inschrift, daß sie einst vom Kaiser Friedrich durchschritten worden sei. Die Thür ist zugemauert, als sollte nach dem Kaiser niemand mehr durch dieselbe eingehen; auf die Mauer ist das Bildnis des Kaisers gemalt.

Der Hohe Rechberg mit seinen zwei Gipfeln, die durch eine Brücke verbunden sind, erhebt sich im Süden von Gmünd 700 m hoch. Auf dem niedrigeren steht das Schloß der noch blühenden Grafen von Rechberg und Rothenlöwen und auf dem höheren eine neu erbaute katholische Kirche mit der Wohnung des Pfarrers und Meßners. Die Wallfahrt aber zum „wunderthätigen Bilde der schönen Marie“ ist uralt.

Der tiefe kesselförmige Einbruch des Ries und die Spalte des Wernitzthales scheiden von dem schwäbischen Jura den fränkischen.

Der weite, sanft geschwungene Bogen des fränkischen Jura beginnt am Wernitzdurchbruch und endigt am Obermain. In seinem östlichen Zuge erreicht er die Donau in der Gegend von Regensburg, wo Naab und Regen münden.

Der nördliche Zug, im engeren Sinne der Franken-Jura genannt, endigt bei Lichtenfels in der keilförmigen Spitze des Staffelsteins. Der grotesk geformte Berg und der nahe Wallfahrtsort Vierzehnheiligen ist von den Höhen des Thüringer Waldes aus sichtbar, wo das Auge nach der andern Seite auf dem Brocken ruht. Der Osthang geht sehr allmählich zu den höheren Flächen (350 m) an der tief eingeschnittenen Naab über. Daher erscheint der frankische Jura, von Osten nach Süden betrachtet, nicht in der Form eines Gebirges, aber aus dem Rednitz-Regnitzthale gesehen wie eine steile Wand mit zahlreichen Einbiegungen und Vorsprüngen. Nirgends erreicht sein gipfelarmer Scheitel die Höhe von 700 m. Das Auftreten des Dolomits giebt ihm indes eigentümliche Formung. Auf der größten Höhe steigen wunderbare Felsen auf, teils aneinander gereiht, teils in phantastischen Formen, wie Ruinen von Burgen, Türmen, wie Obelisken oder freistehende Mauern anzusehen.

Der anmutigste und von Reisenden am häufigsten besuchte Teil des Zuges ist die sogenannte fränkische Schweiz, das Thal der Wiesent mit seinen Nebenthälern.

Der fränkische Jura wird in seiner ganzen Breite von mehreren Flüssen durchschnitten, welche ihre Quelle fern davon im flachen Hügellande haben, wie die Wernitz, Altmühl, Pegnitz. „Die Hauptgewässer fließen nicht von dem Gebirge, sondern durch das Gebirge.“ Es ist ein auffallender Anblick, wenn man sich diesen Durchbrüchen nähert. Der Fluß läuft einer weißen Mauer zu, welche sich seinem Fortlaufe entgegenstellt. Nirgends ist ein Spalt zu sehen; erst wenn man die Wand selbst fast berührt, zerteilen sich die Felsen und lassen das Wasser in schmaler Spalte fort bis zum jenseitigen Abhange fließen. Ähnliche Lücken mit jenseitigen Mauern zur Seite und mit flacher Sohle, Kanälen gleich, durchsetzen das Gebirge nach allen Richtungen, und dadurch entstehen Straßen, tiefe Buchten, Einfahrten von der wunderbarsten Form.

Mit der auf dem linken Donauufer ausgebreiteten Hochfläche der Oberpfalz, der Kreidebucht der Naab, reicht die Hochebene an das Fichtelgebirge, den Hauptkamm des deutschen Mittelgebirges,

heran und schließt dann im südöstlichen Zuge den Böhmerwald ab, dessen Vorhöhen sich mit denen der Alpen an der Donau begegnen.

Die schwäbisch-bayrische Hochfläche bildet die Riesenbrücke zwischen den Alpen und dem binnenländischen Gebirge; nur namenlose Hügel, welche die Thalfurche der Donau umsäumen, unterbrechen die weite Fläche. Nach der Mitte zu ist es am ebensten, denn mit der Annäherung an das Alpengebirge beginnt wieder eine gewisse Unruhe in der Ebene sich kundzugeben: sie erscheint wellig bewegt, dann tauchen einzelne Höhen auf, zuletzt ein stark zerteiltes Hügel- und Bergland, die Vorstufe der Alpen. Jeder Fernblick gegen Süden wird begrenzt durch ihre am Horizonte verschwimmenden Spitzen. Die mittlere Höhe der Ebene beträgt 500—650 m; sie ist demnach die höchste Hochfläche in Deutschland und im nördlichen Europa überhaupt. Die meisten der aus der Hochebene emporsteigenden Höhen gewähren großartige Fernsichten auf die schneebedeckten Gipfel des Alpenlandes. Wenn im Frühling und Herbst Südwinde wehen, ist die Luft durchsichtig wie in Italien und die von der Sonne beschienenen Schneepyramiden glänzen wundervoll. Zwischen Schongau und Weilheim liegt der Kegel des Hohen Peißenberges, 975 m. Seit dreihundert Jahren krönt den Gipfel des „bayrischen Rigi" eine Wallfahrtskirche. Ein stattliches Pfarrhaus mit einem Luginsland, ein Wirtshaus, ein paar andere Häuser und ein Kirchhof füllen die Platte aus, die eine bewunderungswürdige Fernsicht gewährt. Der ganze Kranz der Alpen vom Säntis bis zum Watzmann liegt ausgebreitet, mitten drin der Großglockner, der aus dem fernen Kärnten verschwimmend herüberschimmert. Über dem weiten Flachlande erblickt das Auge den blauen Rücken des Jura und die waldigen Höhen des Böhmerwaldes. In duftiger Ferne ragen die Frauentürme Münchens, die Domtürme von Freising und die Ulrichskirche in Augsburg als graue Marksteine auf.

Von den Alpen stürzen mit starkem Gefälle die größeren Flüsse herab. Die Hochebene ist mit Seeen geschmückt, den Resten jener großen Wasserflut, welche noch in der tertiären Periode die ganze Ebene bedeckte. „Hunderte von kleinen Seeen, Weihern und bald halb, bald ganz vertrockneten oder versumpften Seekesseln jeglicher Größe geben der ganzen Gegend bei dem Mangel eines regelmäßigen Thal- und Bachsystems einen Charakter der Unregelmäßigkeit und natürlichen Abschließung, der für die Kulturverhältnisse höchst entscheidend war. In dem ganzen Hügellande links der Isar vom

Kochelsee bis zum Ammersee mit seinen nordöstlichen kleinen Nachbarn ist es, als ob eine zertrümmerte oder unfertige Bodenbildung den zahlreichen Quellen und Bächen ihren natürlichen Abfluß gewehrt hätte. Regellose Hügelgruppen mit kleinen Trockenthälern und Becken kreuzen sich und führen selbst den mit der besten Landkarte gerüsteten Wanderer irre, so daß man die vielen Seeen innerhalb dieses Striches und die großen Sumpf- und Moorflächen vor demselben als ein notwendiges Ergebnis dieser wunderlichen Bodenbildung begreift." Diese Riede, in Bayern Moose genannt, findet man nicht bloß in den Niederungen, sondern auch an den Bergabhängen; auf den Bergplatten kommen sie als Moore und Filze vor. Im bayrischen Gebirge und Hochlande ist kaum ein Fluß, dessen Säume nicht irgendwo Moosgrund aufweisen, und manche Vertiefungen, wie das Loisach-, das Ammer-, das Innthal und das Chiemseebecken, sind daran überreich. Durch Kanalisierung, durch Torfstiche sucht man sie trocken zu legen, aber noch immer hat Bayern „mit seiner Urbarmachung innerhalb seiner Grenzen ein nicht unbedeutendes Fürstentum zu erobern". Die Alpenmauer hat mit Trümmerstücken den Boden der Hochebene ausgelegt. Alle Gesteine, aus denen im Innern der alpinischen Bezirke Berge und Felsen aufgebaut sind, liegen an ihrem Fuße zu kleinen Geschieben abgerundet bunt über- und nebeneinander; nur sind die Molasseschichten, aus denen der Boden der oberdeutschen Hochebene großenteils besteht, vielfach bedeckt von Kiesablagerungen und den Senkstoffen der Flüsse. Die ganze Hochfläche ist, abgerechnet den Berg- und Hügelsaum vor den Alpen, keineswegs durch Wechsel und Anmut der Oberflächenformen anziehend. Ufer und Wasserlauf gleichen sich täuschend fast bei allen Flüssen; die meisten strömen in gleicher Richtung von Südwest nach Nordost. In den Kalkalpen geboren, hat ihr Blaugrün durch den Zusatz der aufgelösten Kalkerde eine weißliche, seifenartige Tinte erhalten; bei starken Regengüssen und Gewittern gewinnt dieser weiße Zusatz die Oberhand und verdrängt das Blaugrün fast ganz. Die Ufer zeigen nicht ein Bild bunten Lebens und konzentrierter Siedelung. Oft sind sie unwegsam und sumpfig, oft steile zerklüftete Ränder, welche die Wildnis des Hochgebirges tief in die Ebene führen. Darum entwickeln sich Dörfer und Straßen vielmehr seitab der Flüsse. Auch sonst giebt es eine Zahl unfruchtbarer, von Sand und Kalkgrus bedeckter Striche. Doch auch recht ergiebige Gegenden, besonders in mehreren Niederungen, fehlen nicht, z. B. jenes berühmte Ackerland, welches sich von Regensburg über Straubing als eine weite Ebene bis gegen die Mündung

des Inn zieht. Sie sind die Kornkammern nicht bloß für Bayern, sondern auch für einen großen Teil von Oberdeutschland überhaupt.

Nach vielen Seiten ist die Ähnlichkeit des bayrischen Hochlandes mit dem norddeutschen Tieflande überraschend. Erinnerten nicht andere Erscheinungen, insbesondere nicht hier und da der Anblick der Alpen, ferner die Raschheit, Mächtigkeit und die grünliche Farbe der aus ihnen der Donau zuströmenden größeren Flüsse daran, daß man tief in Süddeutschland sich befindet; so würde man weit eher in der Nähe der Nord- und Ostsee zu weilen glauben. Ein Holsteiner oder Mecklenburger könnte vom Heimweh überwältigt werden, wenn er an den kleinen Seeen zwischen dem Ammer- und Starnbergersee wandert, durch diese Buchenhaine von so tief gesättigtem, saftigem Grün, wie es nur die Nähe des Meeres oder der Alpen erzeugen kann, über diese smaragdfarbigen Triften, wie sie nur dem äußersten Norden und dem äußersten Süden unseres Vaterlandes eigen sind. Die Moose erinnern an die Moore der untern Ems. Selbst der derbe, kräftige Menschenschlag scheut die Parallele keineswegs; ist doch der Bayer der süddeutsche Pommer genannt worden. Die Armut an Bruchsteinen hat in beiden Strichen die Backsteinbauten hervorgerufen. Weite Länderstrecken liegen trennend zwischen diesen beiden Polen Deutschlands, nirgends ist eine örtliche Vermittelung, ein Übergang; und doch baute man zu München in derselben, weil dem Volksgeiste, dem Boden und dem Material entsprechenden Weise, wie an der Ostseeküste.

Die Hochfläche ist seit länger als einem Jahrtausend gleichsam ein großes Schlachtfeld gewesen, ist aber arm an augenfälligen historischen Resten. Die zahlreichen Burgen des linken Lechufers sind fast alle bis auf die Grundmauern weggetilgt. „Mehr als ein bloßer Zufall ist es, daß in den Gauen, wo die äußeren historischen Denkmale am reichsten bewahrt sind, der historische Charakter des Volkes am meisten erloschen ist, während in den von monumentalen Trümmern so arg entblößten großen Landstrichen des Südens und Nordens das lebende Denkmal der historischen Einrichtungen und Sitten am festesten sich erhalten hat.“

2. München.

In der Mitte der Hochebene am bayrischen Nationalflusse, der Isar, liegt Bayerns Hauptstadt München. Sie wird zwar schon 1102 erwähnt, ist aber als Stadt wie das nordische Lübeck eine Schöpfung Heinrichs des Löwen, welcher den Beeinträchtigungen, die

der bayrische Salzhandel durch den Zoll des Bischofs von Freising in Föhring erfuhr, dadurch Abwehr that, daß er 1156 die dortige Brücke verbrannte, Zoll- und Münzstätte, die der Bischof angelegt hatte, zerstörte und diese einträglichen Anstalten nach München verlegte. So bekam München eine Brücke, eine Salzniederlage, ein Zollhaus, eine Münzstätte, und die Reichenhaller Salzstraße wurde hierher geführt. Nun bildete sich eine Gemeinde, und bald war München mit Mauern und Gräben umzogen. Doch gedieh die neue Stadt, obwohl nun schon Hauptstadt des bayrischen Oberlandes, nur langsam, da die Herzöge teils auf ihren Schlössern, teils in Landshut residierten, bis Otto der Erlauchte, 1231—1253, seinen Sitz in München aufschlug. Die Gestalt der damaligen Stadt war oval; sie hatte vier Hauptstraßen und ebenso viele Thore, nämlich das Wilprechtsthor, das am jetzigen Polizeigebäude die Weinstraße schloß, das Thalbruckthor, wo der jetzige Rathausturm steht, das obere Thor, später der schöne Turm, am westlichen Ende der Kaufinger Gasse, und das Sendlinger Thor, später Ruffiniturm am Anfange der jetzigen Sendlinger Gasse. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hatte München schon eine Gemeindeverfassung und wurde von seinen Fürsten, besonders Ludwig dem Bayer, dem es in aller Not treu angehangen, mit immer größeren Freiheiten begabt. Die Ansiedelungen, welche sich an die Klöster vor der Stadt anschlossen, erweiterten sich zu Vorstädten, man zog diese in den Bereich der Stadt und umgab sie mit einer zweiten Mauer. Dadurch bildete sich die äußere Stadt, wie sie sich in ihrer Anlage in der jetzigen alten Stadt noch deutlich zeigt. Auf diese Art erweitert, hatte die Stadt bereits unter Ludwig dem Bayern vier Hauptthore, das Neuhauser-, Schwabinger-, Sendlinger- und Isarthor, und fünf Nebenthore, das Kostthor, das Neuvestthor, den Einlaß, das Angerthor und das Maxthor, wodurch der ganze Umfang der jetzigen alten Stadt umschrieben ist. Gestalt und Umfang der Stadt war nun gegeben, und änderte sich im allgemeinen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr; aber die Bevölkerung, der Wohlstand, die Betriebsamkeit der Stadt waren in stetem Wachsen.

Nach kurzem Schwanken stellte sich Bayern im 16. Jahrhundert entschieden auf die Seite der alten Kirche. München wurde der Mittelpunkt des Katholizismus in Süddeutschland. Der dreißigjährige und die österreichischen Erbfolgekriege brachten Stillstand in die Entwickelung der Stadt. Da begann unter Karl Theodor eine neue Epoche, und eine Menge Verschönerungen und Erweiterungen legten den Grund zu dem neuen München. Die Befestigungen wurden abgetragen; aus

der Festung sollte die prächtige Hauptstadt eines Königreichs erwachsen. Doch erst König Ludwig wurde seit 1825 der eigentliche Schöpfer von Neu München; er hat wahr gemacht, was er als Kronprinz einst in Rom verheißen: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Zierde gereichen soll, daß keiner Deutschland kennt, wenn er München nicht gesehen hat!" Er ließ eine Reihe von Bauten aufführen, welche die Bestimmung haben, teils ältere und neuere Kunstschätze, teils den religiösen Kultus, teils Institute des Staates aufzunehmen. In jedem Hauptbaustil ist ein vollendetes Denkmal aufgeführt und ebenso reich und geschmackvoll ausgeschmückt. München errang aber auch den Ruhm der Wiedergeburt der Fresko- und Glasmalerei und des Erzgusses, ja es ist überhaupt ein Mittelpunkt deutscher Kunst geworden. Eine Reihe ausgezeichneter Künstler wurde nach München gezogen, mit großen Arbeiten beschäftigt; andere zog der Trieb zu lernen oder zu erwerben nach. Es mag nur an die Maler Cornelius, Kaulbach, Schnorr, Schwind, sowie an den Bildhauer Schwanthaler erinnert werden. Wie aber die Periode des Königs Ludwig im wesentlichen durchaus dem Klassizismus angehört, so begann mit dem Regierungsantritt des Königs Max das Überwiegen der realistischen Richtung in der Kunst. Es sollte nach des Königs Wunsch etwas Neues, Naturwüchsiges geschaffen werden, während die vorhergehende Zeit sich vorzugsweise in der Nachahmung klassischer Muster gefallen. So entstand seit 1856 die Maximiliansstraße mit ihren Bauten.

Eine Wanderung durch München giebt uns ein Bild seiner Baugeschichte. Die eigentliche alte Stadt München, unregelmäßig mit breiten Hauptstraßen, aber vielen krummen und engen Seitengassen, hohen Häusern und lebhaftem Verkehr, bildet einen auf dem linken Isarufer gelagerten Halbkreis. Dem Flusse nähert er sich durch den zum Isarthore vorspringenden Straßenzug, berührt ihn aber nirgends. Zwischen der alten Stadt und der Isar liegen unterhalb der Haupt-Isarbrücke die Vorstadt St. Anna oder der Lehel, oberhalb die Isar-Vorstadt. Um die Peripherie des Halbkreises ist nun Neu-München gelagert: zunächst nördlich vom Lehel die Schönfeld-Vorstadt, durch den Englischen Garten von der Isar getrennt; im Norden der Stadt die Maximilians-Vorstadt, im Westen die Ludwigs-Vorstadt. Die beiden letztgenannten Vorstädte bilden den neuen eleganten Teil der Stadt. Eine neue Prachtstadt ist aber jetzt nach ganz andrer Richtung, nämlich nach der Isar hin erstanden. Wir meinen die vom Residenzplatze

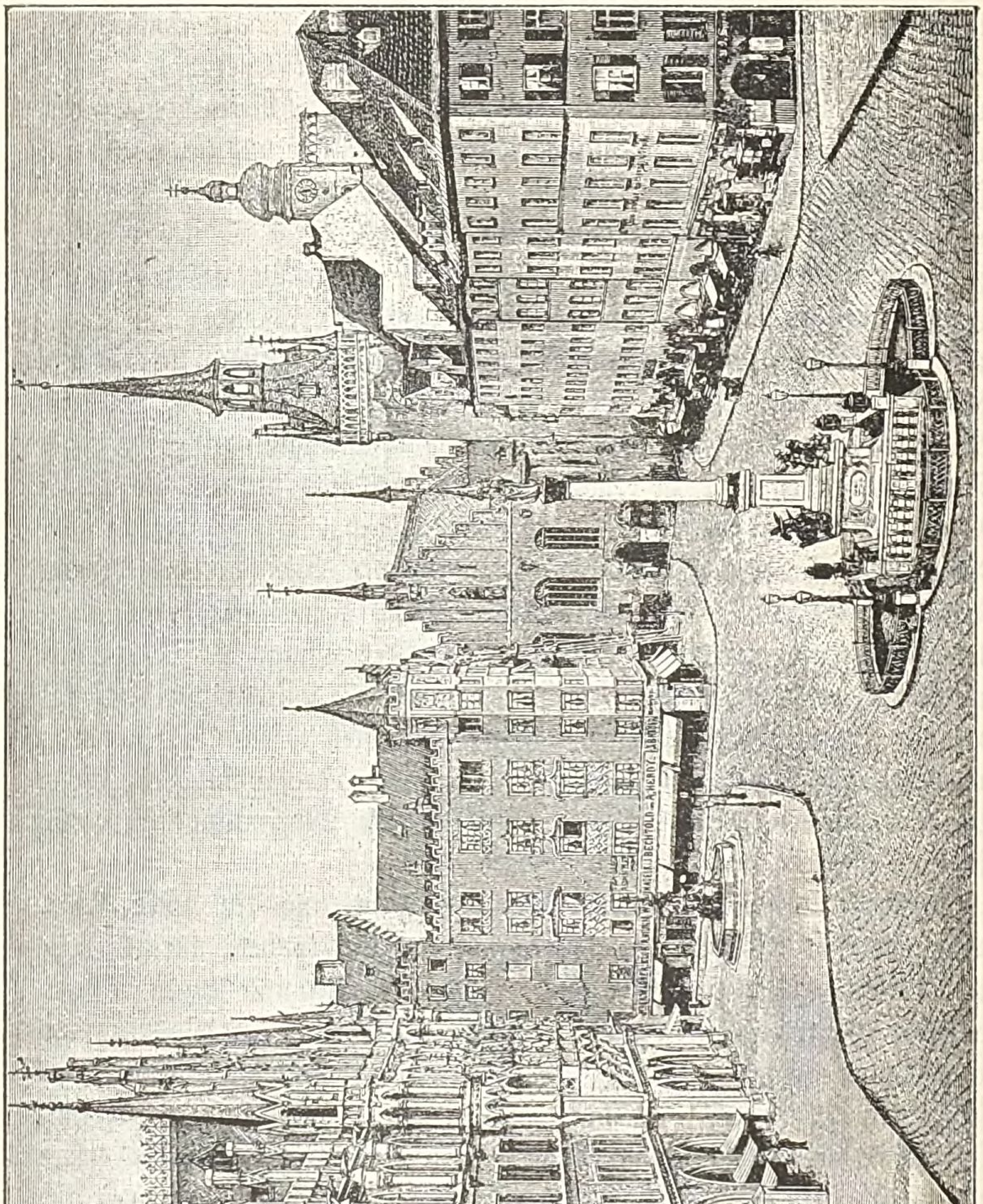


Abb. 30. Marktplatz zu München.

durch die Altstadt und St. Annenvorstadt geführte Maximiliansstraße. Über die Isar führen vier Brücken: am meisten unterhalb die vom Englischen Garten nach Bogenhausen führende, dann folgt die neue Maximiliansbrücke, die große Isarbrücke und am weitesten stromaufwärts die Reichenbacher Brücke. Noch rechnet man gewöhnlich zu München die auf dem rechten Isarufer gelegene, zu Anfang des 15. Jahrhunderts angelegte Au, welche mit dem unterhalb auf einer Anhöhe gelegenen Haidhausen zusammengewachsen ist. Seit dem 1. Oktober 1854 sind München, Au, Haidhausen und Giesing zu einer Gemeinde vereinigt.

Die eigentliche Stadt ist ganz offen; nur einzelne Thorbauten sind stehen geblieben (Isar-, Anger-, Sendlinger-, Karls-, Maxthor). Sie zerfällt in vier Viertel: Graggenauer-Viertel im Südosten, Hacken-Viertel im Südwesten, Kreuz-Viertel im Nordwesten, Anger-Viertel im Nordosten, die auf dem länglichen Viereck des mit hohen Häusern umsetzten Marienplatzes, des früheren Schrannenplatzes, zusammenlaufen.

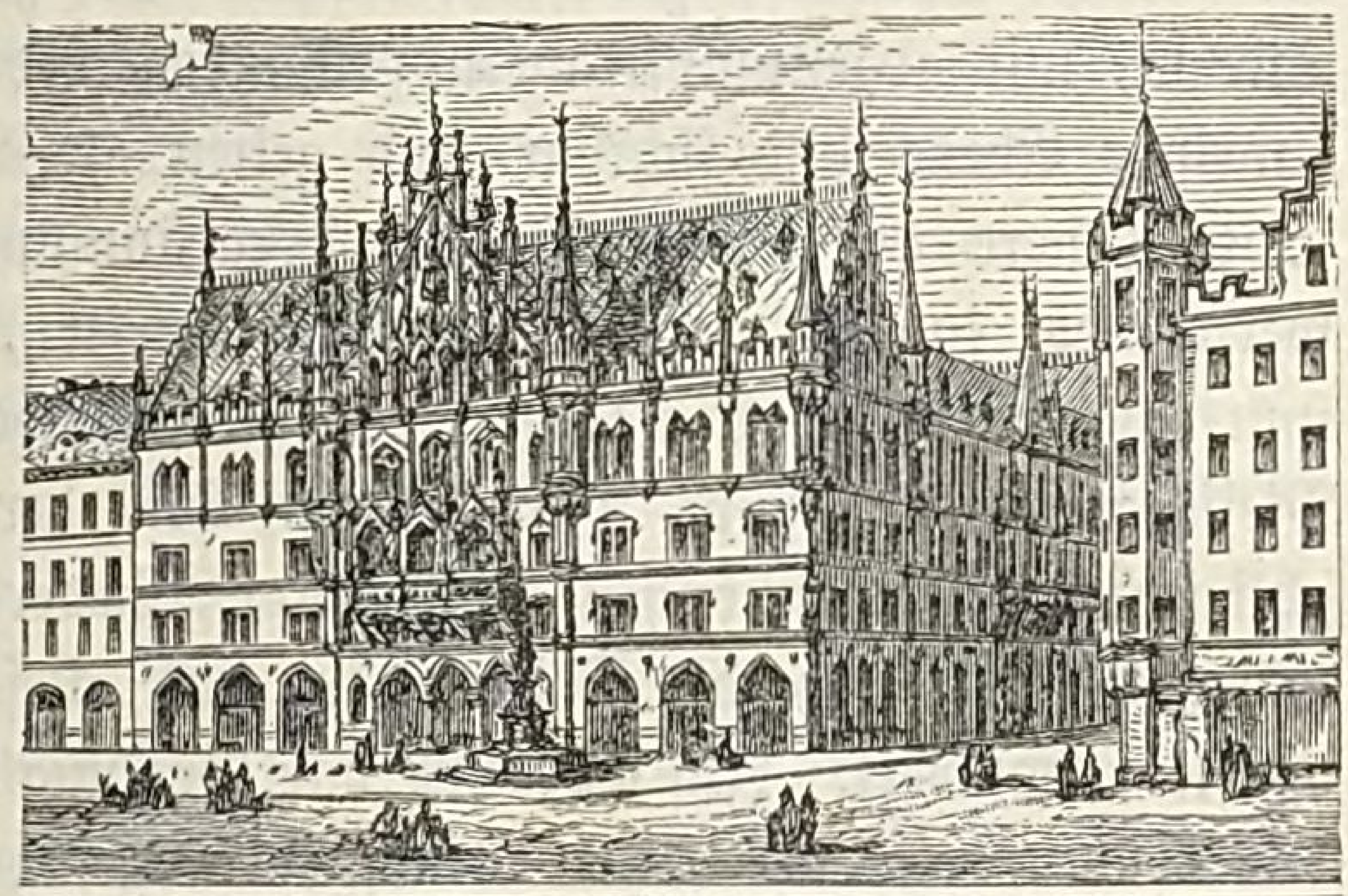


Abb. 31. Das Rathaus in München.

Auf diesem Platze befindet sich die Hauptwache und das Neue Rathaus, ein imponierender Backstein-Rohbau, dessen vorspringender Mittelbau in der Höhe mit den Statuen der vier Bürgertugenden geschmückt ist. Rings um den Platz ziehen sich gewölbte Lauben, die in den Erdgeschossen der Häuser hinlaufen. In der Mitte steht eine von Kurfürst Maximilian I. zum Andenken des Sieges am Weißen Berge bei Prag (1620) gestiftete Mariensäule.

In der Vorstadt Au zieht vor allem die 1830—1839 im gotischen Stil aufgeführte Pfarrkirche Maria Hilf, die Aufmerksamkeit auf sich. Der Turm in durchbrochener Steinmetzarbeit ist 90 m hoch, das Innere entfaltet allen Schmuck des gotischen Stils in den geschmackvollsten Formen: das Holzschnitzwerk der Altäre und die 19 Fenster von 16 m Höhe mit den schönsten Glasmalereien (Leiden und Freuden der Jungfrau Maria) ziehen besonders den Blick auf sich. Zwischen Isar-Vorstadt und Anna-Vorstadt auf der

Zweibrückenstraße gelangen wir zum Isarthore, das an eine angelsächsische Burgeinfahrt erinnert. Gegründet vom Kaiser Ludwig dem Bayer, hat es 1833 Gärtner restauriert und mit Freskobildern geschmückt, die den Einzug des Gründers nach der Schlacht bei Mühldorf 1322, ferner eine Madonna und den heiligen Benno darstellen. Die zwei Bogenpfeiler sind mit den Statuen St. Michaels und St. Georgs aus Sandstein geschmückt.

Auf dem Frauenplatz steht die Metropolitankirche zu Unserer Lieben Frau. 1468—1488 im späten gotischen Stil erbaut, ein kolossaler Sandsteinbau, der hoch über die Stadt aufragt und mit seiner Größe den in kleinerem Maßstab angelegten Werken der neuern Baukunst gleichsam trotzt. Die zwei über 100 m hohen Türme, mit abgestumpften Kuppelhauben bedeckt, sind weit in die bayrische Ebene hin sichtbar und gelten als Wahrzeichen der Stadt. Das Innere der Kirche ist nach Wegräumung vieles störenden Beiwerkes jetzt in rein gotischem Stil restauriert, so daß der edle Bau nun in großartiger Einfachheit dasteht. Hochaltar und Kanzel sind Meisterwerke, die sich würdig dem Stil der alten Chorstühle anschließen, deren Schönheit nach ihrer Wiederherstellung erst recht zu erkennen ist. Auch die Seitenaltäre sind allesamt auf das geschmackvollste restauriert. Im Chor ist das Grabmal Ludwigs des Bayern, 1622 über dem viel ältern Grabstein aufgeführt. Die Kirche bewahrt seit 1580 die Gebeine des heiligen Benno (Bischofs von Meißen), des Schutzpatrons der Stadt. In der Gruft sind die Herzöge Bayerns von 1295—1602 beigesetzt.

Vor dem Sendlinger Thore erhebt sich auf der weiten Theresienwiese, dem Schauplatz bayrischer Volksfeste, seit 1843 die bayrische Ruhmeshalle, dazu bestimmt, die Büsten aller um ihr Vaterland verdienten Bayern aufzunehmen. Von Klenze erbaut, bildet sie eine nach der Stadt hin offene Halle in Hufeisenform, 72 m lang, mit zwei vortretenden Flügeln zu 32 m, von 48 kühnen Säulen dorischer Ordnung aus Unterberger Marmor getragen. Die Marmorreliefs in den Giebeln und Metopen sind von Schwanthaler. Vor derselben ragt seit 1850 das kolossale eherne Standbild der Bavaria mit einem Löwen zur Seite empor. Die gigantische Gestalt ist 17 m hoch, bis zur äußersten Spitze des emporgehobenen (100 Centner schweren) Kranzes 21 m; sie ruht auf einem 10 m hohen Piedestal, zu dem von der Theresienwiese aus 40 steinerne Stufen emporführen. Das Gewicht des ganzen Standbildes beträgt 1560 Centner. Auf 66 Stufen steigt man durch das Fußgestell bis zur Figur, und in

dieser auf 60 eisernen Stiegen bis in den Kopf, in welchem mehrere Menschen sitzen können. Wir genießen durch die Schaulöcher eine umfassende Aussicht. Rechts nach Süden erblickt man die Spitzen der Alpen, ihre phantastischen Hörner ragen mächtig empor am blauen Horizont, ihr Schnee glänzt herüber, die Unterberge legen sich in blauen Umrissen vor sie. Links nach Norden erstreckt sich die Stadt, mit ihren Türmen, Kirchen und Palästen und ihren Häuserreihen, zwischen denen allerwärts das Baumwerk seine grünen Zweige hervorhebt. Näher an das Sendlinger Thor herangekommen, werden wir erinnert, daß aller Ruhm der Erde Staub und Asche ist. Links liegt uns das allgemeine Krankenhaus, rechts der Begräbnisplatz. Er enthält, wie sich in München erwarten läßt, viele künstlerisch ausgezeichnete Grabdenkmäler. Daran schließt sich der neue Gottesacker, von Arkaden umgeben, wie die italienischen Campi santi.

Der Max-Josephs-Platz ist seit 1835 mit einem herrlichen Monument des Königs Maximilian I. geziert, welches aus einer bronzenen 4 m hohen Statue dieses Königs in sitzender Stellung besteht, die auf einem mit altertümlichen Waffen geschmückten Würfel ruht. Die Ostseite des Platzes nimmt das Hoftheater mit korinthischer Tempelfassade, die Nordseite der Königsbau, ein Teil der königlichen Residenzgebäude ein. Sie bestehen aus drei Teilen, in der Mitte liegt die von außen unansehnliche, im Innern prächtige Alte Residenz. Zu ihren vornehmlichen Sehenswürdigkeiten gehört die reiche Kapelle. Sie wölbt sich zu einer blauen Kuppel mit Zieraten und Figuren aus vergoldeter Bronze; der Fußboden ist Mosaikarbeit aus kostbaren Steinen; die Wände sind von Florentiner Mosaik und Marmor. Unzählige Edelsteine und Perlen sind überall über massives Gold ausgestreut. Der ganze Altar, die Leuchter, die Statuen der 12 Apostel, 12 Vasen, 12 Blumenbüsche in Gefäßen von Achat, eine mit Diamanten, Rubinen und Perlen übersäete Monstranz, ein aus der Mitte der blauen Kuppel herabhängender, vergoldeter, mit Rubinen und Smaragden besetzter achtarmiger Leuchter — alles dies ist aus massivem Silber. Die Schatzkammer enthält unter anderm die Kronen Friedrichs V. von der Pfalz und Kaisers Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde, die Kronen des Königs und der Königin (1806 in Paris gemacht), den großen blauen Hausdiamanten u. a. Die Neue Residenz oder der Königsbau, 1826—1835 erbaut, mit einer 140 m langen Vorderseite, im Äußern mit dem Palast Pitti in Florenz zu vergleichen, ist im Innern auf das reichste mit Marmorbildwerken und Fresken geschmückt. Das

große Stiegenhaus enthält die allegorischen Gestalten der acht Landschaften Bayerns. Im Erdgeschosse sind Freskogemälde zu den Nibelungen, im ersten Stock die Zimmer des Königs mit Bildern aus griechischen, die der Königin aus deutschen Dichtern. Zum Königsbau gehört die Allerheiligen Kapelle, unter Leitung Klenzes in byzantinischem Stile gebaut. Die Emporkirchen werden von acht Marmorsäulen und vier Pfeilern getragen; die Kapitäler sind vergoldet, die Wände von Stuckmarmormosaik, alles reich mit Gold verziert, die obern Räume mit Gemälden geschmückt, in den drei Kuppeln die heilige Dreieinigkeit, in der ersten Gott als Weltschöpfer, in der zweiten Christus mit den Jüngern, in der Chornische die Wirkungen des heiligen Geistes: alles auf Goldgrund, „ein Schmuckkästchen von Geschmack und harmonischer Pracht". Alle Künste reichen sich im Königsbau die Hände, um das Vollendetste zu schaffen, was Pracht, vereint mit reicher Kenntnis der Plastik, der Freske, der Enkaustik hervorzubringen vermögen. Der Saalbau oder Neue Flügel, mit einer 250 m langen Vorderseite nach dem Hofgarten im venetianischen Stil, ist 1832—1836 aufgeführt. Die Säle im untern Stockwerck sind mit Bildern nach Homers Odyssee geschmückt. Im Hauptgeschoß ist der prachtvolle Thronsaal, mit 14 kolossalen, von Schwanthaler modellierten, von Stiglmair gegossenen, vergoldeten Bronzestatuen bayrischer Fürsten unter einer von 20 korinthischen Säulen getragenen Galerie. Der nördlichen Front der Residenz gegenüber liegt der von zwei Seiten mit offenen Arkaden umgebene Hofgarten. Die mit der Residenz verbundenen Arkaden sind mit herrlichen Fresken geschmückt, darunter die allegorischen Darstellungen der Donau, des Rheins, der Isar und des Mains. Zu den übrigen Gemälden ist der Stoff teils der bayrischen Geschichte und dem griechischen Freiheitskampfe entlehnt, teils bestehen sie in landschaftlichen Tableaus, Gegenden aus Italien und Sicilien darstellend. Die darunter stehenden Verse sind von König Ludwig. An die Westseite der Arkaden grenzt der Bazar, dessen nördliche Seite, unter den Räumen der alten Bildergalerie, mit Arabesken und enkaustischen Gemälden aus dem griechischen Freiheitskampfe geschmückt ist.

Die Fortsetzung der Theatinerstraße mit der Theatinerkirche, welche die jetzige Regentengruft birgt, ist die breite und lange, von lauter Prachtgebäuden eingefaßte Ludwigsstraße. Ihr südliches Ende wird durch die Feldherrenhalle begrenzt, nach dem Muster der Loggia dei Lanzi in Florenz aufgeführt. Gleich am Anfange tritt die linke Straßenseite etwas zurück; dadurch entsteht der Odeonsplatz

mit dem für Konzerte bestimmten Odeon. Davor steht das Monument, welches die Stadt dem König Ludwig I. gesetzt hat. Der Monarch erscheint zu Pferde mit geschwungenem Scepter; zwei Pagen, die auf Tafeln des Königs Wahlspruch: „Gerecht, beharrlich", dem Volke zeigen, gehen ihm zur Seite; am Sockel sind die Allegorieen der Religion, Poesie, Kunst und Industrie angebracht. Weiter abwärts steht das großartige Gebäude der Bibliothek, die 356000 gelehrte Bücher in 800000 Bänden, 12000 Inkunabeln und 22000 Handschriften enthält, und nächst der Berliner die reichste ist, die es in Deutschland giebt. Die kostbarsten Handschriften sind unter Glaskasten in dem Cimeliensaale verwahrt, darunter viele für die alte deutsche Litteratur von einzigem Wert (Wessobrunner Gebet, Heliand, Otfried, Nibelungenlied, Tristan und Isolde, Parzival). Die Ludwigsstraße führt nach dem durch zwei Springbrunnen geschmückten Universitätsplatze, auf dem die 1826 von Landshut hierher verlegte Universität liegt.

Weit ab vom Getümmel des lauten Marktes, auf reizenden Wiesenplätzen und von duftenden Büschen umgeben, erheben sich in lautloser Stille die Tempel der Kunst, die allein schon hinreichend sind, um die Fremden aus allen Fernen nach München zu ziehen. Die alte Pinakothek, ein prachtvolles Gebäude mit zwei Flügeln, zeigt die geschmackvolle Anwendung der antiken Formen, wie sie in Rom die Raffaelsche Zeit übte. Diese Gemäldegalerie besteht aus einer Auswahl von 1300 Gemälden. Sie steht der Dresdener Bildergalerie an Zahl und Trefflichkeit der Gemälde nach, hat aber den Vorzug, daß sie die altdeutsche Malerschule besonders würdig vertritt. Nördlich von der alten liegt die neue Pinakothek, ein Werk Veits, 1846—1853 aufgeführt, der Malerei des 19. Jahrhunderts gewidmet. Die Glyptothek ist des Museum antiker Bildwerke. Eine ionische Vorhalle ladet zum Eintritt ein; Statuen der Bildhauer und Kunstbeschützer in den Nischen veranschaulichen den Zweck des Gebäudes, das im Altertum kein Vorbild hat, für das aber griechische Formen rein und sinnvoll verwertet sind. Der Glyptothek gegenüber steigt ein korinthischer Tempel auf: es ist das Kunstausstellungsgebäude, und zwischen beiden, am Ende der Briennerstraße, erheben sich die im August 1862 eröffneten Propyläen, ein gedoppelter Giebelbau mit einer breiten Durchfahrt in der Mitte und Kolonnaden zur Seite, sechs dorischen Säulen nach außen und sechzehn korinthischen im Innern, zu vier Paar nach links und rechts hin. Neben den Seiten sind zwei 35 m hohe Türme. In den Giebel-

feldern findet man Darstellungen, welche sich auf den griechischen Freiheitskampf und die Gründung der bayrisch-griechischen Dynastie beziehen; denn dieser Thatsache zum Gedächtnis ließ König Ludwig I. den Bau nach einem Plane Klenzes ausführen. In der Nähe steht die Basilika des heiligen Bonifacius, seit 1835 nach dem Vorbilde römischer Basiliken aus dem 5. und 6. Jahrhundert durch Ziebland aufgeführt. 66 Säulen-Monolithen aus Tiroler Marmor teilen das Innere in fünf Schiffe. Die Seitenwände des Hauptschiffes und den Chor schmücken Freskogemälde aus dem Leben des heiligen Bonifacius. In der Chornische ist Christus, umgeben von einer Glorie von Engeln, mit Maria, Johannes dem Täufer und denjenigen Heiligen dargestellt, welche für die Verbreitung des Christentums in Bayern mitgewirkt haben. Ungehindert dringt das Auge vom Eingange bis zum Chor, unter welchem sich das Grabgewölbe für die Benediktiner befindet.

Um nun auch das neueste München kennen zu lernen, versetzen wir uns auf den Max-Josephs- oder Residenzplatz zurück, um von dort die mit vielen Gartenanlagen und stolzen Neubauten geschmückte Maximiliansstraße nach der Isar zu gehen. Sie ist 1600 Schritt lang und beginnt zwischen dem Hoftheater und dem Postgebäude. Die Straße erweitert sich zu einem mit Anlagen geschmückten langen Platz: hier stehen vor dem neuen Regierungsgebäude die Statuen von Deroy, Schelling, Frauenhofer, Rumford. München als Stadt der Standbilder verleugnet sich auch in diesem neuesten Anbau nicht. Das Bayrische National-Museum mit der Inschrift des königlichen Gründers: „Meinem Volk zu Ehr' und Vorbild," im gotischen Stile ausgeführt, enthält reiche Sammlungen, besonders von Gegenständen, die sich auf bayrische Geschichte beziehen. Die Geschichtsgalerie ist mit Fresken und Statuen von Münchener Künstlern geschmückt. Die Straße überschreitet die Isar, welche deshalb bei dem Prater überbrückt wird, und steigt zum Maximilianeum empor, einer königlichen Erziehungsanstalt zur Ausbildung besonders befähigter Studierender, die sich in gewaltigen Dimensionen erhebt. Von da führen die neuen Parkanlagen teils auf der Höhe fort, teils am Abhange entlang nach Neuberghausen, Brunnthal und Bogenhausen. So ist München rasch zu einer wahrhaften Hauptstadt emporgewachsen: 1816 hatte es 40000, jetzt dagegen 348000 Einwohner.

Die mittlere Temperatur Münchens ist niedriger als die von Berlin, das Klima oft rasch wechselnd, nicht selten rauh. Damit

hängt ohne Zweifel die Leidenschaft des Müncheners für das Bier zusammen, das freilich hier in ganz besonderer Trefflichkeit gebraut wird. Er verzichtet dabei auf allen Komfort, sitzt auf Brettern und Fässern in Hausfluren oder schmutzigen Schankstuben: wenn das Bier nur gut ist. Hoch und niedrig trinkt hier zusammen seine „Maß", selbst der höchste Beamte nimmt keinen Anstand, neben dem Arbeiter sein Bier einzunehmen. Der Anstich des Salvatorbieres im März ist für den Münchener geradezu ein Volksfest. Nichts gleicht dem Bilde, welches sich dann auf dem Salvatorkeller beim Zacherl entfaltet. Eine unabsehbare, sich stoßende, drängende, hebende, schiebende Menge füllt jeden Raum, Männer, Frauen, Kinder, jeder mit dem Maßkrug bewaffnet. Hüben und drüben kleine Musikkapellen, welche beliebte Weisen spielen. Unaufhörliches Hochrufen erschüttert die Luft; fliegende Händler, die „Radi", Käse, Eier, Brezeln feilbieten, erhöhen den Lärm. Eine Unterhaltung mit den Nachbarn ist unmöglich; jeder sinnt auch nur darauf, möglichst viel von dem edlen Bockbräu zu vertilgen.

Andere eigentümliche Volksfeste sind der Metzgersprung und der Schäfflertanz. Bei jenem bringen die Metzger am Fastnachtsmontage in feierlichem Aufzuge, zum Teil beritten, dem Könige mit einem großen Humpen einen Willkommen in die Residenz, während ihre losgesprochenen Lehrlinge in weißen, mit Kälberschwänzen besetzten Hosen und Jacken in den Fischbrunnen am Markte springen und Nüsse herauswerfen, und die danach haschenden Kinder mit Wasser bespritzen. Der Schäfflertanz dagegen findet nur alle sieben Jahre statt: ihn führen 16—20 Böttchergesellen, mit grünen Samtbaretts geschmückt und Reifen tragend, die sich vielfach verschlingen, auf der Straße mit Musik, als Umfrager, Vortänzer, Nachtänzer, Reifenschwinger, Spaßmacher aus. Auf der Theresienwiese wird seit 1811 jährlich vom 1. Oktober an das Central-Landwirtschaftsfest oder Oktoberfest als ein wahres Volksfest in Gegenwart des Königs und des königlichen Hauses gefeiert, wobei die Volksmenge oft 50—60000 übersteigt. Dann ist die ganze Ebene und das große natürliche Amphitheater um dieselbe mit Menschen bedeckt. Sobald der König in seinem Pavillon auf der Theresienwiese angekommen ist, wird der Reihe nach vorgeführt, was die Landwirtschaft Vorzügliches geleistet und was die verschiedenen Gerichte den Tag zuvor als preiswürdig erkannt haben. Die ganze dem Haupttage folgende Woche ist diesem Volksfeste gewidmet; reger Lebensgenuß herrscht dabei allerwärts; an allen Enden ertönt Musik; große Vogel- und Scheiben-

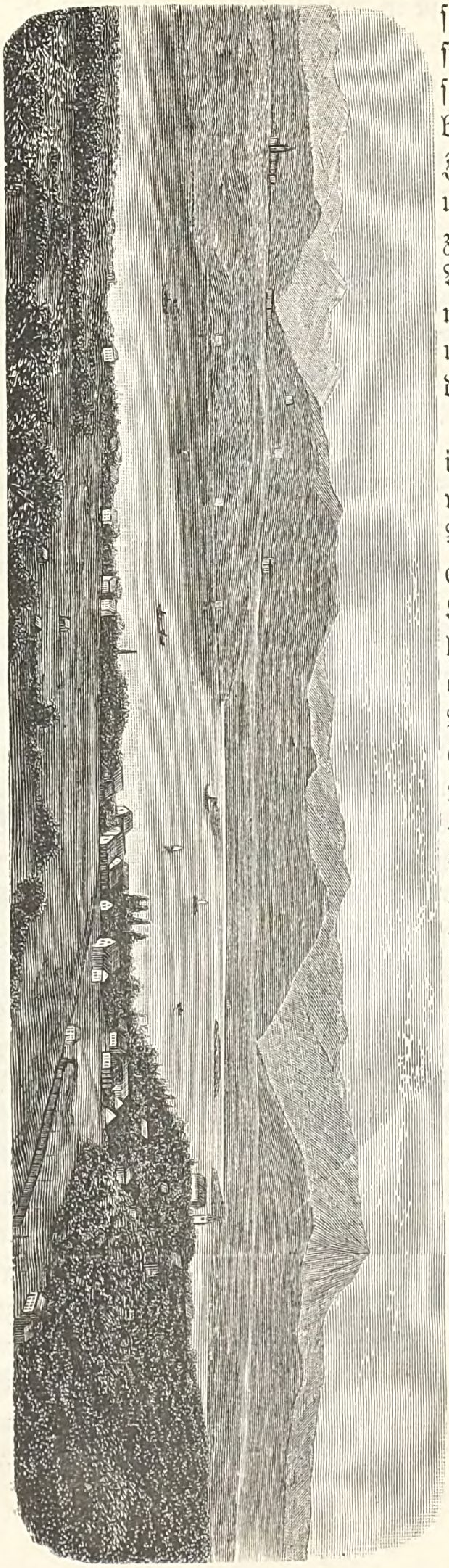


Abb. 32. Der Starnberger See (nach von Hahn, Ober-Ammergau).

schießen mit Büchsen und Pistolen, Bolzen- und Armbrustschießen, Stoß- und Kugelbahnen, Tanz und Gesang, Zelte und Buden mit Speisen und Getränken vereinigen sich, zu Genüssen der verschiedensten Art einladend. Ein Pferderennen findet am letzten Tage statt, und ein Feuerwerk beschließt das ganze Fest.

Die Umgebung der Stadt ist öde Hochebene, mit zerrissenem Kiesboden. Gustav Adolf nannte darum München einen goldnen Sattel auf dürrem Klepper, und in neuester Zeit hat man gestritten, ob Berlin oder München trostloser läge. Wir müssen zu Gunsten richtiger Entscheidung auch Vorteile der Lage Münchens anführen. Am rechten Isarufer fallen mäßige Anhöhen steil ab. Das Isarthal ist ein Naturpark voll lieblichen Wechsels: der Blick auf die Alpen hebt den Geist über die reizlose Ebene hinaus, die Häuser und Gärten an den Hebungen und Senkungen des Isarufers erscheinen malerisch und einladend, und die grünen Fluten der Isar rauschen wie ein Gruß aus dem Gebirge.

Sehr lohnend ist auch ein kurzer Ausflug südwärts an den nahen Starnberger oder Würm-See. Denn wenn auch schon ganz der bayrischen Hochfläche angehörend, bildet der 55 qkm große See doch mit seinen reizenden Ufern und Um-

gebungen und dem großartigen Hintergrunde, welchen ihm nach Süden hin die Kette der Alpen verleiht, ein anmutiges Idyll. Zumal an der Nordseite reihen sich Landhäuser und Dörfer, Parkanlagen und Schlösser in dichtem Kranze um den See. Stiller ist das östliche Gestade; an ihm liegt Schloß Berg, wo König Ludwig II. in den Fluten des Sees ein tieftragisches Ende fand. Zahlreiche Schiffe und Dampfboote beleben zu jeder Zeit die blaue Flut, über welche die Rottmannshöhe unweit des Dorfes Leoni den schönsten Ausblick bis hinab zu den trotzigen Alpenvorbergen gewährt.

3. Das G'spiel zu Oberammergau.

Weit hinten im bayrischen Hochlande, in einem hohen Thale, das gute Wiesen, aber unergiebige Felder hat, liegt Oberammergau, am Fuße der seltsam zerklüfteten Felswand des Kofel, wo einst in den Zeiten der Römerherrschaft, den Gebirgseingang zu schützen, an der von Verona herauf führenden uralten Straße ein festes Kastell gestanden hat. Jetzt zählt das Dorf an die 1500 Einwohner; ihre Kunst ist die Holzschnitzerei, und ihre Schnitzarbeiten gehen in alle Welt. Aber alle zehn Jahre kommt alle Welt nach Oberammergau, das „G'spiel" dort anzusehen, eine dramatische Aufführung der Passion Christi, zu der die Oberammergauer in Pestnot im Jahre 1633 sich verpflichtet haben.

So ziemlich das ganze Dorf wirkt mit. „Ein Oberammergauer Zimmermann schlägt das Theater auf, auch alle äußeren Verrichtungen, wie das Malen der Dekorationen, die Anfertigung der Kostüme, werden, soweit möglich, von Oberammergauern geleistet. Der Zuschauerraum, ein amphitheatralisch ansteigendes Parterre mit Logen zu beiden Seiten, hat eine Tiefe von 49 und eine Breite von 34 m, bedeckt also einen Flächenraum von 1666 Quadratmetern, auf dem 6000 Personen Platz finden.

Die Bühne zerfällt in sechs verschiedene Teile. Die eigentliche Mittelbühne ist durch einen Vorhang geschlossen, oben gedeckt, und hat gleich andern Theatern wandelbare Dekorationen. Auf ihr spielen alle Scenen, bei denen der Wechsel des Schauplatzes durch die Veränderung der Dekoration vergegenwärtigt wird. Dieser Mittelbühne schließen sich rechts und links schmale Häuser mit Balkonen an, links das Haus des Pilatus, rechts das des Hohenpriesters Hannas. Auch vor ihnen spielt ein Teil der Handlung. Neben diesen Gebäuden gewähren zwei offene Thorbogen den Blick in die Straßen der Stadt Jerusalem. Vor dem Ganzen befindet sich die vorn offene Vorder-

bühne mit einer Breite von 24 m und einer Tiefe von 5 m. Dieselbe ist zunächst für den Chor und für diejenigen Vorstellungen bestimmt, welche einen größeren Raum erfordern. Da der Vorhang der Mittelbühne eine Straße zeigt, so stellt das Ganze bei herabgelassenem Vorhange die Stadt Jerusalem vor. Bei aufgezogenem Vorhange aber bilden wirkliche Berge mit Wald und Wiesen den Hintergrund. Die Morgensonne sendet goldene Streiflichter in die Straßen der heiligen Stadt; die Lerchen wirbeln über ihr, und aus der Ferne klingen die Glocken der Herden und schallt das Brüllen der Rinder. Dies alles aber stört weder die Darsteller, noch den Verlauf der Handlung.

Das gesamte G'spiel besteht aus vier Hauptabteilungen. Die erste beginnt mit dem feierlichen Einzuge des Heilandes in Jerusalem und erstreckt sich bis zu seiner Gefangennehmung. Die zweite umfaßt die Geschichte von da bis zum Verhör Jesu vor Hannas. Die dritte endet mit dem Tode Jesu und die vierte zeigt die Auferstehung des Herrn. Jede dieser Hauptabteilungen umfaßt wieder mehrere Handlungen und Scenen aus dem Leiden Christi, die durch „Vorbilder" aus dem alten Testamente eingeleitet werden. Die einzelnen Gruppen werden durch den Chor nach dem Vortrage des Chorführers in mannigfachen Gesängen vorbereitet und durch die Begleitung der Musik aufs wirksamste gehoben.

Wiederholte Böllerschüsse verkünden den Beginn des Schauspiels. Nach einer Ouvertüre, welche die Dorfmusikanten aufführen, erscheint ein Chor von vierundzwanzig Personen, dessen Gesang auf die lebenden Bilder aufmerksam macht, die hinter dem jetzt aufgehenden Vorhange sichtbar werden; zuerst rechts die Austreibung Adams und Evas aus dem Paradiese, und links der gehorsame Abraham, vom Engel am Opfer seines Sohnes verhindert; dann, nachdem der Vorhang gefallen und wieder sich gehoben, das Kreuz und vor ihm vier betende Gestalten. Darauf fällt der Vorhang abermals und der Chor verläßt nach einer Aufforderung an die Zuschauer, dem Kampfe des Versöhners für die Welt aufmerksam zu folgen, die Bühne.

Nun beginnt das eigentliche Drama mit dem Einzuge Christi in Jerusalem. Im Hintergrunde der Mittelbühne erscheinen in dichten Massen Männer, Frauen und Kinder, mit Palmzweigen in der Hand und mit lautem Hosiannarufen den Heiland begrüßend, der endlich selbst erscheint, inmitten seiner Jünger auf einem Esel reitend. In ein blaß violettes Gewand und einen karmoisinroten Mantel gekleidet, sitzt er quer auf seinem Tiere und steigt ab, sobald er auf der Vorder-

bühne angelangt ist. Die Rolle wird vortrefflich gespielt; alle Bewegungen sind ungesucht und natürlich, die ganze Handlung im frömmsten Stile.

Nachdem auf der Mittelbühne der Vorhang gefallen und wieder aufgezogen ist, erblickt man den Vorhof des Tempels und in demselben die Krämer und Wechsler mit ihren Tischen, ihren Lämmern und Tauben. Christus tritt unter sie, droht ihnen, stürzt ihre Tische um und ergreift endlich, nachdem die Handelsleute, unterstützt von den Schriftgelehrten, lange und heftig mit ihm und dem Volke, das für ihn Partei nimmt, gestritten, ein Seil, macht eine Geißel daraus und treibt die Krämer hinaus, während die befreiten Tauben davonfliegen.

Das nächste lebende Bild zeigt die Söhne Jakobs, wie sie über das Verderben ihres Bruders Joseph ratschlagen; die folgende Scene die Priester und Schriftgelehrten, welche sich über die Tötung Jesu besprechen. Sie sitzen auf kleinen Sesseln, längs der Coulissen, hinten auf erhöhten Sitzen Hannas und Kaiphas, der erstere weiß, der andere rot gekleidet, beide mit hohen goldenen, breit gespaltenen Priestermützen. Alle, Oberpriester und Pharisäer, Krämer und Römer, Heilige und Engel, sprechen in oberbayrischer Mundart und spielen so frisch drauf los, als sei es das natürlichste von der Welt, daß es damals in Jerusalem ganz ebenso zugegangen sei, wie so viele Jahrhunderte später in Oberammergau.

Die Vorbilder, wie Tobias von seinen Eltern Abschied nimmt und die Braut des Hohenliedes über den Verlust ihres Bräutigams klagt, bereiten auf die Scene vor, in der Christus von den Seinen scheidet.

Die fünfte Gruppe enthält das Bild, wie der Herr dem Volke Israel das Manna und die Weintrauben des gelobten Landes spendet, und darauf die Abendmahlsscene, welche ganz nach Leonardo da Vincis Gemälde dargestellt wird, nebst der Fußwaschung.

In der sechsten Scene empfängt Judas seine Silberlinge. In der siebenten sieht man erst Adam im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen und dann Jesum im Gebet am Ölberg blutigen Schweiß vergießen. Es folgt die Gefangennehmung, das Verhör Christi vor den Balkonen, Petri Verleugnung, die Verzweiflung und der Selbstmord des Judas und die äußerst lebendig dargestellte Scene des Aufruhrs, den die Priester im Volke erregen, als Herodes und Pilatus Christum wegschicken. Alle Scenen werden mit einer ins einzelne gehenden Genauigkeit und mit einer Natürlichkeit durchgespielt, welche komisch wirken müßte, wenn die Spieler nicht selbst von der frömmsten

Hingebung an den Gegenstand erfüllt wären. Selbst der Hahnenschrei bei der Verleugnung des Petrus wird von einem der Mitspieler täuschend nachgeahmt.

Eine der ergreifendsten Scenen bildet „die Kreuzigung“. „Die Scene auf Golgatha steht in aller Erhabenheit vor uns. Der Vorhang der Mittelbühne ist aufgerollt. Die beiden Schächer sind schon ans Kreuz geheftet, Christus aber wird eben aufgerichtet. Weinen und tiefes Schluchzen bezeichnen die tiefe Rührung der Zuschauer. Die römischen Kriegsknechte würfeln um das Gewand des Herrn, wir

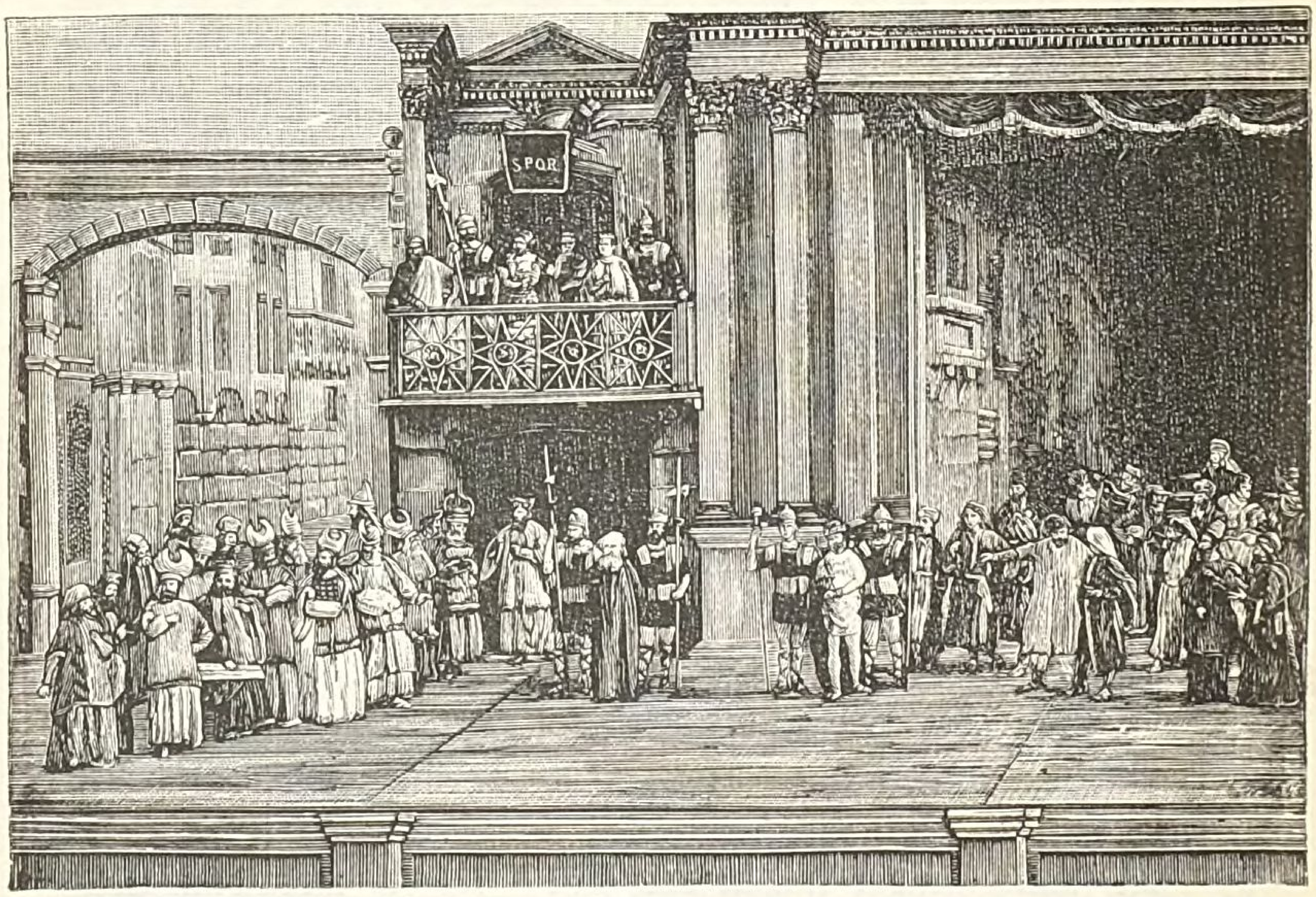


Abb. 33. Jesus vor Pilatus.

hören den teuflischen Spott der Juden und die letzten Worte vom Kreuze; der Heiland neigt das Haupt und giebt den Geist auf. Erdbeben und Zeichen folgen. Hierauf werden die Gebeine der Schächer mit Knitteln gebrochen, was wir immerhin mit Gleichmut ansehen können, weil die Knittel elastisch sind; dann tritt Longinus heran und durchsticht mit der Lanze die linke Seite des Herrn, aus welcher sofort Blut fließt. Endlich folgt, nachdem die Schächer heruntergenommen werden und Römer und Juden die Bühne verlassen haben, die Abnahme Christi vom Kreuze in stiller Heiligkeit mit bewunderswerter Ruhe und Würde. — Zwei plastische Vorstellungen treten nun ein: Jonas von dem Walfisch gesund ans Land gesetzt, dann das

Volk Israel, trockenen Fußes durchs Rote Meer ziehend, und darauf sehen wir fröhlich Christus auferstehen. Das Schauspiel schließt mit einer schönen allegorischen Vorstellung, die Verherrlichung der Stiftung des neuen Bundes bedeutend.

Die Ammergauer haben ihr Spiel unter Schmerzen geboren und lieben es auch danach. Es ist ein erstaunliches Werk für eine nicht sehr wohlhabende Landgemeinde von nicht 1500 Seelen, dieses große Drama mit all seinen Beigaben in so würdiger Gestalt uns vorzuführen. Wie viel Eifer und Hingebung, wie viel Verlust an Arbeitsstunden und Erwerb gehörte dazu, bis dieses Orchester, bis dieser Chor, die plastischen Darstellungen, die dramatischen Auftritte so zu störungsfreiem Zusammenspiel eingeübt waren, und dies von Schnitzern, von Greisen, Männern, Weibern, Kindern, von mehreren Hundert Personen! Wir finden es daher in der Ordnung, daß die Meister stolz sind auf ihr Werk, das so wohl gelungen."

4. Die Donau.

a. Von der Quelle bis Regensburg.

Wie der Rhein die schweizerische Hochebene von Osten nach Westen, so umfließt die Donau die schwäbisch-bayrische von Westen nach Osten. Während jener, der zweimal mächtige Gebirgsgrate quer durchschneidet, der Durchbrecher unter den deutschen Flüssen genannt werden muß, ist die Donau nur die Begleiterin der Gebirge. Zwar fehlen auch ihr Durchbruchsstellen auf deutschem Boden nicht ganz, doch sind sie kurz und zwingen den Strom nicht zu solchen Gewaltakten, wie sie der Rhein ausübt.

Zu Donaueschingen, auf dem Hofe des Fürsten von Fürstenberg, befindet sich ein runder, mit Mauerwerk eingefaßter und mit Eisengittern umgebener Brunnen, zu dem man auf Stufen hinabsteigt. Unten wallt die Donauquelle aus der Erde. Von dem Brunnen führt zur Brigach, die am Hirzwalde über St. Georgen entspringt, eine Kastanienallee; unter derselben wird der Abfluß des Schloßbrunnens in einer Röhre unterirdisch weitergeführt und tritt erst wieder beim Abfluß in die Brigach zu Tage. Von Stund an führt dieselbe den Namen Donau und vereinigt sich unterhalb Donaueschingen mit dem bei Martinskappel nordwestlich von Furtwangen entsprungenen Schwarzwaldbach Brege. Der vereinigte Fluß behält anfangs die Richtung der Brege nach Südosten bei, als wolle er nach dem Rhein oder dem Bodensee. Bald wendet er sich aber nach Nordosten, und

diese Hauptrichtung hält er auf dem obersten Laufe bis Ulm und noch weiter inne; denn auf den Osten bleibt der Strom immer gewiesen.

Hinter Tuttlingen beginnt der Durchbruch durch den schwäbischen Jura, und damit eine anmutige, aber noch wenig bekannte Partie des oberen Donauthales. Zuerst begleiten den Fluß abgerundete Hügel und Berge, mit größeren und kleineren Felsengruppen übersäet, welche oft vom Wasser aus zur halben Berghöhe pyramidalisch aufsteigen. Unterhalb des Schlosses Bronnen, das auf einem schräg abgeplatteten Felsen, der nur durch eine Brücke mit der Thalwand zusammenhängt, liegt, schließt die Donau eine Niederung halbinselförmig ein, auf welcher man eine große Kirche und weitläufige Gebäude erblickt. Das ist das säkularisierte Augustinerkloster Beuron, jetzt wieder mit Benediktinern besetzt, bei denen man den echten alten Kirchengesang am besten in Deutschland hören kann. Bald verengt sich das Thal wieder und nimmt fast schluchtenartigen Charakter an. Auf beiden Seiten erheben sich hohe Felsenwände, oft bis 100 m senkrecht aus dem Wasser aufsteigend, bald rauh und zerklüftet, mit vorspringenden Winkeln, bald mehr wandartig fortlaufend, oben auf der Stirn aber durchaus von dem üppigen Baumwuchs überwuchert, der die Thäler der schwäbischen Alb charakterisiert. Aber auch durch die Steinmassen haben sich überall größere und kleinere Busch- und Baumpartieen Bahn gebrochen, welche mit ihrem warmen Grün einen sehr lebhaften Kontrast zu der fahlgrauen, öfters ins Gelbliche spielenden Farbe des Jurakalks und der mehr rötlichen des Tuffsteins bilden. An anderen Stellen dagegen bedeckt der dichte Wald gänzlich die steile Thalseite, und aus ihm hervor starren dann, scharf abstechend gegen das sanfte Grün der Birken und Buchen, die riesigen Felsblöcke oder strecken auch wohl schlanke Säulen in die Luft. Unten aber zieht sich in Schlangenwindungen das enge Thal fort, indem es zwischen der klardunkeln, von Büschen beschatteten Donau und der schmalen Straße nur einen saftig grünen Wiesengrund und hier und da ein ganz klein wenig Ackerfeld übrig läßt. Denn die Enge des Thals, wo Überschwemmungen keine seltene Sache sind, gestattet auf dem fast überall nur äußerst wenig über das Wasser erhöhten Thalboden keine erfolgreiche Bebauung, und nur sehr spärlich finden sich ein paar Dörfchen im Thale entlang. Deshalb kann es einem denn auch begegnen, daß man stundenlang auf dem einsamen Wege kein menschliches, ja kein lebendiges Wesen erblickt. Daher stammt auch der beengende Zauber, den diese in sich abgeschlossene Gegend auf den

Sinn des Wanderers ausübt, vermehrt durch die zahlreichen Ruinen. In ganz origineller Lage liegt das Schloß Wildenstein: von der Hochfläche führt über einen geringen Spalt eine Zugbrücke auf einen Felsen, der einen Teil der Schloßgebäude trägt. Durch weite Kluft von dem ersten getrennt, steigt dicht an der Donau der steile Fels auf, auf dem das eigentliche Schloß steht. Beide Felsen sind durch eine Zugbrücke verbunden, welche in der Mitte auf einem schlanken, hoch aufgemauerten, viereckigen Pfeiler ruht. Unweit einer andern Verengung findet sich Schloß Werrenwag, das unter seinen Burgherren einen Minnesänger gehabt hat; weiter abwärts dampft das Eisenwerk Tiergarten. Von hier beginnt eine schöne Straße, die öfters die Felsenvorsprünge in kleinen Tunneln durchsetzt. Noch einmal bei der Ruine Dietfurt verengt sich das Thal. Wieder erweitert es sich bei Inzikhofen, dem ehemaligen Kloster; Parkanlagen begleiten die Thalseite. Im erweiterten Becken umschlingt der Fluß das romantisch mit seinem Schlosse auf und um zwei Felshügel gelegene Sigmaringen. Der Durchbruch, in dem der Fluß auf den Kilometer 2 m Gefälle hat, ist vollendet.

Von Sigmaringen bis Sigmaringendorf nimmt das Donauthal den Charakter des Riedes an. Schwärzlicher Moor- und Tiefgrund, mit Wiesen- oder Ackerfeld bedeckt und zwischen Fichtenwaldung eingeengt, bietet einen sehr einförmigen Anblick. Nur noch einmal, bei Zell, wird das Thal eng und von steilen Ufern begrenzt; es ist die Stelle, wo die Donau zwischen der Alb und dem nahen Bussen hindurchgeht. Von Munderkingen bis Ulm sind die Ufer wieder flach; der Grund ist sumpfig, mit Torf und Moor und einer Menge von sogenannten Altwassern und Abzugsgräben bedeckt.

Bei Ulm, das noch 468 m hoch liegt, wird die Donau durch die Blau und Iller gestärkt; es beginnt nun ihre Schiffbarkeit.

Bis Regensburg fließt sie in nordöstlicher Hauptrichtung. Oberhalb Ulm öffnet sich das Thal zur Rechten und bleibt so geöffnet, indem der Strom Ebenen, zum Teil sumpfige Anstauungen bis zu Meilenbreite durchzieht. Zur Linken begleitet bis Regensburg der Abfall des schwäbischen und fränkischen Jura den Strom unmittelbar. Hier und da tritt der Höhenrand zur Linken weiter zurück, so von Ulm bis Donauwörth, oder verflacht sich zu völliger Ebene, wie um Ingolstadt. Entgegengesetzt treten einigemal Höhen des linken Ufers auf das rechte über. 10 km unterhalb Ulm dehnt sich am linken Ufer bis Gundelfingen, am rechten bis zur Lechmündung, das sumpfige, meist mit Riedgras bewachsene Donau-

Ried, weiterhin das Donau-Moos zwischen Neuburg, Ingolstadt und Schrobenhausen, welches seit 1778 zum großen Teil für die Kultur gewonnen und mit Kolonieen bedeckt ist. Auf einmal aber ändert sich die Uferlandschaft völlig; Felsen erheben sich auf beiden Seiten, meist mit dunkelm Nadelholz bedeckt. In dieser Stille und Einsamkeit, am wildschauerlichsten Punkte liegt das Benediktinerpriorat Weltenberg am Ende der stollenartigen Felsenhöhle Kelheim, auf dem Berge darüber die Ruhmeshalle. Bald folgt indes eine neue Einengung bei Abbach, wo das Donauthal nur gegen 400 m breit ist. Mit kurzer Wendung nach Norden erreicht jetzt die Donau Regensburg, einen sehr wichtigen Punkt für den Donaulauf. Während von Ulm bis Regensburg nur Flöße und kleine flache Schiffe und Dampfboote den Fluß befahren können, wird er hier schon für eine entwickelte Dampfschiffahrt und für größere Schiffe, welche über 1000 Centner tragen, brauchbar. Die Strombreite, die zwischen Ulm und Donauwörth nur 80—100 Schritt betrug, hat sich bei Regensburg zu 300 Schritt erweitert. Da die Donau hier am tiefsten an das mitteldeutsche Land herantritt, so mußte sich hier schon in ältester Zeit ein Handelscentrum ober- und mitteldeutschen Verkehrs bilden, eine Stadt, die vor allen berufen wäre zur natürlichen Hauptstadt Bayerns.

Von Donauwörth bis Kelheim, auf einer Strecke von 90 km, empfängt die Donau zur Linken keinen irgend erheblichen Zufluß. Dann aber mündet auf einer Strecke von 20 km in gerader Richtung eine aus drei Gliedern bestehende Flußgruppe, die Altmühl, die Naab und der Regen.

Doch sind es die Zuflüsse des rechten Ufers, welche bis zu ihrem Austritt aus Deutschland der Donau den reichlichsten Zufluß von den Alpen bringen und die Mischung mit dem Grün der Alpengewässer. Dadurch wird auch die Donau in gewissem Sinne zum Alpenstrome. Während Rhein und Po sich bald von ihren Alpen wegwenden, bleibt die Donau ein treuer Begleiter der nördlichen und östlichen Alpen, nimmt die Mehrzahl der nördlichen und alle östlichen Alpengewässer auf, und wenn ihre freilich häufig trüben Gewässer einmal vollständige Klarheit erlangen, so giebt ihnen ein blasses Grün einen Anflug alpinen Charakters.

Die vier Alpenflüsse der Hochebene bilden zwei Flußpaare, Iller und Lech, Isar und Inn.

Der Lech (Licus), der alte Grenzfluß zwischen Schwaben und Bayern, entfließt dem Formarinsee unter der Roten Wand in einer Höhe von 1725 m. Sein Thal, an dessen Kante auch die Iller

entspringt, ist bis Reutte ein Längenthal der Kalkalpen; die Thalsohle ein Kiesbett, durch welches der grüne Fluß in Schlangenwindungen, viele Kiesinseln und Sandbänke umschließend, dahinzieht. Oberhalb Reutte erweitert sich das Thal beckenartig; denn auch hier flutete früher ein See. Nun wendet sich der Fluß nach Norden, durchbricht auf der Strecke von Reutte bis Füssen fünf vorgeschobene Kalkalpenriegel in einem Querthale und bildet eine Viertelstunde oberhalb Füssen einen Fall und die schönste Stromschnelle auf deutschem Boden: in schäumenden Gischt aufgelöst drängt sich der Lech mit tobendem Brausen zwischen den Felsen durch.

Zwischen dem Lech und seinem größten Nebenflusse, der Wertach, oberhalb Augsburg, liegt das Lechfeld, eine ununterbrochene fruchtbare Fläche, ganz ohne Baum und Strauch. Alles ist Ackerland und Wiese, aus denen die weißen Dörfer hervorschimmern. Auf diese Ebene blickt bei klarem Wetter die ganze Kette der Algauer Alpen majestätisch nieder, und das berühmte Schlachtfeld erscheint ernster und großartiger, als jenes unter den Pyramiden. Hier erlagen die Hunnen, hier siegte Gustav Adolf, hier ward im spanischen Erbfolgekriege und in den französisch-österreichischen Kriegen oft gekämpft.

Von Regensburg an schlägt die Donau, durch den herantretenden Bayrischen Wald genötigt, die Richtung nach Südosten ein, welche sie im allgemeinen bis zum Knie von Waitzen in Ungarn beibehält. Sie windet sich zunächst in Krümmungen durch Wiesen und Felder; zur Linken steigen Berge, hier und da mit Reben begrenzt, auf; rechts breitet sich eine fruchtbare, kornreiche Fläche aus, aus welcher zahlreiche Kirchlein emporragen. Bald treten die Höhen dicht ans Ufer; wir fahren an den umfangreichen Trümmern des alten Schlosses Donaustauff hin, die bis zum Ufer herab mit Gärten und Weinbergen umpflanzt sind. Hier hielten einst die Regensburger Bischöfe Hof, wie jetzt in dem neuen Schlosse an der Donau der Fürst von Thurn und Taxis.

b. Die Walhalla.

Auf einer riesenhaften Terrasse bei Donaustauff erhebt sich der „Tempel deutscher Ehren“, der Prachtbau der Walhalla. „Vom Fuße des Berges führen breite steinerne Treppen, nach beiden Seiten auslaufend, zur Höhe hinan. In der Mitte dieses prachtvollen und großartigen Treppenbaues befindet sich die „Halle der Erwartung“ mit den Brustbildern noch lebender Zeitgenossen. Auf dem Gipfel des Berges angelangt, steht der Wanderer vor den gewaltigen Pforten

des aus weißem Salzburger Marmor erbauten, rings mit dorischen Säulen (auf den schmalen Seiten je acht, auf den langen Seiten je siebzehn) umgebenen Tempels, welcher ein großes längliches Viereck bildet. Die beiden geräumigen Giebelfelder, das nördliche und das südliche, sind mit Darstellungen des ersten großen Freiheitskampfes der Deutschen gegen die Römer und der Wiederherstellung Deutschlands nach dem letzten Freiheitskriege gegen Napoleon geschmückt, und zwar in Gruppen von Marmorstatuen, geformt von Schwanthalers Meisterhand. Im nördlichen Giebel ist die Hermannsschlacht dar-

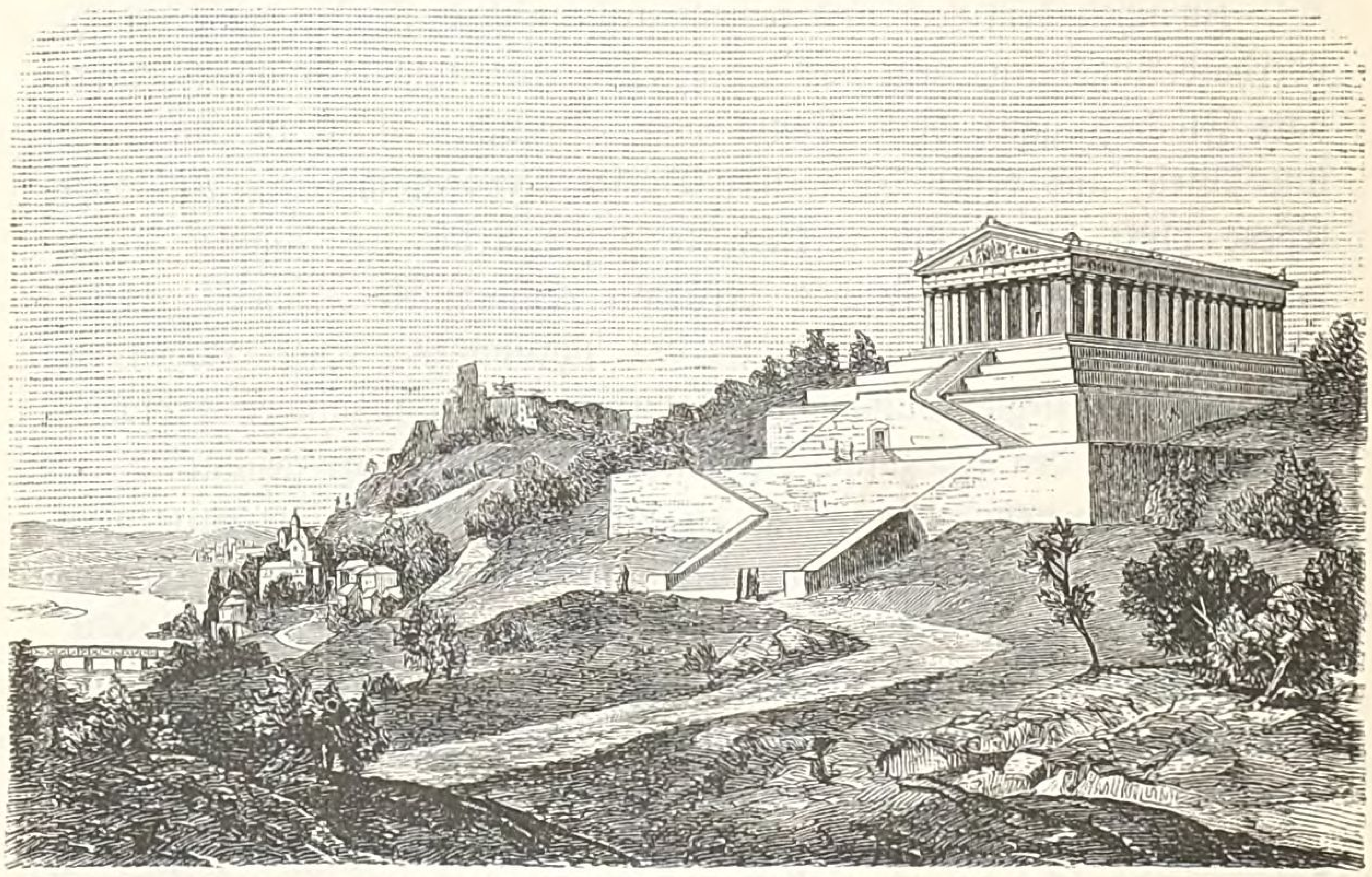


Abb. 34. Die Walhalla.

gestellt. Da sieht man in der Mitte Hermann den Cherusker in übermenschlicher Größe, mit Schild und Schwert, den Blick dem Feinde zugewandt, auf eroberten römischen Feldzeichen stehend; um ihn sind die Helden, der Sänger, welcher den Schlachtgesang anstimmt, die begeisterte Seherin, deren Blick in die Zukunft dringt und eine andere deutsche Frau, welche den Helm eines alten sterbenden Helden bekränzt. Dieser Gruppe gegenüber sieht man den Untergang der besiegten Römer mit ihrem Feldherrn Varus, der sich das Schwert in die Brust stößt, um den Tag des Unglücks und der Schmach nicht überleben zu müssen. In der Mitte des südlichen Giebelfeldes erblickt man die majestätische Gestalt der Germania mit dem Schwerte in der Hand thronen, zu welcher von beiden Seiten her deutsche

Krieger mit den Bundesfestungen kommen; in den beiden Ecken dieses Giebels sind die deutschen Grenzen sinnbildlich dargestellt.

Tritt man nun voll gespanntester Erwartung in das Innere dieser majestätischen Ruhmeshalle, die das Licht von oben durch Öffnungen in der Decke erhält, so wird man von der Hoheit, dem Glanze und der kunstsinnigen Harmonie des Ganzen entzückt. Der Fußboden ist aus buntem Marmor mosaikartig zusammengesetzt, drei Inschriften sind ihm eingefügt — das Jahr des Beschlusses 1807, das des Beginnens 1830 und das der Vollendung 1842. Die Decke, welche genau der schrägen Lage des Daches folgt, besteht aus geschliffenen und vergoldeten Erzplatten mit himmelblauen sternverzierten Kassetten, mit Schraubenköpfen und vergoldeten Tannenzapfen ungemein reich und mannigfaltig ausgeschmückt. Durch die vorstehenden Pfeiler zerfallen die Wände in mehrere Felder, die ganz mit kostbarem roten Marmor bekleidet sind. In diesen Wandfeldern stehen nun die weißen Büsten von mehr als anderthalbhundert deutschen Männern und Helden, die auf die Entwicklung des Volkes und seine Geschichte einen ausgezeichneten Einfluß geübt haben. Zwischen den einzelnen Büstengruppen zeigen sich geflügelte weibliche Figuren, von blendend weißem Marmor, Walküren, als Ruhmesgenien ausgeführt. Über den Räumen, wo sich die Büsten befinden, sieht man auf grauem Grunde weiße Marmortafeln gleichsam in einem zweiten Gesteck, und auf diesen Tafeln sind mit goldenen Buchstaben die Namen der Helden und großen Männer deutscher Vorzeit verzeichnet, von denen keine Büsten angefertigt werden konnten, da man keine Bildnisse von ihnen vorfand. Ihre Anzahl beträgt vierundsechzig. Wie nun die unteren Wandfelder durch die erwähnten mit Pilastern verzierten Pfeiler getrennt sind, so stehen hier kolossale weibliche Statuen in altgermanischer Kleidung auf den Pfeilern und tragen als gigantische Karyatiden das obere Gebälk. Diese Riesenjungfrauen machen durch Tracht und eigentümliche Färbung einen seltsamen Eindruck. Ihr Teint ist gelblich, die lang herabwallenden Haare bräunlich-blond; die Oberkleider sind hellblau, die Unterkleider weiß, Säume und Verzierungen daran sind reich vergoldet und ein ganz vergoldeter Bärenpelz dient ihnen als Überwurf.

Den ganzen Saal umzieht in einer Länge von 91 m ein kostbarer Fries. Er stellt Deutschlands Urgeschichte in erhabener Arbeit dar. Zuerst erblickt man die Wanderung des deutschen Stammes von dessen Ursitzen am kaukasischen Gebirge her in die Länder des Niedergangs. In der zweiten Abteilung ist das Leben und Treiben der

alten Deutschen dargestellt; da sieht man den Sänger, dessen Heldenlieder Männer und Frauen lauschen, die opfernden Priester und die weissagenden Seherinnen, die Fertigung der Waffen und Schilde und den bei unseren kriegerischen Urvätern so beliebten Schwerttanz. In der dritten Abteilung erblicken wir die Darstellung einer deutschen Volksversammlung, wo der Stamm Gesetze berät und sich den Herzog erwählt, sowie ferner den Handel mit fremden Kaufleuten, welche Bernstein eintauschen. Die vierte Abteilung stellt den Zug der Deutschen über die Alpen, den Sieg des Bojorix und die Niederlage der Römer bei Noreja dar; die fünfte den Kampf am Rhein zwischen den Deutschen unter dem Bataver Claudius Civilis und den Römern; die sechste den Kampf der Deutschen mit den Römern in Thrazien vor den Mauern der Stadt Hadrianopolis; die siebente die Unterwerfung und Huldigung Roms vor dem siegreichen Gotenkönig Alarich; die achte Abteilung endlich zeigt die Bekehrung der Deutschen zum Christentum durch Bonifacius, wie er die verehrte Donnereiche fällt, die Lehre des Heils verkündigt und die Bekehrten tauft."

c. Von Regensburg bis Preßburg.

Von Regensburg abwärts wird die Gegend immer romantischer. Die linken Ufer sind noch immer hoch, die rechten flach, mit Wiesen, Wald und Korn wechselnd bedeckt. Inseln mit Möwen und Strandläufern sperren zuweilen die schöne Aussicht. So kommen wir unter Bogen. Hoch und hart am Ufer steigt ein steiler, runder Berg empor mit einer stattlichen Kirche, und hinten streckt sich das dunkle Tannengebirge weit in die Ferne hinaus. Auf der Höhe in ihrer Wallfahrtskirche wohnt Maria zum Bogen. Plötzlich steigt der Natternberg mit seinen großen Trümmern zur rechten Hand aus der Ebene majestätisch und prächtig empor. Bald geht es an dem links liegenden Städtchen Deggendorf vorbei. Von hier wendet sich der Fluß durch die freundlichsten und fruchtbarsten Ufer mehr östlich, die schönen Mauern der Burg Winzer dräuen vom Berge herab. Hinter Winzer wird die Gegend auf eine Strecke wieder flach; dann aber erheben sich auf beiden Seiten die Ufer wieder mit Tannen und Felsenmassen, welche den Strom einengen und seinen Lauf schneller machen. Wir bewundern die schönen Trümmer der Fuggerschen Burg Iggersheim, die hoch über unsern Häuptern am Berge herabhängt, und schwimmen an dem Städtchen Vilshofen vorüber. Unterhalb desselben breiten sich die Ufer wieder aus und senken sich, besonders das rechte, zu reichen Fluren und Feldern. So gelangen wir durch mannigfache

Krümmungen nach Passau hinab, wo die Ufer enger und enger zusammentreten und sich mit majestätischen Felsenmassen, Buchen- und Tannenwäldern erheben.

Die Zuflüsse der Donau auf dem linken Ufer sind rasche Bäche des Bayrischen Waldes; auf dem rechten geht ihr aber wieder von den Alpen ein Zwillingspaar zu, noch mächtiger als das Paar Iller-Lech. Isar und Inn fließen nicht wie jene von Süden nach Norden, sondern von der Hochebene von Südwesten nach Nordosten, so daß sie schräglinig mit dem Hauptflusse zusammentreffen.

Die Isar, deren keltischer Name die reißende, schnell wandernde bedeutet, in dem Karwendelgebirge am Lavatscher Joch entsprungen, ist dem Unterlauf des Inn merkwürdig parallel. Sie ist die größte Seeensammlerin der Hochebene; sie nimmt die meisten Seeenabflüsse, im Oberlauf die des Achen- und Wallersees, des Eib- und Kochelsees, im Unterlauf des Ammer- und Würm- oder Starnberger Sees auf, alles Seeen, die sich teils durch die wilde Schönheit, teils durch die liebliche Anmut ihrer Ufer auszeichnen.

Der Inn, einer der bedeutendsten Alpenflüsse, entströmt unmittelbar dem Herzen des Hochgebirges; er bildet das bedeutendste Thal innerhalb der Centralkette, ist das einzige Gewässer, das schon in der Alpenregion zum Flusse wird, und bricht zweimal durch Alpenketten hindurch. Sein Quellbezirk liegt zwischen den beiden Parallelketten der Rhätischen Alpen. Mit geringer Senkung steigt er in der Thalsohle des Ober- und Unterengadin niederwärts, bis die Schlucht von Finstermünz ihm den Eingang nach Tirol eröffnet. Er durchfließt das Land in nordöstlicher Richtung, bricht bei Kufstein durch die Kalkalpen nach Bayern hindurch, empfängt außer den Seeenabflüssen und einer Reihe kleinerer Gewässer bei Braunau die mächtige Salzach und mündet bei Passau, die Donau an Wasserfülle und Breite weit übertreffend.

Von Passau an strömt die Donau noch 7—8 km weit durch eine schmale Ebene hin, dann laufen aber die Gebirge, welche die Römer links die Stirn Deutschlands, rechts die Augenbrauen (supercilia) der Donau nannten, auf beiden Ufern zusammen. Rechts liegt an der Mitte des Berges auf einem abgerissenen Felsen malerisch Krempelstein. Durch die sich immer mehr verengenden, mit waldigen Bergen besetzten, immer höher werdenden Ufer, welche den anziehendsten Wechsel der herrlichsten Felsen und Waldlandschaften gewähren, wird der Fluß tiefer und schneller als bisher, und strömt nun an dem Joachimsstein, einem mitten aus der Donau hervorragenden, beinahe würfel-

förmigen Felsen, der eine Spitzsäule mit dem österreichischen und bayrischen Wappen trägt, vorüber dem Markt Engelhardszell zu, wo sich das österreichische „K. K. Haupteinbruchs- und Kommerzial-Grenzzollamt" befindet. Auch unterhalb dieser Stelle bleibt das Ufer noch hoch, bergig und felsig. Bald kommt man durch die lieblichsten Krümmungen bis unter das schöne Schloß Rheinach, das hoch aus dem Waldgebirge zur Linken mit stolzem Turm und Mauer hervorragt. Dann folgt Marsbach oben im Gebirge, welches unter sich schroff über dem Wasser auf einen Felsenzacken einen alten Turm, und gegenüber zur Rechten romantische Trümmer hat, aus deren Mauern gewaltige Tannen hoch in die Wolken emporstreben.

Das erste Durchbruchsthal der Donau, das von Passau bis Aschach reicht, ist eine einsame Berg- und Waldwildnis. Nur hier und da gewahrt man kleine Gruppen von Häusern, einzelne Hütten, unter Gebüsch versteckt, am Fuße der Bergwände. Lauschige Waldeinsamkeit zieht sich von diesen nicht selten bis an das Ufer des Stromes herab, wogegen das Ackerland und die größeren Dörfer meist von unten unsichtbar auf der Höhe der Hochfläche ausgebreitet liegen. Fast nichts von Menschenhand Gegründetes erscheint an solchen Stellen, höchstens dann und wann auf einem an die Wand geklebten Felsen ein Jagdschloß oder die Ruine einer alten Raub- und Ritterburg.

Bei Aschach sind die Gebirge auf einmal „wie weggeblasen"; die Gegend öffnet sich wie ein weit und bequem ausgeschnittenes Naturfenster, um uns selbst vom Schiffe aus plötzlich und unerwartet südwärts im Hintergrunde eines ebenen oder doch nur von niedrigen Hügeln gefurchten, mit Dörfern und Ackerfluren geschmückten Landes die ehrwürdigen Häupter der Norischen Alpen zu zeigen, voran den bekannten äußersten nördlichen Wachtposten der langen Kalkalpenkette, die prachtvolle Pyramide des hoch und stolz aufgebauten Traunsteins. Der in viele Äste zersplitterte Strom bildet eine Menge mit Erlen und Weiden bewachsener Inseln voller Möwen und Strandläufer. Bei Ottensheim schließen die Berge die zerstreuten Gewässer wieder ein und drängen sie zu einem Hauptstrome zusammen. Gegenüber liegt das Kloster Wilhering mit seinem Dörflein, darüber die Burgruine der alten Grafen von Kirnberg; heitere Uferdörfer und belebte Landstraßen, die von beiden Seiten des Flusses in den Paß einlenken und längs des Saumes der Wälder und Gewässer sich fortwinden, kleine Acker- und Gartenoasen, die aus dem dunkleren Waldesgrün freundlich hervorlächeln, zieren diese Uferstrecke. Endlich öffnet sich

gerade da, wo man es am wenigsten erwartet, wo der Fluß und sein Weg am allerengsten wird, und wo in jedem nächsten Augenblicke die Weiterfahrt von vorspringenden Felsen gesperrt zu sein scheint, der überaus anziehend gestaltete, mit reichem Schmucke der Natur und mit dichtem und fröhlichem Menschenleben gefüllte, weite und bequeme Kessel von Linz. Der Strom nähert sich unterhalb Linz bei Ardagger einer neuen Enge; indem er eine düstere Waldschlucht durchströmt, bildet er sein zweites Durchbruchsthal. Auf dem Felsen über dem gleichnamigen Städtchen thront Schloß Grein. Der bis jetzt noch breite und majestätische Strom, plötzlich aus seinem südnördlich gewendeten Laufe nach Osten umgeworfen und bald nachher auf den zehnten Teil seiner früheren Breite zusammengedrängt, beginnt nun zwischen und auf kolossalen Granitsplittern sich zu drehen und zu schwingen, zu strudeln und zu wirbeln. Das ist der Greiner Schwall. Eine halbe Stunde unter Grein folgt der Strudel. Zwischen schauerlichen Felsen liegt die Insel Wörth mit der Ruine Werfenstein. Der rechte Arm des Flusses ist seicht und dem Schiffer gefährlich, der linke, 13 m breite, den er befahren muß, wird auf einer Strecke von 160 m durch hervorragende Felsen in drei Kanäle geteilt, das Wildwasser, den Wildriß und den eigentlichen Strudel. Kaum ist man über den Strudel, so blickt ein hohes Kreuz von einer andern Feseninsel herab, „wie der Glaube mitten in den Strudel des Lebens". Es folgt der Wirbel, wo das zusammengepreßte Wasser früher im schnellsten Zuge an den Felsen Hausstein prallte und zurückgeworfen sich im ewigen Kreise umdrehte. Die malerische Warte der Ruine Struden blickt auf den Strudel, der früher für gefährlich galt. Seit den unter Maria Theresia 1777 begonnenen und dann mit Unterbrechungen bis 1862 fortgesetzten Sprengungen, durch welche 28 000 Kubikmeter Felsenmassen aus dem Strome entfernt wurden, ist hier jede Gefahr beseitigt.

Beide Ufer des Durchbruchthales bis Krems bieten noch viele interessante Punkte. Links fällt der Blick in eine Seitenschlucht, wo die Häuser des Fleckens Sarblingstein wie Schwalbennester an den Wänden hängen. Über Marbach ragt die jährlich von 100 000 Pilgern besuchte Wallfahrtskirche Maria Taferl; es folgen die malerische Ruine Weideneck mit zwei hohen Türmen, die Kalkfelsen der Teufelsmauer, welche den Strom zu einem großen Bogen nötigen, das Städtchen Dürrenstein oder Tyrnstein, mit dem gleichnamigen Schlosse, wo Richard Löwenherz gefangen saß. Wohl das schönste an den Donauufern, liegt es auf einer Bergspitze, aber mit zwei langen,

turmgeschmückten Mauern greift es herunter bis zum Strome und umschließt das unter ihm liegende Städtchen. Die alte Burg liegt zertrümmert mit ihren Türmen in einem schönen Amphitheater, die Felsen bilden bis zum untern Schlosse eine starke Umschanzung auf beiden Seiten, und decken mit grauen, sonnenvergoldeten Spitzen seinen Rücken. Nur durch das ehemalige Kapuzinerkloster Und getrennt, liegen am Fuße des Mannhartsberges die Städte Stein und Krems. Daher das Scherzwort: „Stein und Krems machen drei Orte.“

Rechts vom Wirbel abwärts bis Krems zeigen sich die Trümmer von Freistein, einer der größten österreichischen Burgen, das alte ummauerte Städtchen Ips, am Einfluß der Erlaf, das uralte Pechlarn oder Pöchlaren, aus dem Nibelungenlied als Bechelaren, die Burg Rüdigers, bekannt. 60 m über der Donau thront auf einer langen Granitwand die stattliche funfzigfenstrige Façade der 1701—1736 neu aufgeführten, vier große und mehrere kleine Höfe einschließenden Benediktinerabtei Mölk, die schon 984 gegründet ward. Aber schon lange vorher stand hier die gefürchtete Eisenburg, der ersten Grafen der Ostmark Residenz. Die ältesten Babenberger schlafen in der Gruft. Die Bibliothek ist reich, die Klosterschule stark besucht und Mölk in der gelehrten Welt wohl bekannt. Der imposanten Ruine Aggstein, einst Sitz der gefürchteten Kuonringe, die jedem Gefangenen nur die Wahl frei ließen, entweder zu verhungern oder sich vom Felsen herabzustürzen, folgt Stadt Mautern, Krems gegenüber.

Zahlreiche Inseln hemmen am Tulner Becken, das sich an den Donaudurchbruch anschließt, den Lauf des Stromes; das rechte Ufer erinnert bei all seiner Flachheit und den kahlen Sanddünen an die Zeiten der Nibelungen. Das Dorf Trasenmauer oder Zeiselmauer, die Stadt Tuln, die alte Hauptstadt von Österreich, werden in jenem alten Liede genannt. Auch in späterer Zeit war dieses Tulner Feld ein Heldenacker: 1683 sammelte sich hier unter dem Herzog von Lothringen das Kriegsheer, das durch den glänzenden Sieg am Kalenberg, von den Polen unterstützt, Wien befreite. Auf hohem Felsen thront Schloß Greifenstein. Nun tritt links der Bisamberg, rechts der Leopoldsberg, der Vorposten des Wiener Waldes, zu dessen Füßen das Augustiner-Chorherrenstift Klosterneuburg liegt, an den Strom heran: es öffnet sich das Wiener Becken.

Alluviale Schichten bilden hier den breiten Thalboden der Donau wie der March, besonders breit vor ihrem Zusammenfluß. Die Ursache der vorherrschend schlammigen Absätze eines oft veränderten und inselreichen Strombettes liegt in dem Bergriegel von Dévén,

welcher den Fluß so lange zu einem See aufgestaut hat, bis dessen Tiefe nach und nach ausgefüllt, sein Abfluß aber eingeschnitten war. Dadurch wurde der Fluß in dieser Region zu einem höchst langsamen Laufe genötigt, der auch die feinsten Schlammteilchen zur Ablagerung brachte. So ist die Ebene in ihrem westlichen Teile und näher dem Strome eine reizende Kulturlandschaft, in nicht gar weiter Ferne durch schon bewachsene Höhen umkränzt, durch die Donau fast der Mitte nach geteilt. Ostwärts aber ist am linken Flußufer das steppenartige, oft einem See gleich überflutete Marchfeld, zur Rechten das durch herabgeführtes Alpengerölle gebildete Neustädter Steinfeld.

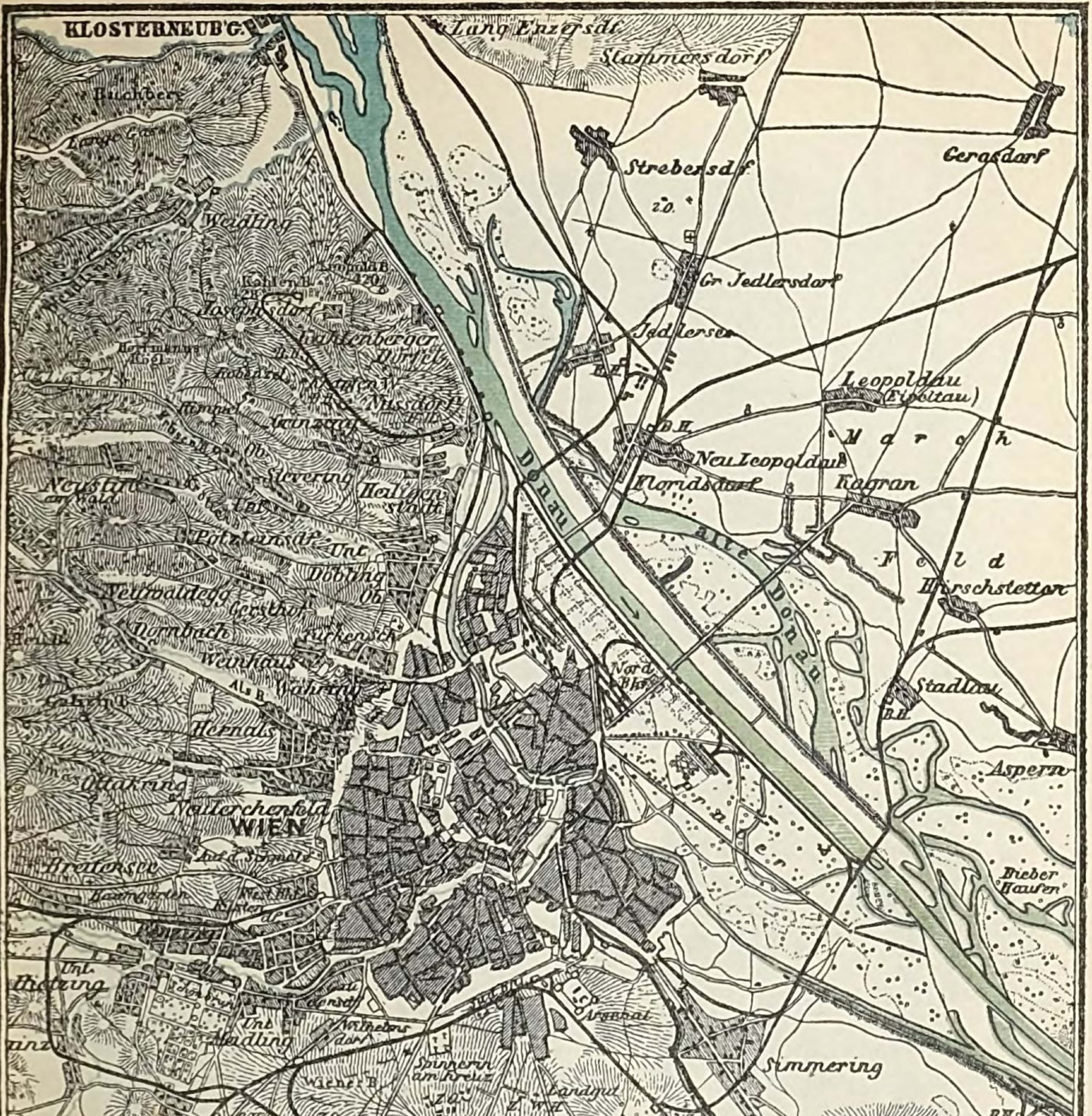
Die Zuflüsse des linken Ufers sind bis zur March hin unbedeutend, dagegen wird der Strom von rechts her bis zu seinem Eintritte ins Tiefland und noch viel weiter abwärts durch wasserreiche Alpenflüsse genährt. Dahin gehören Traun, Enns, Jps, Trasen, Leitha mit der Schwarza. Sie treffen den Strom unter rechten Winkeln und führen eine Menge Gerölle hinein, die häufig Versandungen an den Mündungen und Änderungen im Laufe der Donau hervorrufen.

Mit zahllosen Armen umschlingt die Donau auf ihrem Wege durch die Ebene eine Menge meist sehr fruchtbarer Inseln, sogenannter Auen, großenteils üppig bewaldet. Bei Wien ist die ganze Wasserbreite 1150 bis 1230 Schritte, und, die Inseln eingerechnet, die volle Breite des Bettes 5 km. Der mächtige Strom erinnert schon hier an den Ausspruch Sallusts, der die Donau nächst dem Nil für den gewaltigsten Strom, so weit Römerherrschaft reichte, erklärt. Erst später, nahe dem Eintritt in das Tiefland, vereinigt sich der ganze Strom in ein gewaltiges Bett, das bei Fischament 570 Schritt Breite mißt. Die oft mit Schilf eingefaßten Ufer sind mehrere Stunden flach und reizlos. Gegen die Donaupforte heben sich Höhen rechts und links. Die Hainburger Berge bilden eine der schönsten Donauansichten: so steil und durchgerissen und mit so reizenden grünen Thalklüften laufen sie empor. In einem dieser Zwischenthäler liegt Hainburg mit alten Mauern und Türmen. Weit höher liegen die Ruinen des alten Schlosses Hainburg, das seit den Türkenkriegen der Zerstörung der Zeit übergeben ist. Plötzlich wendet sich der Strom, um eine weit schönere Ansicht zu zeigen. Wo die träge March in die Donau schleicht, heben sich links Berge plötzlich steil und mächtig empor. Wir stehen unter dem Schlosse Dévén, an der Pforte des Donautieflandes.

5. Wien — die Donauhauptstadt.

Wien, das Vindobona der Römer, bildet nicht bloß historisch, sondern auch geographisch die wahre Mitte des österreichischen Kaisertums. Erbaut zwischen den Ausläufern der östlichen Alpen und der Donau, die soeben aus einem langen Felsen- und Gebirgswege heraus sich auszubreiten beginnt, im Angesichte des letzten hohen Alpengipfels und der westlichen Schlußkette der Karpaten, überblickt die Stadt ein Gebiet ringsum, auf welchem das Emporkommen eines großen Platzes unmöglich ausbleiben konnte. Feindlich haben sich im Marchfelde seit den Zeiten der Römer bis auf unsere Tage die verschiedensten Völker begegnet, friedlich nahen sich in Wien, wie sonst nirgends im Kaiserstaate, Deutsche, Magyaren, Nord- und Südslaven. Auch für Verkehr und Handel ist hier ein natürlicher Vereinigungs- und Kreuzungspunkt der großen Straßen der oberen und unteren Donau und der Straßen, die durch das Thal der March von der Oder, Weichsel und Elbe und die aus den fruchtbarsten und bevölkertsten Gegenden Kärntens und der Steiermark über die östlichen Ketten der Alpen kommen, die sich hier mit geringern Schwierigkeiten passieren lassen als an irgend einem andern weiter westlich liegenden Punkte. In Beziehung auf diese letztere Wegesrichtung ist nicht zu übersehen, daß auf ihr von Wien aus das Nordende des Adriatischen Meeres nicht nur leichter als auf jeder andern Linie erreicht wird, sondern daß demselben auch die Donau selbst auf keinem andern Punkte näher kommt als bei Wien. Hierdurch wird der Adriatische Golf, insbesondere Triest, hauptsächlich auf das Donaugebiet hingewiesen, nimmt daher einen großen Teil der Güter, welche der Donau für die Levante übergeben werden, auf und bringt sie über das Mittelmeer an Ort und Stelle. Wien ist daher der großartigste Völkermarkt an der Grenzscheide des Nordens und Südens, des Ostens und Westens geworden.

Mit dem Kalenberge und Leopoldsberge treten die letzten Ausläufer des Wiener-Waldes an die Donau, die auf 35 km südöstliche Richtung einschlägt. Auf dieser Südoststrecke am rechten Ufer liegt, am Stephansplatz 170 m über dem Adriatischen Meere, Wien am Fuße der Berge, welche die Eingangspforten zum Wiener Becken bilden (vgl. die Karte). Der Strom hat sich bei Nußdorf geteilt, um sich eine Stunde unterhalb der Stadt wieder zu vereinigen. Der südliche Arm oder Donaukanal, welchem die Stadt anliegt, ist der kleinere; der nördliche, 4 km entfernte, der sich von neuem mehr-


KLOSTERNEUB'G.
Lang Enzersdf.
Stammersdorf
Strebersdf.
Gerasdorf
Weidling
Gr. Jedlersdorf
Leopoldau
Neu Leopoldau
Floridsdorf
Kagran
Donau
alte Donau
Heiligenstadt
Hirschstetten
Stadlau
Aspern
Hernals
Ottakring
WIEN
Arsenal
Simmering
Kaiser Ebersdorf
Inzersdorf
Neustift
Rothneusiedl
SCHWECHAT
Liesing
Siebenhirten
Hennersdorf
Leopoldsdorf
Maria Lanzendorf
Zwölfaxing
Pellendorf
Himberg
Maria Enzersdorf
MÖDLING
Neudorf
Biedermannsdf.
Achau

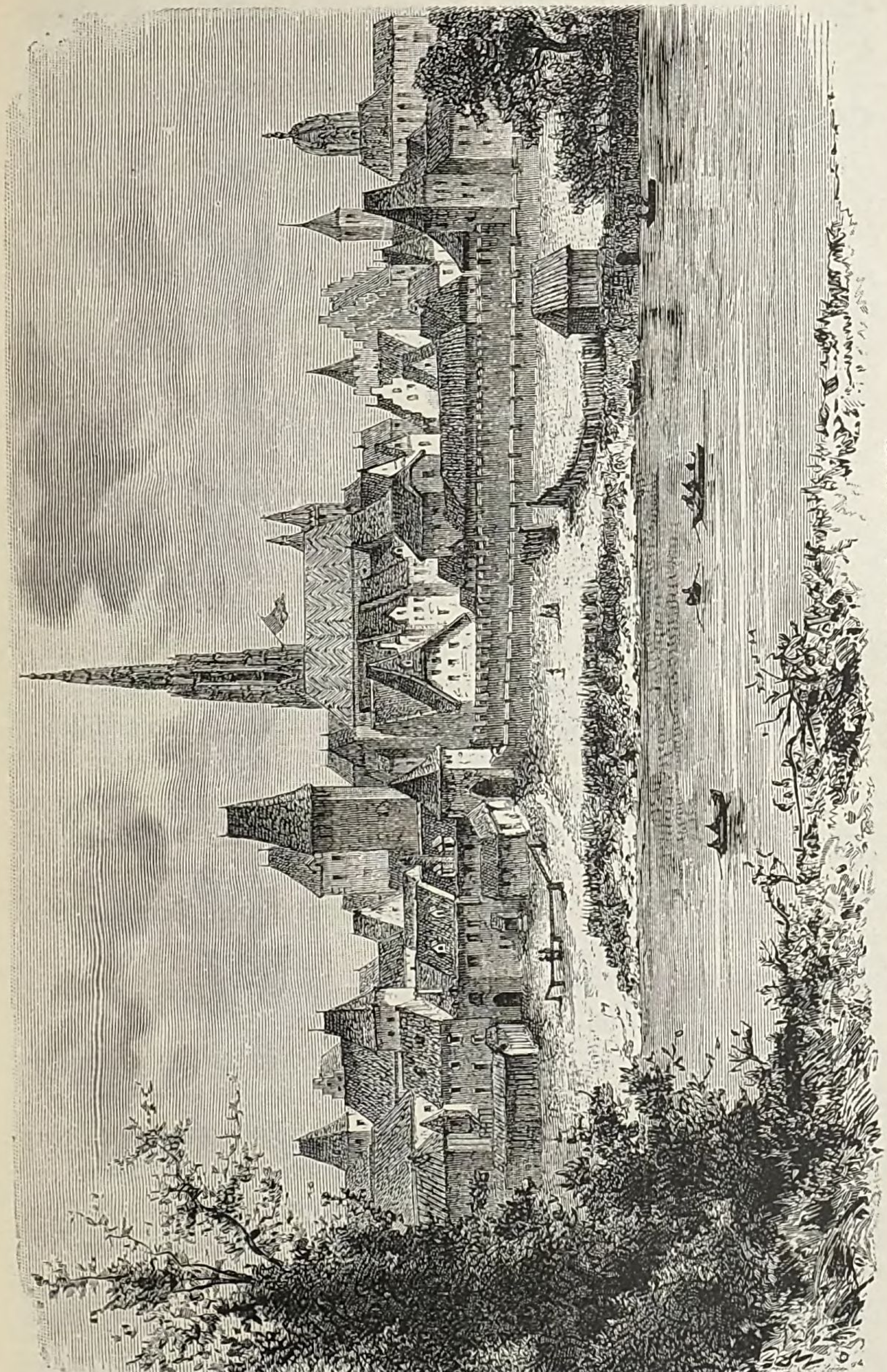


Abb. 35. Wien im fünfzehnten Jahrhundert (1483).

fach teilt, das Kaiserwasser genannt, bei weitem stärker. In früheren Zeiten rauschten auch dessen Fluten näher an der Stadt vorüber, doch im Laufe der Jahrhunderte hat der Strom, den durch Hochwasser verursachten Hindernissen ausweichend, seinen Weg weiter in die Ebene verlegt, und nur die Hochfluten erinnerten noch an die einstmals engere Verbindung mit der Stadt. Der neuesten Zeit war es vorbehalten, den wilden Strom zu bändigen und ihn den Interessen der Stadt dienstbarer denn früher zu machen. In einem 13 km langen und 300 m breiten geradlinigen Bette, das nach außerordentlichen Anstrengungen ausgegraben wurde, sind die verschiedenen Donauarme (mit einziger Ausnahme des Donaukanals) vereinigt worden, und am 14. April 1875 hat der Strom zum erstenmal seine neue Bahn durchflutet. Der südliche Arm nimmt zwei kleine Zuflüsse auf: oberhalb den überwölbten Alser Bach, unterhalb die aus dem Wiener Walde kommende Wien, ein klarer Gebirgsbach, der schließlich als „ein schmutziger Cocytus voll Unrats" zur Donau schleicht. Zwischen Alser Bach und Wien, an dem südlichen Donauarme ruhend, liegt die eigentliche Stadt Wien: gegenüber auf der Donauinsel die Leopoldstadt. Auf dem rechten Donauufer umgiebt den Kreis der Stadt, durch das 400 m breite Glacis mit Rasenplätzen, Alleeen, Fahr- und Fußwegen von ihr geschieden, ein Kranz von Vorstädten, den die Leopoldstadt fast zum vollkommenen Kreise schließt. Über der Donau und im Südosten und Süden der Stadt dehnt sich das Gerölle des Neustädter Steinfeldes; nach Norden und Nordosten Ebene, nach Südwesten und Westen beginnt bald als Ausstrahlung des Wiener Waldes Hügelland, und die dorthin gelegenen Vorstädte heben sich mit ihren Straßen schon auf höher liegendes Terrain. So ist Wien „ein prächtiger Solitär, umgeben von Smaragden und diese wieder von sechsunddreißig Brillanten".

Der Ausgangspunkt Wiens ist die „innere" Stadt. Hier, wo vordem ein keltischer Ort und dann auch ein Römerkastell gestanden hatte, gründete Markgraf Leopold der Heilige, der Babenberger, die Stadt. Und sein Sohn schon, Heinrich Jasomirgott, legte den Grundstein zum St. Stephansdome und baute sich eine Burg in der Nähe. König Ottokar von Böhmen dagegen, der nach dem Erlöschen der Babenberger sich ihrer Ländereien bemächtigt hatte, umzog die Stadt mit jenem starken Walle von Befestigungen, welche auf Jahrhunderte hinaus die Gestalt von Alt-Wien bestimmt haben. Auf Festigkeit, nicht auf Schönheit kam es an: daher bei dem Mangel an Platz innerhalb der Festungswälle die Enge der Straßen, die

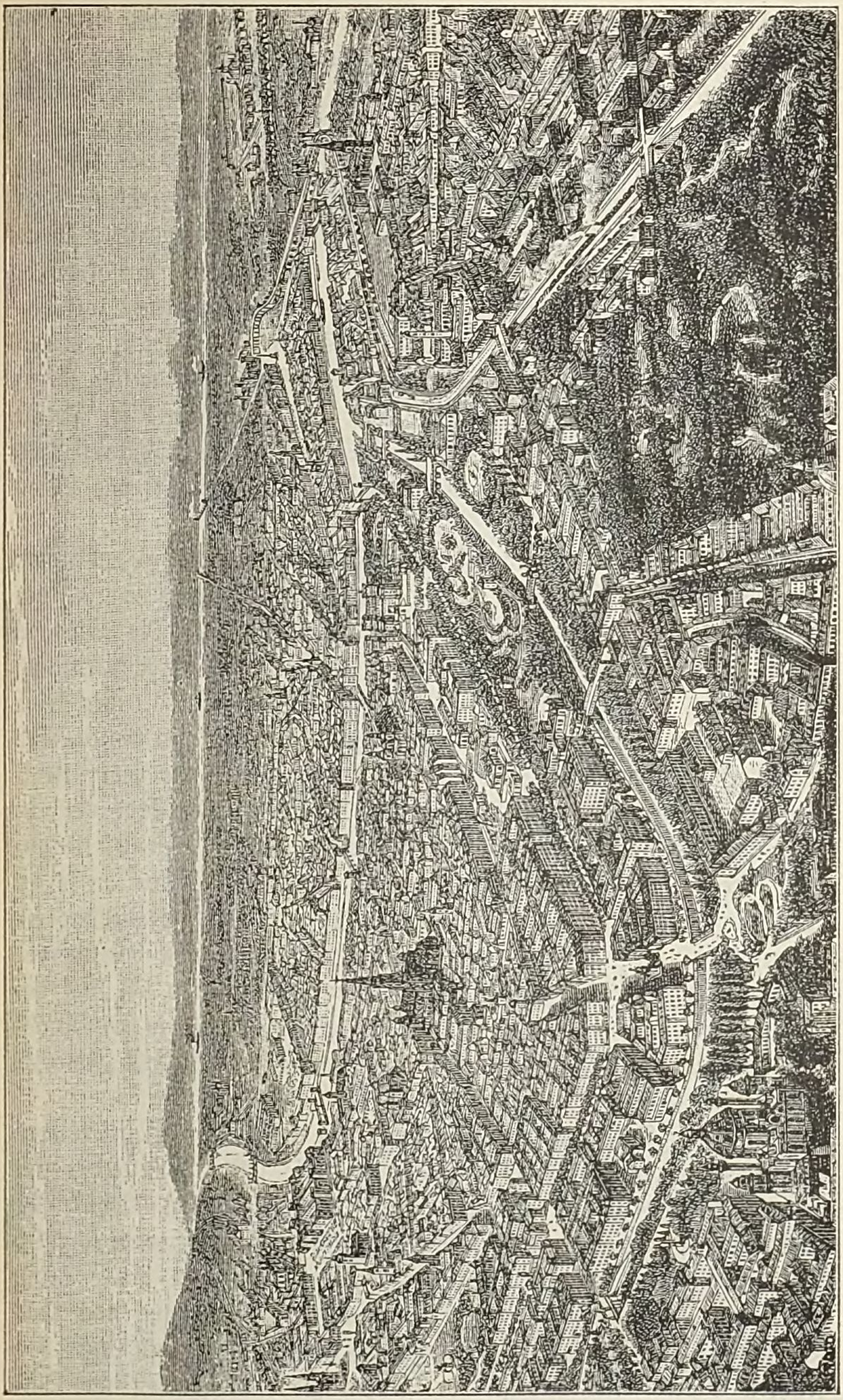


Abb. 36. Wien von der Südseite.

Kleinheit der Marktplätze. Und diese Befestigungen wurden bei dem Drohen der Türken auf Kosten des Deutschen Reiches noch ansehnlich verstärkt; so war Wien imstande, zweimal dem Ansturme der Türken erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Allmählich siedelte dann um das wehrhafte Herz der Kranz der Vorstädte sich an und bei weiterem Aufblühen über diese hinaus volkreiche Vororte. Einen vortrefflichen Überblick über die ganze Stadt in ihrer koncentrischen Entfaltung hat man von der Südseite von der „Spinnerin am Kreuz", einer 1451 auf einer Vorhöhe des Wiener Berges errichteten gotischen Denksäule, an die mancherlei romantische Sagen sich knüpfen. Einen weiteren Ausblick freilich über die ganze Landschaft, in welche Wien gebettet ist, gewährt der Kalenberg; aber meist liegt ein leiser Dunst hier über dem weiten Bilde, der die Farbenwirkung abstumpft und nicht so klar erkennen läßt, wie aus der innern Stadt ganz Wien herausgewachsen ist.

Die innere Stadt umfaßt die Regierungsbäude, die schönsten Kirchen, Paläste, Kaufläden und die meisten Sammlungen; sie, der Brennpunkt Wiens, hat kaum 4 km im Umfange. Die Straßen senken sich von Süden nach Norden zur Donau. Die verhältnismäßig enge Stadt im Innern duldet bei ihrer dichten Bevölkerung keine Raumverschwendung. Die schön gepflasterten Straßen oder Gassen sind eng, breitere selten völlig gerade, die Häuser hoch, die Plätze klein. Turmhoch erheben sich die Häuser: den Raum, den die Erde versagt, entwendet man dem Himmel. Der Graben ist die breiteste, eleganteste Straße der inneren Stadt; im 12. Jahrhundert war an seiner Stelle noch der Festungsgraben, welcher Anfang des 13. Jahrhunderts ausgefüllt wurde. Gebäudemassen und Höfe, die ihres bedeutenden Umfanges wegen ein abgeschlossenes Ganze bilden und sich aus der Zeit herschreiben, wo die geistlichen Stifte und Klöster in der Stadt Wien an Grund und Boden sehr begütert waren und die jetzt Hunderte und Tausende von Bewohnern bergenden Gebäude herstellten.

Am 20. Dezember 1858 ordnete ein kaiserliches Handschreiben die Erweiterung der Stadt Wien an. Sie sollte unmittelbar mit den Vorstädten in Verbindung gesetzt und zu diesem Behufe die Bastionen abgetragen und die Glacis zu Bauplätzen verwandt werden. Fast zwei Jahre gingen mit Planen und Vorarbeiten hin. Dann schritt die Demolierung so rüstig vorwärts, daß jetzt nur noch das Burgthor und Franz-Josephsthor stehen geblieben und auf den frühern Glacis eine Menge der großartigsten Neubauten und Anlagen entstanden sind. Bei den Profanbauten herrscht der Stil der

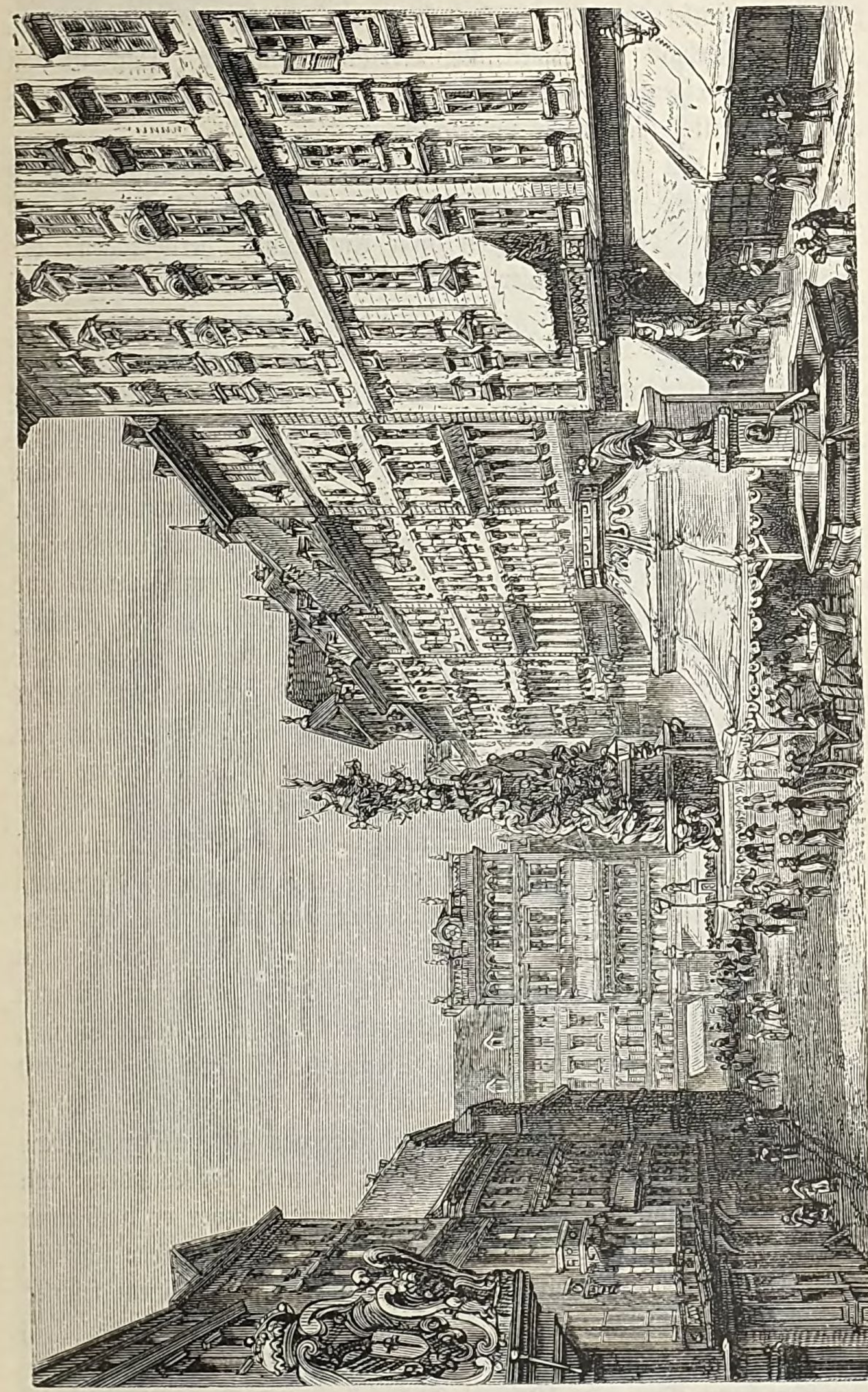


Abb. 37. Der Graben in Wien.

Renaissance vor. Große Verbindungslinien umspannen die ganze Stadt, besonders die Ringstraße, die näher den Vorstädten der erstern parallel laufende Lastenstraße, und die Gürtelstraße, welche außerhalb der Linien alle Vorstädte umzieht. Doch ist von Vorstädten eigentlich nicht mehr die Rede. Stadt und Vorstädte werden amtlich nicht mehr unterschieden.

Unter den zahlreichen Bauwerken der alten Kaiserstadt sind es besonders zwei, welche sowohl durch die Ehrwürdigkeit ihres Alters als auch durch die Großartigkeit ihrer Ausdehnung hervorragen: der Stephansdom und die Kaiserliche Hofburg.

Der mächtige Dom zu St. Stephan, ein herrliches Denkmal altdeutscher Baukunst und einer der vorzüglichsten gotischen Tempel Deutschlands, ist ganz von Sandsteinquadern aufgeführt. Das Äußere erscheint, dem durchgeisteten Steingewebe anderer Dome gegenüber, allerdings etwas schwerfällig und überladen. Es scheint, meint ein Reisender, als hätte man, um an das Martyrium des heil. Stephan zu erinnern, so viel Steine wie möglich aufeinander getürmt. Aber die dicken Wände, geschwärzt von dem Lampen- und Lichtdampf mehrerer Jahrhunderte, die riesenhaften gemalten Fenster, die ungeheuren Säulen, die hohen Gewölbe, die kunstreichen altdeutschen Verzierungen und das in der Kirche herrschende Halbdunkel erfüllen den eintretenden Fremden mit Ehrfurcht. Die aus dem 12. und 13. Jahrhundert herstammende Kirche hat eine Länge von 115 m; es befinden sich darin 36 marmorne Altäre, viele Grabmäler, darunter der prächtige Sarkophag des Kaisers Friedrich III. Der unterirdische Teil der Kirche besteht aus 30 großen Gewölben und der Fürstengruft, wohin seit Kaiser Ferdinand III. die Eingeweide aller verstorbenen Mitglieder des kaiserlichen Hauses in kupfernen Urnen gebracht werden. Das Dach der Kirche ist mit bunten Glasziegeln gedeckt. Am Westende stehen zwei kleine Türme; an der Südseite erhebt sich der hohe Stephansturm, von 1360—1430 aufgeführt. Der projektierte Zwillingsbruder erhebt sich nur 50 m über der Erde. Der „große Stephan" dagegen ist weithin sichtbar. Wenn man Süd und Südwest ausnimmt, so mag der Wanderer von welcher Weltgegend immer kommen, und er wird, bevor er noch einen Schimmer der großen Residenzstadt erblicken kann, schon jene schlanke, zarte, luftige Pappel erblicken, die still und ruhig in einem leichten blauen Dufte dasteht und die Stelle anzeigt, an der sich die noch unsichtbare Stadt hindehnt. Der Turm erhebt sich in der Gestalt einer durchbrochenen Pyramide 136 m. Nahe an der Spitze läuft ringsum

ein Gang mit zwölf zierlichen Pyramiden, wo man auch den Sitz zeigt, von welchem aus Rüdiger von Starhemberg während der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken 1683 das feindliche

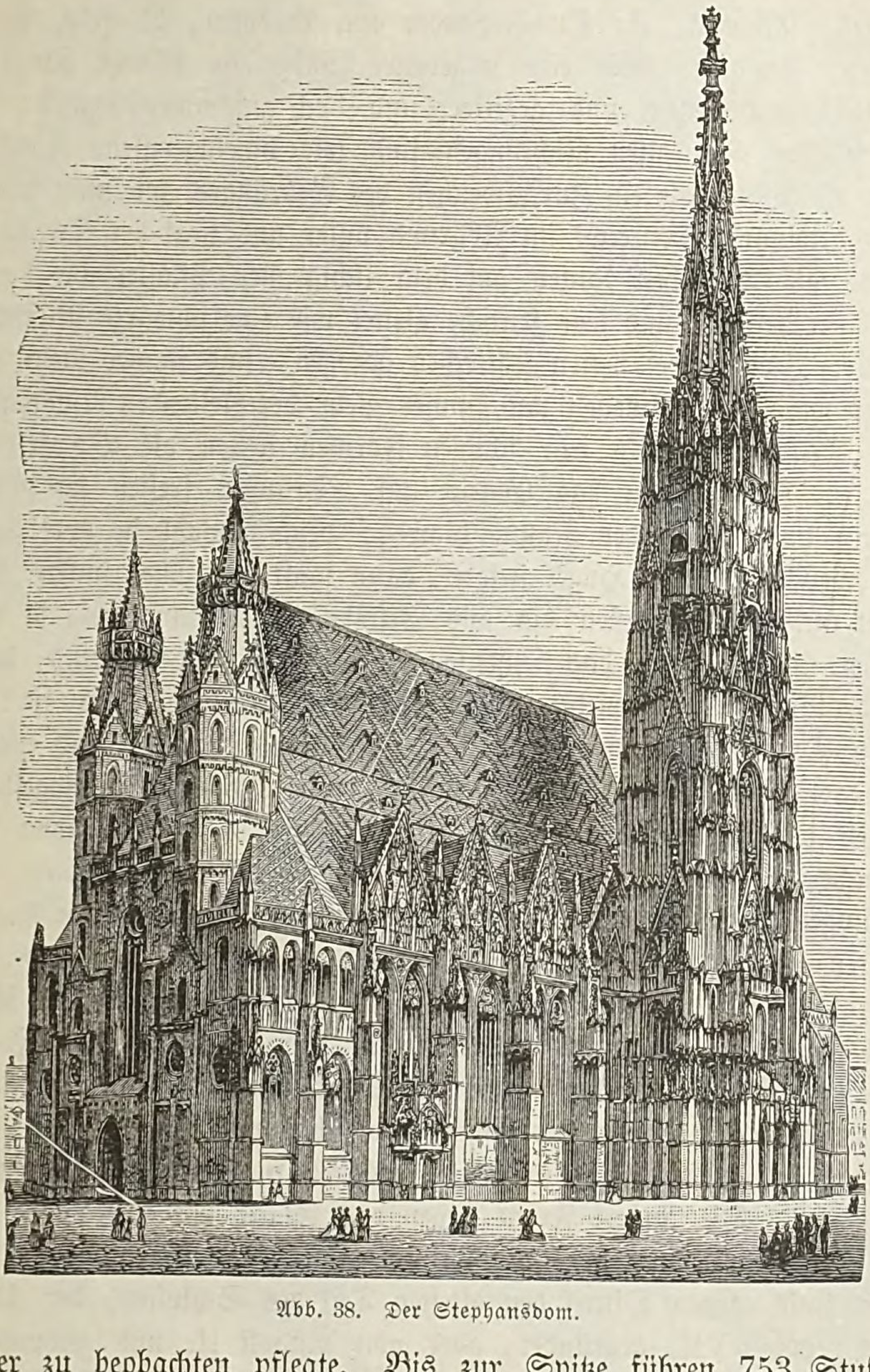


Abb. 38. Der Stephansdom.

Lager zu beobachten pflegte. Bis zur Spitze führen 753 Stufen, die Spitze aber wird mit Leitern erstiegen. Die große Glocke auf diesem Turme wiegt 354 Centner und der Klöppel noch besonders 13 Centner. Sie wurde 1711 aus den bei dem Entsatze von Wien 1683 erbeuteten türkischen Kanonen gegossen.

Besteigen wir den Stephan, so ist der Teil gerade zu unseren Füßen die eigentliche Stadt; wie eine Scheibe um den Turm herumliegend, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Türmen, ein Durcheinander von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Kuppeln. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen hängt sie unten, durchbrochen und gegittert und doch zusammenhängend; nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hineingerissene Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Stephansplatz, die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nußschale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nußschalen.

Mit größtenteils sehr schönen Formen stellen die Vorstädte sich im Kreise gegen das Glacis auf. Draußen fressen sie immer weiter und weiter den Raum hinweg; denn obwohl sie dort gegen Südwest über einen Hügel steigen, dann sanft ins Thal sinken, dort breit auseinander fließen bis ans Gestade des Donauarmes, ja denselben überschreiten, das jenseitige Inselgestade dicht erfüllend, dann wieder steigen und wieder sinken ans Ufer der Wien, bis sie sich weiterhin allmählich mit mehr und mehr Gärten mischen und endlich an das grüne Gefild stoßen; weit und breit in dasselbe hineingestreut liegen die Landhäuser, winzige weiße Punkte — obwohl schon gar manche der einstigen Dörfer um Wien von den Vorstädten verschlungen sind und jetzt als Stadtteile meistens ihre ehemaligen Namen führen: so ist des Wachsens und Bauens noch immer kein Ende.

Im Süden der Linie vom Graben zum Schottenthore führt uns der Weg über den Michaelisplatz zur Kaiserlichen Hofburg. Sie ist ein altes, meist vier Stock hohes, einfaches Gebäude, zu verschiedenen Zeiten und daher in verschiedenem Stil gebaut, und schließt den großen, 128 m langen und 70 m breiten innern Burgplatz ein. Die äußere Front gegen das Glacis hat eine Länge von 400 m. Tritt man vom Michaelisplatze auf den Burgplatz, so hat man links (gegen Osten) den ältesten Teil des Schlosses, der 1210 von Leopold VII. gegründet, aber von Rudolf II. und Leopold I. umgebaut ist. Das lange, südliche Gebäude von Leopold I. herrührend, ist die Residenz des Kaisers und enthält außer den großen Sälen und Prachtzimmern den herrlichen Rittersaal. Die nördliche Seite des Burgplatzes bildet die ehemalige Reichskanzlei mit herrlicher Façade und zwei schönen Einfahrten. Zur Burg gehören auch das

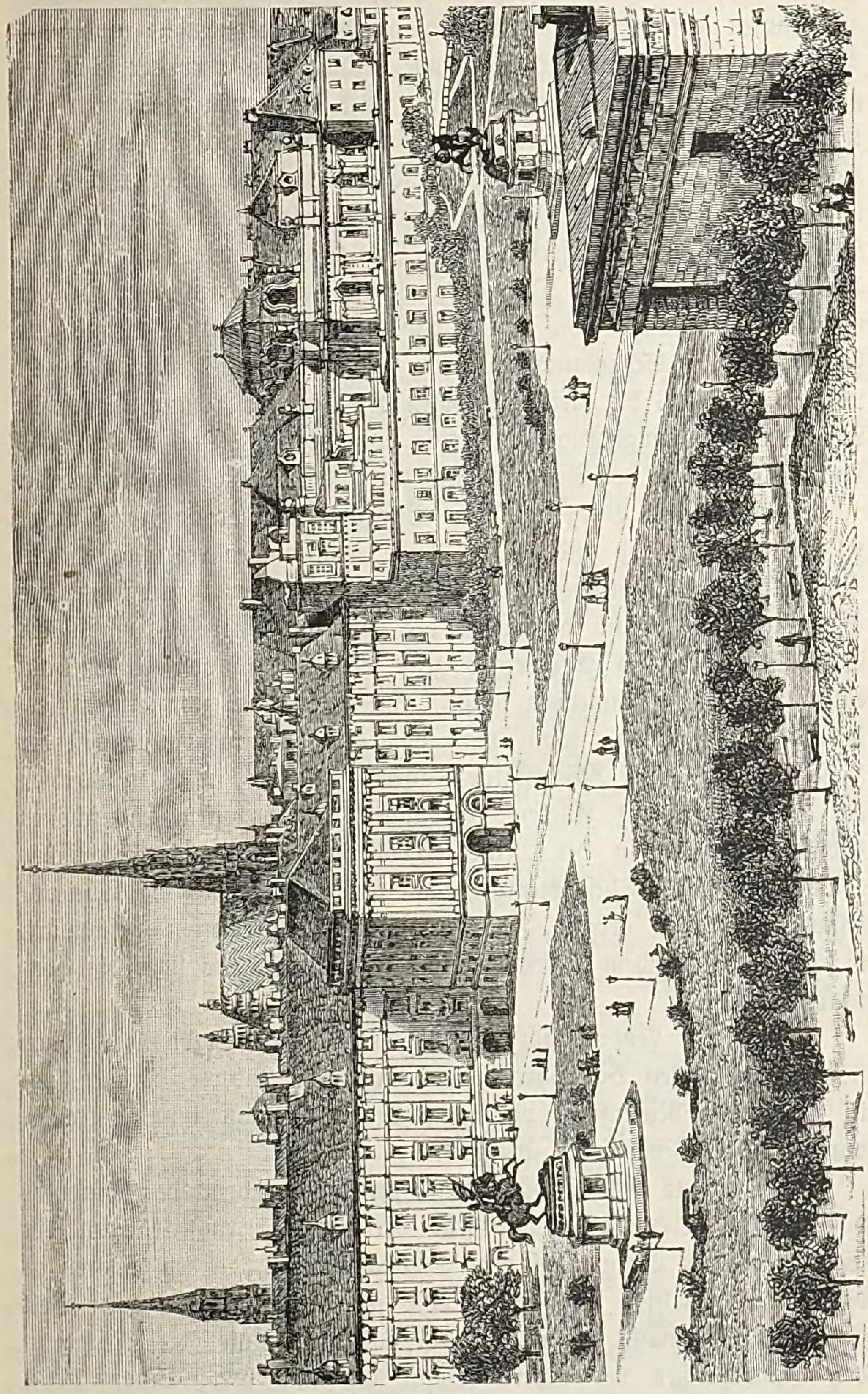


Abb. 39. Die kaiserliche Hofburg in Wien (vor dem Umbau).

Hofbibliothekgebäude am Josephsplatze, die Reitschule mit einer von 46 Säulen getragenen Galerie, die beiden Redoutensäle und das Burgtheater. Im Bibliotheksgebäude befindet sich einer der schönsten und herrlichsten Säle, die es giebt, mit einer von 8 Säulen getragenen Kuppel, unter welcher die Statuen von Karl VI. und zwölf Habsburgern aus karrarischem Marmor stehen. Die Bibliothek zählt über 300 000 Bände, 12 000 Handschriften, 800 Bände mit 300 000 Holzschnitten und Kupferstichen. Die Schatzkammer enthält den 133½ Karat wiegenden Diamanten Karls des Kühnen, der in der Schlacht bei Nanzy von einem Landsknecht erbeutet und aus der Florentinischen Schatzkammer durch Franz I. nach Wien gebracht wurde; seit 1796 die Reichskleinodien des Heiligen Römischen Reichs; Napoleons Krönungsornat als König von Italien. Das Münz- und Antikenkabinett in der Burg ist eins der vollständigsten auf der Erde.

Zwischen der Burg und dem Burgthore ist der äußere Burgplatz, 320 m lang und 220 m breit, vollkommen regelmäßig, mit Rasenplätzen, Blumenbeeten und Alleeen, mit der Reiterstatue des Erzherzogs Karl und derjenigen des Prinzen Eugenius geschmückt. Das Standbild des Erzherzogs zeigt den Sieger von Aspern auf einem sich wild bäumenden Rosse, eine Standarte zum Angriff erhebend. Zur Linken, wenn man von der Hofburg kommt, ist der Hofgarten, mit der Reiterstatue Kaisers Franz I., und zur Rechten der Volksgarten mit Alleeen, Gebüschen, Wasserbecken und schönen Sommerhäusern; in der Mitte erhebt sich der von 16 dorischen Säulen umgebene Theseustempel, nach dem Muster des sog. Theseustempel in Athen erbaut, mit Canovas Meisterwerken geschmückt, welche in karrarischem Marmor den Sieg des Theseus über die Centauren darstellen.

Hinter der Leopoldstadt, einem der schönsten Stadtteile, dehnen sich die berühmten Volksgärten, der Augarten und der Prater aus, in welche die Riesenstadt vorzüglich des Sonntags ihre zahlreiche, buntgemischte Bevölkerung ausgießt.

Der Typus des Straßenlebens, der Totaleindruck der Stadt ist von dem anderer Großstädte sehr verschieden. Im Centrum der Stadt, bei der Burg, auf dem Stephansplatze, an den Thoren ist das Getöse wirklich betäubend. Wie in einem Flusse, dessen Bett für die Wassermasse kaum genug Raum hat, flutet die Menge in den Hauptstraßen der innern Stadt hin und her. Schon 1792 meinte ein Reisender: „Wenn es so fortgeht, so müssen die Leute sich entweder erdrücken oder einander auf den Köpfen herumgehen.“ Und

wie ist der Strom seit der Zeit nicht angeschwollen! Oft ist es nicht möglich, die schmalen Straßen zu überschreiten, weil die Equipagen, Omnibus, Fiaker, Komfortables den ganzen Weg bis zu einem schmalen Rande zu beiden Seiten füllen. Nirgends findet man aber auch geschicktere Kutscher, denn ein Fahren ohne haarscharfes Abzielen des Weges ist unmöglich. Die ruhigste Partie der Hauptstadt ist dagegen seitwärts von der Burg am Minoritenplatze, in der Herrengasse, der Teinfaltstraße und der hintern und vordern Schenkengasse. Man sieht in dieser ganzen Stadtgegend durchaus keine Läden, kein geschäftiges Getümmel; meist nur stumme Paläste, vor deren Thüren die gallonierten Haushofmeister oder Portiers sich spreizen, als wären sie die Herren nicht nur vom Hause, sondern auch von der Straße. In diesem stillen Viertel von Wien befinden sich die Paläste der vornehmsten Adelsfamilien. Hier prangen uralte Wappenbilder vor den Häusern, und goldene Vließe schimmern von den Dächern: das ist Wiens Faubourg St. Germain.

Die bunte Menschenmenge, die in den belebten Teilen an uns vorüber flutet, ist aus den verschiedensten Völkerbächen zusammengeflossen. Dort schreitet unter den Deutschen ein Türke mit buntem Turban, hier ein Armenier in schwarzem Kaftan, da ein Ungar im Schnurenrock, dort ein Grieche in buntfarbiger Kleidung, da ein Serbe, ein Italiener, ein Gebirgssohn in grauer Tuchjacke und grünem Hut, ein Schotte, ein Franzose, ein Slowake. Alle Sprachen Europas kann man auf den Straßen hören. Auch in der 20000 Mann starken Garnison spiegelt sich die Mannigfaltigkeit österreichischer Nationalität. Hier zeigt sich der Grenadier mit Bärmütze, dort ein blinkender Kürassierhelm; hier der Jäger, der Grenzer, der kriegerisch blickende Ungar, dort der Böhme und der Hannacke. Dazwischen sieht man Welt- und Ordensgeistliche, aristokratische Damen, denen der Lakai Schirm, Fächer und Tasche nachträgt, den polnischen Juden mit langem Barte, die barmherzige Schwester mit ihrem schneeweißen Kopftuche, den Mechitaristen in seinem langen Rocke, den barmherzigen Bruder, darauf ein langes blasses Engländerpaar mit Kindern groß und klein, die gezierte Französin neben der Tochter Steiermarks in ihrer Alpentracht.

Wien ist die Stadt des fröhlichen, frischen Lebens. Alles ist hier blühende, leuchtende, tönende Gegenwart, alles Farbe, Bewegung und Rauschen. Das Sanguinische des Österreichers ist im Wiener bis zu Neugier, Leichtgläubigkeit, Leichtsinn, Genußsucht gesteigert; aber der tüchtige Kern davon, Wißbegier, Vertrauen und

Treue, Frohsinn, Empfänglichkeit für das Schöne des Lebens und der Kunst, ist doch unvertilgbar. Der Wiener ist gutmütig und voller Humor. Der gesunde Sinn des Volks, der sich seiner unvergleichlichen Naturanlage, des Witzes bedient, richtet unbestechlich jede Thorheit, jede Verkehrtheit, gleichviel ob sie in höhern oder niedern Kreisen, in der Verwaltung oder in der Politik, innerhalb oder außerhalb der Mauern vorkommen. Doch hat die Neuzeit mit ihren gewaltigen Veränderungen und Umbildungen auch den alten Wiener Charakter nicht unberührt gelassen und vielfach ernster gestaltet.

IV. Das westdeutsche Rheinland.

1. Der Schwarzwald und der Wasgau.

Was zum Rhein entwässert, bildet das Gebiet des Rheins: demnach ist der ganze Westen von Deutschland „Rheinland" im weiteren Sinne des Wortes.

Bei Basel lenkt der Rhein nach Norden um: jetzt wird er ein deutscher Fluß. Er tritt in die oberrheinische Tiefebene ein, einen abgeflossenen See. Zwei gewaltige Mauern flankieren sie: rechts der Schwarzwald, links der Wasgau, den man lange mit merkwürdiger Verdrehung des Wortes „die Vogesen" nannte. Beide Gebirge zeigen mit ihren beiderseitigen Fortsetzungen einen überaus merkwürdigen Parallelismus. Steil fallen beide in das oberrheinische Becken ab, während sie auf der andern Seite sich sanft in die Plateaulandschaften von Schwaben und Lothringen hinabsenken. Steil setzen sie im Süden mit dem Feldberge und dem Elsasser Belchen wie mit zwei mächtigen Vorgebirgen ein. Die ganze südliche Hälfte der Wälle ist die bei weitem höhere, und die Gebirge sind auf dieser Strecke überwiegend aus Urgestein gebildet. Mit der unteren Hälfte beginnt auf beiden Seiten eine neue Bildung: die hohen Granitgebirge hören auf, die Plateaus des Buntsandsteins treten mit mäßig hohen, doch immer scharf gezeichneten Wänden an das Thal heran. Im Norden treten über dieselben wieder Höhen hervor, doch ohne die gewaltigen Formen der südlichen Hälfte zu erreichen. Beide Wälle zeigen endlich einander ziemlich gegenüber merkwürdige Wallücken oder Einlasse, die von höchster Bedeutung sind. Wo der Wasgau im Norden aufhört, greifen bequeme Thäler aus Osten und Westen her durch und bahnen einen Naturweg an, der von uralten Zeiten her in Krieg und Frieden benutzt wurde, für den Völkerverkehr eins der hauptsächlichsten natürlichen Thore Deutschlands im Westen.

Und diesem Thore von Zabern steht im Schwarzwalde das Thor von Pforzheim gegenüber, ein schon in der Römer Zeiten benutzter Einlaß. 70—80 km unterhalb wird der Westwall von der mächtigen Senke von Kaiserslautern durchsetzt: gegenüber bricht der Neckar durch die östliche Mauer.

Der Schwarzwald erstreckt sich von dem Rheinknie bei Basel 160 km lang und 40 km breit bis zum Thore von Pforzheim. Denn das hügelige Kalkplateau bis zum Neckar kann weder geologisch noch geographisch, wie es freilich oft geschieht, dem Schwarzwald zugerechnet werden.

Der obere Schwarzwald hebt sich auf der Süd- und Westseite für das Auge wie eine steile Wand aus dem Rheinthale und erscheint in düsterer, fast erhabener Mächtigkeit. Nach Osten und Südosten sanfter abgedacht, geht er unmerklich nach dieser Seite in die schwäbische Alb über. Die Mittelhöhe beträgt 800—1000 m. Ein Hauptkamm tritt nicht hervor, wohl aber einzelne Gruppen, durch enge, tiefe, gewaltsam in das Gebirge gerissene Thäler der Rheinzuflüsse voneinander geschieden. Eigentümlich sind mehreren Hochthälern kleine Seeen in der Höhe von 800—1100 m, die früher größern Umfang gehabt zu haben scheinen. Ablagerungen von Kiesgeschieben und Sand in jetzt seelosen Thälern deuten auf frühere weitere Verbreitung der Hochseeen.

Da im Schwarzwalde alles Sanfte dem Osten, das Wilde und Erhabene dem Westen und Süden angehört, so sind auch die höchsten Gipfel allerwärts nach Westen oder Südwesten vorgeschoben und liegen westlich von der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau. Den Centralknoten des Gebirges bildet die erhabene Gruppe des Feldberges, welche eine Richtung von Nordost nach Südwest deutlich erkennen läßt. Zwei Gipfel des Gebirges, über 1400 m und fünf über 1300 m hoch, sind im oberen Schwarzwalde zusammengedrängt.

Der Feldberg, 1494 m, ragt aus dem Schwarzwalde nicht so imposant hervor, wie etwa der Brocken aus dem Harze oder der Inselsberg aus dem Thüringer-Walde: nur von einigen Punkten aus gesehen, wölbt sich sein mächtiger Buckel hoch über die Umgebung empor. Aber schon die ganze Umgebung, die an Hochgebirgsgegenden erinnert, kennzeichnet ihn als den König des Waldes. Sechs Thäler gehen von ihm aus, und im Osten lehnt sich an ihn das über 1000 m hohe rauhe Plateau, über welches sich die Straße aus dem Höllenthal nach Lenzkirch windet. Die Hochseeen des Waldes lagern sich an diesen Hauptberg: in fichtenbewachsenem Kessel liegt der düstere

Feldbergsee, dessen Wasser durch das grüne Bärenthal in den anmutigen Titisee abfließen. Des Feldbergs ganz sanft gewölbter Gipfel, auf dem ein Aussichtsturm steht, ist völlig kahl und dient Herden als Alpentrift; Viehhütten liegen nach verschiedenen Seiten hin unter dem Gipfel. Der ganze Horizont ist von Gebirgen geschlossen: im Süden erscheint die Schneekette der Alpen, im Westen im langen blauen Zuge der Wasgau, im Norden und Nordosten der Schwarzwald, im Süden steigen die Kegelgebirge des Hegau auf.

In dem mehr plateauartigen unteren Schwarzwald bildet bunter Sandstein die Hauptmasse; das Urgestein verbrämt den Westrand bis Rastatt hin und tritt auch noch in dem Thale der Murg auf. Der höchste Punkt ist die Hornisgrinde, 1164 m. Der weit gebreitete Rücken des Kniebis, 972 m, bietet eine herrliche Fernsicht über Wasgenwald und Alpen, den größten Teil des Schwarzwaldes und Schwabens bis an die Tiroler Berge. Vier Flüsse nehmen an ihm ihren Ursprung, und mehrere Hochseeen liegen im Bereich des Kniebis. Auf dem 1030 m hohen Seekopf liegt der 2 km im Umfang haltende Mummelsee, „der dunkle See", aus dem die Acher fließt. In der Mitte ist das fischlose Becken schier grundlos; oft hängen sich Nebel an seinen Rand, und bei stürmischer Witterung ist ein unterirdisches Murren und Aufstrudeln wahrzunehmen. Dies Geheimnisvolle erklärt es, daß der See Mittelpunkt vieler Sagen geworden: namentlich hausen dort Seefräulein, die den Bewohnern der Nachbardörfer oft hülfreich an die Hand gehen und im Mondlicht ihren luftigen Reigen um den See schlingen. Sie hüten auch wohl die Heilquellen, die um Kniebis sprudeln, die von Rippoldsau, Griesbach, Petersthal und Antongast, kleine, stille Bäder, nah bei einander gelegen.

Die landschaftliche Physiognomie des Schwarzwaldes ist eine dreifache. Die Vorberge, das Rheinthal entlang, prangen in reichster Vegetation mit Laubwaldung, Obsthainen und Rebengärten. Dort gedeiht der schöne Markgräfler, in den Vorthälern die echte Kastanie und die Walnuß in besonderer Güte. Hinter diesen Vorbergen, auf der Mittelregion, „steht der Schwarzwald voll dunkler Tannen"; da ragen die prächtigen Tannenforste, welche dem Gebirge den Namen gegeben haben. In den Thalgründen treten auch Buche, Birke, Esche und Ahorn auf, und die duftenden Wiesen schmückt der üppigste Graswuchs. Die höchste Region bilden kahle Gipfel und Hochebenen, wo kümmerlich etwas Hafer und Kartoffeln gedeihen. Niedrige Hütten mit Schindeldächern, kahle Ebenen, auf denen keine

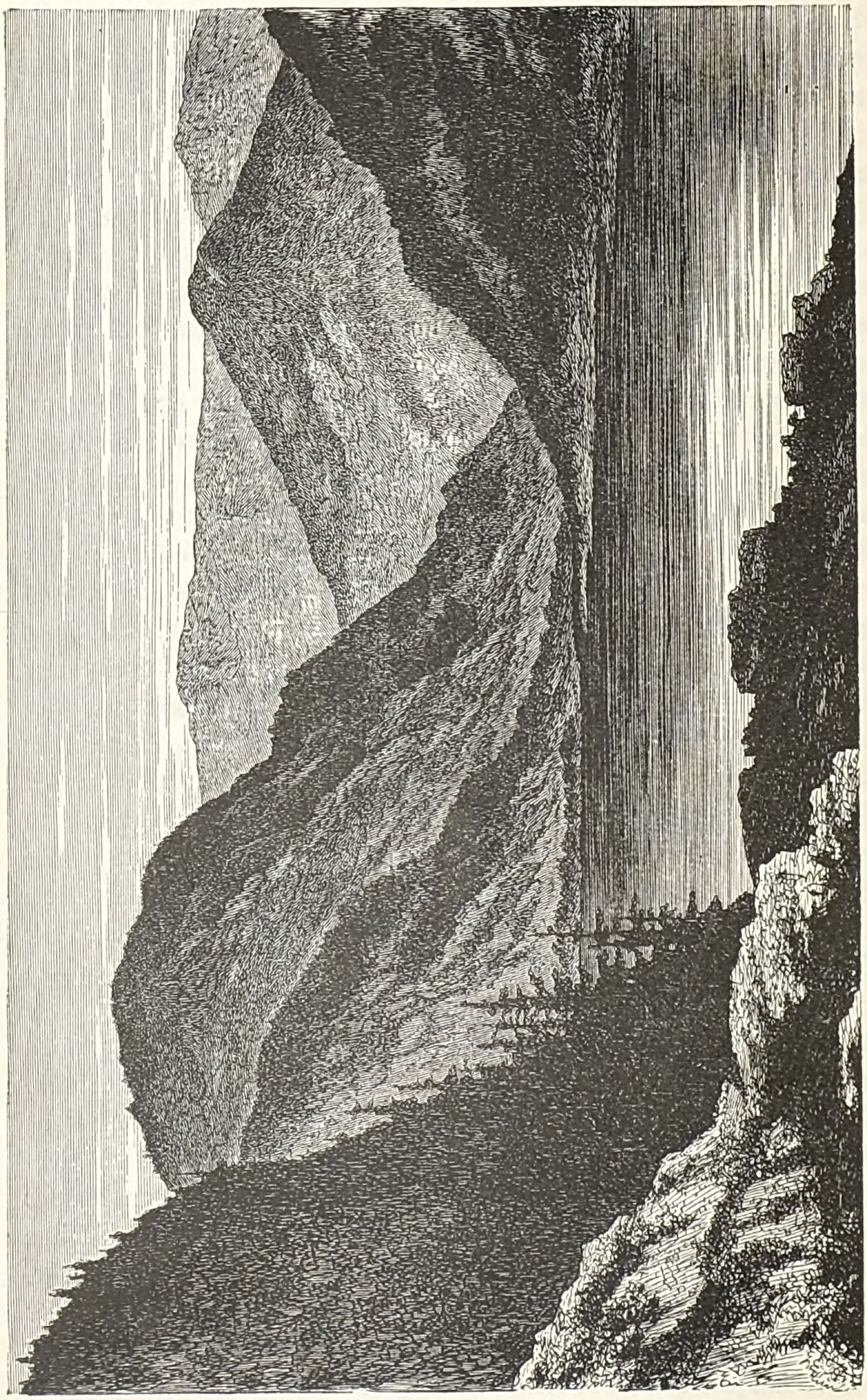


Abb. 40. Der Titisee mit dem Feldberge im Hintergrunde.

Obstbäume, sondern nur verkrüppelte Birken wachsen, kalte Winde mitten im Sommer und halbnackte Kinder, die vor den armseligen Hütten spielen, kennzeichnen in dieser Gegend wie das Klima, so die Armut ihrer Bewohner.

Die Schwarzwäldler, durch die freilich stark verschönernden Schilderungen in Berthold Auerbachs „Dorfgeschichten“ uns vertraut geworden, sind ein tüchtiger, lieber Menschenschlag von herzlicher Gutmütigkeit, munter und voll Lebenslust, und doch wieder der ernsten, geheimnisvollen Seite der Dinge sinnig zugewandt. Das Volk um die Bergseeen herum glaubt noch an allerlei Kobolde, Elfen, Nixen, Wasser- und Berggeister. Mit diesen Überbleibseln altgermanischen Glaubens bevölkert die Phantasie der Schwarzwäldler Hain, Fels und Busch, Sumpf und See. In den dunkeln Tannenbäumen, welche die Häuser beschatten, hausen die Kobolde, und man soll sich ja nicht unterstehen, einen solchen Baum zu fällen; wer es wagt, kann sich ein unheilbares Übel zuziehen. Es giebt unter ihnen auch sehr gefällige und dienstfertige Kobolde, die, wenn man sie in Ehren hält, allerlei Gutes in der Haushaltung stiften, die Butter frisch erhalten, Milch und Eier vermehren, das Brot schmackhaft machen und die leeren Honigtöpfe wieder füllen. Ihnen befreundet und verbündet sind die guten, harmlosen Elfen, die in den seebespülten Porphyrfelsen wohnen, oder auch in kleinen bunten Steinen, die man Elfenmühlen nennt. Dem wonnigen Hauche des Lenzes, der säuselnden Mailuft gleicht ihre sanfte Stimme. In lauen Sommernächten tanzen sie im mondbeglänzten Hain oder auf den blumigen Bergwiesen, und wenn man zuweilen einen leisen Ton im Walde vernimmt, so rührt dieser von den Elfen her. — Aber mit diesem Traume der Einbildungskraft geht ein tüchtiges, praktisches Ergreifen der Wirklichkeit Hand in Hand, und der Gewerbfleiß des Waldes ist weit berühmt. Das Holz ist der Schatz, den der Schwarzwäldler in aller Weise zu heben weiß. Die schönsten Stämme werden als Holländertannen die Bergwasser hinab in den Rhein und nach den Niederlanden geflößt, und mancher Schwarzwälder Stamm hat als Schiffsmast „die Meere befahren und fremde Länder geschaut“. Weiter dient das Holz der eigentümlichen Uhrenindustrie. Gefertigt in der Waldeinsamkeit von einem kunstsinnigen, zum Nachdenken geneigten Volke, haben diese Schwarzwälder Uhren in Bezug auf pünktliche Genauigkeit des Ganges einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Es giebt Meister auf dem Walde, welche Kunstarbeiten geliefert haben und noch liefern, die nicht nur bei uns, sondern auch in Frankreich und England als Probestücke

eines erfinderischen Geistes rühmliche Anerkennung gefunden haben. In Moskau wie in Valencia, in Quebeck und Algier, in Kasan wie in Konstantinopel trifft man vielgewanderte, allemannisch und welsch parlierende Söhne des Waldes, in schwarzer Manchesterjacke und roter Weste, ausgesandt von einem Neustädter oder Furtwanger Hause, mit lieblich klingenden heimatlichen Wanduhren. Der Dichter Auffenberg hatte eine kindische Freude, als ihm einst mitten in Spanien ein Mann mit den Worten: „Grüß di Gott, Landsmännle!" auf die Schulter klopfte. Es war ein Schwarzwälder Uhrenhändler. Außerdem sendet der Wald in die breisgauischen, schwäbischen, ober- und niederrheinischen Wirtschaften und Haushaltungen hölzernes Gerät und in Menge blecherne Löffel, welche auf eigenen Mühlen verfertigt werden. Das hackt und bohrt und klappert, wenn man durch den Wald fährt, daß man meint, in die Werkstätte unermüdlicher Gnomen gekommen zu sein. Glashütten und Hammerschmieden trifft man in jedem Waldbezirke, besonders an den Ufern der Alp, Wutach und Haslach. Die letztere stürzt sich wild herab aus den Wäldern von Dittishausen, wo stämmige Holzhauer ein hartes Gewerbe treiben, und bei nie verlöschenden Feuern rußige, wildblickende Schmiede schaffen. Hier und da liegt in dunkler, schweigender Einsamkeit eine Terpentinschwelerei oder eine Pechhütte, welche weithin ihre strengen Düfte verbreitet. Dort, wo der Bach hastig hinabjagt, lugt aus dem tiefen Grün die Hütte des Holzflößers. Das Haus des Wäldlers ist von Holz, mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Die Stuben zu ebener Erde sind schwarz getäfelt, mit vielen Fenstern versehen, ohne darum viel Licht zu haben, wegen des weit vorspringenden Daches. Zu den Schlafgemächern führen Gänge von außen. Unter diesen Gängen, draußen am Hause, liegt der Holzvorrat. Auf der Hinterseite senkt sich das Dach bis auf den erhöhten Boden, so daß man wie über eine Brücke nach der Tenne der Scheune fährt und über den Köpfen von Menschen und Tieren drischt. Keine Hütte ist ohne plätschernden Brunnen, und nicht selten steht eine Kapelle daneben mit einem Glöckchen, zum Morgen- und Abendgebet zu rufen.

Von dem Pforzheimer Thale bis zum Neckar zieht sich ein flachwelliges Hügelland aus Muschelkalk von 400 m Mittelhöhe, das nur von der Rheinebene aus gesehen ein bergartiges Ansehen hat. Die mäßigen Höhen desselben haben es möglich gemacht, zwischen ihnen hindurch Eisenbahnen zu legen, welche Neckar- und Rheinthal, Stuttgart und Karlsruhe verbinden. Am Neckar treten wieder größere Erhebungen auf. So steht am Ausgange des Neckarthales über

Heidelberg der Königsstuhl, 579 m, der eine prachtvolle Aussicht bietet und so oft von der Stadt aus teils auf bequemer gebahnter Fahrstraße, teils auf steiler Jakobsleiter, hinauf zu der romantischen Ruine des Heidelberger Schlosses erstiegen wird.

Jenseit des Neckar bildet der Odenwald das nördliche Stück des östlichen Walles, ein 66 km langes und 40 km breites plateauartiges Hügelland von 400—500 m Mittelhöhe, das steil gegen die Rhein- und Mainseite, sanft nach Südosten abfällt. Da, wo der Nordwestrand am weitesten in die Ebene tritt, östlich von Zwingenberg, ragt der 520 m hohe, viel besuchte Malchen oder Melibocus empor. Mit dem weißen Turme auf seinem Gipfel schon aus weiter Ferne sichtbar, beherrscht er eine weite Strecke der Rheinebene und gewährt eine der schönsten Aussichten auf eine Menge von Städten, worunter Frankfurt, Mainz, Worms, Mannheim, Speier, und zahllose Dörfer. Gegen Norden, Westen und Südwesten schließen der Taunus, der Donnersberg, die Haardt und der Wasgau die Aussicht, gegen Osten das bunte Gewühl der Hügel und Berge des Odenwaldes. In weiterer Ferne zeigen sich die düstern Wälder des Spessart.

Die Sage breitet über das freundliche Gebirge Wehmut und Ernst. Hier hielten die Recken der Burgunden die Jagd, auf der Siegfried fiel; noch heute zeigt man bei dem Dorfe Grasellenbach den verhängnisvollen Brunnen. Vom Schlosse Rodenstein her braust der Sturm des wilden Heeres, wenn ein Krieg droht; und das Volkslied singt vom Baum im Odenwald, der Liebesglück und Liebesleid mit angeschaut.

Dem Schwarzwald parallel zieht der Wasgau, der Wasken Wald der Alten, der Wasichenstein der Sage, auf dem Walter von Aquitanien kämpfte. Zwischen Belfort und der Moselquelle hebt sich der Zug steil aus der Ebene und teilt auch sonst alle Eigentümlichkeiten des Zwillingsgebirges; nur ist der Abfall nach Westen nicht so sanft wie die Ostabdachung des Schwarzwaldes. Finstere Tannenwälder, welche hin und wieder kleine, dunkele Seeen umschließen, bedecken seine höchsten Gegenden; im untern Teile der Thäler aber herrscht eine gleiche Fruchtbarkeit wie gegenüber. Trefflicher Wein, Obst, Mais und Kastanien gedeihen an allen Hängen und verbreiten Wohlstand in der Bevölkerung.

Der obere oder hohe Wasgau bildet den südlichen Teil des Gebirges. Er endigt bei der Markircher Senke, die zwischen Schlettstadt und St. Dié in einer Höhe von 760 m das Gebirge durch-

schneidet. Die mittlere Kammhöhe beträgt gegen 1000 m; die höchsten Kuppen oder Belchen (Ballons) liegen östlich von der Wasserscheide zwischen Rhein und Mosel. Wie bei dem Schwarzwalde drängen sie sich hauptsächlich zu einem südlichen Schlußknoten zusammen. Der höchste Wasgengipfel ist der Sulzer Belchen mit 1432 m Höhe. Von Gebweiler erreicht man in 3/4 Stunden seinen Gipfel, eine kahle Halde, aus der Felsblöcke emporragen. Von ihm reicht der Blick bis zu den Alpen hinüber.

Ein kerniges Volk, dem man das Sachsenblut auf den ersten Blick noch ansieht, bewohnt die Gehänge dieses oberen Wasgau. Auf Viehwirtschaft weist die Natur ihres Landes sie hin; doch ziehen sie auch an ihren Bergen einen geringen Wein. Meist trinken sie ihn selbst bei ihren ländlichen Festen, wenn das junge Volk des Dorfes in überquellender Lebenslust tanzt und die Alten behaglich zuschauen oder weise das Wohl der Welt erörtern.

Von der Markircher Lücke bis zur Senke zwischen Zabern und Saarburg, die nur 380 m Höhe hat, zieht der mittlere Wasgau, wie der untere Schwarzwald ein breitrückiges Buntsandstein-Plateau. Die mittlere Höhe beträgt 800 m, nur einige wenige Kuppen steigen bis 1000 m. Aus dem Schlußrücken gegen Osten geschoben ist der Ottilienberg, 801 m, auf dem einst Kelten verschanzte Zufluchtslager hatten und hernach die heil. Ottilie, Tochter Attichs (Ettikos), des Herzogs von Elsaß, ein Kloster stiftete. Er bietet die schönste Übersicht der oberrheinischen Ebene.

Der untere oder Nieder-Wasgau — wenn man den Namen hier noch brauchen darf — von der Senke von Zabern bis zur Lauter oder Queich, wird zu einem niedrigen, aber höchst anmutigen und interessanten Berglande, das mit der Haardt zusammen ein beliebtes Reiseziel geworden ist. Berühmt ist die Aussicht von den wohlerhaltenen Trümmern der im Raubkriege von den Franzosen zerstörten Madenburg, 467 m. Die Rheinebene, von zahllosen Dörfern und Städten überdeckt, vom Rheine durchflossen und vom Schwarzwald, Odenwald und Taunus begrenzt, liegt unübersehbar weit vom Breisgau bis in die Gegend von Mainz vor dem Auge. Das Straßburger Münster und die Dome von Speier und Worms tauchen hervor. Aber noch schöner ist der Blick durch grüne Bergrahmen in die Felsenwunder des inneren Wasgau, der pfälzischen Schweiz.

Nördlich von der Queich erhebt sich die Haardt, eine breite Sandsteinfläche. Von der Rheinebene aus erscheint ihr Abfall wie

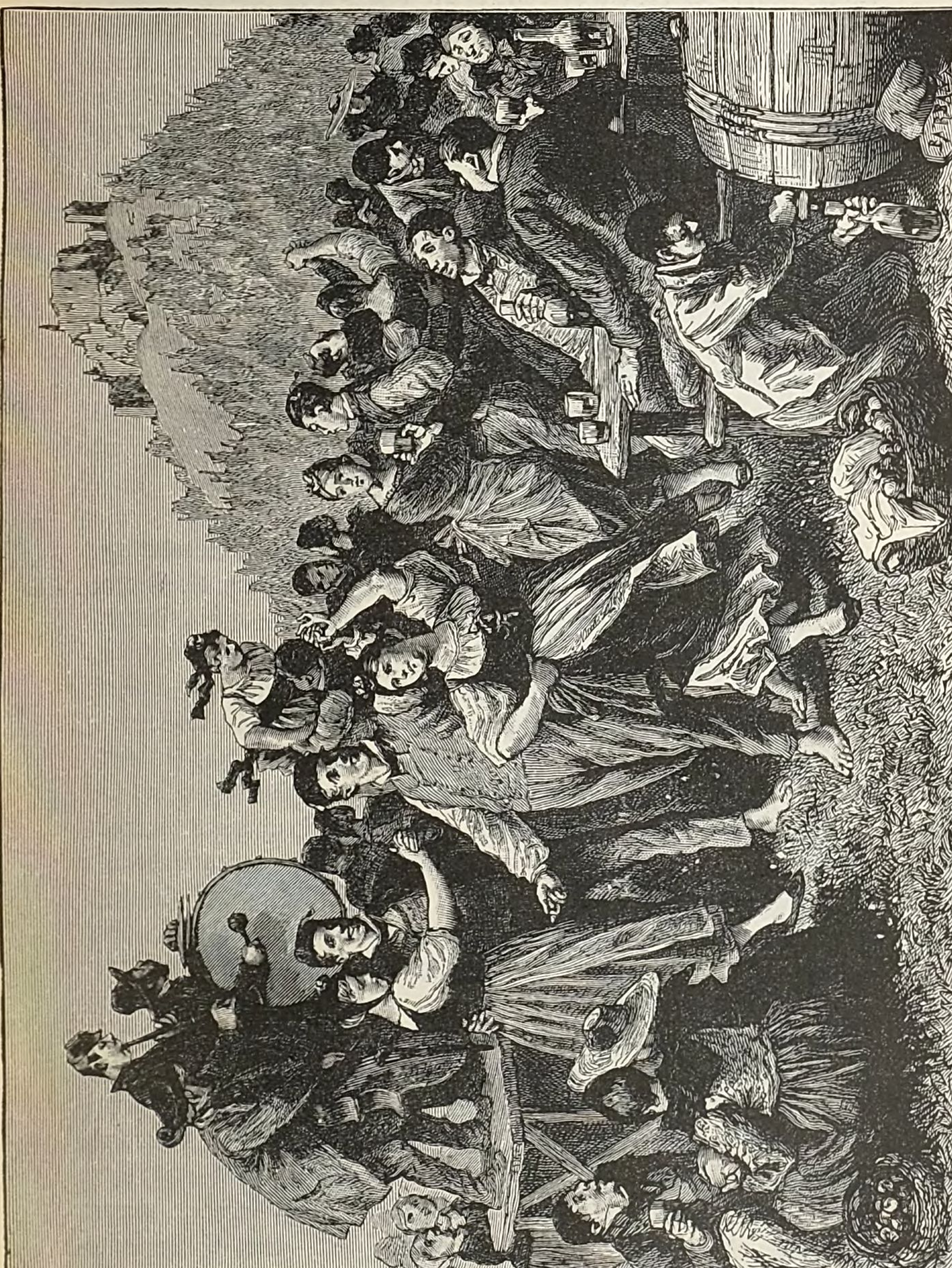


Abb. 41. Ländliches Fest am Hohneck im oberen Wasgau.

eine steile Wand, an deren Fuße sich ein stadtähnliches Dorf an das andere reiht. Weite Rebenfelder decken das Land; Kastanienwälder rauschen um die ruinengekrönten Bergspitzen, Mandel- und Pfirsichbäume schmücken die Weinberge, und Alleeen von Nußbäumen reichen weit hinab in die Ebene. Das Hochland ist zum größten Teile mit Wäldern bedeckt. Mitten im prächtigsten Walde erhebt sich der großartig schöne Drachenfels; ein kühn zerrissenes und zerhöhltes Felsengebilde, in dem die Sage den von Siegfried erschlagenen Drachen mit seiner Brut hausen läßt, krönt inmitten der frischesten und üppigsten Waldvegetation den Scheitel des Berges.

Nach Westen fällt die Haardt allmählich zur wellenförmigen Hügellandschaft des wald- und kohlenreichen Westrich ab, welche in die Hochfläche von Lothringen übergeht.

2. Ein Ausflug auf den Ottilienberg.

Der Herbst ist die rechte Zeit zu einer Wasgau-Wanderung. Dann sind die Morgen frisch, die Mittage sonnig warm, die Abende und Nächte von einer außerordentlichen Pracht des gestirnten Himmels. Die Wälder prangen dann in den schönen Herbstfarben, doppelt schön durch das wohlerhaltene Grün des Laubholzes, welches überall durch das Gelb und Rot und Braun kräftig hervorschimmert.

Der schönste Punkt, zu dem eine solche Wanderung uns hinführt, ist der Ottilienberg. Man erreicht ihn von Straßburg aus in vier bis fünf Stunden, indem man sich eines Seitenzweiges der nach Mülhausen und Basel führenden Eisenbahn bis an dessen Endpunkt Barr bedient. Barr ist eines jener malerisch gelegenen Vogesenstädtchen, wie man deren die ganze Kette hinauf so häufig, aber immer mit demselben Vergnügen erblickt. Halb am, halb auf dem Hügel erbaut, von Weingärten umkränzt, von Wald eingerahmt nach der Bergseite, mit einer weiten Aussicht in das Thal, durch dessen Acker- und Wiesenflächen ein kleiner Fluß sich in mannigfachen Windungen zieht: so fesselt Barr den Blick des Beschauers, noch bevor er sich in das Innere der zum Teil engen Straßen begeben, die manch mittelalterliches Haus von gotischen Formen bergen, während Landhäuser im modernen Geschmack die gartenreichen Anhöhen zieren. Von hier ab steigt der Weg unaufhörlich, und gleich hinter Barr öffnet sich eine wundervolle Gebirgslandschaft, weit und hoch und herrlich, durchströmt von einem volleren Luftzuge, der den Geruch

des Hochwaldes herabträgt, dabei von jener Eigenart des elsässer Landes, die das Sprichwort mit dem Verse charakterisiert: „Drei Schlösser auf jedem Berg, drei Kirchen in jedem Thal, die findet man im Elsaß überall“.

In der That erblickt man hier die drei Schloßruinen von Andlau, Landsberg und Speßburg, jede von ihnen auf einem vorspringenden Bergrücken über den Dörfern an ihrem Fuße emporragend und jede der Schauplatz einer frommen oder ritterlichen Sage der Vorzeit. Unermeßliche Tannenwaldung, mit grünem Unterholze vermischt, dehnt sich, je höher man nun steigt, zu beiden Seiten; das Farnkraut wächst hier zu ungewöhnlicher Größe und das Gestein schimmert von der rötlichen Blüte des Korallenmooses. Im Waldschoße traulich gebettet liegen die Vogesendörfer Klingenthal und Ortrott, von Bächen durchrauscht, von Matten umgeben. Jeder Sonnenstrahl läßt in Höhe und Tiefe eine neue Schönheit erkennen, jeder vorüberwallende Nebel vermehrt den Reiz der Einsamkeit und Weltentfremdung; so steigt man drei Stunden, bis der Gipfel des Berges erreicht ist. Hier steht ein altes Kloster, welches nach der heiligen Ottilie, der Schutzpatronin des Elsasses, genannt ist und im siebenten Jahrhundert von ihr oder doch für sie gegründet sein soll. Es ist eine gar erbauliche Sage, die sich an diesen Ort knüpft, und noch immer wie vor alters ist der Ottilienberg und sein Kloster eine der besuchtesten Wallfahrtsstätten im Elsaß. Eine Quelle rieselt hier oben, welche die

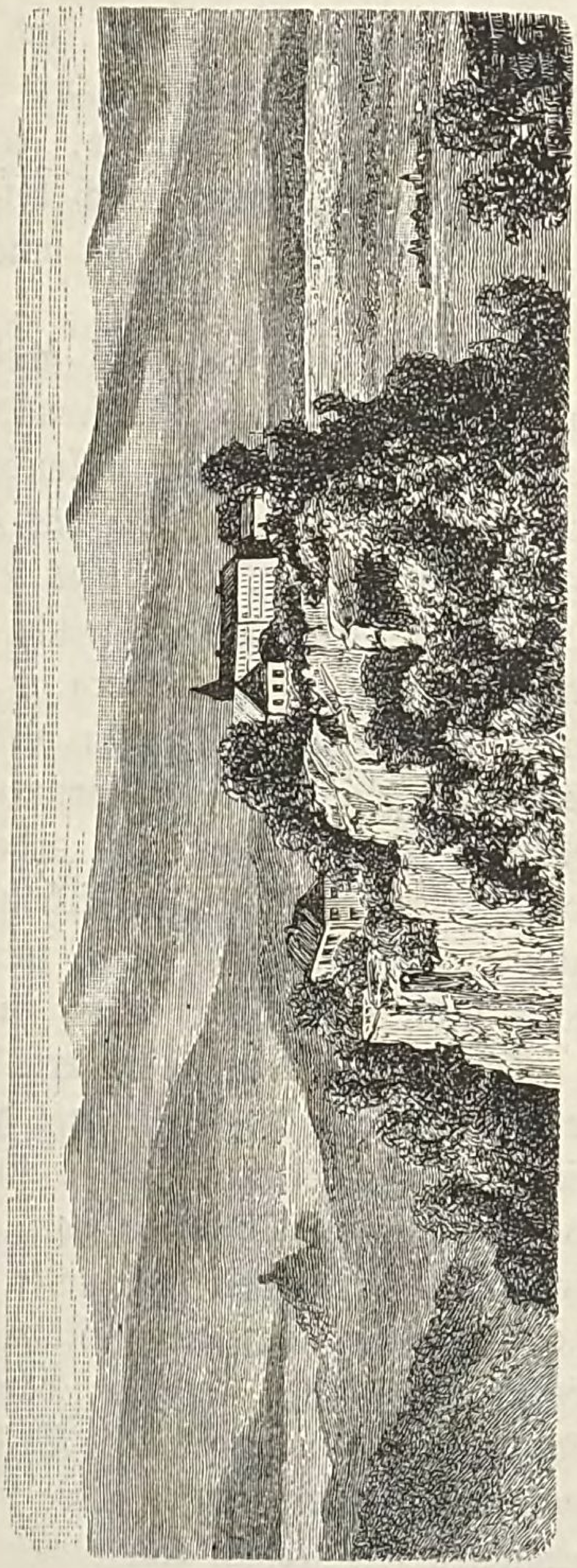


Abb. 42. Der Ottilienberg mit dem Wasgau im Hintergrunde. (Nach Hirts geogr. Bildertafeln.)

Kraft besitzen soll, Augenleidenden zu helfen, und schon manch eine mirakulöse Heilung muß ihr Wasser vollzogen haben, wenn man von der Menge der Bilder und Gedichte, die den Dank der Genesenen darbringen und womit die Wände der Kapelle, in der die Reste der Heiligen in einem prächtigen Sarge ruhen, bedeckt sind, einen Schluß auf ihre Zahl machen darf. Und alle diese Widmungen und Gedichte sind durchaus in deutscher Sprache geschrieben; ein Zeichen, wenn es dessen noch bedürfte, daß das Volk des Elsasses deutsch denkt, deutsch fühlt und deutsch betet. Die Sprache, in der es sich mit Gott und seinen Heiligen unterhält, wird wohl seine Herzenssprache sein.

Die Regel ihres Ordens scheint den frommen Bewohnerinnen von Sankt-Ottilien die Gastfreundschaft nicht zu verbieten, sondern sie zur Ausübung derselben vielmehr anzuhalten; denn außer einem Wallfahrtsorte ist dieser Berg das Ziel zahlreicher Ausflüge, namentlich der Straßburger, und dieses Kloster zugleich eine Wirtschaft und ein Gasthof. Eine Tafel, welche auf der einen Seite in gutem Französisch und auf der andern in etwas weniger gutem Deutsch die Vorschriften für das Verhalten giebt, sagt: „Zwei Arten von Besuchern sind hier immer willkommen: die einen, welche ihr religiöses Bedürfnis hierher führt; die andern, welche der guten Luft wegen und zu einer anständigen Erholung heraufkommen. Eine dritte Gattung, welche das Heilige zum Gegenstande ihrer Scherze zu machen liebt, thäte besser, unten zu bleiben."

Die Aussicht von diesem erhabenen Punkte ist prachtvoll. Weit vor dem Blicke ausgebreitet, liegt die herrliche Ebene, die man von dieser Felshöhe beherrscht; man sieht den Schwarzwald, man sieht das Straßburger Münster, man sieht den Rhein fern bis Rastatt glänzen. Man erblickt tief unter sich, vom Walde eingefaßt, die grünen Matten, auf denen Kühe weiden, Bergkuppen, Schlösser, Dörfer ohne Zahl. Und im dämmerigen Klosterhofe rauschen die Linden und das wunderthätige Brünnlein fließt, und durch die Kreuzgänge des Klosters wandeln die Nonnen in ihren schwarzen weiten Gewändern und weißen Kopftüchern.

3. Metz.

Die Sonne neigt sich zum Untergange. In ländlicher Umgebung ruhen wir aus von der Tageshitze und der interessanten, aber ermüdenden Wanderung durch Metz und die Schlachtfelder ringsum.

Wir sitzen in Scy auf einer Terrasse, von dichtbelaubten Linden beschattet, umweht von erfrischender, abendlicher Kühle und betrachten das große, vor uns aufgerollte Landschaftsbild.

„Fürwahr ein reiches, wohlhäbiges Land ringsum! Weingärten nehmen den ganzen Berghang ein, hinab bis zur flachen Thalsohle, und heben sich zur Linken, hinter der Kirche, noch höher hinauf an dem Hügel, auf dessen breitem, kahlem Rücken sich die Wälle des Forts von St. Quentin drohend erheben. Dort unten schlängelt sich zwischen Weinbergsmauern der Weg hinab, welcher uns zu dem Dörfchen Scy heraufgeführt hat. Zahlreiche Dörfer, Weiler und einzelne Häuser heben sich aus dem üppigen, lachenden Grün hervor, meist in hellen Farben gemalt, die Fenster mit grünen Jalousieen geschlossen, die Wände mit Weinreben und mit Spalierobst bekleidet, die Dächer mit wellenförmigen Ziegeln gedeckt, die Schornsteine zahlreich und weit über die Dächer aufragend.

Ein schönes Silberband durchzieht das liebliche weite Thal, welches zu unsern Füßen liegt. Es ist die Mosel, die der Blick von dem gewerbreichen Ars-sur-Moselle, wo sie aus engerer Thalschlucht hervortritt, bis weit über Metz hinab verfolgt. Der breite, glänzende Wasserspiegel wird durch ein gewaltiges steinernes Wehr aufgestaut, teilt sich hier und da in mehrere Arme und bildet größere und kleinere Inseln, die mit Schilf und Gras oder mit Gebüsch bewachsen sind, während die größte derselben einen Teil der Landeshauptstadt trägt.

Scy gerade gegenüber, in mächtiger Höhe über der Moselaue, dehnt sich das städtisch gebaute Dorf Montigny-les-Metz aus. Hat man die Stadt noch nicht beachtet, so könnte man geneigt sein, diesen Ort mit seinen lang gestreckten Straßen, seinen stattlichen Gebäuden und seinen Türmen für Metz selbst zu halten. Aber wir wenden uns links, und die große, glänzende Stadt fesselt unseren Blick.

Eine große, reiche Stadt, dieses Metz! Zwei Stunden lang waren wir ihre Straßen nach verschiedenen Richtungen durchwandelt, und die weder großen noch hohen, aber freundlichen Häuser, die netten, reinlichen Straßen und Plätze, die ununterbrochen aneinander gereihten mehr eleganten als großartigen Verkaufsläden hatten uns einen angenehmen Eindruck hinterlassen. Wir hatten uns die eisernen Markthallen betrachtet mit ihrem Reichtum an Blumenkohl, Artischocken und Zwiebeln, ein redendes Zeugnis von der Fruchtbarkeit des Landes rings umher; wir waren an der großen Kirche vorübergegangen, doch nicht ohne die schöne Architektur ihrer Portale,

ihrer Fenster und Pfeiler wenigstens von außen zu bewundern. Der Turm ist leidlich hoch, aber nur ein schwacher Ersatz für den im Plan vorhanden gewesenen, aber nicht ausgeführten Turm, welchen die Maße des Gebäudes verlangen würden. Dann waren wir über die beiden großen Brücken gegangen, welche innerhalb der Stadt über die Moselarme führen und an deren Ufern sich geduldige Angler die Mühe des Wartens nicht verdrießen lassen. Auch waren wir in diesem oder jenem Kaufladen eingekehrt, um an das Einkaufen kleiner Reisebedürfnisse Fragen und Gespräche anzuknüpfen, und hatten den Eindruck gewonnen, daß es sich in Metz gut wohnen lasse, daß deutsche Thätigkeit und deutscher Unternehmungsgeist sich neben den französisch-lothringischen Elementen festsetzen und daß die Zeit nicht in unerreichbarer Ferne liege, wo nicht bloß die Stadt mit ihren starken, grünen Festungswällen, ihren blanken Häusern und ihren unversehrten, zugleich mächtigen und eleganten, aus Sandsteinquadern aufgeführten Mauern, sondern wo auch die Bewohner mit ihren Anschauungen und Neigungen für Deutschland werden gewonnen sein.

Dort unten zwischen Fluß und Eisenbahn waren wir dann thalaufwärts gegangen bis Longeville. Das langgebaute, freundliche Dorf, eine lange gepflasterte Hauptstraße in der Mitte, zahlreiche Landhäuser und Gärten, letztere nach Landessitte mit weißgetünchten hohen Mauern umgeben, selten mit einem modernen Eisengitter, welches einen freieren Einblick in die Gartenräume gestattet, hatten wir recht öde gefunden. Hier hatte der französische Kaiser, als er seinen Stern verbleichen sah, die Nacht vom 14. zum 15. August 1870 zugebracht, denn die Straße nach Mars-la-Tour war von deutschen Reitern umschwärmt — und er hatte umkehren müssen, um am folgenden Tage über Briey gegen Nordwesten hin sich einen andern Ausweg zu suchen. Nun war es Abend geworden. Wir überschauten von unserm Standpunkt unter den Linden von Scy die Pfade, die wir gegangen waren, und obgleich im Laufe der letzten Stunden fast nur Laute einer fremden Sprache an unser Ohr gedrungen waren, kam uns doch die Stadt mit ihrer Umgebung recht heimisch und recht deutsch vor. Weiter wanderten wir gegen Westen.

Weinberge und Gärten rechts und links, mit niedrigen Mauern umgeben, wenig Felder, keine blumigen Wiesen, aber überall Bäume und Reben, nur vereinzelt ein Mensch auf dem Wege, da um diese Tageszeit sich jedermann in die Dörfer zurückzieht: so war der weitere Weg. Bald senkte er sich, immer zwischen Mauern und Hecken, in einen an Obstbäumen reichen Thalgrund hinab, ging über

ein Wässerchen und dann aufwärts in dem Dorfe Lessy; weiter führte er dann zwischen niedrigen, hin und wieder zertrümmerten Weinbergsmauern, Hecken und Feldern; wir passierten die Linie, in welcher die deutschen Vorposten während der Belagerung 1870 ge-

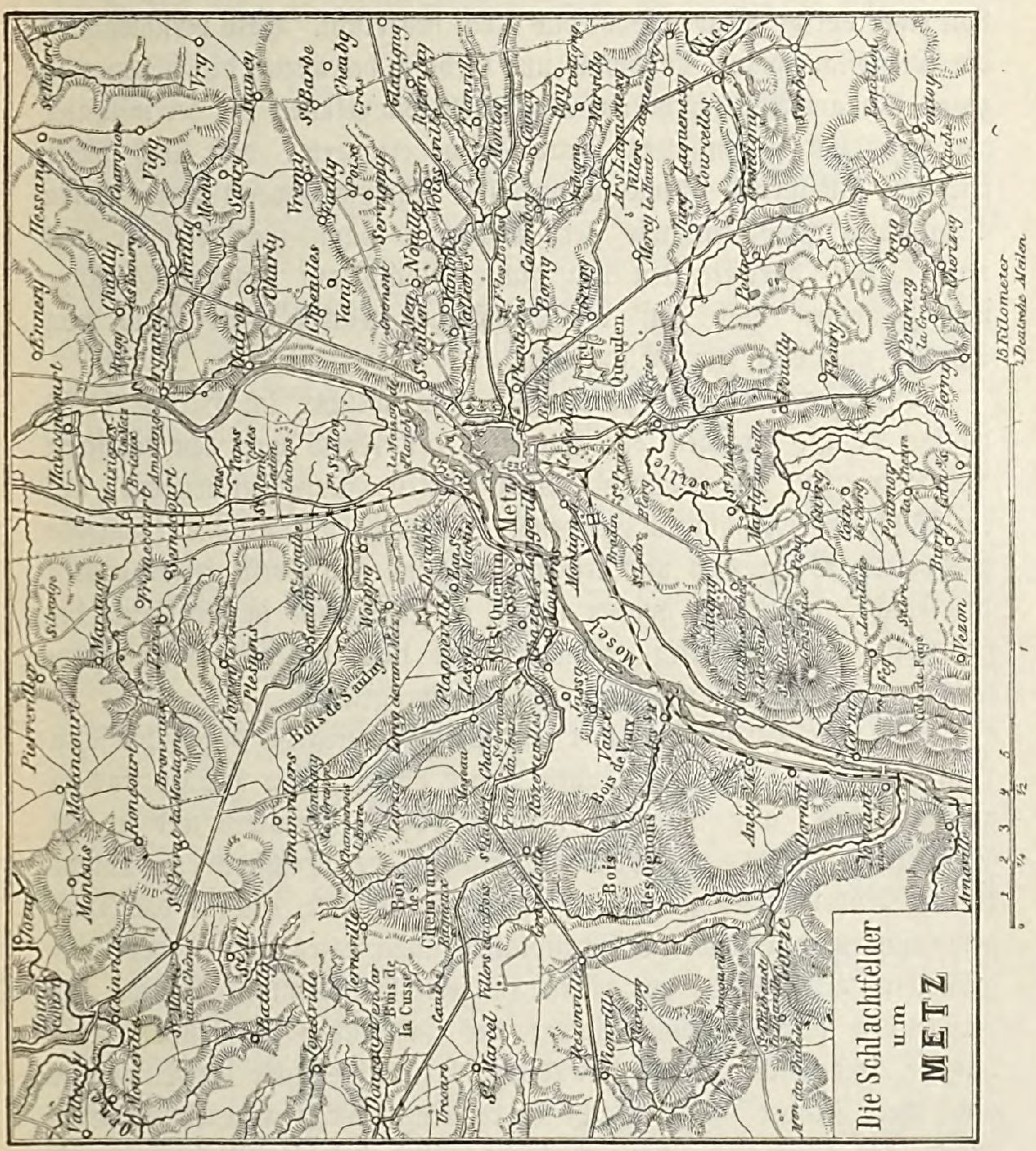


Abb. 43. Die Schlachtfelder um Metz.

standen hatten, gingen dann abwärts in ein zweites tieferes Thal, unter einer Eisenbahnbrücke hinweg und in das langgestreckte Dorf Chatel-St.-Germain. In den Kämpfen des 18. Oktober war das Dorf Rückzugspunkt der französischen Corps vom Centrum und linken Flügel gewesen. Dann hatte die Belagerungsarmee sich des wichtigen Postens bemächtigt. Denn das Dorf liegt zu tief im

Thalgrund, als daß es von den Kanonen des Forts St. Quentin hätte beschossen werden können.

Heiter brach der Tag an, als wir im tauigen Morgen thalaufwärts weiter wanderten. Bald lag das friedliche Dorf hinter uns, zur Linken ließen wir die Ruinen einer längst zerstörten Kirche, welche von einer vorspringenden Höhe das Thal beherrscht. Bald verschwanden die Weinpflanzungen, Laubwald und Gebüsch bekränzten die Höhen und zogen sich am Abhang hinunter zu einer Pappelallee, an der mitunter ein freundlich geschmücktes Grab daran erinnerte, daß auch dieser friedliche Thalgrund Zeuge wiederholter Kämpfe gewesen war. Etwa 4 km weit verfolgten wir den Thalweg, dann wandten wir uns nach Osten, durchkreuzten den dichten Wald am östlichen Gehänge und gelangten bald auf die Hochfläche zwischen dem Wald von Saulny und dem Fort Plappeville.

Die Hochfläche von Plappeville, auf welcher im Herbste 1870 häufig Schüsse zwischen den Kanonen der Forts und den deutschen Plänklern, die den Waldrand besetzt hielten, gewechselt wurden, bot ein Bild tiefen ländlichen Friedens. Magere, mit Blumen sparsam geschmückte Bergwiesen und reifende Roggen- und Gerstenfelder deckten die Fläche. Hin und wieder waren einzelne Leute in der Ernte beschäftigt. An den Krieg erinnerten nur noch die mit Gras überwachsenen, aber nicht eingeworfenen Schützengräben.

Von der Hochfläche führt die Straße abwärts durch hübschen Laubwald nach dem freundlichen Dorfe Lorry. Die Häuser sind in gutem Stand, nirgends sieht man so viel Weintrauben und so viel Spalierobst, besonders Aprikosen, wie an den Häusern von Lorry. Überall Röhrbrunnen und klares, fließendes Wasser, ein für das Dorf gemeinsames, durchaus mit Steinplatten ausgelegtes und bequem eingerichtetes Waschhaus, vor vielen Häusern Holzstämme, Bretter und Faßdauben gelagert zum Bedarf der zahlreichen Faßbinder, eine hübsche, freundliche Kirche, freundliche, heitere Gesichter der Bewohner und ihrer Kinder — so macht Lorry einen höchst angenehmen Eindruck, der durch die schöne Aussicht auf das breite Moselthal noch erhöht wird.

Durch Weinberge und Gärten führen schmale Fußsteige abwärts nach dem Thale zu; überall fließt Wasser in kleinen Thalgründen, deren Fruchtbarkeit das üppig betaute Gras und der reiche Erntesegen anzeigen. Näher der Stadt Metz mehren sich die Häuser, einzeln oder in Gruppen vereinigt bedecken sie das ganze Gefilde, während über den Weinbergen auf kahlen Höhen die Forts Plappe-

ville und St. Quentin thronen, deren frischerbaute Wälle ein Zeugnis von der Thätigkeit der deutschen Armeeverwaltung ablegen. Villen mit hübschen Parkanlagen und Springbrunnen, Kunstgärtnereien, industrielle Etablissements wechseln miteinander ab"; dann führt die Straße durch die Festungswälle hinein in die Stadt, die als starke Grenzwacht den ewig unruhigen Nachbar ernst zur Mäßigung mahnt.

4. Die oberrheinische Tiefebene.

Zwischen den mächtigen Bergwällen des Schwarzwaldes und des Wasgau liegt die oberrheinische Tiefebene. In einer Länge von 300 km bildet sie, von Südsüdwest nach Nordnordost gerichtet, einen mächtigen Spalt der Erdrinde, der mitten im zusammenhängenden Gebirgslande aufklaffte und die Seitenkanten auseinander warf. Den Grund füllten die Niederschläge der durchströmenden Gewässer zur wagerechten Ebene aus; denn vor Zeiten flutete ein mächtiger See in dem Becken. Aber je tiefer das strömende Element seinen Ausflußspalt in den hemmenden Bergriegel einsägte, desto tiefer sank der See. Mit dem Sinken des Sees schritt auch die Ausbildung einer Hauptrinne in der Mitte und die Formierung vieler kleiner Rinnen oder Flußthäler zu den Seiten fort, indem die Gewässer nun nicht mehr gleich in den See fielen, sondern längere Wege zu machen hatten und sich dabei die bequemsten Bahnen aufsuchten. Allmählich wandelte sich der See in einen langen Strom; die verschiedenen Stücke desselben setzten sich zu einer ebenmäßig fließenden und zusammenhängenden Flußlinie, dem Rheine, aneinander, der als die große centrale Wasserader des Beckens hier seinen oberen Lauf vollendet.

Nachdem bei Basel der Rhein in einem schroffen Winkel nach Norden umgesetzt und dadurch in die Tiefebene getreten ist, hat er auch seine ganze Physiognomie verändert. Meist ist er jetzt breit, in viele Arme und Inseln gespalten; nur selten zieht er sich in eine, dann nicht sehr breite Rinne zusammen. Gleich unterhalb Basel beginnt eine flache Sanddüne, die sich bis Straßburg fortsetzt. Diese Sandmasse ist so locker, daß keiner der Bäche, die bei Mülhausen von den Ausläufern des Jura herabkommen, den Rhein erreicht. Sie versiegen alle am Rande der Düne. Da das lebhafte Gefälle des Rheins von Basel bis Straßburg sich gegen Mannheim wesentlich vermindert, so häuft sich hier der Sand und das Gerölle noch mehr als oberwärts. Langgestreckte, flache, kahle Kieselsandbänke werden zu

den Seiten des Flusses aufgeschüttet, welche das Wasser einengen. Aber jedes Hochwasser giebt ihnen eine veränderte Gestalt, welche unablässig dazu beiträgt, den Stromlauf selbst wieder umzugestalten. Doch birgt der armselige Boden Bergkrystall und Gold. Seit alten Zeiten sind die sogenannten Rheinkiesel als schöne klare Gerölle bekannt, die geschliffen oft Rheindiamanten genannt worden sind; und seit dem 7. Jahrhundert wird aus dem Rheinsand Gold gewaschen, das, fast rein, in winzigen rundlichen Blättchen oder Schuppen vorkommt.

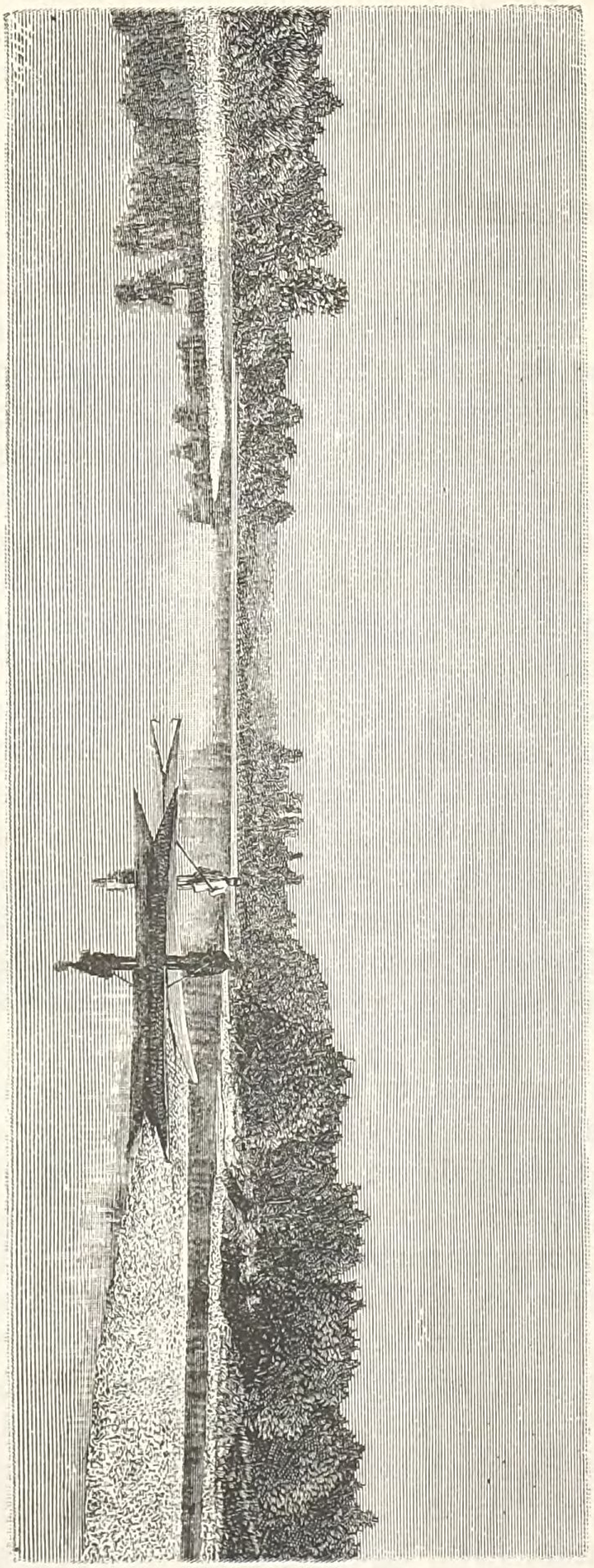


Abb. 44. Kieselsandbänke im Rhein.

Der Oberrhein zwischen Basel und Straßburg hat mehrere Inseln und Sandbänke und strömt weit schneller als in der Strecke von Straßburg bis Mainz. Er ist noch kein formierter Strom, sondern ein großartiges Wildwasser. Das Bett des noch unstäten und ungezähmten Flusses ist veränderlich und unregelmäßig, da sich die Gewässer bald auf die eine, bald auf die andere Seite drängen.

Auch ist es noch häufig durch abgerissene und verschlämmte Baumstämme gesperrt. Der Fall ist noch so stark, daß die Bergfahrt äußerst schwierig ist. Leinpfade zum Aufwärtsziehen der Schiffe sind wegen der Breite des Stromes und der Zerrissenheit der Ufer sehr schwer anzulegen. Die Schiffahrt ist daher auf dieser Strecke sehr unbedeutend; die sandigen oder sumpfigen Ufer zudem locken nicht zum Anbau, der Strom nicht zur Überbrückung. An den Stromseiten entlang reihen sich hie und da Inseln mit hohen und steilen Ufern von älterer Bildung. Röhricht umsäumt ihre Ränder; in Gruppen stehen wunderlich gestaltete, uralte Weiden oder knorrige Eichen zusammen, in deren Schatten an erhöhten Stellen die meist armseligen Gehöfte liegen. Wiesen nehmen die Niederungen ein; Kornfelder findet man nur an höheren, vor Überschwemmung gesicherten Stellen. Rehe und Rebhühner suchen im Herbste auf diesen stillen Inseln ein Asyl; denn nur auf flachen Kähnen geschieht hier der Verkehr, die meist der kräftige Arm der Inselbewohnerinnen, wenn über Tag die Arbeit den Mann fern hält, zu treiben pflegt.

Unterhalb Straßburg weicht der Rhein von seiner bisherigen nördlichen Richtung ein wenig nach Nordnordosten ab. Zugleich vermehrt er seine Wassermasse auf der einen Seite durch die Ill, welche ihm die Gewässer der größeren Hälfte des Wasgau zuführt, auf der anderen durch die Kinzig, den bedeutendsten Fluß des Schwarzwaldes. Jedoch weit mehr gewinnt er weiter abwärts durch das Einströmen von Neckar und Main. Nun werden die Inseln, die Sandbänke und Sümpfe zu den Seiten des Flusses immer geringer, der Fluß zieht sich immer mehr in einen einzigen Kanal zusammen; nur bei Mainz selbst tritt noch einmal Inselbildung auf.

Auf dem linken Ufer hat der Rhein bis Straßburg keinen irgend bedeutenden Zufluß, wohl aber einen mächtigen Parallelfluß, die I l l. Sie entströmt einer Vorhöhe des Schweizer Jura, hat bis Kolmar einen sehr raschen Lauf, wird von da an ruhiger, fließt in niederen Wiesengründen und wird 70 km oberhalb der Mündung, verstärkt durch zahlreiche Flüßchen des Wasgau, schiffbar. Herantretende Höhen drängen sie unterhalb Straßburgs in den Rhein. Sie hat eine große Bedeutung für Verkehr und Ansiedelung: an ihr, nicht am Rhein, liegen die bedeutenden Städte des linken Ufers.

Unterhalb der Ill münden aus dem unteren Wasgau und dem Pfälzer Gebirge Flüsse in den Rhein, die im Gegensatz gegen die oberen meist nach Ostsüdost gerichtet sind. Die L a u t e r entspringt

aus dem Lauterbrunnen unter der Ruine Bebelstein und tritt bei Weißenburg aus dem Gebirge. Auch der Brunnen der Queich liegt unter einem alten Ritterschlosse, dem Falkenstein. Der Fluß strömt in einem schönen Thale mit herrlichen Sandsteinfelsen. Der Hauptort, nach dem das Thal genannt ist, heißt Anweiler. Südlich von Anweiler erhebt sich auf schroffem Kegel der Trifels, 496 m, nicht das Raubnest eines trotzigen Zwingherrn, sondern ein uraltes Kaiserschloß, ein Reichsgut, das von dem, welcher die Krone trug, stets auf den Nachfolger überging. Es war das Schatzkammerschloß des Deutschen Reiches, der Aufbewahrungsort der Krone und der Reichskleinodien. Die Zerstörung hat hier grausig gewütet und doch so viel gelassen, daß wir auf den großartigen Charakter der Kaiserburg schließen können. Über die Zerstörung ist die Natur wieder Herr geworden; sie hat die Schutthaufen übergrünt mit Moos, Schlingpflanzen, Gesträuch, schon auch mit kühnen Tannen und stattlichen Eichen.

Unter den kleinen Nebenflüssen der rechten Rheinseite zeigt die Elz den längsten Lauf. Kurz vor ihrer Mündung nimmt sie die Dreisam, das kleine rasche Flüßchen von Freiburg, auf, in deren Thale der berühmte Höllenpaß über das Gebirge zieht.

Die Gegend, die dem Höllenthal vorliegt, heißt das Himmelreich: ein passender Name für ihren Reichtum und den Gegensatz zu der bald folgenden düsteren Landschaft. Ähre und Rebe, Wald und Wiesen bedecken den Boden; der klare, muntere Strom der Dreisam rauscht längs der Straße hin, und Dorf an Dorf, Kirchturm an Kirchturm schaut aus den Bäumen und Feldern hervor, während im Hintergrunde in weitem Kranze die sanft gerundeten malerischen Kuppen der Schwarzwaldberge sich der Ebene zuneigen. Die Trümmer der Burg Falkenstein bewachen den Eingang zur Hölle. Der malerische, ganz von Waldlaub umkleidete Fels, auf dem sie liegen, ist ein Angeld auf die Wunderbildungen von Fels und Wald, die uns im Höllenthal erwarten. Fels und Wald, Fluß und Straße, das sind die einander das Territorium streitig machenden Besitzer dieser merkwürdigen Bergenge, die jedoch lange nicht so fürchterlich ist als ihr Name.

Wasserreicher, wenn auch nicht länger als die Elz, ist die bei Kehl mündende Kinzig. Über die kleinen Zuflüsse Rench, in deren oberem Thale die berühmte Kniebisstraße sich emporwindet, über den Achen und den Oosbach gelangen wir zur Murg. Ihr Thal ist bald schauerlich und großartig, bald freundlich und milde, hier eng

und einsam, dort weiter und belebt von Städtchen, Dörfern und zahlreichen Mühlen; wild rauscht die Murg über Granitblöcke; Burgen schauen von den Höhen, jetzt Weinstöcke und Kastanien, jetzt öder,

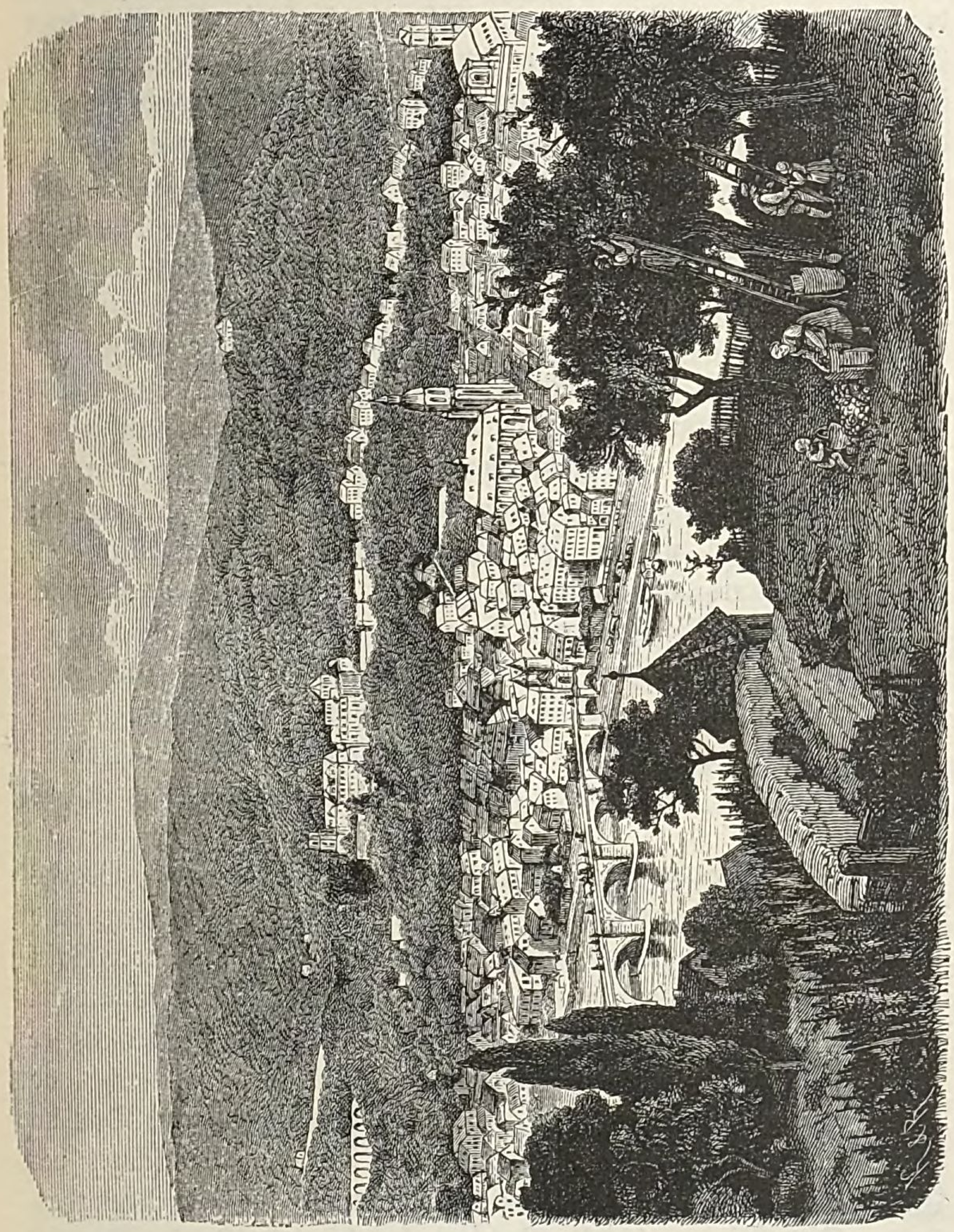


Abb. 45. Heidelberg.

nackter Fels und finstere Tannenwälder, und aus wilden Klüften stürzen der oft 60 m tief unter der Straße tobenden Murg die Waldbäche zu. Alle Schönheiten „des badischen Arkadien" zugegeben, trägt zu seinem weitverbreiteten Ruhme auch die Nähe des Weltbades Baden-Baden und der Musenstadt Heidelberg bei. Bei Kuppenheim

tritt die Murg aus dem Gebirge, wendet sich nordwestlich und mündet unterhalb Rastatt.

Der obere der beiden die östliche Gebirgsmauer durchbrechenden Flüsse, der Neckar, durchwäscht die östliche Mauer in dem Spalte, der bei dem romantisch gelegenen Eberbach beginnt. Bis zum Eintritt in die Ebene bewahrt sich der Fluß seine Gebirgsfrische, schäumt bei Heidelberg noch einmal über Felsen und durchbricht hier die letzten Trümmer seiner Mauer; die Seitenthore dieser Bresche stehen noch hoch empor in den Bergen, welche jetzt die Namen Königsstuhl und Heiligenberg tragen. Die alte Hauptstadt der Rheinpfalz streckt sich eine halbe Stunde weit auf dem schmalen Ufersaume zwischen dem Gebirge und dem Neckar hin. Einen reizenden Ausblick das Flußthal hinauf und hinab gewährt die mit Standbildern geschmückte, lange Neckarbrücke. Oberhalb der Stadt liegt die großartigste Ruine Deutschlands, das Schloß der Kurfürsten. Schon am Ende des 13. Jahrhunderts begonnen, ist der Bau mit stets steigender Pracht durch die Reihe der Pfalzgrafen gefördert worden; sein schönster Teil ist der Otto-Heinrichsbau, um die Mitte des 16. Jahrhunderts aufgeführt, die höchste Leistung der Renaissance in Deutschland. Die Franzosen haben die Schmach der absichtlichen Zerstörung des herrlichen Schlosses auf sich geladen (1689 und 1693); die Kurfürsten indessen stellten es wieder her. Allein als es wieder bezogen werden sollte, setzte ein Blitzstrahl 1764 den Bau in Flammen, alles Brennbare darin zerstörend. Seitdem ist es Ruine geblieben.

Nicht immer hat der Rhein beim Durchströmen seines Beckens die Mitte zwischen den Gebirgen gehalten, bald ist er dem einen, bald dem anderen etwas näher gerückt. Eine Strecke abwärts von Basel treten Schwarzwaldberge an den Rhein, also daß sich die Eisenbahn dicht am Flusse durchschmiegen muß. Auch mitten in der Ebene liegen noch zwei isolierte Berggruppen. Zwischen Breisach und Freiburg der basaltische Tuniberg und zwischen Rhein und Dreisam die Basaltgruppe des Kaiserstuhles. Als die Basaltkegel des Hegau sich erhoben, stieg auch diese Doleritmasse aus der Rheinthalebene. Das kleine malerische Bergland besteht aus 40—50 Kuppen, dazwischen schöne Thäler mit Äckern und Wiesen, Waldungen und Obsthainen, alle Hänge mit üppigster Vegetation bedeckt. Auf einem Raume von 100 qkm leben 15000 Menschen in 30 Ortschaften. Von seinem höchsten Punkte, wo einst Rudolf von Habsburg Gericht

soll gehalten haben, gewährt er eine reiche Aussicht über die weite, offene Landschaft.

Die oberrheinische Ebene, welche ein Reisender mit der Ebene von Toskana, wie man sie von Fiesole erblickt, oder dem Teile der Lombardei, der sich unterhalb der Madonna di San Luca nach Bologna erstreckt, vergleicht, ist in der That eine der gesegnetsten Landschaften. Mild ist ihr Himmel: schon in der ersten Hälfte des April blühen Kirschen, Pflaumen und Aprikosen, und die Kirschen reifen Anfang Juni. Der Boden ist meist fruchtbar und allerorten trefflich angebaut.

Unter die gepriesensten und gesegnetsten Stellen wird auch die Gegend der Bergstraße gerechnet, welche von Heidelberg nach Darmstadt (Bessungen) am Fuße des Odenwaldes durch Obst- und Nußhaine, die der ganzen Gegend das Gepräge eines großen Fruchtgartens geben, hinzieht.

Die Einlässe der oberrheinischen Ebene und ihre ganze Lage zwischen dem deutschen Süden und dem deutschen Norden, zwischen Deutschland und Frankreich, machten sie von jeher zu einem wichtigen Passageland und erhoben ihr Straßennetz zu einer hohen Wichtigkeit. Schon zur Römerzeit zogen Straßen den Rhein entlang, aber auch auf der Höhe des Odenwaldes hin. Von Mainz lief im Mittelalter am Donnersberge vorbei die Kaiserstraße nach Metz. Jetzt sehen wir die Ebene auf beiden Rheinufern von Eisenbahnen durchzogen. Zu allen Pforten kommen die Schienenwege herein, der wichtigste durch die Wetterau, die Main-Weserbahn. Durch das niedrige Kreichgau läuft die Bahn in die schwäbische Ebene; auch die schweizerische Ebene ist durch Schienenwege, die sich bei Basel vereinigen, mit der oberrheinischen Ebene verbunden, diesem blutgedüngten Acker, der von jeher ein Hauptschauplatz der Kriege zwischen Deutschen und Franzosen gewesen ist.

5. Straßburg und Frankfurt.

Mitten in der oberrheinischen Tiefebene, da wo der Strom von seiner bisherigen nördlichen Richtung ein wenig nach Nordnordost abweicht und seine bisher breit auseinander fließenden Gewässer in einem einzigen Kanal zusammenfaßt, war schon von der Natur die Stelle einer großen Stadtanlage bezeichnet. Schon die Kelten fanden keinen bequemeren Übergang über den Rhein als hier, und in die von

diesen angelegte Niederlassung, in das weithin bekannte Argentoratum, verlegten die Römer den Sitz ihrer Militärmacht am Oberrhein. Nach dem Sturze der Römerherrschaft und nach den furchtbaren Verwüstungen durch Attilas Scharen war die Stadt, jetzt Straßburg geheißen, in den ersten Zeiten der Merowingerkönige wieder als Hauptort des alamannischen Stammes aufgeblüht. Schon ums Jahr 540 hielt Childebert II., König von Austrasien, hier seinen Hof. Die älteste königliche Burg stand auf dem Platz des späteren Stiftes St. Thomas; Dagobert I. verwandelte dieselbe in ein Gotteshaus, wie auch aus dem römischen Kastell an der Breusch eine Kirche entstand. Eine bewundernswürdige Regsamkeit der Bewohner dehnte den Raum nach allen Seiten hin aus. Auch das unter dem letztgenannten Fürsten gegründete Bistum hatte sich dessen besonderer Gunst zu erfreuen, und der heilige Arbogast fand hier ein reiches und dankbares Feld seiner Thätigkeit. Das aufstrebende kühne Bürgertum, das in ihrer Stadt den Mittelpunkt und Hauptmarkt des Oberrheins richtig erkannte, verstand schon frühzeitig „im alten Straßburger Stadtrechte" seine Gerechtsame gegen seine Bischöfe und die umwohnenden Fürsten sicherzustellen. Unter der tüchtigen Mithilfe der wohlhabenden Bürgerschaft begann Bischof Konrad den Bau des Münsters, welches zum ersten christlichen Kirchengebäude sich erheben sollte, und übertrug dessen Ausführung dem wackern Meister Erwin von Steinbach. Von der Straßburger Bauhütte verbreitete sich edler Kunstsinn und Baustil weithin durch die ostdeutschen Gaue. Mit diesem Sinne für Kunst ging Hand in Hand der Eifer für tüchtiges Wissen, und keine Stadt hat wohl die freisinnigere Richtung, die sich durch die Reformation in religiösen Angelegenheiten kundgab, freudiger begrüßt als Straßburg, das in seinem großen Stätte- oder Bürgermeister Jakob Sturm einen der begeistertsten Anhänger der neuen Lehre wie überhaupt einen der tüchtigsten Leiter seiner Bürgerschaft fand. Nachdem der unselige dreißigjährige Krieg dem Deutschen Reiche die herrliche Landgrafschaft des Elsaß geraubt hatte, konnte sich Straßburg des französischen Übergewichtes nicht lange mehr erwehren.

Es ist einer der schändlichsten Streiche Ludwigs XIV. gewesen, daß er am 28. September 1681 durch ein Kriegsheer mitten im Frieden die große, freie Reichsstadt Straßburg wegnehmen ließ. Die feste Burg des Oberrheins, die noch Karl V. zuerst zu retten müssen glaubte, wenn Wien und Straßburg zu gleicher Zeit in Gefahr wären, ging in dieser Zeit tiefster Schmach und Schwäche für Deutschland verloren: sie wurde fortan, durch den Kriegsbaumeister

Vauban in ihren Schanzen mächtig verstärkt, ein „Ausfallsthor" Frankreichs gegen Deutschland. Wie sehr auch nun die Franzosen unter ihren bourbonischen Königen den protestantischen Charakter des Elsaß zu erschüttern und während der Revolution und in den darauf folgenden Zeiten deutsche Sprache und Sitte zu verwischen sich bemühten, so hat doch die Bürgerschaft reiches Selbstbewußtsein und bedeutende Vorrechte sich zu wahren gewußt und pflegte in ihrer Hochschule, die manche Zierde deutscher Wissenschaft unter ihren Lehrern zählte, noch lange deutsche Kunst und Lehre.

Auch die Stadt hat noch völlig die Physiognomie einer alten deutschen Reichsstadt bewährt, ihre meisten Straßen sind eng und krumm, die Häuser und selbst die Plätze haben nichts Imposantes. Der Stolz Straßburgs aber ist sein Münster. In weiter Ferne zeigt sich dem Reisenden die durchsichtige rote Pyramide dieses majestätischen Gebäudes, das von den alten Geographen „zu den sieben Wunderwerken der Welt für das achtest gesetzt werden möcht". Sie ist 141 m hoch. Der Erbauer dieses Meisterwerkes ist Erwin von Steinbach, dessen Originalpläne noch aufbewahrt werden, der aber 1318, als der Bau des kolossalen Schlußstückes, der wundervollen Façade, kaum halb vollendet war, starb und die Fortführung des Werkes seinem Sohne überließ. Aber auch dieser erlebte die Vollendung des Münsters nicht, und nach seinem Tode übernahm Erwins Tochter, Sabina, die Erbschaft ihres Vaters mit größerem Glücke. Ihr Werk sind die schönen Skulpturen am südlichen Portal, und die Standbilder, welche man dieser Künstlerin wie ihrem Vater hier errichtet hat, sind die gerechte Würdigung ihres unsterblichen Verdienstes. Der Baumeister und seine ganze Familie sind in der Kathedrale begraben. Die schönste, den Beschauer mit bewunderndem Erstaunen erfüllende Front des Gebäudes ist die westliche, überaus reich mit Skulpturen, Nischen, Blenden und Arkaden

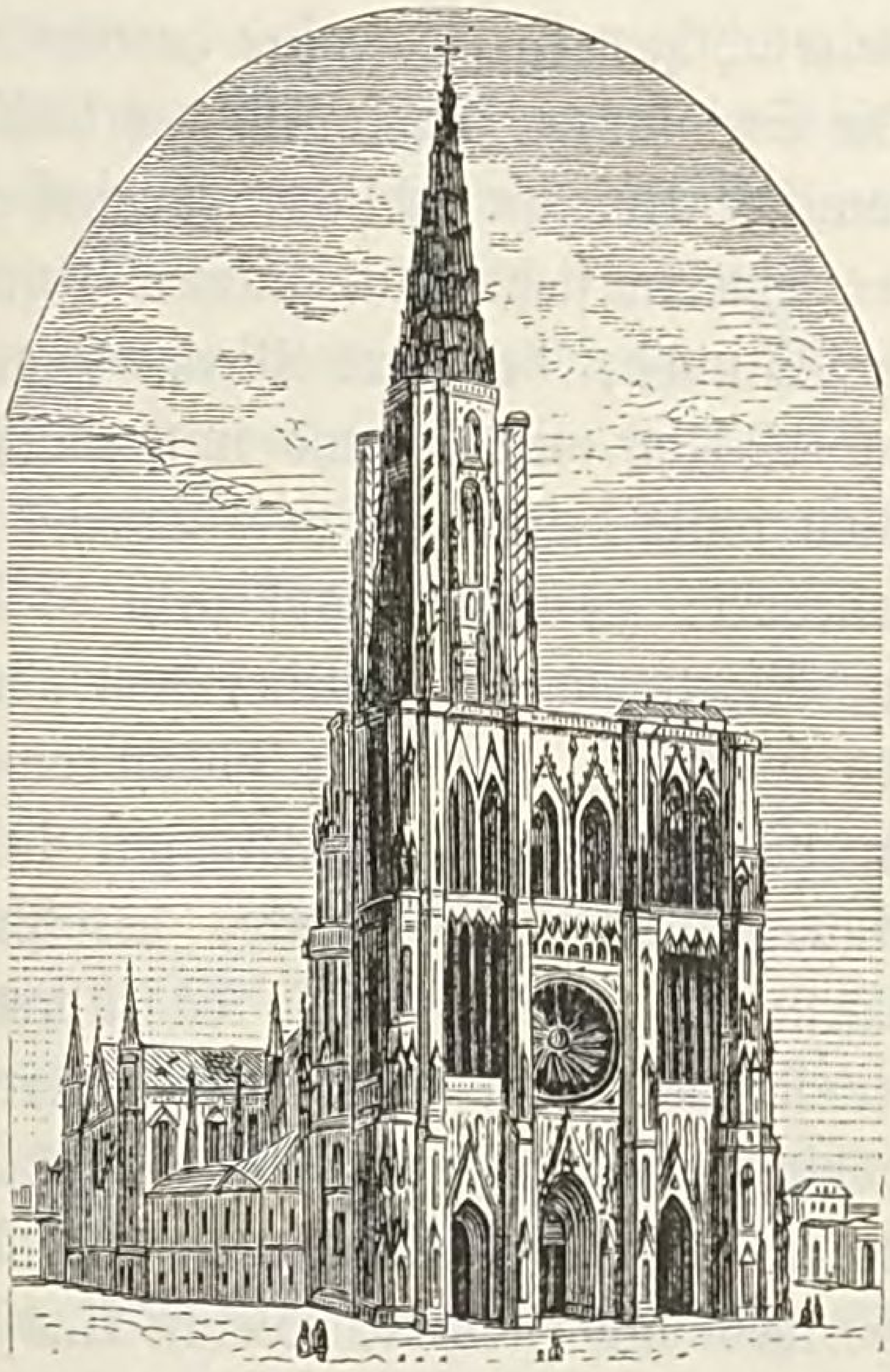


Abb. 46. Das Straßburger Münster.

verziert. Der rötliche Sandstein, aus dem das Münster, wie so viele Kirchenbauten am Rhein errichtet ist, läßt die wunderbaren Figuren und phantastischen Skulpturen deutlich hervortreten. Im Innern webt mysteriöse Dämmerung; das weite Schiff ohne Altar, überhaupt ohne jede schmückende Zuthat, die hier nur stören würde, der bedeutend erhöhte Chor mit dem ganz einfachen Hochaltar: alles giebt der Kirche einen ebenso gewichtigen als ernsten Charakter. Unter dem Chor ist eine Krypta, das heilige Grab, der Sage nach von Karl dem Großen erbaut, wo in der Karwoche Gottesdienst gehalten wird. Die prachtvolle Fensterrose des Hauptportals und die mächtigen Kirchenfenster harmonieren mit der Schönheit des Ganzen. Die Steinkanzel, die Kapelle des heiligen Laurentius, die berühmte astronomische Uhr im südlichen Transsept fesseln die Aufmerksamkeit; vor der letzteren sieht man immer Besucher stehen, die auf den Schlag der Stunde, der eine Menge Figuren in Bewegung setzt, warten; um 12 Uhr mittags und mitternachts kräht der Hahn. Nach Erwins Plan sollte der Dom zwei Türme bekommen, aber nur der eine ist vollendet: zu ihm hinauf zieht es uns mächtig. Das Aufsteigen bis zur Plattform ist bequem, von da erhebt sich kühn der obere Teil des Turmes, eine ganz durchbrochene, völlig durchsichtige Pyramide, an welcher vier Wendeltreppen in durchsichtigen Türmchen auf die Galerie des ersten Stockes der Pyramide führen, von wo an der Turm sich zuspitzt. Von da führen acht schmale Wendeltreppen nach der Krone, über welcher das Kreuz mit dem achteckigen Knopfe ist, wohin man nur mittelst angebrachter eiserner Stangen gelangen kann. Unter den eingegrabenen Namen der Besucher liest man auch die Goethes und Herders. Welche Aussicht bietet sich von hier dem Auge! Im Westen liegt vor uns die liebliche Ebene des Elsaß, im Hintergrunde durch den Zug des Wasgau begrenzt; nahe der Stadt fließt der Rhein und jenseits entfalten sich die wolkenumsäumten Berge des Schwarzwaldes. Die Thomaskirche, die von Ludwig XIV. den Straßburger Protestanten an Stelle des ihnen genommenen Münsters übergeben wurde, hat während der Belagerung im Jahre 1870 sehr schwer gelitten, wobei auch die im Chor dieser Kirche aufgestellten kostbaren Bibliotheken und Sammlungen verloren gingen.

Industrie und Handel der Stadt sind immer bedeutend gewesen und nehmen jetzt unter dem deutschen Regimente noch höheren Aufschwung. Berühmt sind auch die Bierbrauereien, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden, als in einer Nacht die sämtlichen Weinreben erfroren waren. Dem Handel dienen zahlreiche gute Landstraßen, Eisenbahnen und vornehmlich auch die schiffbare Ill, die

dicht oberhalb der Stadt den die Nordsee und das Mittelmeer verbindenden Rhein-Rhonekanal aufnimmt und unterhalb der Ruprechtsau vom Rhein-Marne- und dem Illkanal durchschnitten wird. Seit 1873 ist Straßburg auch durch Dampfschiffahrt auf der Ill und dem Rhein mit den Städten am Rhein verbunden.

Auf dem Gutenbergplatze oder dem Grünen Markte steht Gutenbergs Statue; denn Straßburg war ja eine der Städte, die im Leben Gutenbergs und in der Geschichte der Buchdruckerkunst eine wichtige Rolle zu spielen berufen war. Den Paradeplatz schmückt das Standbild Klebers, eines Straßburger Kindes. Die Hauptpromenade der Einwohnerschaft ist die Ruprechtsau, ein geräumiger, mit schönen Spaziergängen und Gärten geschmückter Platz, außerhalb der Thore. Da die Stadt jederzeit eine bedeutende Festung gewesen ist, so haben die Festungswerke die Entwickelung derselben immer gehindert; in neuerer Zeit sind jedoch die Wälle, Gräben und Forts weiter hinausgerückt, so daß mehr Raum innerhalb derselben für die Bebauung gewonnen ist. Das kommt sehr förderlich der günstigen Entwickelung zu statten, welche Straßburg (1870: 85000 Einw.; 1890: 123500 Einw.), von der 189jährigen Fremdherrschaft befreit, sichtlich zu nehmen begonnen hat.

Noch rascheren Aufschwung als Straßburg hat Frankfurt, der reichsstädtischen Enge enthoben, unter dem preußischen Regimente genommen. Zwar auf den ersten Blick scheint seine Lage nicht eben geographisch und geschichtlich bedeutend zu sein. Aber in der oberrheinischen Tiefebene, deren nördlichen Zugang Frankfurt erschließt, wie Basel den südlichen, gehen die großen Straßenzüge nicht am Rhein, sondern etwas von seinen Ufern entfernt. Dadurch liegt Frankfurt in dem großen östlichen Straßen- und Bahnzuge, der von Basel über Freiburg, Karlsruhe, Darmstadt geht und bei Frankfurt endigt, um sich großartig dann fortzusetzen und zu verzweigen. Denn darin liegt eben die Gunst der Lage Frankfurts, daß sich durch den nahen mitteldeutschen Hauptkamm Straßen nach Norden und Nordosten öffnen, welche die Stadt zur wichtigen Vermittlerin zwischen dem deutschen Norden und Süden machen. Die nördliche Fortsetzung der oberrheinischen Straße zieht durch die Wetterau in das Wesergebiet, nach Nordosten geht ein Straßenzug durch das Kinzigthal nach dem Elbgebiet. Daher kommt es, daß Frankfurt immer eine große welthistorische Wichtigkeit, eine hohe kommerzielle Bedeutung hatte und haben mußte. Wandernde Völker und Kriegsheere, nicht minder Handelskarawanen haben diese uralten Straßenzüge von alters-

her benutzt. Main-, Elb-, Weser-, Oberrhein- und Unterrheinstraßen kreuzen sich bei Frankfurt, dem Centrum des ganzen Rheingebiets.

Der Ursprung der Stadt ist von Sagen und Mythen umwoben; wahrscheinlich hatten schon die Merowinger an dieser Stelle eine Pfalz. Von Karl d. Gr. erzählt man, daß er mit seinen Franken über den Main ging, um die jenseit des Flusses gelagerten Sachsen zu schlagen. Er nannte die Stadt Franconefurt und eine Villa dieses Namens kommt seitdem öfter vor. 794 hielt Karl hier in einem Palaste, der an der Stelle der St. Leonhardskirche sich befand, ein Konzil; Ludwig der Fromme legte ein Palatium in Frankfurt an, das im Jahre 838 Mauern erhielt. Seit 843 galt Frankfurt als Hauptstadt von Ostfranken oder Deutschland; Ludwig der Deutsche erweiterte die Stadt und richtete hier Märkte für die Austrasier ein. Die Frankfurter Herbstmesse ist eine Stiftung Kaiser Friedrichs II. aus dem Jahre 1240; die Ostermesse kam durch Verleihung Ludwigs des Bayern 1330 hinzu.

Inzwischen war Frankfurt in gewissem Sinne auch die politische Haupt- und Ehrenstadt des Reiches geworden. Friedrich I. ward 1152 in Frankfurt zum Kaiser gewählt; doch erst nach den Bestimmungen der Goldnen Bulle 1356 wurde Frankfurt offizielle Wahlstadt und seit dem 16. Jahrhundert auch Krönungsstadt. Damals, als die Westgrenze bis an die Champagne und Languedoc hinausgerückt war, erscheint Frankfurt auch räumlich als der Mittelpunkt des deutschen Lebens.

Mit der wachsenden Größe kam die Freiheit. 1245 wurde Frankfurt Reichsstadt und die Burggrafschaft in ein Reichsschultheißenamt verwandelt. König Wilhelm erteilte der Stadt die Versicherung, daß sie nie vom Reiche verpfändet werden dürfe, und Karl IV., „der eine sonderliche Liebe zu dieser Stadt hatte“, das Recht, die bisher vom Reich eingesetzten Schultheißen selbst zu wählen. Kämpfe mit dem Raubadel ringsum, Streitigkeiten der Geschlechter und Zünfte füllen die Jahrhunderte des Mittelalters; noch 1616 führte der Lebküchler Fettmilch einen Aufstand gegen den Rat.

Der Reformation wandte sich Frankfurt früh zu. Schon 1523 predigte Ibach lutherisch, wurde aber noch verjagt; 1533 that Pfarrer Melander den Papst in den Bann, und das Volk zerstörte die Bilder in den Kirchen.

Weiter flossen neue Elemente von Bedeutung in Frankfurt zusammen. Frankfurt wurde Mittelpunkt der Reichsposten, wie es denn auch einst der Hauptsitz der Thurn- und Taxisschen Postverwaltung war. Seit 1617 besteht die Oberpostamtszeitung; jedoch

schon vorher 1615 erschien eine Zeitung in Frankfurt, die älteste gedruckte in Deutschland. Auch für den Buchhandel wurde Frankfurt ein Hauptplatz.

Die großen Kriege brachten der Stadt manche Heimsuchung, zumal die Revolutionskriege am Ende des vorigen Jahrhunderts. Frankfurt behielt 1803 seine Reichsfreiheit und bekam dazu alle in seinen Ringmauern und seinem Gebiet belegenen geistlichen Besitzungen, fortan die einzige Reichsstadt im oberrheinischen Kreise. Aber schon 1806 wurde Frankfurt Mitglied und Bundesstadt des Rheinbundes, 1810 bis 1814 Hauptstadt des Großherzogtums Frankfurt. Napoleons Sturz gab Frankfurt seine Selbständigkeit wieder; 1866 wurde es preußisch.

Frankfurt liegt im breiten fruchtbaren Mainthal in der Mitte von vier Auen oder Gauen: „die Wetterau ist der Speicher, der Rheingau der Keller, der Maingau liefert Holz und Bausteine, die Gerau (Hessen) ist die Küche.“ Im Norden begrenzen das Mainthal die sanften Höhen der Friedberger Warte, im Süden auf dem linken Ufer die etwas steileren Berge, auf denen die Sachsenhäuser Warte steht.

Diese beiden Warten bieten die besten Sichten auf die Stadt; der Überblick von der Sachsenhäuser Warte ist ein vorzüglicher. Durch die reizend üppige Gegend wälzt der Main seine gelben Wogen. An seinem Ufer ragen die braungrauen Türme der Leonhardskirche, und die dunkle gotische Gestalt des Domes taucht über das Häusermeer. In 14 Bogen überspannt die aus roten Sandsteinquadern gebaute Brücke den Main, und oberhalb desselben, imposant und malerisch, präsentiert sich die stattliche weißglänzende Häuserreihe der Schönen Aussicht. Die Brücke verbindet die auf dem linken Mainufer liegende Nebenstadt Sachsenhausen mit der auf dem rechten Ufer liegenden eigentlichen Stadt Frankfurt. Beide sind seit 1390 miteinander vereinigt. Der Fluß ist zwischen beiden Stadtteilen zuerst ziemlich von Osten nach Westen gerichtet: da wo Sachsenhausen anfängt, biegt er sich nach Südwesten und ist unterhalb desselben noch von der Brücke der Main-Neckarbahn überspannt. Die eigentliche Stadt, welche man in einer starken Stunde umwandert, bildet einen Halbkreis oder ein längliches Viereck. Zahlreiche Thore kündigten früher als stattliche Turmbauten die altertümliche Reichsstadt an, jetzt sieht man meist Säulenthore im ionischen, korinthischen, toskanischen Stil. Schon an den Thoren wird man es inne; das alte, unschöne, aber altertümliche Frankfurt, wie es uns aus Goethes Jugendgeschichte so lebendig vor die Augen tritt, das ist nicht mehr. 1804 ließ Dalberg die Festungswerke abtragen; an ihrer Stelle umziehen

die schönsten Spaziergänge und neue Prachtstraßen die Stadt; dagegen haben in dem alten Stadtteile, der bis 1343 allein Frankfurt ausmachte, zwischen der Zeil und dem Mainufer unterhalb der Brücke, die engen, krummen, finstern Gassen und Gäßchen den Charakter der

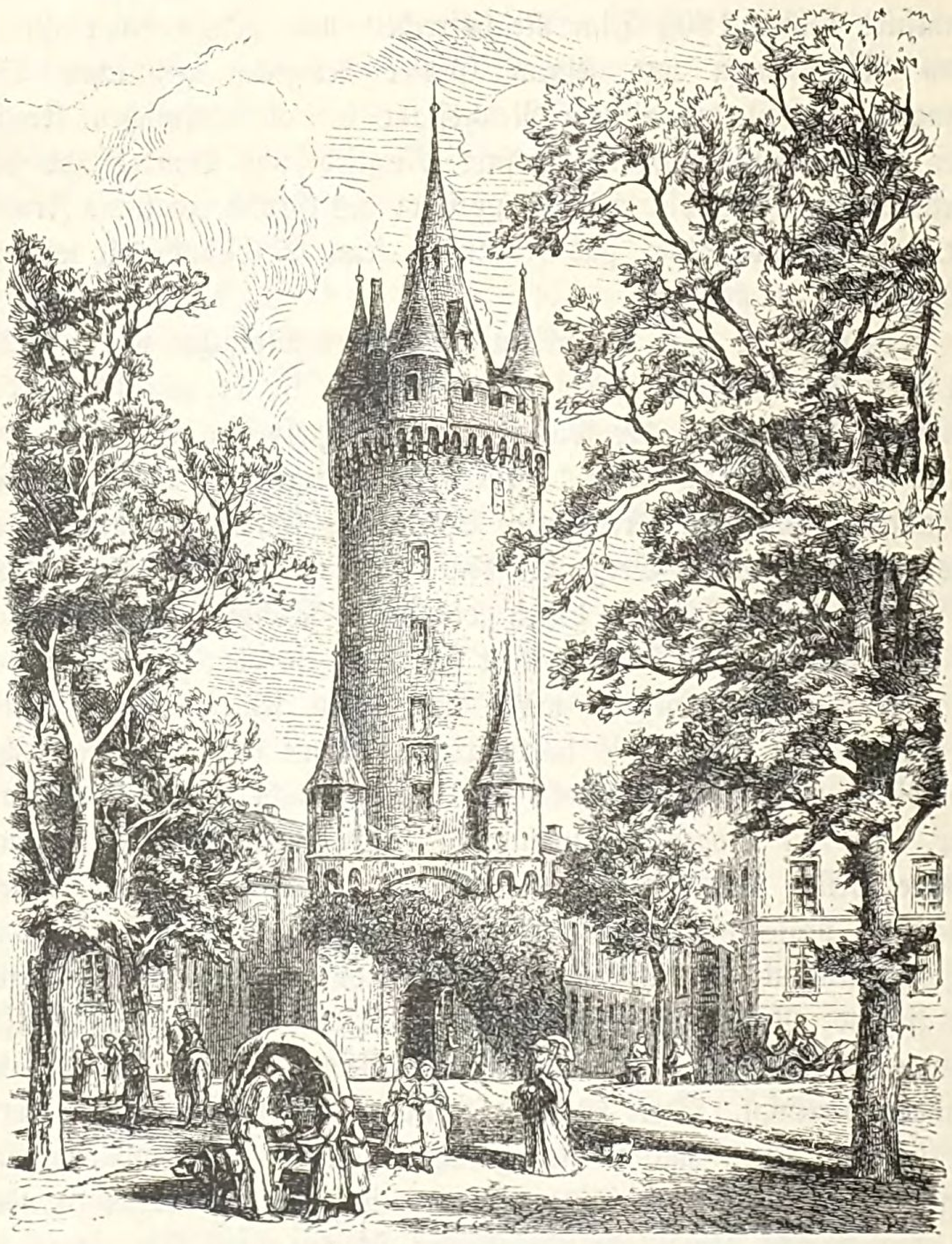


Abb. 47. Frankfurt a. M.: das Eschenheimer Thor.

alten Stadt vollkommen ausgeprägt erhalten. Den Übergang von diesem Mittelalter zu der modernen Zeit bildet die Stadtgegend, die sich unmittelbar an den alten Kern anlegt: die Hirschgräben, der Roßmarkt, die Zeil; hier stehen noch viele von Wohlhabenheit zeugende Häuser mit bauchigen Eisengittern vor den Fenstern der Erdgeschosse, altfränkisch und solid gebaut, die Wohnungen der Frankfurter von altem Schrot und Korn.

Durch das Taunusthor eingetreten, schneiden wir bald die Neue Mainzer Straße und gelangen durch die Große Gallengasse auf den Roßmarkt. Der Platz ist von vielen höchst stattlichen Gebäuden umgeben und in der Mitte mit dem Gutenberg-Denkmal geziert, einem

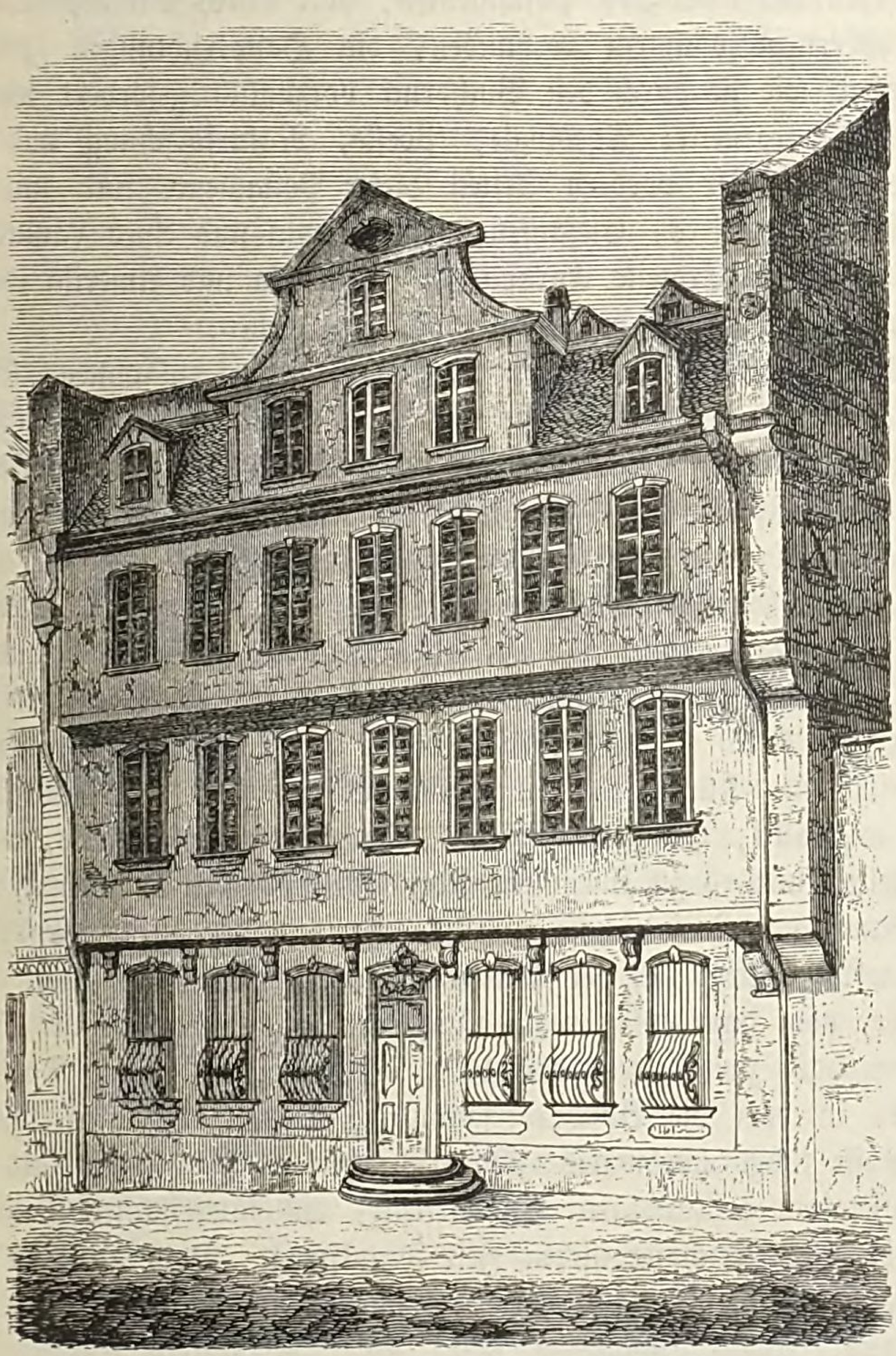


Abb. 48. Frankfurt a. M.: Goethes Geburtshaus.

prächtigen Gruppen- und Brunnenmonument. Auf einem 6 m hohen gotischen Piedestal steht Gutenberg, in der rechten Hand eine bewegliche Letter, in der linken ein Buch; neben ihm erhebt Schöffer eine Form mit Matrizen und den Prägehammer, Fust hat im rechten Arme eine Anzahl Bücher und zeigt mit der linken auf Gutenberg,

als den ersten, von dem der Gedanke ausgegangen. In den vier Mittelfeldern sieht man die allegorischen Figuren und Wappen der Städte, in denen die Erfindung zuerst geblüht: Mainz, Straßburg, Venedig und Frankfurt a. M. An den vier Hauptecken des Piedestals sitzen auf niedrigern Postamenten, aber durch Strebepfeiler mit dem höhern Monument verbunden, die Hauptrichtungen geistiger Thätigkeit, wie sie durch den Buchdruck vorzüglich gefördert werden, allegorisch dargestellt: Theologie, Poesie, Naturforschung und Industrie. Die vier vordern Seiten dieser Postamente sind mit den Köpfen eines Stiers, Elefanten, einer Löwin und eines Lamas geziert, welche die Erdteile Europa, Asien, Afrika und Amerika charakterisieren, und zugleich als Wasserausläufer dienen.

Mit dem Roßplatze hängen zwei andere Plätze zusammen. Gleich wenn man aus der Gallengasse tritt, zieht sich links eine mit Bäumen besetzte und mit Schwanthalers Goethe-Statue gezierte Verlängerung des Roßplatzes zum Theaterplatze, dessen Nordseite das Theater einnimmt. Eine kleine Seitenpartie nach rechts führt uns vom Roßmarkt in den Großen Hirschgraben, in dem nicht weit vom Markte das durch eine Marmortafel und ein altes Wappen (drei Leiern und ein Stern) bezeichnete Geburtshaus Goethes steht. Das seit dem Schillerfeste 1859 in das Leben getretene Freie deutsche Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung hat das Goethehaus 1862 angekauft, den alten Zustand, soweit es möglich war, wieder hergestellt, und es zu einem für jeden offenstehenden Heiligtum deutscher Kunst und Wissenschaft geweiht. An das nordöstliche Ende des Roßmarktes schließt sich der Paradeplatz an, dreieckig wie jener. Ein Abstecher vom Paradeplatz rechts führt uns in die Eschenheimer Gasse, wo wir bald zur Rechten das 1730 erbaute Thurn- und Taxissche Palais, in dem die Bundesversammlung tagte, betrachten können. Die Gasse führt nordwärts zum Eschenheimer Thor, das als ein hochaufstrebender Rundturm sich darstellt, ein interessantes Denkmal aus der alten reichsstädtischen Zeit Frankfurts. Doch zieht es uns in unserer Hauptrichtung weiter. Da schließt sich an den Paradeplatz die breite, etwas gewundene Zeil, unter den ältern Straßen die schönste, 250 m lang und von stattlichen Gebäuden eingefaßt.

Ein ziemlich langer Straßenzug führt uns von der Zeil südwärts zum Dome. Schon Pipin gründete an der Stelle eine Salvator-Kapelle, welche Karl d. Gr. zu einem Stift erweiterte, die darin niedergelegte Hirnschale des Apostels Bartholomäus gab Weihe und Namen. In diesem Dom predigte einst Bernhard von Clairvaux

vor König Konrad III. den Kreuzzug. Überhaupt ist der in einfach gotischem Stile gebaute Dom jedem Deutschen hochehrwürdig als die Stätte, wo seine Kaiser gewählt und gekrönt wurden. Und wie schlicht und mäßig ist alles! Es liegt aber gerade in der Einfachheit, zusammengehalten mit der Zeit deutscher Machtfülle hier wie bei dem Römer, etwas tief Ergreifendes. In der Nacht vom 14. auf den 15. August 1867 erfaßte ein in der Nähe ausgebrochenes Feuer den Kaiserdom. Der Turm ist ausgebrannt, die Glocken sind zerschmolzen, im Innern des Doms hat vornehmlich das Schiff gelitten, doch das hohe Chor mit den Reichserinnerungen ist erhalten.

Vom Dom führt die Straße „Auf dem Markt" nach Westen auf den Römerberg, an dessen Seite der dreigiebelige Römer steht, das Rathaus der Stadt, wie der Dom durch Erinnerungen des alten Reiches ehrwürdig. Woher der Name abzuleiten sei, ist ungewiß. Sicher ist das Gebäude schon seit fünftehalb Jahrhunderten Eigentum der Stadt und erhielt etwa zur Zeit des Kostnitzer Konziliums seine jetzige Einrichtung. Das Erdgeschoß enthält zunächst eine auf schweren Säulen ruhende gewölbte Halle; zur Rechten führt eine breite Steintreppe hinauf zum Kaisersaal: ein unregelmäßiges, von einem Tonnengewölbe überspanntes Rechteck. Rings an den Wänden hängen die überlebensgroßen Bilder aller deutschen Kaiser. Schon seit alten Zeiten war es Brauch, solche Bilder in die Nischen der Wand einzufügen. Eine nach der anderen erhielt ihren Kaiser; Franz II. kam in die letzte, und schon gedachte man für seine Nachfolger neue Räume einzurichten: da brach das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zusammen. Das Bild des Reichsverwesers Erzherzogs Johann von Österreich deckt eine Thür. Von den besten Künstlern, Veit, Lessing, Steinle u. s. w. wurden die Bilder zu Ende der vierziger Jahre neu gemalt, die älteren nach alten Münzen und Siegeln; mit Karl V. beginnt Porträtähnlichkeit. Zierliche Architektur umrahmt sie und die leuchtenden Farben wirken schön zusammen mit dem reichen Goldschmuck des Saales. Unter jedem Kaiser steht sein Sinnspruch. Abgüsse gleichzeitiger Kaisersiegel sind in die Holztäfelung eingelassen. In diesem Saale war es, wo der neugewählte und gekrönte König zuerst Tafel hielt; da öffneten sich die bis auf den Boden herabgehenden Fensterflügel und die Kaiserliche Majestät zeigte sich dem Volke von dem Balkon herab, welcher nur für die wenigen Tage des Festes auf den in die Mauer eingelassenen Tragsteinen hergerichtet wurde. Auf dem Römer wird auch die Goldene Bulle bewahrt.

Wenden wir uns vom Römerberge nach Norden, so treffen wir

neuere Zeitschöpfungen. Auf dem Paulsplatze steht die 1796 begonnene und 1833 vollendete lutherische St. Paulskirche, eine Rotunde im neurömischen Stil. In ihren Räumen tagte 1848 das Vorparlament und später die deutsche Nationalversammlung. Ein Weg vom Römerberg nach dem Main zu führt uns in das Altertum, zum Saalhof, in dem Reste der Pfalz Ludwigs des Frommen, namentlich eine Kapelle derselben, erhalten sind. Von da gehen wir stromaufwärts zur 310 m langen und $3^1/_2$ m breiten, 1340 erbauten

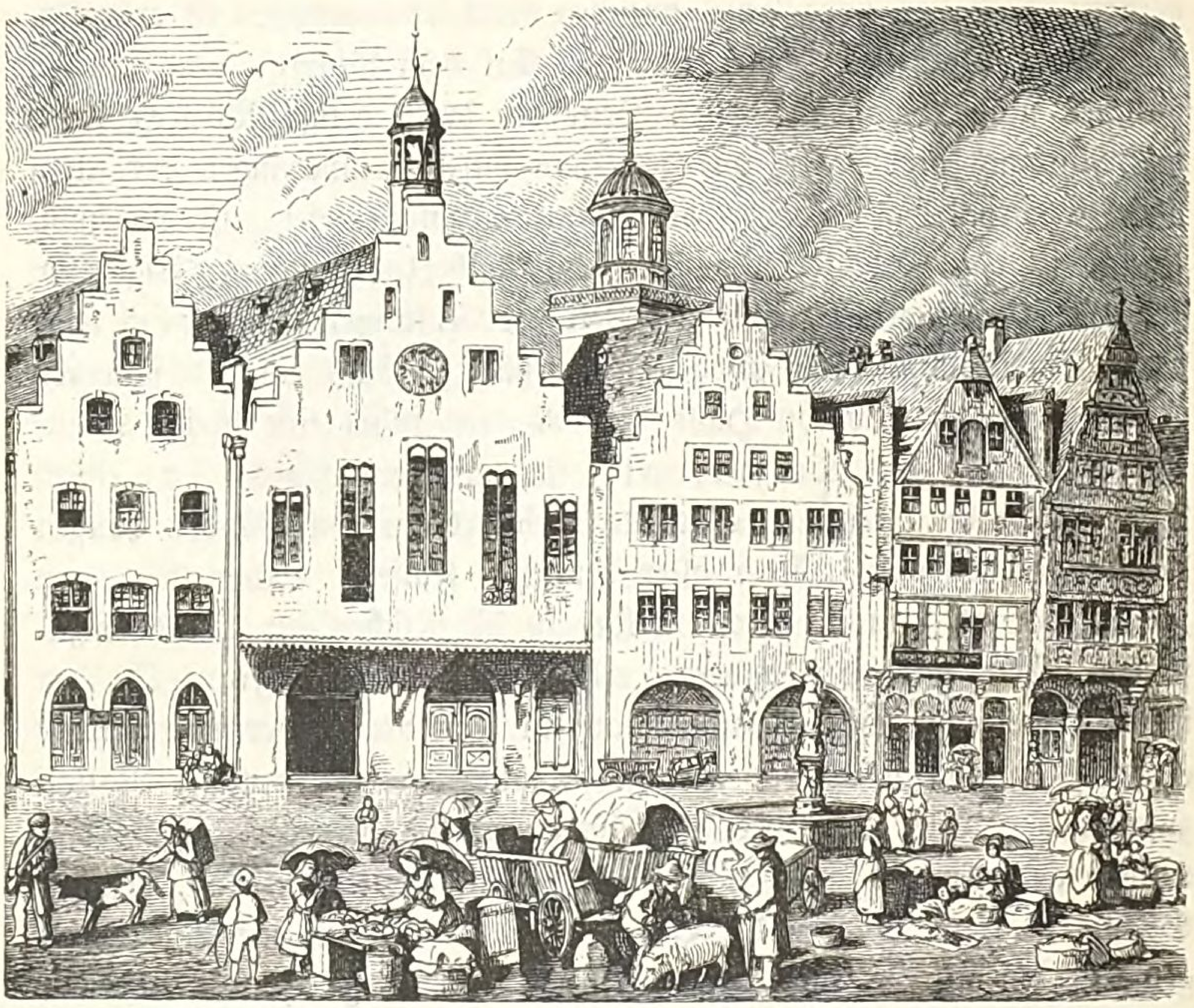


Abb. 49. Frankfurt a. M.: der Römer.

Brücke. Der alte Brückenturm ist abgebrochen, die Brücke selbst mit dem Standbilde Karls d. Gr. und dem „Gickel", einem vergoldeten Hahn, dem Wahrzeichen der Stadt, geziert.

Wir kommen nach Sachsenhausen, wo außer dem alten Deutsch-Ordenshause nichts Merkwürdiges zu sehen ist. Die Einwohner, wie man sagt, Nachkommen einer von Karl d. Gr. hierhergeführten Sachsenkolonie, meist Gärtner und Winzer, Fischer, Schiffer, Tagelöhner, sind als ein kerniges, derbes und grobes Geschlecht bekannt.

Die Zahl der Einwohner Frankfurts betrug 1866, als Preußen es

in Besitz nahm, 78000, 1890 dagegen 180000: so rasch war es in dem Großstaate gewachsen. Die Einwohner sind sich der Bedeutung ihrer Stadt bewußt und stolz darauf „Frankfurter Borger" zu sein. Und wer wollte ihnen das verargen? Die Stadt hat eine große Vergangenheit und große Erinnerungen. Sie war noch zuletzt politisches Centrum des Deutschen Bundes. Ihre Messen sind nicht mehr was sie waren, als Frankfurt „die fürnembste vnd gemeinest Gewerbstatt von Deutschland" genannt wurde; aber noch immer bedecken sich vor Ostern und zu Mariä Geburt der Römerberg, der Liebfrauenberg und das Mainufer mit Meßbuden und wimmeln von dem lebendigsten Verkehr. Noch immer ist Frankfurt die erste Börsenstadt von Süddeutschland und im Geldhandel einer der ersten Plätze von Europa. Auch die Industrie und Fabrikthätigkeit der Stadt ist groß; dazu gesellt sich eine Pflege der Wissenschaft und Kunst, wie sie wenige Städte üben. Verdiente Männer, wie Micyllus, brachten die Frankfurter Schulen schon im 16. Jahrhundert zur Blüte, und sie behaupten noch heutigestags ihren guten Ruf. Die Senkenbergische und Städelsche Stiftung sind eine Zierde von Frankfurt. Ein Arzt daselbst, Johann Christian Senkenberg, bestimmte sein Vermögen teils zu einem medizinischen Institute, worin Anatomie und Botanik gelehrt wurde und welches ein anatomisches Theater und einen botanischen Garten besitzt, teils zu einem Krankenhause, welches, noch durch andere Vermächtnisse vergrößert, über 60 Kranke aufnehmen kann. In dem großen Garten des Hospitals findet man durch ein einfaches Denkmal das Grab des Stifters bezeichnet, der bei dem Bau dieser wohlthätigen Anstalt durch einen unglücklichen Zufall 1770 den Tod fand. Die Städelsche Stiftung datiert von dem Jahre 1816, wo ein Frankfurter Bankier seine sehr bedeutende Kupferstich- und Gemäldesammlung, seine Häuser und ein Kapital von 1200000 Gulden zur Begründung eines Institutes vermachte, welches nicht nur die Förderung im allgemeinen, sondern auch die Bildung junger Künstler durch angemessene Unterstützung zur Absicht hat. Das Institut besitzt eine Sammlung trefflicher Gemälde älterer und neuerer Meister. Eine Menge bedeutender Dichter, Schriftsteller, Gelehrter sind von Frankfurt gebürtig, Goethes Name strahlt allen voran.

Erwähnen wir zum Schlusse noch, daß in Frankfurt der Friede zwischen Frankreich und Deutschland abgeschlossen wurde; unterzeichnet wurde er hier am 10. Mai 1871 im Gasthofe zum Schwan. —

6. Rheingau und Rheinwein.

Von der Mainzer Rheinbrücke das Auge westwärts gewendet, überschaut man mit einem Blicke den ganzen Rheingau, wo Deutschlands edelste Weine gedeihen (vergl. die Karte). „Wenige Gegenden der Erde dürfen sich an Klarheit und Majestät, an Fülle des Lichts und an Reinheit der Formen mit diesem Bilde vergleichen. Wie ein hochgebetteter Lichtstrom durchzieht der breite Rhein das prächtige Gebiet; seine Fluten, von keinem Schatten verdüstert, aber trunken von Glanz und Sonne, umspielen das massige Grün seiner mächtigen Auen, sowie das der Ufer mit blendendem Schimmer. Anmutig und ganz in goldenes Sonnenlicht getaucht, steigen namentlich am rechten Ufer die grünen Rebenhügel empor; ihre Gipfel krönen und herrschen, ohne daß sie den Thälern das Licht der Sonne entziehen. In schön geschwungenen Linien heben sich die wundervollen Gelände und Höhenzüge ab voneinander, und die von den vollsonnigen Spitzen ruhig und reichlich herabfließenden Lichtmassen, nicht aus der Tiefe aufsteigende düstere Schatten, verkünden die Schluchten und grünen Tiefen des Bodens.

Weit vom Ufer erst läuft ein blaues Waldgebirge am Horizonte daher, welches die Landschaft ruhig abschließt, ohne ein einziges ihrer goldenen Lichter zu trüben. Ein großes Bild mit weit und anmutig hinausgeschobenen Grenzen und mit einem schmalen tiefblauen Waldrahmen, welcher die weichen, jungfräulichen Formen der umschlossenen Gegend voll und üppig aufquellen läßt! Auf jedem Punkt breitet sich der Blick behaglich aus, nirgends eingeengt oder zurückgeworfen, erquickt er sich an Klarheit und Licht und an dem köstlichen sonnigen Grün der Hügel, welches das Auge labt, wie der Wein, der dort wächst, die Seele. Die volle Glut der Sonne deckt von früh morgens bis spät abends die Landschaft mit dichten Strahlen und selbst die Schatten der Nacht scheinen hier milder und ihr Tau belebender. Reben auf den Bergen, Reben im Thal; längs des Ufers und auch zwischen den Hügeln reizend versteckt, Flecken und Dörfer mit hellen Türmen, deren melodischer Glockenklang die reinen Lüfte weithin durchhallt: — so ist der Rheingau, die Heimat der goldenen Weine und eines kräftigen, seltsamen Völkchens.

Gute oder schlechte Jahre: das ist das Entscheidende für das Leben des Weinbauern. Man hat ausgerechnet, daß auf je 20 Jahre 11 geringe Weinernten treffen. Dann ist die Not groß; aber doch vermag sie die Fülle der Lebenslust nicht zu vertilgen, die in dem rheingauischen Volkscharakter steckt. Die Leute vertrinken Not und


Rheingau
Kammer Forst
Preussen
Rhein
Lorch
Pressberg
Stephanshausen
Hallgarten
Kiedrich
Eberbach
Erbach
Hattenheim
Oestrich
Mittelheim
Winkel
Johannisberg
Geisenheim
Eibingen
Rüdesheim
Niederwald
Assmannshausen
Aulhausen
Trechtlingshausen
Bingen
Bingerbrück
Kempten
Gaulsheim
Büdesheim
Weiler
Waldalgesheim
Gau-Algesheim
Frei-Weinheim
Nied. Ingelheim
Ob. Ingelheim
Kammerforst
Teufelskadrich
Zimerköpfe
Rospelkpf.
Eisenbergen
Sandkpf.
Bienenkopf
Kreisen B.
Schloss Vollraths
Johannisberger Grund
Marienthal
Notgotteskpf.
Kühtränkerkpf.
Bacharachkpf.
Hörkopf
Jägerhorn
Schieferkoll
Bordelkreuz
Graue Stein
Rabenkopf
Kalte Herberge
Zange
Mapper Schanze
Wachholder K.
Hunds K.
Kerzekopf
Buchenbaum K.
Wisper
Erbacher K.
Heide Kpf.
Eichberg
Steinb.
Marcobrunnen
8°
50°
8° östl. L. v. Greenw.

Sorge. Seit tausend Jahren ist das rheingauer Leben gleichsam in Wein getränkt, es ist „weingrün" geworden wie die guten alten Fässer. Dies schafft ihm seine Eigentümlichkeit. Denn es giebt vielerlei Weinland in Deutschland, aber keines, wo der Wein so eins und alles wäre wie im Rheingau. Hier zeigt sich's, wie „Land und Leute" zusammenhängen. Man erzählt sich im Rheingau von Müttern, die ihren neugeborenen Kindern als erste Nahrung ein Löffelchen guten alten Weines einschütteten, um ihnen gleich in der Wiege den Stempel der Heimat aufzuprägen. Ein tüchtiger „Brenner", wie man am Rhein den vollendeten Zecher nennt, trinkt alltäglich seine sieben Flaschen, wird steinalt dabei, ist sehr selten betrunken und höchstens durch eine rote Nase ausgezeichnet. Die Charakterköpfe der gepichten Trinker, der haarspaltenden Weingelehrten und Weinkenner, die übrigens doch allesamt mit verbundenen Augen durch die bloße Zunge noch nicht roten Wein vom weißen unterscheiden können, der Weinpropheten, der Probenfahrer, die von einer Weinversteigerung zur andern bummeln, um sich an den Proben umsonst satt zu trinken, finden sich wohl nirgend anders in so frischer Ursprünglichkeit als im Rheingau. Auch die ganze Redeweise des Rheingauers ist gespickt mit Ausdrücken, die auf den Weinbau zurückweisen. Man könnte ein kleines Wörterbuch mit denselben füllen. Mehrere der landesüblichen schmückenden Beiwörter des Weines sind ein Gedicht aus dem Volksmunde, in ein einziges Wort zusammengedrängt. So sagt man gar schön von einem recht harmonisch edlen firmen Trank: „es ist Musik in dem Wein", ein guter alter Wein ist ein „Chrysam", ein geweihtes Salböl. Die „Blume", das „Bouquet" des Weines sind aus ursprünglich örtlichen Ausdrücken bereits allgemein deutsche geworden. An solch prächtigen poetischen Bezeichnungen für seinen Wein ist der Rheingauer so reich, wie der Araber an dichterischen Beiwörtern für sein edles Roß.

Aber nicht minderen Überfluß hat des Rheingauers Wortschatz an spöttischen Geißelwörtern für den schlechten, aus der Art geschlagenen Wein, in denen sich der rheinische Humor gar lustig spiegelt. Im Mittelalter ist der schlechte, saure Wein, „davon die Quart nicht ganz drei Heller galt," am Rhein „Ratmann" geheißen worden. Malerisch anschaulich ist die neuere rheingauische Bezeichnung als „Dreimännerwein", welcher nur dergestalt getrunken werden kann, daß zwei Männer den Trinker festhalten, damit ihm ein Dritter das edle Naß in die Kehle gießen könne. Musikalisch anschaulich klingt der dröhnende „Rambaß" für den groben rohen Polterer unter den Weinen. Des Dreimännerweins leiblicher Bruder ist der „Strumpfwein", ein Gesell von so saueren Mienen, daß bei seinem bloßen An-

blick die größten Löcher in den Strümpfen sich von selber zusammenziehen. Der leichte, flaue, milde, charakterlose Wein, der Philister unter den Weinen, den man täglich wie Wasser trinkt, läuft als „Flöhpeter“ mit. Dem oberdeutschen „Batzenwein“ entspricht der rheingauische „Groschenburger“ und „Rachenputzer“ als die hervorragendsten Vertreter sämtlicher „Kutscherweine“. Als König der Rheingauer Weine gilt überall der Johannisberger. Der Johannisberg, eine kegelförmige Höhe mit weithin leuchtendem, architektonisch unschönem Schlosse gekrönt, ward schon im 9. Jahrhundert durch den berühmten Mainzer Erzbischof Rhabanus Maurus besiedelt; 1106 gründete sich darauf eine Benedektinerabtei, deren Insassen den Weinbau pfleglich betrieben, so daß schon im 13. Jahrhundert seine Produkte vielberühmt waren. Durch den Frieden von Lüneville ging der Johannisberg in den Besitz des Prinzen von Oranien über, der ihn aber schon 1803 wieder an den Herzog von Nassau verlor. Diesem entriß ihn Napoleon I., um ihn dem Marschall Kellermann, Herzog von Valmy, zu schenken, 1807. Er besaß den Johannisberg bis 1813. Nach der Schlacht bei Leipzig besetzten österreichische Truppen den Johannisberg, bis Kaiser Franz ihn seinem Premierminister, dem Fürsten Metternich, verlieh, dessen Sohn heute der glückliche Besitzer ist. Dieser verfügt über Weine, wie kaum ein anderer Fürst der Erde; wurde doch schon das Stück davon mit 16000 Gulden verkauft. Das edelste Gewächs reserviert der Fürst für sich und zu Geschenken an Höfe. Was unter dem Namen „Schloß Johannisberger“ auf den Weinkarten der Hotels paradiert, ist mehrenteils „Dorf Johannisberger“ oder von der Lage „die Klause“.

Dem Schloß Johannisberger zunächst steht der Steinberger, der in guten Jahrgängen jenen an Feuer sogar übertrifft, wenn er ihm auch an Bouquet nachsteht. Im Rang als dritter unter den Rheingauweinen steht gegenwärtig der Rauenthaler. Im August 1863 bewirtete die gute Stadt Frankfurt ihre Gäste, die Mitglieder des vom Kaiser von Österreich zusammenberufenen Fürstenkongresses, mit einem Rauenthaler, wovon die Flasche 12 Gulden kostete; er heißt seitdem der „Fürstenwein“. Der duftige, besonders im Alter kräftige Markobrunner wächst dicht am Rhein zwischen Erbach und Hettenheim; der Gräfenberger, bei Kiedrich wachsend, ist ein Edelwein erster Klasse. Rüdesheim war von alters her durch seinen kräftigen, blumenreichen Wein berühmt. Auf einem Bilde von Schrödter, einem Maler, dessen Zunge nicht minder geübt zu sein scheint als die Augen, ist der Rauenthaler Wein dargestellt in der Gestalt eines schönen, jungen, geputzten Pagen, der im Vorzimmer eines Fürsten, hingegossen in einen

Sessel, träumerisch die Glieder streckt; der Rüdesheimer Wein dagegen als ein breitschulteriger, schwerer und starker, rüstiger Mann, von den Füßen bis zu den Zähnen gewappnet. Diese beiden typischen Gestalten mögen wir als die Extreme betrachten; zwischen ihnen in der Mitte gruppieren sich, mehr oder weniger dem einen oder dem andern sich annähernd, die anderen Rheingauer Weine.

Da, wo der eigentliche Rheingau rheinaufwärts endet, nimmt er sich zum Abschied noch einmal zusammen und schenkt der Welt den schmalzigen Aßmannshäuser mit seinem Mandelgeschmack, den edelsten Rotwein Deutschlands. Darüber hinaus aber gedeiht kein Hochgewächs mehr.

7. Das Durchbruchsthal des Rheins.

Nach Norden hat sich der Rhein einen Ausweg gebrochen; in jahrtausendelanger Arbeit durchsägten seine Gewässer, von vulkanischen Kräften, wie es scheint, unterstützt, das sperrende Gebirge und fanden in Strudeln und Fällen unablässig weiterschaffend thalab ihre Bahn.

Bei Bingen, wo der Durchbruch beginnt, stellte sich das Schieferplateau in seinen höchsten Kammgebilden, dem Taunus und Hunsrücken, dem Flusse entgegen. Der Kampf der Elemente war hier am gewaltigsten: das Felsriff beim Binger Loch zeugt davon. Hier goß vor Zeiten der Rhein seine Gewässer in einem hohen Katarakte aus dem Becken des Rheingaus hinab. Es gab eine Zeit, wo durch diesen Sturz alle Schiffahrt und aller Verkehr unterbrochen waren; selbst noch vor 300 Jahren soll der Fall des Rheins über diesen Felsen 2 m hoch gewesen sein. Jahrtausende sind verflossen, ehe diese Ober- und Niederrhein, Süd- und Norddeutschland wie eine Mauer scheidende Felsenbank gefallen ist. Schon Drusus, dann Karl d. Gr., darauf mehrere Erzbischöfe von Mainz sollen an der Beseitigung dieses Hindernisses und an der Eröffnung des Rheinthores gearbeitet haben. Im 17. Jahrhundert haben die Frankfurter Kaufleute besonders wirksam sich der Ausweitung des Binger Loches angenommen. Doch war immer noch diese Stelle nur bei sehr hohem Wasser gefahrlos zu passieren, und auch dann meistens nur für die Thalfahrt. Bergfahrt war nur sehr selten möglich; die stromauf kommenden Schiffe mußten unterhalb des Binger Loches ausgeladen und die Güter nach Mainz und Frankfurt zu Lande transportiert werden. Erst seitdem Preußen hier festen Fuß gefaßt hat, ist die tausendjährige Arbeit vollendet worden, so daß jetzt die Schiffahrt sich unbehindert auf und ab be-

wegt. Es ist dadurch eine der uralten Scheidewände Süd- und Norddeutschlands gefallen, und die beiden großen Hälften des Rheins sind inniger als je zuvor verbunden. Jetzt muß man, namentlich bei hohem Wasserstande, sehr achtgeben, um das Binger Loch überhaupt nur an dem schnelleren Schusse der Wellen noch zu bemerken. Links von dem malerischen Eingangsthore des Durchbruches zieht sich Bingen, wo unter der uralten Drususbrücke die Nahe hervorströmt, rechts Rüdesheim am Ufer hin. 500 Schritt oberhalb des Binger Loches liegt, wie eine Geisterresidenz, düster einsam, von schäumenden Wellen umbraust, die viereckige Warte des Mäuseturms, den der Sage nach Erzbischof Hatto von Mainz erbauen ließ, um sich vor verfolgenden Mäusescharen zu retten. Gegenüber liegt Burg Ehrenfels, der schönste Anfang der sich nun aufthuenden romantischen Ritterburgenwelt.

Rechts von dem Kessel von Bingen steigt der Niederwald auf; an seinem Anstiege erhebt sich das herrliche Siegesdenkmal (s. Titelbild), von allen Seiten her weit sichtbar; den schönsten Aufblick jedoch zu der herrlichen Germania-Gestalt, die mit der Rechten die schwer erkämpfte Kaiserkrone hoch emporhält, hat man grade von der Mitte des Stromes aus, wo das blaue Himmelszelt ihr den Hintergrund giebt. Auf dem linken Ufer über Bingen sieht die Ruine Klopp in das Rheingau- und das Nahethal. Auf dem Rochusberge steht die Rochuskapelle mit einem von Goethe geschenkten Altarbilde. Auf dem linken Ufer der Nahe liegt der Rupertsberg, auf dem St. Hildegard ein Kloster gebaut, auf dem rechten der Scharlachkopf, wo der Scharlachberger wächst.

Unten auf dem Strome herrscht der regste Verkehr. Dampfschiffe fahren hinab und hinauf; ihre Verdecke sind mit Reisenden gefüllt. Zwischen Rüdesheim und Bingerbrück fahren Dampffähren und Kähne herüber und hinüber. Am rechten Rheinufer auf- und abwärts, am linken Rheinufer auf- und abwärts, vom Bahnhof Bingerbrück ins Nahethal hinein führen Eisenbahnen, stets sieht man Züge kommen und gehen. Und dies alles mitten in einer der schönsten landschaftlichen Scenerien Deutschlands, in einer Gegend voll heitern Lebens.

Wir setzen unsere Fahrt auf dem 230 m breiten Rheine fort. Die Schieferhöhen des Ufers hängen mit jähen Felsenmassen über den Strom, selten haben sie Gesträuch, noch seltener Wald, dafür desto mehr Reben, die der Strom „mit grünlicher Woge kühlet“. Kaiser Probus soll durch seine Soldaten in müßiger Zeit sie zuerst gepflanzt haben. Mit unsäglicher Mühe hat man die steilsten Ufer

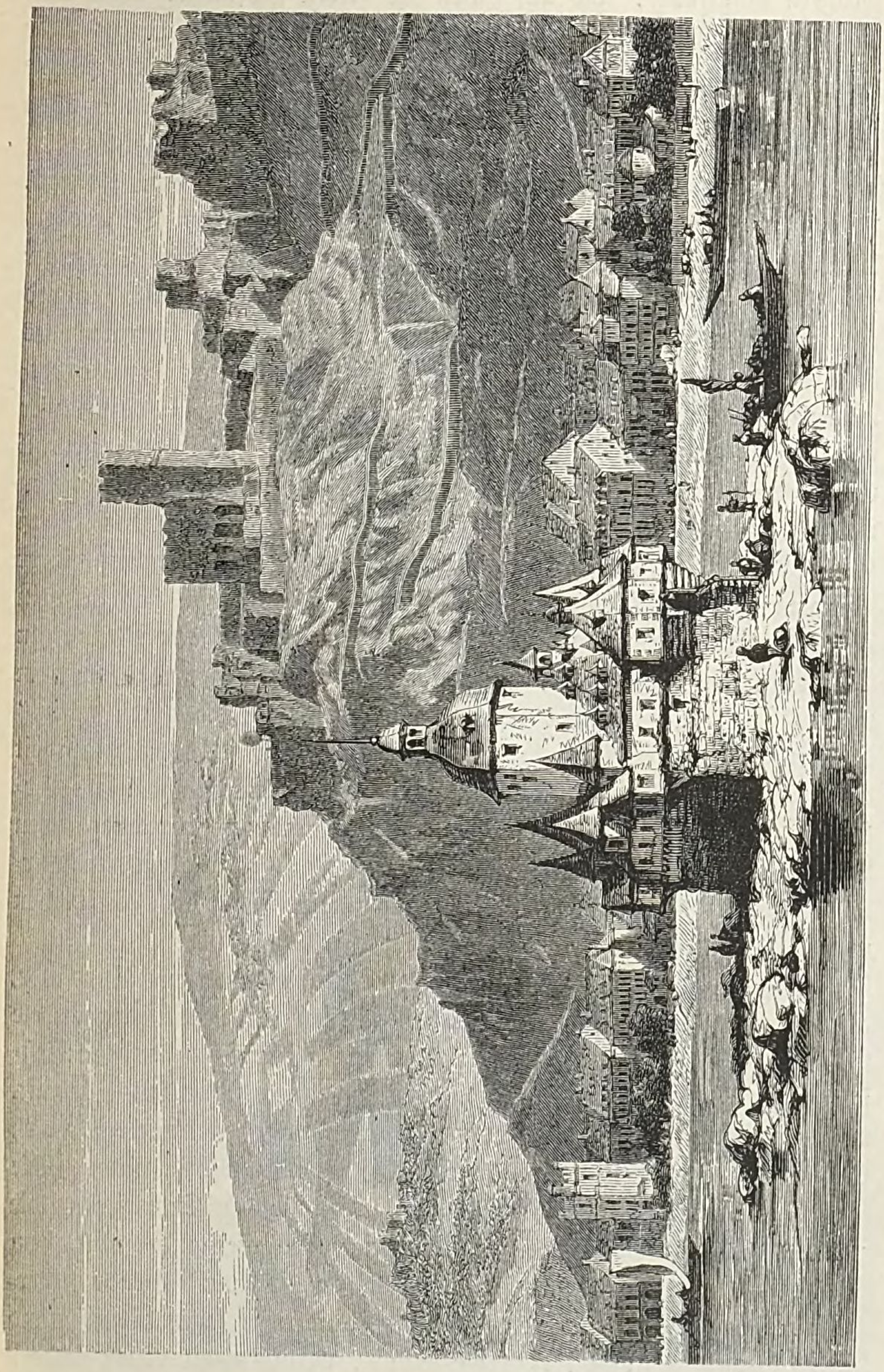


Abb. 50. Die Pfalz im Rhein.

hinan, besonders auf der rechten Seite des Stromes, Terrassen von Mauern aufgeführt, und auf diesen die Reben gepflanzt; ohne diese Mauern, wie bald würde Regen und Schneewasser die wenige Erde samt den Pflanzen in den Strom spülen! Auf die liebliche Idylle des Rheingaus macht dies enge Thal mit seinen Ruinen und alten schiefergedeckten Städten einen elegischen Eindruck. Zwischen anmutigen Inseln schwimmen wir dahin; zahlreiche Burgen, Falkenberg, Sonneck, Lorch am Ausgange des Wisperthales, zieren die Ufer. Dicht oberhalb Bacharach prangen auf hohem Felsenblock die schönen Trümmer von Fürstenberg. Bacharach, vor dem sich das Inselchen Wöhrd hinlagert, hat eine wunderschöne Lage und trägt das Gepräge des höchsten Altertums. Die Menge verfallener Türme an den Stadtmauern, das höchst eigenartige, fast wunderliche Bauwesen der Häuser mit ihrem braunen Gebälk, ihren vorgebauten Stockwerken, überall von Wein umrankt, die alten Kirchen: alles giebt einen eigentümlichen Anblick. Muskateller von Bacharach galt sonst für so köstlich, daß König Wenzel für ein Faß Bacharacher die Stadt Nürnberg ihrer Pflichten gegen ihn entließ, und Papst Pius II. sich jährlich ein Fäßchen nach Rom kommen ließ. „Zu Klingenberg am Main, zu Würzburg an dem Stein, zu Bacharach am Rhein, hat man in meinen Tagen gar oftmals hören sagen, sollen sein die besten Wein.“ So lautet ein alter Spruch, der heute nicht mehr recht die Wahrheit ausspricht. Über Bacharach thront die Burg Stahleck, im 11. Jahrhundert im Besitz der Hohenstaufen und Schauplatz jener romantischen Brautfahrt des Welfen Heinrich, dem die Pfalzgräfin, früherm Verlöbnis getreu, wider ihres Mannes und Kaiser Heinrichs VI. Wissen und Willen ihre Tochter Agnes vermählte.

Jetzt zeigt sich mitten im Strome ein wunderliches Gebäude, die Pfalz, eine auf einem Thonschieferfelsen im Rhein gegründete seltsame Inselburg, versehen mit zahlreichen Türmchen und Schießscharten, 1326 wahrscheinlich zum Schutze des Rheinzolls gebaut. Weiterhin liegt zu den Füßen des schönen Schlosses Gutenfels Kaub, wo Blücher in der Neujahrsnacht 1814 über den Rhein ging. Die Ruine Schönberg, einst der Sitz von sieben schönen Schwestern, die jetzt in Felsblöcke gewandelt bei niedrigem Wasserstande aus dem Strome schauen, kündigt die Stadt Oberwesel an. Grade unterhalb des Schlosses, welches 1689 im Raubkriege gegen Deutschland die Franzosen zerstörten, liegt die Stadt, vormals mit vielen andern rheinischen Städten eine freie Reichsstadt. Ihre Mauern, welche oben jetzt nur Gärten und Bäume zeigen, sagen, daß sie einst um zweimal größer war. Ihre zahlreichen Türme und die Trümmer

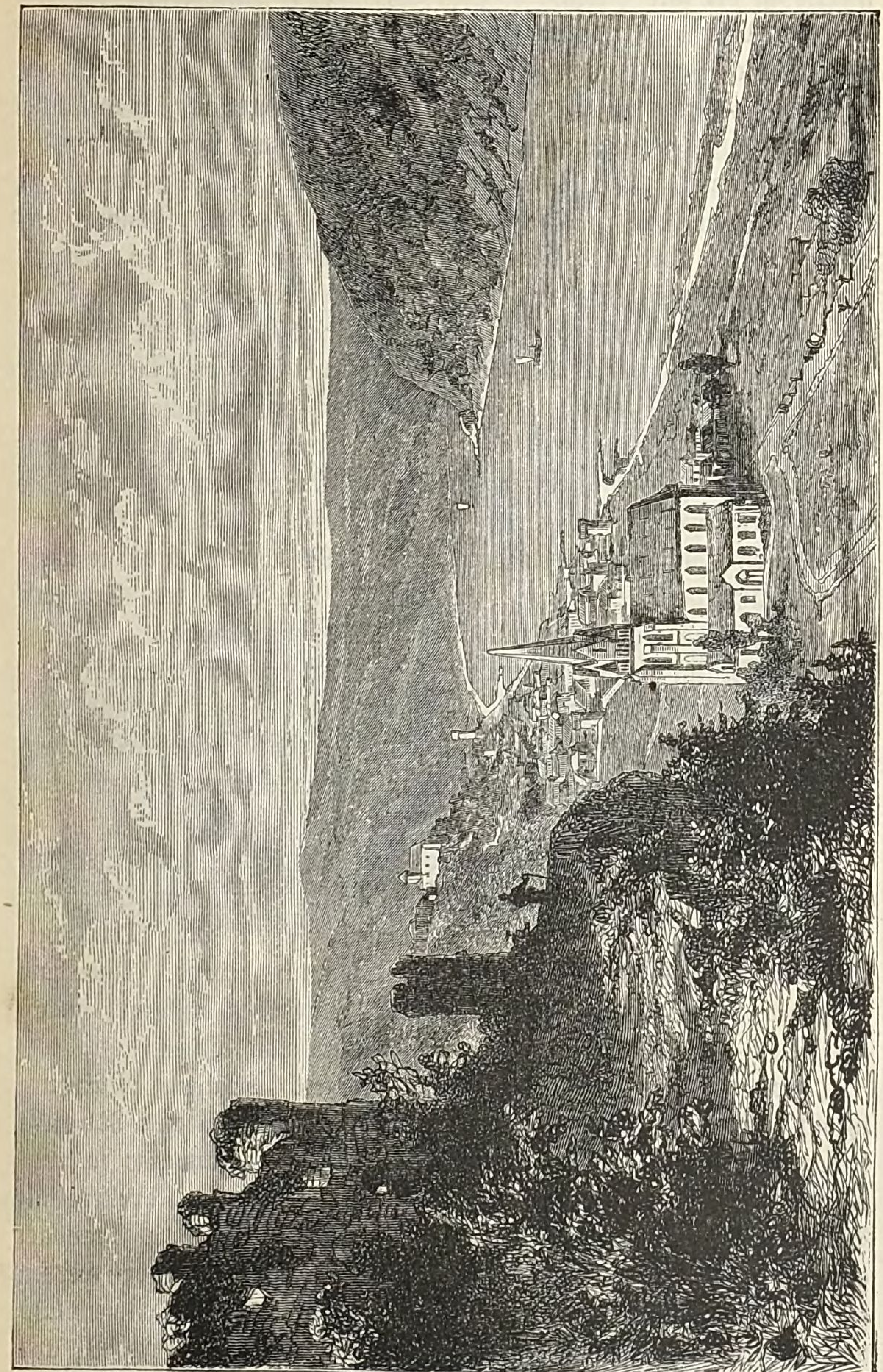


Abb. 51. Rheinlandschaft bei Oberwesel.

des alten gotischen Rathauses am Berge, die schöne Stiftskirche, erinnern an die alte Größe.

Die Ufer werden unterhalb Oberwesel wilder und zackiger. An der engsten Stelle des ganzen Durchbruchsthales liegt die Lorelei oder Lurlei, d. i. Lauerfels, durch Heine poetisch verherrlicht. Unvorsichtig geleitete Kähne zerschellen zu Zeiten: „und das hat mit ihrem Singen die Loreley gethan". Vor dem tragischen Geschick, ein Steinbruch zu werden, hat sie König Wilhelm I. von Preußen gerettet. Zwischen den beiden Ruinen Katz und Maus liegt St. Goarshausen, gegenüber die Stadt St. Goar, im Volksmunde Sankewär. Beide Orte sind nach dem frommen Einsiedler genannt († 575), der den Schiffern den Weg durch die gefährliche Bank zeigte, die Schiffbrüchigen rettete, die Pilger pflegte. Sein Christentum bildet den Gegensatz zu dem heidnisch bösen Wesen der Loreley-Nixe. Über der Stadt auf einem zur Befestigung sehr geeigneten Felsenvorsprunge bemerkt man die weiten Trümmer der zerstörten Feste Rheinfels, 1692—1693 vergeblich von den Franzosen belagert, aber 1794 schimpflich an sie übergeben. Unterhalb St. Goar bringt die felsige Bank den Schiffern oft Gefahr und macht die Hülfe der Uferbewohner nötig.

Die Gegend ist voll unnennbaren Zaubers und sanftester Schwermut; man befindet sich wie an einem von Felsen umschlossenen stillen See, abgeschnitten von aller Welt. Die Ruinen Löwinstein und Steinfels, „die Brüder", der Wallfahrtsort Bornhofen bekränzen die Ufer.

Boppard, an dessen Stelle schon die Römer eine Ortschaft vorfanden, „diese lustige und gewesте Reichsstadt", ist eine Bergstadt, die Häuser steigen übereinander in engen Gassen auf. Die zweigetürmte romantische Pfarrkirche tritt besonders heraus. Unterhalb Boppard, von wo an mehr Wald auf den Höhen erscheint, macht der Rhein eine starke Krümmung von Westen nach Osten.

Von Braubach an, über dem die noch erhaltene Marxburg thront, treten die Berge etwas zurück. Bei dem Städchen Rhense trafen die Gebiete der vier rheinischen Kurfürsten zusammen: so nahe wurden das kurmainzische Lahnstein, das kurtriersche Kapellen mit Stolzenfels, das kurkölnische Rhense und das kurpfälzische Braubach gesehen, „daß ein Musketenschuß in eines jeden Lande gehört werden kann". Hier stand der berühmte Königsstuhl auf einem Rasenplatze von alten Walnußbäumen beschattet, wo Heinrich VII., Karl VI. und Ruprecht gewählt, der Kurverein beraten und der Landfriede beschlossen wurde. Zum letztenmal sind die Kurfürsten 1496 hier zusammen gewesen. Das ganz aus Quadersteinen aufgeführte achteckige Gebäude

hatte sieben Schwibbögen im Zirkel, die auf neun Pfeilern ruhten, wovon der neunte in der Mitte stand. Seine Höhe betrug etwa 5 m und der Durchmesser $8^1/_2$ m, eine Treppe führte auf seine Oberfläche, die ohne Bedachung und mit steinernen Bänken eingefaßt war. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts war dieser Königsstuhl nahe daran, in Trümmer zu zerfallen. Da aber Rhense für seine Zollfreiheit verpflichtet war, ihn in baulichem Stande zu erhalten, so wurde er 1624 wieder ausgebessert. Im Jahre 1794 zerstörten Franzosen das deutsche Heiligtum, das aber jetzt nach dem alten Bau wieder erneuert

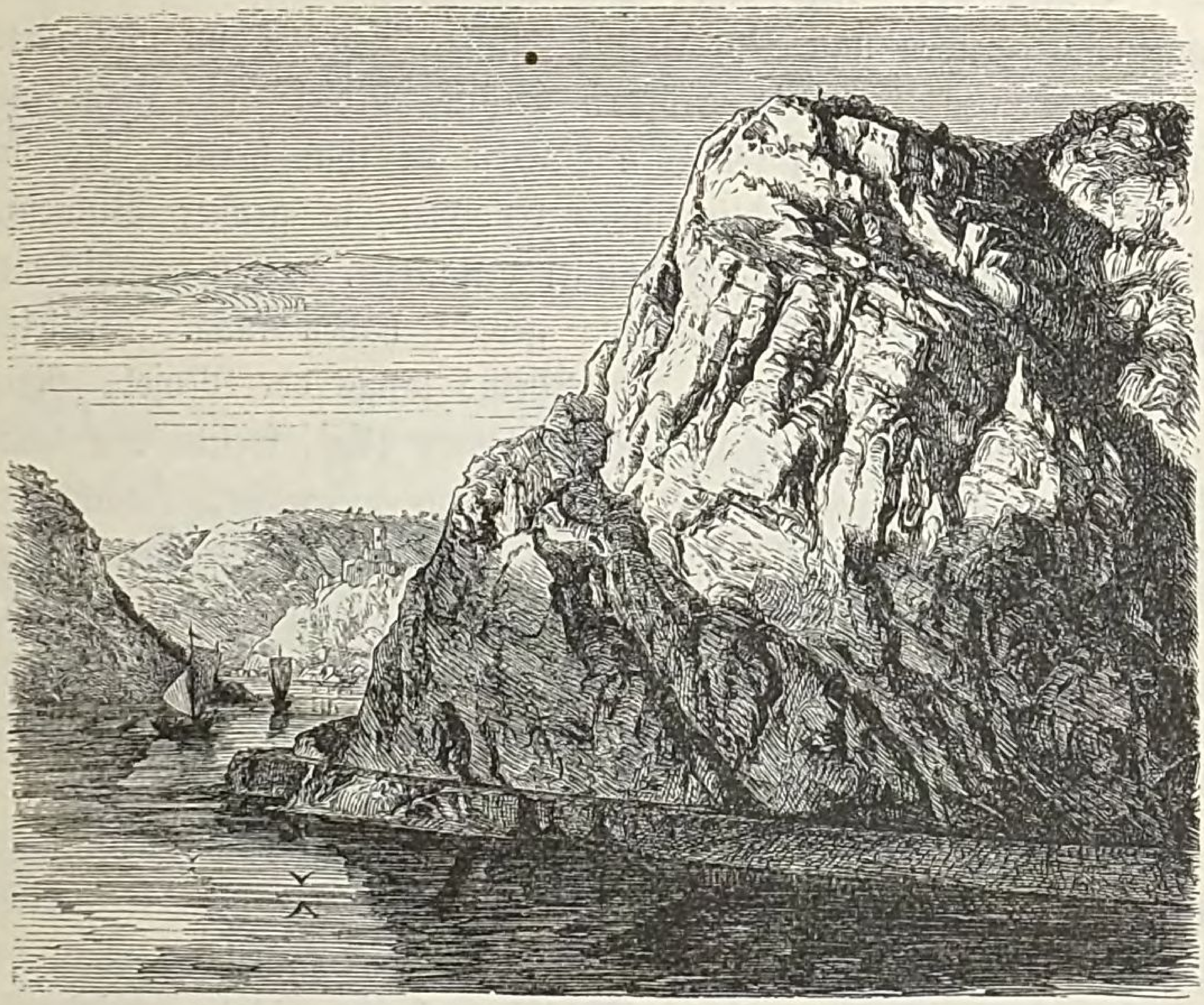


Abb. 52. Die Lurlei.

ist. Der Rhein eilt der Vereinigung mit der Lahn entgegen: links an der Mündung ist die durch Goethes Lied gefeierte Ruine Lahneck („Hoch auf dem alten Turme steht Des Helden edler Geist"), und Oberlahnstein, ein altes Städtchen, ganz in alter Art mit Mauern, Türmen und Gräben umgeben; in der Nähe die St. Johanniskirche, in der König Wenzel 1400 entsetzt ward.

Der Lahnmündung ziemlich gegenüber, über dem Dorfe Kapellen, erhebt sich die prächtig wiederhergestellte Burg Stolzenfels, welche 1689 von den Franzosen zerstört war, ein geschmackvoller und in altem Stil ausgeführter Bau Königs Friedrich Wilhelm IV., der die Ruine 1825 von der Stadt Koblenz zum Geschenk erhalten. Am Fuße des Berges, an der Laubach, beginnen die Rheinanlagen, ein

höchst anmutiger, abwechselungsvoller Park mit der steten Aussicht auf den mächtig dahinflutenden Strom. Sie führen bis nach Koblenz, der alten Römerstadt Confluentes. 118 m erhebt sich Koblenz gegenüber die trotzige Bergfeste Ehrenbreitstein über den Rhein; einen herrlichen Rundblick daher über den stolzen Strom, dem diesseits die Lahn, jenseits die Mosel zufließt, gewährt von ihrer Höhe die Feste.

Zwischen Koblenz und Ehrenbreitstein flachen sich die Ausläufer des Westerwaldes und der Eifel in ziemlich scharfen Absätzen zu dem Wieder Becken ab. Aus einer Entfernung von 10—12 Stunden strömen aus Süden und Norden die Flüsse Wied, Sayn und Nette zu. Auch neigen sich die größern Flüsse Mosel und Lahn aus Westen und Osten mit ihren Mündungen zu ihm heran. Es hat hier ohne Zweifel in vorhistorischen Epochen ein großer Binnensee der mittelrheinischen Schiefergebirgsinsel bestanden, der zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Ausdehnung gehabt haben mag. Vielleicht hat er einst zu beiden Seiten des Rheins längs der Mosel, Nette und Wied weit hinaufgegriffen. Seine letzten Ufer, welche wir nachweisen können und welche seine tiefsten und niedrigsten Flachboden umstehen, sind zwischen Koblenz und Andernach, und zeigen sich zu beiden Seiten des Rheins in der Entfernung einiger Stunden noch deutlich in scharf ausgegrabenen Vorgebirgen und Terrassenabsätzen. Noch jetzt giebt es einige sumpfige Striche, und einige kleine Bäche verlieren sich in diesen Strichen, ehe sie den Rhein erreichen.

Nahe dem Ausgange des Wieder Beckens liegt eine der jüngsten deutschen Städte einer der ältesten gegenüber. Die neue freundliche Stadt ist Neuwied, die alte das düstere Andernach, römischen Ursprungs, das einst auch die südlichst gelegene Stadt des Hansabundes war. Die viergetürmte romanische Pfarrkirche, der runde, oben achteckige Wartturm am Rhein, mit 5 m dicken Mauern, der Kran, der zum Verladen der Mühlsteine dient, sind den Vorüberfahrenden die Wahrzeichen von Andernach.

Das Stück des Mittelrheins von Andernach bis Bonn ist gerader gerichtet als das Stück von Bingen nach Koblenz und fließt zugleich in einem weit bequemern und breitern Thale, so daß auf beiden Seiten des Flusses Wanderungen stattfinden und Straßen ohne allzugroße Schwierigkeiten ausgeführt werden konnten. Es erscheinen zwar noch hier und da einige von den Schiffern ehemals gefürchtete Felsen im Bette des Flusses, so die Basaltsteine bei Unkel; doch haben sie nie die Schiffahrt gehindert. Der Rhein, dessen Wassermasse von Koblenz an durch Lahn und Mosel bedeutend zunimmt, ist auf der ganzen

Strecke sehr tief, und allenthalben bequem schiffbar. Häufiger als im oberen Thale wechseln enge Stellen mit kleinen Thalausweitungen. Manche ziehen ihn der obern Strecke vor. Dies untere Thal, so preisen sie, ist von einer großartigen männlichen Schönheit, die das mächtige, ruhig fließende Wasser, die ernste Gestalt der Berge besonders im Siebengebirge, endlich der freiere Charakter der offen hingebreiteten Landschaft zu gleichen Teilen in Anspruch nehmen. Ist die frühere Strecke romantisch-ritterlich, so geht der Rhein hier in der That im majestätischen Königsmantel.

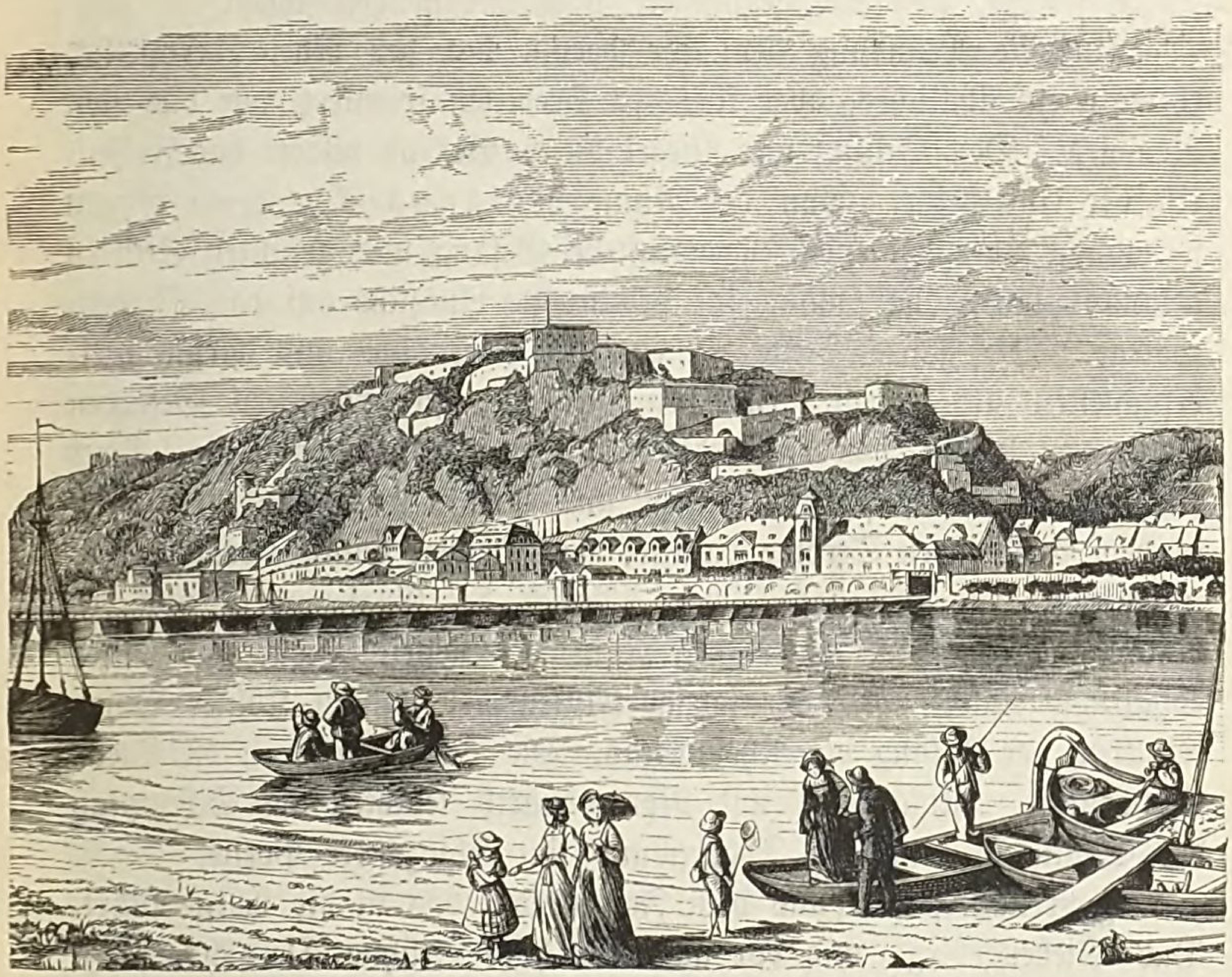


Abb. 53. Ehrenbreitstein.

Unterhalb Andernach stürzt sich der Rhein zum zweitenmal wie bei Bingen in eine düstere Gebirgsschlucht. Schroffe Berge, romantische Felsengruppen wechseln mit kleinen Einschnitten und Thälern, welche Weinhügel und Dörfchen zeigen. Und um alle diese Reize noch zu erhöhen, schwimmen mehrere freundliche Eilande im Strome, der zwischen seinen engen Felsenufern brausend fortschießt. Vorzüglich schön sind die Trümmer von Oberammerstein, wo einstens Heinrich IV. Zuflucht suchte.

Das aus einer alten Burg herausgebaute Schloß Rheineck bietet

eine schöne Aussicht auf das Rheinthal und die Eifel und birgt herrliche Kunstschätze. Unfern Sinzig mündet die Ahr, gegenüber liegt das ganz aus Basalt gebaute Linz. Zwischen Erpel und Unkel erhebt sich die Erpeler Ley, ein weithin sichtbarer Basaltberg, an dessen Abhängen der Leywein wächst. Auch Unkel gegenüber ist ein reicher Basaltbruch; von da ziehen sich Basaltfelsen durch das Strombett. Eine Gruppe führt den Namen der kleine Unkelstein; der große ist zur Franzosenzeit weggesprengt worden. Über Remagen steigt der Apollinarisberg auf, welcher eine schöne gotische, viergetürmte Kirche trägt. Schön ist die Aussicht auf den Strom, der vor dem Siebengebirge, zum See gesammelt, noch auszuruhen scheint.

Um die Mündung der Ahr herum hat der Rhein vermutlich ehemals ein ähnliches, aber kleineres Seebecken formiert, wie das von Neuwied. Den Schluß und Riegel dieses Beckens bildete das Felsenriff der Unkelsteine. Von der Ruine Rolandseck, „deren Bogen so manche überströmende Jugendlust bei Gesang und gefüllten Bechern belauscht hat", hat man eine prachtvolle Aussicht auf das Siebengebirge. Die ganze Stelle ist eine der reizendsten und darum vielbesuchtesten am Rhein. Zwischen den hier so erhabenen Gestaden liegen drei Inseln, von denen die größte, der Nonnenwörth, mit ihrer Abtei und ihren Pappeln, Ulmen und Weiden ruhig und freundlich in dem strudelnden Strome daliegt; zwei kleinere Eilande drängen sich zwischen sie und Rolandseck ein, nämlich der Grafenwörth und der Rolandswörth gleich unter den Ruinen. Vielleicht war bei dieser Spaltung einst, als noch salzige Fluten den ganzen Kölner Busen erfüllten, der Anfang des Rheindeltas. Die Schiffer nennen die Stelle Gotteshülfe. Rolandseck und Nonnenwörth leuchten als Schauplatz des Schillerschen „Ritter Toggenburg" im Glanze der Poesie.

Jetzt nähern wir uns dem Felsenthore, das in die Ebene führt. Das Siebengebirge und vor allen der hohe, kühne Drachenfels bei Königswinter bildet die eine Thorsäule, schräg gegenüber der isoliert aus gesegneter Flur steigende Kegel des Godesberges, auf dem einst Wodan verehrt wurde, die andere. Auch ihn krönt eine Ruine, deren 32 m hoher Wartturm eine reizende Rundsicht gewährt. Landhäuser und Gärten schmiegen sich um die Füße. Seine Gipfel weihen uralte Sagen.

Kaum möchte man irgendwo auf der Erde einen so dichten Schwarm reisender Menschen treffen, die eben die Reiselust allein treibt, als auf der Rheinfahrt von Bingen nach Bonn. Jetzt bedienen sich zu „der europäischen Promenade" die meisten der Dampfschiffe. Der rasch gewonnene Überblick des Ganzen, die überaus wechselnde

Scenerie beider Ufer scheinen solche Fahrt zu empfehlen, aber doch läßt ein gerade überfülltes rheinisches Dampfschiff mit seinem geschäftigen Gewirr und dem Gedränge der Menschen auf dem Verdeck sehr oft nicht zu einem rechten Naturgenuß kommen. Die Fahrt auf den beiden Eisenbahnen, welche das linke Ufer und das rechte bis Oberlahnstein begleiten, führt in noch raschrem Flug vorüber und läßt immer nur ein Ufer zur Betrachtung kommen. Gewiß ist, daß man dem Rheinthale viel größere Weile schenken muß, um seine Schönheit recht zu empfinden. Da gilt es, bald an diesem, bald an jenem Ufer zu wandern, bald im Nachen langsam dahin zu schwimmen, bald diese, bald jene Tageszeit und Beleuchtung zu benutzen, vor allem auch in Seitenthäler und Thälchen einzudringen, die so oft einen entzückenden Rückblick auf den Strom und die Uferlandschaft in engem Rahmen gestatten.

Neben seiner Schönheit knüpft sich auch ein lebhaftes historisches und kulturgeschichtliches Interesse an das Durchbruchsthal.

Tausenderlei Interesse durchkreuzten, rieben und beförderten sich gegenseitig, wodurch zwar nicht ein wohlgeordneter Staat, wohl aber ein reiches und kräftiges Zusammenleben erzeugt wurde, das seine argen Schattenseiten hatte, im ganzen aber doch weit mehr Schönes enthielt. Auf den zahlreichen Burgen hausten die Ritter und edlen Geschlechter, ursprünglich in beständiger Fehde untereinander und mit jeder Macht, die ihre Unabhängigkeit bedrohte. Neben ihnen saßen am Rhein die drei mächtigen geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, deren Macht und Gewicht ebenfalls in einem beständigen Wechsel gegeneinander begriffen war. Unten am Rhein erhob sich das mächtige bürgerliche Gemeinwesen von Köln, das den Stapel des Binnenlandes und die Macht der Hansa hinter sich hatte. Gleichsam im Schlepptau von Köln und mit ihm durch die verschiedensten Interessen der Schiffahrt und des Handels verknüpft, erhoben sich die übrigen zahlreichen Reichsstädtchen am Rhein, die sich frühzeitig durch Wohlhabenheit und stolzes Selbstbewußtsein auszeichneten. Der Kaiser endlich war durch seine Pfalzgrafen vertreten, die sich ihres Ansehens zu wehren und die kaiserlichen Zölle zu erheben hatten. So war hier das Reich im kleinen beisammen und gab dem ganzen Strich ein äußerst buntes Ansehn. Frühzeitig wurde der Rhein die deutsche Handelsstraße zwischen Süden und Norden; Köln war der Stapelplatz, wo alle Schiffe ausladen mußten. Da fast alles nur zu Wasser weiter geschafft werden konnte, verteilte sich der Gewinn auf den ganzen Landstrich, wo die Schiffer ihren täglichen und reichlichen Verdienst hatten. Aber auch die Herren wollten ihren Teil davon. Die

Raubritter thaten das auf grobe Weise, die übrigen auf etwas feinere, indem sie die Wasserstraße verlegten und nur gegen tüchtigen Zoll passieren ließen. Mitten in diesem bewegten Leben entfaltete sich eine hohe Kultur, die in frühe Zeit hinaufreicht und den folgenden Zeiten die schönsten Spuren hinterlassen hat. Hier klangen die Lieder der Minnesänger von Burg zu Burg, von Fest zu Fest. Hier erhoben

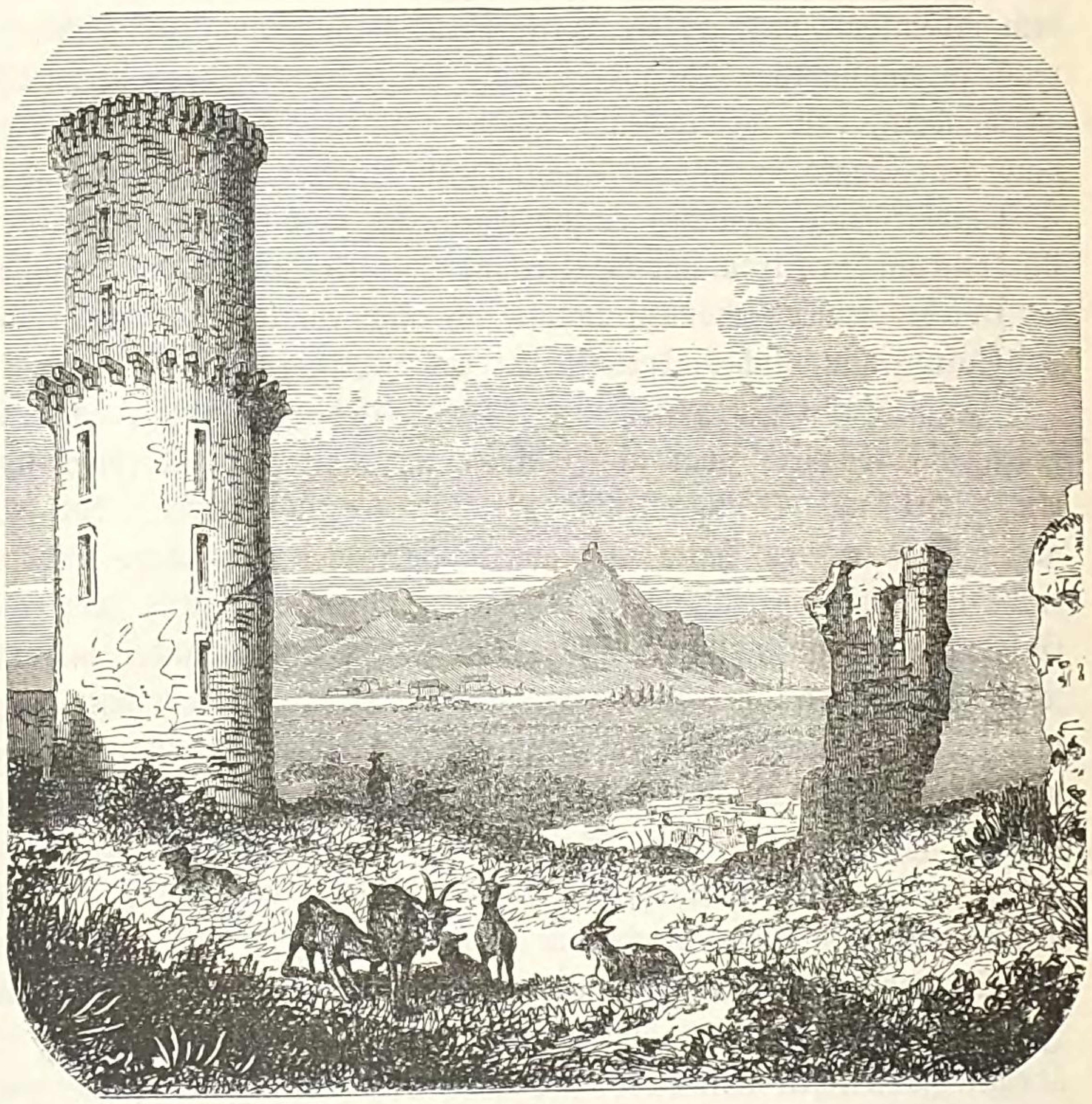


Abb. 54. Ruine Godesberg mit der Aussicht auf das Siebengebirge.

sich die großartigsten kirchlichen Gebäude, in deren steinerner Schrift man noch jetzt die Züge vergangener Jahrhunderte liest.

8. Köln und der Kölner Dom.

Köln, die Königin des Niederrheins, ist mit seiner Größe und Bedeutung auf unwandelbare Naturverhältnisse begründet, die ihren Einfluß nie verleugnen können. Hier treten die Gebirgs- und Hochlandschaften, die weiter oben das Rheinthal einengen, zurück, sie begleiten den Strom jedoch noch eine Strecke in größerer oder geringerer Entfernung und bilden so den Busen des Flachlandes, in dessen Mitte

Köln liegt. Darum begegneten sich bei dieser Stelle von rechts her aus den westfälischen Gauen, wie von links her aus den Senkungen und Thälern der Ardennen, den Sitzen der Belgier und Gallier, die Handelskarawanen; die Unternehmungen des Krieges und Friedens, die dem norddeutschen Flachlande galten, gingen von hier aus, wie auch die christlichen Missionen mit den Heeren Karls d. Gr. von hier aus nach dem östlichen Tieflande vordrangen. Bei Köln sind die Hindernisse, welche die Rheinschiffahrt innerhalb des engen Stromthales erschwerten, zu Ende. Denn in breiter Fülle und ruhigem Laufe wälzt sich nun der Strom den Mündungen zu und macht eine großartige Schiffahrt möglich und einträglich. Zu dem allen trat in alten Zeiten noch ein besonderer Vorteil. Der Rhein war gespalten; der östliche Arm wälzte die Hauptmasse des Wassers, der westliche, erst zu Ottos d. Gr. Zeit ausgefüllt, bot mit hoher Uferbildung einen natürlichen Sicherheitshafen. Auch eignete sich die Stelle zu einer Überbrückung der geteilten Wassermasse. Lange vor römischer Zeit hatten germanische Ubier die Vorteile jener Position erkannt und legten auf dem rechten Ufer eine Ortschaft Tuits, auf der Rheininsel, die zwei Anhöhen bot, eine Burg und eine Opferstätte an, Ara Ubiorum. Die Straße „Auf der Are" erinnert noch daran. Um 37 v. Chr. sandte Augustus, wie das Annolied singt, den Herrn Agrippa nach Deutschland, daß er dort Recht spreche und eine Burg baue, auf daß ihn das Volk fürchte. Die Burg nannte er Colonia; Kaiser Claudius verlieh 51 n. Chr. nach seiner Gemahlin, die in Köln geboren war, ihr den Namen Colonia Agrippinensis. Die zwei Anhöhen der Rheininsel waren als die wichtigsten Punkte sogleich nach der Romanisierung mit Neubauten besetzt. Auf der obern Anhöhe baute man das Kapitol, das nach Christianisierung der Bevölkerung in eine Kirche umgeschaffen ward. Die alte Ubierburg auf der untern Anhöhe (Burgum Ubiorum), die schon bestand, als die Römer am Rhein erschienen, wurde nach römischen Bedürfnissen erweitert und verschönert. Sie diente nunmehr als Feste (Castellum) und als Präfektursitz (Palatium). Köln ward die Hauptstadt der Germania secunda, und wird von Zosimus eine urbs maxima, von Ammian eine urbs magni nominis genannt. Als im 5. Jahrhundert der Präfekt und die Legionen den Franken weichen mußten, ward Köln Hauptstadt der ripuarischen Franken und das Kastell der Römer in eine königliche Pfalz verwandelt, bis Karl d. Gr. dieselbe nebst Umkreis dem Erzbischof Hildebold schenkte. Nun tritt in Köln das kirchliche Element in den Vordergrund, die

Bedeutung der bischöflichen Stellung und der kirchlichen Institute steigt immer mehr, bis unter Otto dem Großen die Leitung aller weltlichen Angelegenheiten zu Köln in die Hände des Erzbischofs übergeht.

Obwohl durch Normannen geplündert und verwüstet, stieg Köln bald zu hoher Blüte. „Köln umschließt," sagt Lambert von Hersfeld zum Jahre 1074, „eine erstaunliche Zahl von Bürgern, und wegen des Getümmels der täglich Ab- und Zugehenden kann man sich kaum durch die Straßen winden. Doch sind Kölner, unter den Ergötzlichkeiten einer Großstadt aufgewachsen, in kriegerischen Dingen wenig erfahren und schwatzen lieber bei Schüssel und Becher über Kriegssachen hin und her." Die Streitigkeiten mit dem Erzbischof Anno, infolge deren 600 der reichsten Kaufleute auswanderten, brachten die Stadt nur auf kurze Zeit zurück. Schon für die letzten Jahre Heinrichs V. rühmt Otto von Freising wieder die Stadt Köln, die alle Städte der diesseits und jenseits des Stromes befindlichen Provinzen Germaniens an Reichtum, an Pracht der Gebäude, an Größe und Wohnlichkeit übertreffe. Die Ankunft der heiligen drei Könige, 1162, wurde für Köln epochemachend. Die durch den Besitz der Reliquien geheiligte Stadt war jetzt das Ziel unzähliger Pilgerfahrten aus Deutschland, Frankreich, Italien und England geworden; viele Fremde gründeten sich auch unter dem Schutze der Magier eine neue Wohn- und Werkstätte, so daß die Römermauern bald die Einwohnerschaft nicht mehr fassen konnten. Erzbischof Philipp von Heinsberg ließ 1187 die alten Mauern einreißen und neue aufführen, durch die mehrere bis dahin vor den Thoren gelegene Kirchen in die Ringmauer gezogen wurden. Die bis dahin ein Viereck bildende Stadt erhielt nun halbmondförmige Gestalt.

Waren auch die Erzbischöfe im Besitze der Hoheitsrechte, und wurde außer den Zöllen und der Münze auch die Gerichtsbarkeit durch einen vom Erzbischof ernannten und vom Kaiser bestätigten Burggrafen verwaltet, so hatten doch bei der häufigen Abwesenheit der Erzbischöfe es die Kölner dahin gebracht, etwa um 1170, einen selbstgewählten Magistrat an der Spitze ihres Gemeinwesens zu sehen. An der Wahl dieses Rats hatte der Erzbischof keinen Anteil, und wenn man auch ihm selbst und seiner Geistlichkeit den Aufenthalt in der Stadt nicht verwehrte, so sträubte man sich doch gegen eine erzbischöfliche Besatzung. Auf diese Weise suchte sich Köln ein Verhältnis zu erhalten, welches die Stadt, obgleich ursprünglich eine bischöfliche, doch den Reichsstädten gleich stellte. Schon 1201 trat Köln als freie Stadt in die Hansa, ward auch bald Quartierstadt derselben und freie Reichsstadt. Erzbischof Konrad v. Hochstetten im 13. Jahr-

hundert erneute den alten Streit, aber er hob die Stadt auch durch den Beginn des großen Dombaues und die Verleihung der Stapelgerechtigkeit. 1236 wird Köln vom Mönch Alban als so reich an Schätzen und so bevölkert geschildert, daß 18000 kölnische Bürger auf prachtvollen Rossen in Festgewändern der Braut des Kaisers Friedrich II., einer englischen Prinzessin, entgegenritten. Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft waren in mächtigem Aufschwunge. Petrarca spricht in seinen Briefen von Köln mit Begeisterung. Die „Herren von Köln" waren als Großhändler durch ganz Europa bekannt, und „reich wie ein Kölner Tuchmacher" war ein Sprüchwort. Köln war auch der Hauptmarkt für edle Metalle und regelte nicht nur für Germanien, sondern für das ganze Abendland die Maße des Goldes und Silbers. Nicht nur Deutschland und Italien, auch Frankreich, Dänemark und Schweden erkannten die Kölner Norm an. Weithin, wie die Augsburger, waren die Kölner Goldarbeiten berühmt; die Malergilde war so zahlreich, daß sie eine eigene Gasse, die Schildergasse, mit Stickern, Teppichmachern und Bildhauern gemeinsam bewohnte; die kölnische Bauschule war die erste und tonangebende in Deutschland. Endlich ward auch die 1388 errichtete Universität der Hauptsitz der scholastischen Theologie und Philosophie. Bei alle dem hat es dem Verfassungsleben der Stadt nicht an den Stürmen gefehlt, die auch sonst in deutschen Städten gewütet. Gegen Ende des 14. Jahrh. war der Kampf zwischen den altadligen Geschlechtern und den Zünften besonders heftig; davon giebt die Weberschlacht von 1370 Kunde. Endlich ging 1396 die alte aristokratische Verfassung unter und eine demokratische Regierungsform wurde erzwungen, die bis 1794 bestand. Sechs Bürgermeister wechselten zu zwei jährlich in der Regierung ab; der regierende Herr fühlte sich als Konsul einer Römerstadt: er warf eine Toga über die sonst spanische Kleidung; Liktoren trugen Fasces vor ihm einher.

Noch an der Grenze der neuen Zeit heißt Köln in einer Chronik von 1499 „die hochwürdige und heilige Stadt, die Metropolis und Hauptstadt vom ganzen deutschen Lande"; es war ein Wahrspruch: „Parijs in vrankrych, London in engelant, Coellen in Duyschland, Roma in Italien". Das Sinken der Hansa, die Veränderung der Handelswege, die Unruhen der Reformationszeit, die französischen Kriege, das Emporkommen der niederländischen Republik, welche den Rhein sperrte, machten den Glanz der Stadt aber erbleichen. Dazu kam, daß sich Köln gegen die Reformation aufs bestimmteste abschloß und auch nach dem Westfälischen Frieden den Protestanten Religionsübung versagte. Viele Bürger wanderten aus, und um Köln ent-

stand eine Menge aufblühender Industriestädte. 1787 gab der Rat die Erlaubnis, ein protestantisches Bethaus zu errichten, der Fanatismus gestattete aber die Durchführung nicht, und die Protestanten gingen nach wie vor nach Mühlheim in die Kirche. Nun kamen die Revolutionskriege und Köln ward mit Frankreich vereinigt. Am 27. September 1796 ward der Freiheitsbaum gepflanzt, aber Köln nicht einmal zur Departement-Hauptstadt erhoben, und die Universität 1798 aufgehoben. Die Reisenden jener Zeit schildern es einstimmig als eine häßliche und völlig herabgekommene Stadt; „viele enge, krumme und schmutzige Straßen voll armseliger Hütten, Wohnungen des höchsten Jammers und Elends“. Die preußische Besitznahme ward jedoch ein Wendepunkt zu neuer Größe. Freilich blieben der Stadt von allen den verschiedenen Arten des Primats, die es ehemals geübt, gar manche entwunden. Das Primat der Fabrikindustrie hat sich Elberfeld angeeignet. Des Scepters der schönen Künste hat sich Düsseldorf bemächtigt. Der Sitz der weltlichen Gewalt am Niederrhein, des rheinischen Oberpräsidiums, ist nach Koblenz gekommen. Die Pflegestätte der Wissenschaft am Rhein ist Bonn geworden. Aber doch bleibt Köln noch heutigestags das Steuerruder des Handels am Rhein; auch ist der Erzbischof in die Mitte der jetzt minder aufrührerischen Bürgerschaft der Stadt zurückgekehrt. Ebenso ist Köln noch der Sitz des Reichtums am Niederrhein, und der Mittelpunkt des kölnischen Regierungsbezirks, der wiederum das Hauptstück des alten Ripuarier- und Ubierlandes zu beiden Seiten des Rheins umfaßt.

Kirchen und Heiligtümer bilden die Signatur der Stadt. Darum preist schon das Annolied Köln als „der hehresten Burgen eine“. Und diesen Ruhm hat Köln durch nichts so sehr als durch seinen herrlichen Dom bis heute behauptet.

Den ältesten Dom in Köln baute Erzbischof Hildebold auf der Stelle des alten Palatium. Er ward am 27. September 873 geweiht und hatte zwei Chöre, einen östlichen und einen westlichen, der sich zwischen zwei hölzernen Türmen befand; jener war St. Petrus, dieser der heil. Jungfrau gewidmet. Als der alte Dom 1247 ein Raub der Flammen geworden, „in dem Jahre unseres Herrn 1248, da Bischof Kunrad über die Maßen reich war an Gold, Silber und Edelsteinen, also daß er dafür hielt, sein Schatz sei unerschöpflich, begann er große und köstliche Dinge mit bauen und kaufen. Er begann den großen, köstlichen, ewigen Bau, den Dom“. So erzählt die alte kölnische Chronik. Der Erzbischof rief die vornehmsten Geistlichen, die Edeln des Landes und seine Beamten zusammen und legte

am 15. August 1248 den ersten Stein zu einer Kathedrale des heil. Petrus. Unter der Leitung Meister Gerhards von Rile ward der Bau begonnen. Im Jahre 1322 war der hohe Chor fertig. Unter veränderten Zeitverhältnissen schritt der Bau nur langsam vorwärts und kam seit 1499 ganz ins Stocken. Die 100 Hauptpfeiler im Schiffe waren seitdem wie ein Wald von Säulen, der in seinem Wachstum plötzlich erstarrt ist. Bis zum Gewölbe standen sie da, trugen aber nichts, als den Notbehelf des bretternen Verschlusses. Vor den beiden Türmen, die in der Höhe auf das Maß der Länge der Kirche berechnet waren, erhob sich der eine kaum aus den Grundmauern (20 m hoch), der andere ragte 60 m empor und der Krahn deutete auf die Unabgeschlossenheit des Werkes. Selbst der Chor, durch eine Querwand mit dürftigem Portal von dem wüst liegenden Schiff der Kirche geschieden, litt im Laufe der Zeiten. Kaum wurde das Nötige für seine Instandhaltung gethan, und man raubte ihm zuletzt in den Jahren 1760—1770 noch einen Teil seines innern Schmuckes, das sogenannte Sakramentshäuschen, den Hauptaltar und die Steineinfassung des hohen Chors. Das große und einzige Werk trauerte seinem Verfall entgegen, von der Menge nicht verstanden und nicht geachtet. Manchen erschien der Dom in seiner ruinenhaften Nichtvollendung ein ernstes Sinnbild des deutschen Vaterlandes: „groß in der Anlage, aber unvollendet"; an eine Vollendung wagte man nicht zu glauben. „Auf dem hohen Turm," schreibt Arndt um 1800, „hängt noch ein Krahn, gleichsam als Verkündiger, daß der Bau nur durch Zufall unterblieben sei. Nun wird er wohl auf immer unterbleiben." Anders hoffte M. v. Schenkendorf, schon vom Morgenrot einer neuen Zeit umstrahlt: und er hat nicht umsonst gehofft.

Es war im Jahre 1814, als von verschiedenen Seiten die Vollendung des Kölner Domes als ein Dankopfer für die Befreiung des Vaterlandes gefordert wurde. Dieser Gedanke zündete in den Herzen des deutschen Volkes. Schon 1824 waren Vorbereitungen zur Wiederherstellung begonnen. Einmal angeregt, fand der Dombau überall den lebendigsten Anklang, und 1842 gelang es, einen Central-Dombauverein zu bilden, der nah und fern im deutschen Vaterlande die thätigste Beihülfe fand. Die Könige Preußens unterstützten den Bau auf das großartigste. Die Leitung des Baues lag in des Baumeisters Zwirner genialer Hand. Am 31. Juli 1861 war die Bedachung des Domes im wesentlichen fertig; es folgte die Vollendung des Mittelturmes mit vergoldeten Kreuzblumen über den

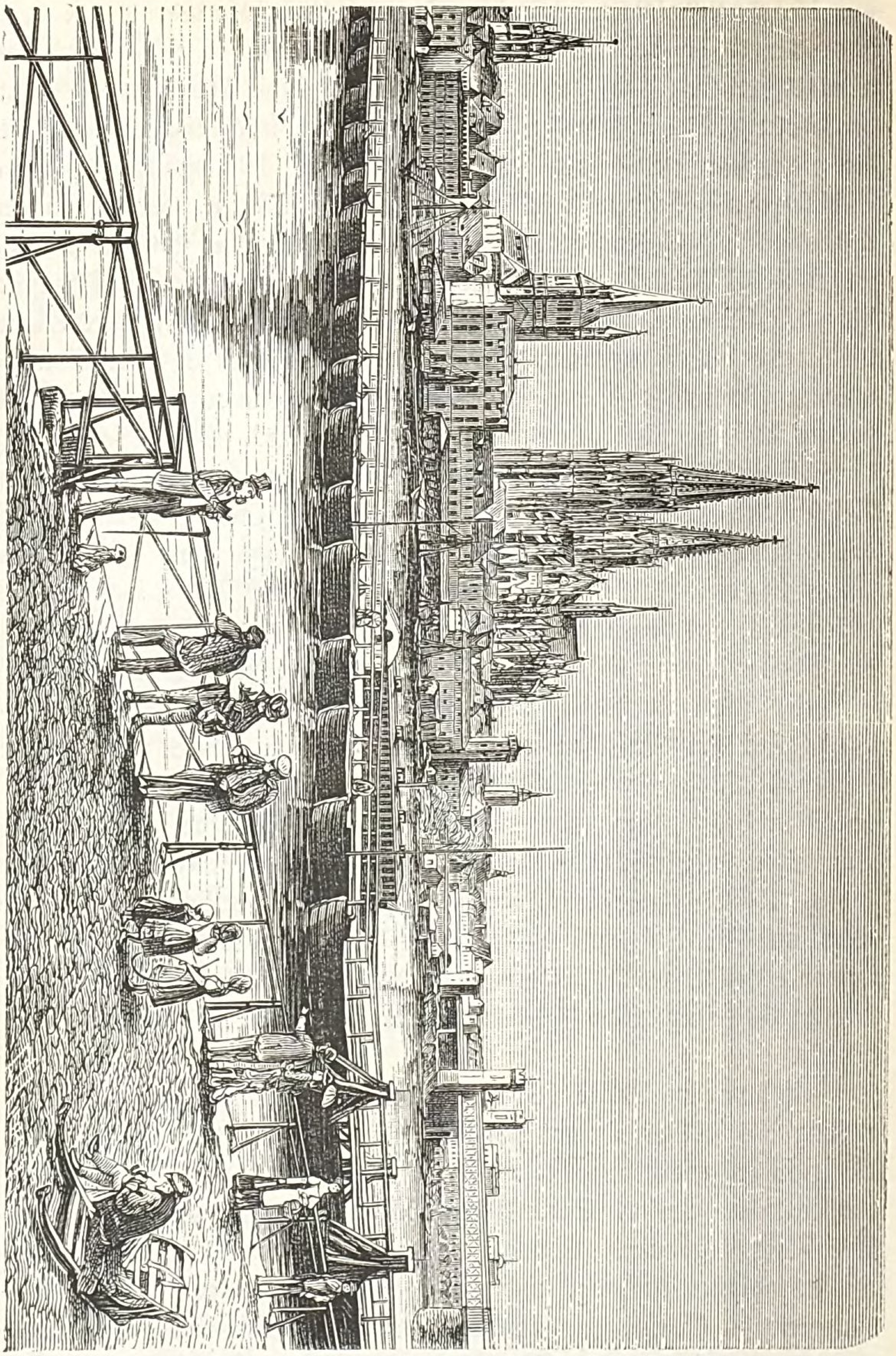


Abb. 55. Köln mit dem Dom.

Frontons. Als Zwirner 1862 starb, ward ihm der würdigste Nachfolger, R. Voigtel. Am 15. Oktober 1863 konnte die Weihe der mit Ausnahme der Türme im wesentlichen vollendeten Kirche vorgenommen werden. Nun handelte es sich um den Ausbau der Türme.

Von dem südlichen Turme, der bis zu einer Höhe von 60 m geführt war, verschwand 1868 das alte Wahrzeichen der Stadt, der Krahn, und der Bau der Türme schritt rüstig vorwärts. Endlich am 14. August 1880 wurde der letzten Kreuzblume des Domes der letzte Stein eingefügt. Das gewaltige Werk, an dem länger als sechs Jahrhunderte gebaut war, war vollendet. 157 m hoch ragen beide Türme, das höchste Bauwerk der Erde, um volle 15 m die Höhe St. Peters in Rom übertreffend. Am 15. Oktober 1880 wurde das Fest der Vollendung des Dombaues in Gegenwart Kaiser Wilhelms I. mit Jubel und Prangen gefeiert. „Soli Deo gloria!“ schließt die Urkunde, welche des zum Gedächtnis in die Kreuzblume eingesenkt wurde.

Das Äußere des erhabenen Baues tritt, nach Beseitigung verdunkelnder Anbauten jetzt erst in das rechte Licht. Um den Dom ist ein Umgang oder eine Esplanade geführt, die sich nach Osten hin an der Außenseite des Chors zu einer großartigen Halbrotunde gerade der festen Rheinbrücke gegenüber erweitert. Wir treten in das fünfschiffige Innere, das auch nun erst, in seiner ganzen Erhabenheit empfunden werden kann. Das Ganze hat eine Länge von 132 m, eine Breite von 44 m: das Querschiff ist 73 m lang. Die fünf gemalten Fenster des nördlichen Seitenschiffes mit ihren schönen Farben sind ein Geschenk des Königs Ludwig von Bayern. Ein sechstes ist zum Andenken an Joseph Görres, der die erste Anregung zur Vollendung des Domes gegeben hat, gestiftet. Die Fenster des nördlichen Seitenschiffes rühren aus den Jahren 1508 und 1509 her. Der 41 m hohe Chor prangt in vollendeter Restauration und ist mit Wandmalereien und Stickereien auf Seide ausgeschmückt, ihn umgeben sieben Kapellen. Hinter dem Hochaltar ist die Kapelle der Heiligen drei Könige. Der Schrein, in dem sie zusammen mit den Märtyrern Nabor, Felix und Gregor v. Spoleto ruhen, ist das vorzüglichste und umfangreichste Meisterwerk der mittelalterlichen Goldschmiedekunst, reich mit Perlen und Edelsteinen besetzt. In der Agneskapelle ist das berühmte Dombild, 1410 wahrscheinlich von Stephan Lothner gemalt, die heil. drei Könige das Christusbild auf dem Schoße der Mutter anbetend, auf den Seitenflügeln die heil. Ursula und der heil. Gereon mit Begleitern; in der Marienkapelle ein neuer gotischer Altar mit einer Marienhimmelfahrt von Overbeck. Die große Domglocke, aus dem Metall erbeuteter französischer Kanonen im Gewicht von 500 Ctr. gegossen, hat im dritten Stockwerk des südlichen Turmes ihren Platz gefunden: ein Siegesdenkmal eigenster Art!

9. Die rheinisch-westfälische Industrie. Krupp in Essen.

Am ganzen Nordrande des rheinischen Schieferplateaus entlang birgt der Boden Eisen und Kohle in Menge. Darum hat sich hier eine Industrie entwickeln können, welche in Deutschland nicht ihresgleichen hat. Zumal auf der rechten Seite des Rheins ist das bergische Land ein einziger großer Industriebezirk, in welchem 550 Menschen auf dem Quadratkilometer leben, eine Bevölkerungsdichtigkeit, wie sie nur in den fabrikreichsten Gegenden Englands sich wiederfindet.

Der Mittelpunkt der bergischen Industrie ist das Thal der Wupper, in welchem die günstige Bodengestaltung zahlreiche Wasserkräfte in den Dienst der Gewerbe stellt. Hier liegt die Doppelstadt Barmen-Elberfeld mit 242 000 Einwohnern; 10 km lang zieht sie sich durch das Thal hin, immer höher an den Geländen der das Thal einfassenden Höhenzüge hinaufsteigend, von Hunderten dampfender Essen überragt. Von bescheidenem Anfange, von dem Bleichen des Leinengarnes, ist ihre Größe ausgegangen, indem die Wupper als ein klares und zur Bleiche besonders geeignetes Wasser, so wie die bequemen Ufer, die Bewohner zuerst einluden, sich diesem Geschäfte zu widmen. Allmählich erreichten sie darin einen hohen Grad von Vollkommenheit, und daraus entstand ein zweiter Industriezweig, das Spinnen des Leinen- und Baumwollengarnes, wozu später noch Schnürriemen und Schnüre kamen, Artikel, welche in der Folge zur höchsten Wichtigkeit stiegen und einen großen Teil des Wohlstandes gründeten. Hierzu kam bald auch die Weberei von allerlei Leinenzeugen, besonders von Borten oder Burten, wovon große Sendungen ins Ausland, vornehmlich nach Westindien, gingen. Zeitig im vorigen Jahrhundert fing man auch an, außer gefärbten und gestreiften Leinen auch dergleichen halbbaumwollene Zeuge zu machen. Nach und nach stieg die Zahl der Artikel von baumwollenen Zeugen bedeutend. Es entstanden nun auch Maschinenspinnereien, die Türkischrotfärberei, durch französische Emigranten aus Rouen an die Wupper verpflanzt, verbreitete sich, und den Baumwollenfabriken folgten Seidenfabriken.

Elberfeld liegt zu beiden Seiten der Wupper ganz offen und ohne regelmäßige Anlagen. Das sogenannte Kipdorf und Island sind alt und eng gebaut, dagegen die neuen Stadtteile, besonders

Westende, haben viele große, palastartige Häuser. Unmittelbar an Elberfeld flußaufwärts schließt sich Barmen an, das aus Ober-Barmen, Gemarke in der Mitte und Unter-Barmen nebst vielen kleinen Ortschaften und einzelnen Höhen und Häusern besteht, die längs der Wupper liegen und unter dem Namen Barmen erst durch Friedrich Wilhelm III. zu einer Stadt erhoben sind. Von dem bei Elberfeld gelegenen Hardterberge, der zu einer Promenade umgeschaffen ist, genießt man die schönste Aussicht auf die beiden Städte und die zahllosen Fabrikgebäude, Färbereien und Garnbleichen im Thale. Das Ganze erscheint wie eine große Stadt, von schönen Wiesen eingefaßt, welche zu Garnbleichen dienen. Der grüne Rasen ist stundenlang mit weißem feinen Garn bedeckt und von kleinen Wassergräben durchschnitten, aus denen das Garn mit großen Schaufeln besprengt wird. Hie und da sind große Räder, welche Wasser in Rinnen schöpfen, durch die dasselbe auf die entfernteren Bleichen geführt wird.

Nicht so sehr der Gunst der Naturverhältnisse, als moralischen Hebeln, dem Fleiß und der Intelligenz ihrer Bewohner, verdankt die nahe am linken Rheinufer gelegene Stadt Crefeld ihre Größe. Keine andere Stadt der Rheinprovinz hat in so rasch beschleunigtem Maße an Bedeutung zugenommen; 1722 war Crefeld noch ein Flecken von kaum 1000 Bewohnern und 168 Jahre später zählte sie deren 105 000. Unter ihren mannigfachen Industriezweigen sind die Seiden- und Sammetfabriken die wichtigsten; sie haben den Crefelder Sammetwaren Weltberühmtheit verschafft.

Wie unten im Thal der Wupper in Barmen die Bandwarenfabrikation, in Elberfeld die Herstellung von Baumwollen-, Seiden- und leichten Wollenwaren ihren Sitz hat, so ist es auf der Höhe des bergischen Landes, wo „der Märker Eisen reckt". Hier bildet für die Eisen- und Stahlwarenfabrikation Solingen, eine offene Stadt unweit der Wupper, teils auf einem Berge, teils an dessen Abhange gelegen, den Mittelpunkt. Schon unter Graf Adolf soll die Solinger Kunst, Klingen zu schmieden, zur Zeit des zweiten Kreuzzuges von Damaskus mitgebracht sein, so daß die Solinger recht eigentlich „Schwertfeger von Damaskus" sind.

Die jetzige Fabrikthätigkeit der Bewohner teilt sich in drei Hauptzweige, nämlich in die Schwert-, Messer- und Werkzeugfabrikation. Außerdem werden eine Menge Nebenartikel, wie Ladestöcke, Bajonette, Lanzen, Korkzieher u. s. w. geliefert. Diese Gegenstände werden aber auch von den Arbeitern mehrere Meilen weit umher gefertigt, welche die einzelnen Teile von Messern, Gabeln,

Degen- und Schwertklingen, Scheren und einer erstaunlichen Menge anderer kleiner Eisen- und Stahlwaren in ihren eigenen Werkstätten teils roh, teils fertig arbeiten und an die Fabrikverleger, welche sie schleifen und zusammensetzen lassen, verkaufen. Der einzige, jedoch gewissermaßen auch der hauptsächlichste Teil der Fabrikation, welcher eigentlich fabrikmäßig betrieben wird, ist das Schleifen und Polieren. Die Solinger Klingen haben eine unnachahmliche Güte; man versteht sie so zu härten, daß sie Eisen durchhauen können, ohne eine Scharte zu bekommen. Daher kommt es, daß fast alle Armeeen der Welt, auch die englische und die französische, ihre blanken Waffen aus Solingen beziehen.

In etwas anderer Beziehung ist das benachbarte Remscheid, eine in einer an schönen Bergpartieen reichen Gegend liegende wohlgebaute Stadt, bedeutend geworden. Die in und um die Stadt fließenden 18 Bäche sind mit Hämmern und Werken ganz besetzt, so daß es an Platz für neue Anlagen fehlt. Die Werkzeugfabrikation hat hier ihre Hauptstätte; unzählige Geräte werden hier gearbeitet, Sensen, Sicheln, Strohmesser, Sägen, von den größten Mühlsägen bis zu den feinsten, alle Arten von Wirtschafts- und Haushaltungsgeräten, von Werkzeugen für Maurer, Zimmerleute, Tischler, Böttcher, Drechsler, Bildhauer, Wagner, Schlosser, Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter u. s. w., Säbelscheiden und Griffe, Sporen, Gebisse, Steigbügel, Schlittschuhe, Winden, Ambosse, Äxte, Beile, Plantagengeräte wie Zuckerrohrmesser, Ackergeräte wie Pflugscharen, Spaten, Schaufeln, Hacken und vieles andere. Durch Dampfhammer und Kaliberwalze erhält das Eisen seine Form; für die Handarbeit bleibt hier nur wenig zu thun.

Von Remscheid brauchen wir nicht weit zu gehen und wir gelangen bei der Stadt Essen zu der Gußstahlfabrik von Friedrich Krupp, zur größten Fabrik der Welt; denn weder an Arbeiterzahl noch an Leistungen oder Geschäftsumsatz kann irgend eine Fabrik, auch in England nicht, ihr an die Seite sich stellen. Schon von weitem kündigt die Fabrik, wenn man der Stadt Essen mit der Eisenbahn sich nähert, durch einen Wald von Schornsteinen sich an. Aus zahllosen Schloten von allen Größen und Formen sieht man schwarze Rauchwolken aufsteigen; aus anderen wirbelt weißer Dampf empor, Funkengarben sprühen hervor oder stoßweis wallen gelbbraune Rauchmassen in die Luft. Auf Ungewöhnliches sind wir vorbereitet.

Jenseit der Stadt, wo die Limbecker Straße allmählich in die Limbecker Chaussee übergeht, umfängt uns immer lauter und tosender

das Dröhnen, Klingen, Hämmern eines gewaltigen Betriebes; Eisenbahnbrücken schwingen sich über die Chaussee hinweg; mächtige Windrohre ragen empor; immer dichter wird das Gewirre der Telegraphendrähte zur Seite. Der Strom der Weiber reißt uns mit fort: sie eilen — es ist Mittag — ein blechernes Doppelgefäß in der Hand, das „Jüngste" auf dem Arm, ihren in der Fabrik arbeitenden Männern das Mittagsessen zu bringen. Bis an das Hauptportal der unendlich ausgedehnten, rings umschlossenen Fabrikanlagen führt uns der sich drängende, geschwätzige Menschenstrom.

Inmitten der weiten Anlagen steht noch unansehnlich, einstöckig das bescheidene Haus, von dem aus alles, was wir vor und um uns sehen, seinen Ursprung genommen hat. Hier gelang es dem jungen Friedrich Krupp, als Napoleons Blockade-Dekret den englischen Stahl von dem europäischen Kontinente ausschloß, 1812 wenigstens in kleinen Quantitäten selbst Tiegelgußstahl, wie er zu den Werkzeugen der Handwerker gebraucht wurde, zu erzeugen. Die Zeit war günstig, so daß er schon 1819 eine größere Stahlhütte errichten konnte. Allein langwierige Krankheit hemmte den Erfolg und nur in dürftigen Verhältnissen hinterließ er 1826 bei seinem Tode seine Familie.

Fast noch ein Knabe, übernahm sein ältester Sohn Alfred den Schmelzbau und wußte, anfangs Schmelzer, Gießer und Buchführer in einer Person, mit erstaunlicher Arbeitskraft und bewunderungswürdiger Genialität der Erfindung glänzende Erfolge zu erringen. Der Aufschwung jeglicher Industrie, die Entwickelung der Eisenbahnen gaben ihm den weitesten Markt. Stahl in verschiedenen Härtegraden darzustellen und Eisenbahnbandagen ohne Schweißung zu liefern, waren die wichtigsten Erfindungen des genialen Mannes. Aus dem Schmelzbau wurde eine Fabrik, aus der Fabrik eine Industrieanlage, großartig ohnegleichen. Eigene Kohlenzechen und Eisenerzgruben lieferten den Anlagen das Material, dessen sie bedurften.

Glücklicher als dem Vater war ihm das Geschick. Mit Befriedigung konnte er als Greis auf das Werk schauen, das er während eines langen Lebens unablässig vervollkommnet und erweitert hatte. 1887 hinterließ er es seinem Sohne Friedrich Alfred, dem es beschieden war, von der allgemeinsten Anerkennung getragen, mit größtem Erfolge das Werk des Vaters fortzuführen.

Den „Kanonenkönig" hat man Krupp genannt. Doch hat es lange Jahre gedauert, bis die Vorzüglichkeit seines Stahls als Geschützmaterial anerkannt wurde. Es ist noch immer der Tiegelgußstahl, die Erfindung Friedrich Krupps, welcher dazu verwandt wird.

Denn der Tiegelguß ist das einzige Verfahren, welches es mit Sicherheit ermöglicht, Stahl in großen Blöcken und ohne jeden Gußfehler, wie es zur Fabrikation großer Kanonenrohre nötig ist, herzustellen. Das Eisenerz wird dazu in den langen Reihen der niedrigen Puddelöfen geschmolzen und dann zu großen Klumpen, Luppen genannt, zusammengeschweißt. Mit kräftigen Schlägen quetschen die Dampfhämmer aus den Luppen die in feurigem Regen umherspritzende Schlacke aus und formen die Luppen zu einem rechtwinkligen Blocke, der glühend zu langen Stangen ausgewalzt wird. Mit kaltem Wasser werden diese Stangen abgelöscht, dadurch gehärtet und nun durch Maschinen in kleine Stücke zerbrochen, mit welchen die Tiegel gefüllt werden.

Diese Tiegel, aus feuerfestem Thon und Graphit hergestellt, fassen etwa 40 kg der Masse, welcher je nach dem Härtegrade, welcher erzielt werden soll, verschiedene Zusätze gegeben werden. Dann kommen sie, luftdicht verstrichen, in die Schmelzöfen. Eine gewaltige Halle enthält in zwei langen Reihen die Schmelzöfen, deren jeder 100 Tiegel faßt. Bis auf 2000° C., wie es für das Schmelzen des Stahls erforderlich ist, wird in diesen Öfen die Glut gesteigert. Dann wird das Signal zum Entleeren der Öfen und Tiegel gegeben. Ein wunderbares Schauspiel von großartiger Schönheit bietet sich damit dem Zuschauer dar. Mit langen Zangen werden die rotglühenden Tiegel aus den Öfen hervorgeholt und zu den Gießrinnen getragen, in welche ihr Inhalt, dünnflüssig wie Wasser und grell weißleuchtend, entleert wird, um in gleichmäßigem, ununterbrochenem Strome die Form zu füllen. Wie Glühwürmchen scheinen die Tiegel durcheinander zu schwirren; in weißleuchtenden Bächen fließt der Stahl die Rinnen hinab; in rotem Feuerschein in der Mitte funkelt die Gießform und die lange Reihe der glutstrahlenden Öffnungen der Schmelzöfen faßt zu beiden Seiten das lebhaft bewegte Bild ein.

Ein riesiger Block von cylindrischer Gestalt geht aus der Gießform hervor. Die Kettenschlinge eines Drehkrans faßt ihn und legt ihn auf den Amboß unter den Dampfhammer „Fritz“; mit einem Fallgewicht von 1000 Centnern fährt der Hammer herab: bis in die Fundamente hinab macht der donnernde Schlag das ganze Gebäude erzittern. Oder der Kran legt den Block unter die hydraulische Riesenpresse, welche, die größte der Welt, mit 5 Millionen Kilogramm Druckkraft bis in das Innere hinein ihn durchschmiedet. Nun geht es zu den Schneid- und Bohrmaschinen. Das Seelenrohr wird hergestellt und mit äußerster Sorgfalt werden ihm die Züge eingebohrt.

Das Schlußstück, von anderen Maschinen hergestellt, wird angefügt und dann eine mit dem Kaliber steigende Zahl von Ringlagen auf das Rohr aufgetrieben. Endlich werden die Verschlüsse eingepaßt, die Visierapparate aufgesetzt, die Gravierungen angebracht: und das Geschütz ist fertig.

Sobald die Kanonen in die Lafetten eingelegt sind, werden sie durchprobiert. Hydraulische Kraft bewegt sie: mit spielender Leichtigkeit hebt und neigt sich der ganze Koloß, schwenkt nach rechts und links; ein leichter Hebeldruck läßt die Munition aus einem Schachte aufsteigen, schiebt sie ein in das Geschütz und schließt den Verschlußkeil. Zum Anschießen indes, der letzten Probe, werden die Geschütze nach Meppen gebracht, wo die ostfriesischen Moorflächen zum Schießplatz den Raum zur Genüge bieten, an welchem es bei Essen fehlt.

Indessen die Fabrikation der Gußstahlgeschütze ist nur ein Zweig der Thätigkeit der Kruppschen Anlagen. Nicht minder Großartiges leisten sie in der Herstellung von Eisenbahnschienen, Eisenbahnrädern und anderen Erzeugnissen friedlichen Zweckes. Hunderte von Schornsteinen erheben sich über die unabsehbar sich hinziehenden Gruppen der rauchgeschwärzten Fabrikgebäude. Im Vordergrunde liegt eine ganze Reihe von Kanonenwerkstätten, weiter zurück eine große mechanische Werkstätte mit vielen kleinen Ecktürmen und ziemlich in der Mitte der mächtige Schmelzbau, dessen Bedienung allein ein ganzes Bataillon von Arbeitern erfordert. Mehr seitwärts liegen in endlosen Reihen die Puddelöfen und die gewaltigen Dampfschmieden mit den hydraulischen Pressen und ostwärts von diesen die große Blechschmiede. Dies sind nur die Hauptpunkte der Anlage, zwischen denen in unendlichem Gewirre die Schienenstränge der Fabrikeisenbahn den Verkehr vermitteln.

Die Arbeitermassen, deren die Fabrik bedarf, wohnen nur zum kleinsten Teile in der Stadt Essen. Für den größten Teil hatte schon Alfred Krupp teils nahe bei den Werkstätten, teils in größerer Entfernung davon in gesunder Gegend Kolonieen errichtet. Die größte derselben, einer ansehnlichen Landstadt an Größe gleich, ist Kronenberg, an der Westseite die Fabrikanlagen begrenzend. Mit seinen wohnlichen Häusern, seinen breiten, von Baumreihen eingefaßten Straßen macht der Ort einen sehr ansprechenden Eindruck. Zahlreiche Einrichtungen zum Besten seiner Arbeiter hatte hier schon der Gründer getroffen, Schulen errichtet, Verkaufsläden eingerichtet, Bäckereien gegründet; großartige Stiftungen zu wohlthätigen Zwecken hat der Sohn hinzugefügt, das Andenken des genialen Vaters zu ehren.

V. Das mitteldeutsche Bergland.

1. Das Riesengebirge.

Die Gebirge des mittleren Stufenlandes, die in der Schneekoppe mit 1601 m ihre größte Höhe erreichen, stehen den Alpen an Höhe bedeutend nach. Durchaus fehlt ihnen jenes schroffe Emporstarren und Aufgipfeln mit steilen Wänden, scharfen Graten, zerrissenen und wilden Zacken von den verschiedensten, oft höchst bizarren Formen, wie es bei den Alpen überrascht. Alles ist hier mehr abgestutzt und abgeflacht. Die abgerundeten Formen vieler Gipfel sind eine Folge ihres höheren Alters und ihrer Bildung aus krystallinischem Gestein (Granit, Gneis, Glimmerschiefer). Die deutschen Mittelgebirge tragen mit ihren gerundeten Formen entschieden den Charakter sanfter Anmut, und damit bilden diese grünen Waldgebirge einen besonderen Schmuck der Germania, die mit ihnen ihr wallendes Gewand gegürtet hat. Der einförmigen deutschen Hochfläche, dem monotonen niederdeutschen Tieflande gegenüber erscheinen ihre lieblichen Wiesengründe, ihre romantischen Felsenthäler, ihre fruchtbaren Flußebenen und ihre malerischen Flußdurchbrüche desto lieblicher. Wald verhüllt fast durchweg die plastischen Formen der Berge und die aus ihm aufsteigende Feuchtigkeit nimmt der Luft ihre Durchsichtigkeit, so daß die Fernsicht von ihren Höhen selten klar ist. Dennoch richtet sich mit Vorliebe die deutsche Reise- und Wanderlust in diese mitteldeutschen Berge, und unsere Volkslieder singen vom „Baum im Odenwald". Wildes und Grandioses muß man nicht verlangen: die sogenannten „wildromantischen Partieen" erinnern an einen gutmütigen Menschen, der einmal auch ein böses Gesicht machen will und die Stirn in Falten zieht, das Lächeln aber doch nicht ganz zu verleugnen vermag. Nur einzelne Stellen, vornehmlich im Riesengebirge und im Harz, verdienen voll den Namen.

Das Riesengebirge ist das Hochgebirge Mitteldeutschlands. Der Name ist der Sage entnommen, nach welcher in grauester Vorzeit die Berge von einem mächtigen Riesengeschlechte bewohnt waren, das lange mit den hohen Göttern im Streit lag, aber endlich von ihnen besiegt und um seiner Bösartigkeit willen ganz von der Erde vertilgt wurde. Das Gebirge bildet in der That einen düster erhabenen Zug; nur an seinem nördlichen Fuße mit anmutigem Vorgrund gesäumt, ist es in vielem Betracht so eigentümlich und abenteuerlich, daß man sich wohl erklären kann, warum die Riesensage in dem Berggeist des Gebirges sich erhalten hat. Rübezahl, oder wie er sich statt dieses Spottnamens lieber nennen läßt, der Herr der Berge, ist so mächtig, aber auch unter Umständen so wild und launenhaft, wie es dem Gebieter eines solchen Reiches geziemt, so tückisch wie das Hochmoor des Kammes, aber zuweilen lächelt er auch gütig wie der schlesische Vorgrund seines Gebirgs.

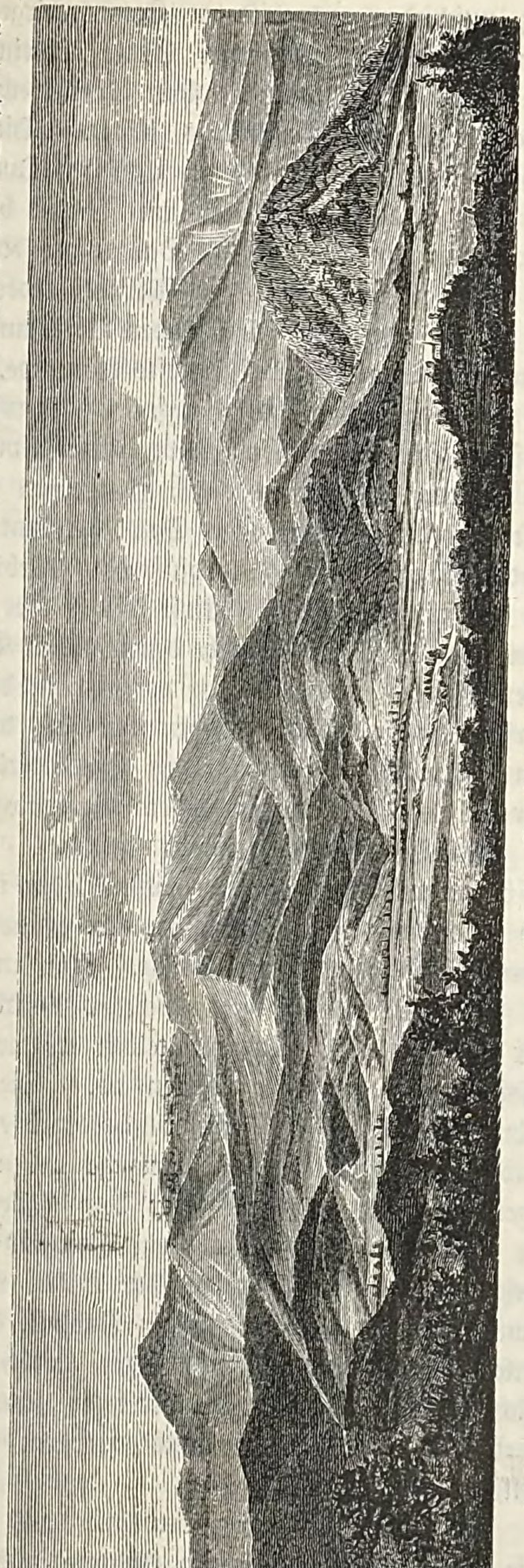


Abb. 56. Das Riesengebirge.

Das Riesengebirge gehört mit dem benachbarten Iserkamm zu den wenigen

ganz entschieden ausgebildeten Kammgebirgen. Zwischen der Landshuter und der Reichenberger Senke ist ein 70 km langer Grenzwall aufgerichtet, welcher ohne Durchbrechung die Höhenachse des Riesen- und des Isergebirgs bildet. Die Längenausdehnung des hohen Riesenkammes zwischen den Quellen der Bober im Osten und des Queis und Zacken im Westen beträgt nur 35 km, aber dazwischen steigt der mächtige Damm und Kamm zu einer Mittelhöhe von 1300 m auf. Auf der südlichen oder böhmischen Seite zieht dem Hauptkamm ein gleich hoher Vorkamm parallel. In jenem ist Granit und damit die abgestumpfte Pyramide, in diesem Glimmerschiefer und das Kugelsegment als Bergform vorherrschend; jedoch besteht auch der stumpfe Kegel der Schneekoppe aus Glimmerschiefer. Beide Kämme sind an den Endpunkten durch Hochwiesen wieder zusammengegürtet, sonst aber durch einen tiefen Spalt getrennt, der als eine großartige Wiederholung der am Nordfuße des Gebirgs vorhandenen Gruben und Einstürze erscheint. Einst bildete der Spalt einen imposanten Gebirgssee; jetzt hat die Elbe den südlichen Kamm durchbrochen. Demselben ist noch ein Parallelzug vorgelagert, der aber 1100 m nirgends übersteigt. So ist im Süden der Fuß des Gebirges 15—20 km vom Hauptkamme entfernt: die Hochgipfel erheben sich dem Auge über sich mächtig auftürmendem Vorgebirge. Ganz anders ist aber die nördliche, schlesische Seite gestaltet. Dort ist der Fuß kaum 5—6 km vom Hauptkamme entfernt, der in pralligen, waldschattigen und wildschluchtigen Wänden zu dem grünen Wiesenteppich der 350 m hohen Hirschberger Ebene abfällt. Nur in der Westhälfte zeigt sich ein nördlicher, vielfach durchbrochener Parallelzug; die östliche Hälfte fällt steil zu dem fast unmittelbar an der Wurzel des Hochkammes kreisförmig eingelassenen Becken ab. Die Ebenen von Hirschberg, Schmiedeberg und Fischbach, welche durch ein von der kleinen Sturmhaube zum nördlichen Parallelzuge gehendes Joch geschieden sind, liegen nur 320—400 m über dem Meere. So erscheint von da aus gesehen das Gebirge als eine steil bis über 1000 m ansteigende Riesenmauer, die sich in dunkler Bläue von dem lichtern Himmelsgrunde abhebt: ein großartiger Anblick, den man in keinem andern Teile des deutschen Mittelgebirges haben kann. Dazu bildet der mächtige, düstere Kamm, mit der hellen Ebene am Fuß, den anmutigen Vorbergen und den dort dicht gesäeten Menschenwohnungen einen effektvollen Kontrast.

Fast die Hälfte der Bewohner des Riesengebirges sind Weber. Die Leinwandmanufaktur im Gebirge ist höchst wahrscheinlich mit der

Bevölkerung desselben von gleichem Alter; sie erstreckt sich weit über die Grenzen dieses Gebirges tief nach Schlesien und Böhmen, und folgt der Richtung der Sudetenkette von Mähren bis nach der Oberlausitz. Größere Wohnplätze gehen nicht so hoch hinauf als in andern Gebirgen; aber vereinzelte Wohnungen oder Bauden, deren Besitzer Wiesenbau oder Viehzucht treiben, sind zahlreich vorhanden. In ihnen konzentriert sich das Sommer- und Winterleben des Gebirges. Sie sind zugleich die Sennhütten und Hotels der Berge. Man ist dort gut aufgehoben, wenn erst die schwüle und beängstigende Luft der selbst in den heißesten Sommertagen geheizten Stube überwunden ist. Unter einem langen Schindeldach erheben sich die ebenfalls mit Schindeln geschützten Seitenwände. Die meisten Bauden haben außer dem Stalle zwei Zimmer; im größeren befindet sich der gewaltige Ofen. Man unterscheidet Winter und Sommerbauden, von denen letztere leichter und luftiger gebaut sind. Die Sommersaison des Gebirges beginnt mit dem 24. Juni, wo das Vieh ausgetrieben wird und die Hirten und Hirtinnen sich mit einer Wassertaufe begrüßen. Die Wintersaison ist nur zu lang. Die Bauden werden öfters so hoch überschneit, daß man keine Spur von ihnen entdecken würde, verriete nicht der aufsteigende Dampf der Rauchfänge die Stellen, wo sie stehen. So bei einfallenden Schneestürmen und Windwehen oft innerhalb weniger Stunden begraben, müßten die Bewohner derselben ohne Rettung zu Grunde gehen, hätte die Erfahrung sie nicht längst über die Notwendigkeit belehrt, sich mit allen zum Unterhalt des Lebens unentbehrlichen Bedürfnissen bei Zeiten zu versehen. Gewöhnlich sind sie monatelang außer aller Verbindung mit den Thalbewohnern. Im Riesengrunde, am großen Teich und an andern Hängen kommen fast in jedem Winter Lawinen vor. Eine derselben sprengte die Eisdecke des großen Teichs; das aus demselben hinabflutende Wasser und Eis richtete in den Wäldern und an den Mühlen des Thals großen Schaden an. Der Felsenhang des Lähnbergs über dem großen Teich ist durch die Lawinen abgeschliffen.

Eine Wanderung über den Kamm bildet den Mittelpunkt jeder Riesengebirgstour, und hat im deutschen Mittelgebirge kein Seitenstück. Der Thüringerwald ist auch ein Kammgebirge, und der Rennsteig führt darüber hin, aber man wandert dort, 600 m niedriger, noch durch Wald oder grasbedeckte Lichtungen. Der Riesengebirgskamm zeigt ganz verschiedenen Charakter. Bis 1000 m rechnet man die Region des Ackerbaues, bis gegen 1200 m steigt die Nadelholzregion, der Kamm selbst ist kahl, öde, tot; nur knorriges Knieholz, das im

Riesengebirge sehr häufig ist, bildet hier und da abenteuerliche Gruppen; eine subalpine Flora erfreut den botanischen Sammler. Auffällig treten starre Granitfelsen, bald vereinzelt, bald in Gruppen, wie der Mädelstein, der Mannstein, der Quarkstein, die Sausteine, die Dreisteine, über den flachen Kamm empor. Auf der Südseite des Kammes liegen torfige, moorige Wiesen, die Geburtsstätten der Bäche und Ströme; aber auch oben führt der Weg zuweilen über Sumpfstrecken, die durch eine Art Knüppeldamm gangbar gemacht sind. Die Kultur hat es eben dem Wanderer auf dem Riesengebirge noch nicht so bequem gemacht als anderwärts.

Wir beginnen die Kammreise von Osten her mit dem Schmiedeberger Kamm. Am Ende desselben hebt sich jenseits eines tiefen Waldgrundes die Schwarze Koppe, 1372 m, und von da führt der 4 km lange Forstkamm zur Königin des Gebirges. Die Schneekoppe oder Riesenkoppe, 1601 m, ist ein kühn und originell geformter Gipfel. Auf dem flach gewölbten Rücken des Seifenberges erhebt sich ein noch 150 m hoher, aus Rollstücken von Granit, Gneis und Glimmerschiefer aufgetürmter, nur zu häufig in Nebel und Wolken gehüllter Felsen; außer der Alpenanemone (Anemone alpina), dem sogenannten Teufelsbart, bekleiden ihn nur Moose und Flechten. Steil windet sich der Fußpfad als Treppe hinauf; an einzelnen Stellen fällt der schwindelnde Blick in den 650 m tiefen Aupagrund, in den die Koppe nach Süden absinkt. Die oberste, abgestumpfte Höhe ist von Osten nach Westen 85, und von Norden nach Süden 66 Schritte groß. Darauf steht eine 1681 geweihte Kapelle des heiligen Laurentius, ein Rohbau mit 1,25 m dicken Mauern, bei einem inneren Durchmesser von 7 m, mit kleinem Vorbau. Bis 1810 war hier am St. Laurentiustage, zu Trinitatis, Mariä Heimsuchung, Himmelfahrt und Mariä Geburt Gottesdienst, den Cistercienser von Warmbrunn abhielten, und an diesen Koppentagen strömte das Volk aus Schlesien und Böhmen in großen Massen herbei. Seit 1824 diente die Kapelle als eine Herberge für die Reisenden. Sie war durch eine Scheidewand in zwei Hälften geteilt, die eine diente als Gaststube, die andere hegte im unteren Teile die Vorräte des von Pfingsten bis zum Oktober hier weilenden Wirtes, im oberen war der allgemeine Schlafraum, zu dem man auf steiler Hühnerleiter hinaufstieg. Der ganze Bau war ein wenig behaglicher Aufenthalt, vornehmlich, wenn, wie so oft, wilder Sturm oder ein Gewitter die Flanken der Gipfelhöhe umtoste, und der Wirt kaltblütig auf die Löcher wies, durch welche der hier oft einschlagende Blitz durch-

gefahren war. Seit 1850 ist die Kapelle dem Gottesdienste zurückgegeben und daneben ein eigenes Koppenhaus aufgeführt, welches den bezeichnenden Namen „Adlerhöhe" führt. Die Aussicht von der Schneekoppe ist für den Glücklichen, den Rübezahl begünstigt und nicht in undurchdringliche Wolkennebel hüllt, entzückend schön. Von Breslau bis Prag schweift der Blick; Schlesien und Böhmen liegen wie eine Landkarte ausgebreitet: die verschiedenen Formationen des schlesischen Gebirges, der hohe Riesenkamm und der Kamm des Eulengebirges, die Bergkessel von Waldenburg und Glatz mit ihren Kuppen und Kegeln, der Vorposten des Gebirges, der weit schauende und weit sichtbare Zobten, fern im Duft verschwimmend die mährischen Sudeten mit dem Altvater, und nach der anderen Seite hin das sächsische Erzgebirge, hinter den Bergen die schlesische Ebene bis an die Grenzen von Polen und Sachsen mit den zahllosen Kirchtürmen ihrer Städte und Dörfer und der bunten Miniaturmosaik ihrer Fluren, Felder und Wälder.

Wir steigen nach Westen hinunter, wo der Kamm nur als schmaler Sattel zwischen dem Melzergrund auf schlesischer und dem Riesengrund auf böhmischer Seite erscheint. Unweit des Koppenplanes, eine Stunde unterhalb der Koppe liegen die beiden Teiche, zwei Einstürze, von schroffen, zum Teil überhängenden Felsenufern umgeben, die im kleinen für das Riesengebirge das sind, was die Alpenseeen in der Schweiz. Der Große Teich ist 570 m lang, 178 m breit und an einigen Stellen 24 m tief. Die Böhmen nennen ihn den „schwarzen See", und in der That macht er einen finstern, unheimlichen Eindruck. Kein Leben ringsum, kein Leben in seinen Fluten; in seinem wunderbar klaren Wasser spiegeln sich nur kahle, hohe Felswände. Dagegen ist der Kleine Teich (250 m lang, 180 m breit, aber nirgends tiefer als 7 m) von munteren Forellen belebt; die noch höher ansteigenden Felsen seines Kessels senden zwei lustig plaudernde Wasserfälle hinab. Den Schluß der 7 km langen Hochebene bilden im Westen das Kleine Rad und der kahle Kegel der Kleinen Sturmhaube, 1416 m hoch und einem aufgeschütteten Haufen von Granitgestein gleichend. Nun beginnt auch die Mädelwiese, eine 1/2 Stunde breite, mit Zwergkiefern bewachsene, fast immer sehr sumpfige Niederung, durch welche der schlesische Kamm in einen Ost- und Westflügel geschieden wird. Der Westflügel beginnt mit dem Mädelkamm, an dessen Ostfuße die Petersbaude 1282 m hoch liegt; unweit davon erhebt sich die Große Sturmhaube, 1482 m, ebenfalls ein stumpfer Kegel aus Granitgeröll,

fast ganz mit Knieholz bewachsen. Nach Süden fällt sie zum Elbgrunde ab, und nach Westen wird sie durch eine unbedeutende Niederung vom Hohen Rad, 1514 m, einem halbkugelförmigen Haufen aufgeschütteter Granittrümmer, getrennt. Der Berg gewährt eine Aussicht, die mit der Schneekoppe selbst um den Vorrang streitet. Vorzüglich überraschend ist die Ansicht der beiden Schneegruben, und schauerlich die Ansicht der sieben Gründe. Die Schneegruben, die kleine oder westliche, und die große oder östliche an der Abendseite des großen Rades, sind zwei 250—300 m tiefe Einstürze, durch eine von der Höhe des Gebirges sich herabziehende und vorspringende Felsenwand getrennt. Die Höhe des oberen Randes der kleineren Schneegrube ist 1459 m. Die große Grube ist tiefer, weiter, nackter, ihre Felsmassen sind zerrissener, kühner und sonderbarer geformt, als die der kleinen, in welcher man auf den stockwerkartig übereinander aufgesetzten Granitwänden hier und da kräuterreiche Plätze erblickt. In dem unteren und vorderen Teile beider Gruben drängt sich fast überall zwischen den Felsentrümmern dichtes Knieholz hervor. Der Winter häuft in diesen Gruben eine Schneemasse an, die auch der Sommer nicht ganz wegschmilzt, weil kein Sonnenstrahl in die Schlünde dringt. Die Schneegruben bilden das imposanteste Glied in einer Reihe von 150—300 m tiefen, gegen Norden offenen Gruben und Einstürzen, zu denen der höchste Grad des Gebirges steil und oft senkrecht abfällt. In der Nähe der Schneegruben-Baude erhebt sich in Rübezahls Kanzel eine 5 m hohe Granitmasse. Den Schluß des Westflügels macht der Reifträger, ein über eine Viertelstunde langer Bergrücken von 1350 m Höhe, der vom Hirschberger Thal aus gesehen wie ein Sargdeckel erscheint. Genauer betrachtet bildet er aber zwei aus großen Granithaufen bestehende Gipfel, die in sich zusammengebrochen erscheinen und dem Berge, von seinem Fuße aus betrachtet, das Ansehen geben, als trüge er einen Steinreifen: daher sein Name.

Als Grenzmarke zwischen Riesen- und Isergebirge steht auf einem Seitenzuge des Verbindungsrückens der 910 m hohe Hochstein.

Auch den südlichen böhmischen Kamm verfolgen wir von Osten nach Westen. An der großen Aupa, da wo sie in den Riesengrund hinabfällt, erhebt sich der Brunnenberg, 1546 m, und zieht als breiter, kahler, fast eine Stunde langer Rücken von Osten nach Westen längs der weißen Wiese. An dem Südostabhange befindet sich Rübezahls Garten, ein schwer zugänglicher Wiesenhang mit reicher Flora.

Der Brunnenberg ist von der Wiesenbaude in einer Stunde zu besteigen, und verdient es wegen des furchtbaren Anblicks, den hier die Riesenkoppe gewährt, wie sie aus dem tiefen Aupagrunde mit zerrissenen Klüften, Spalten und Wänden zu ihrem Gipfel aufsteigt. Westlich vom Brunnenberge folgt der fast 1500 m hohe, aus Gneis bestehende Ziegenrücken, der sich nördlich schroff und wild in den Weißwassergrund stürzt. Der Kamm geht oft in eine Schneide über. Statt der rundlichen Koppen des Granits finden wir scharfzahnige Nadeln, Klippen, Kanten und Risse. Er bildet eine der interessantesten, aber auch beschwerlichsten Partieen des Gebirges. Hier ist noch alles Urwildnis und keines Menschen Hand hat den Reiz der ursprünglichen Wildheit geschwächt. Gegenüber an der westlichen Seite des Elbgrundes steigt steil der 1478 m hohe Krkonosch auf, eine Stunde lang mit felsigem Rücken, der wegen seiner Höhe einen vortrefflichen Blick nach Böhmen hinein gewährt. Die Pantsche stürzt von seinem Abhange 320 m tief in den Elbgrund. Gegen Süden schickt der Krkonosch einen langen Ausläufer zwischen die kleine Iser und Elbe; 1436 m hoch ist er einer der vorzüglichsten Aussichtspunkte, da er fast mitten zwischen dem Riesen- und Isergebirge liegt, so daß man die ganze Ausdehnung des Gebirges und das Elbthal bis in die Ebene Böhmens hinein zu überblicken vermag. Westlich vom Krkonosch folgt der Große Kesselberg, 1433 m, auch die Kesselkoppe genannt, der sich dem Hauptkamm in den Elbwiesen wieder anschließt.

2. Die Adersbacher Felsen.

„Von der Lausitz her begleitet das Gebirge fast parallel ein aus Quadersandstein bestehender Zug, der aber nicht ohne Unterbrechung zu Tage tritt. Hier bei Adersbach, dicht an der schlesischen Grenze und an den Quellen der Mettau, eines Nebenflusses der Elbe, tritt dieses Gestein plötzlich wieder sehr entschieden auf und bildet die 4 km lange und 2 km breite Gruppe der Adersbacher Steine oder Felsen, die von sehr vielen Reisenden besucht und oft mehr bewundert werden, als die gewaltigsten Gebirgsrücken und Gebirgskegel. Jedenfalls waren ursprünglich diese Steine eine einzige große Felsmasse, die aber bei ihrer geringen Festigkeit von den durch Jahrtausende fortgehenden Einwirkungen des Wassers tief durchrissen worden ist, so daß Gänge und Spalten aller Art entstanden und das Ganze sich in eine Unzahl Teile auflöste, die man gegenwärtig in ihrer Gesamt-

heit nicht mit Unrecht einen Felsenwald oder eine Felsenstadt nennt, während die einzelnen Massen nach ihren zum Teil wirklich sehr auffallenden Formen mit allerlei Namen belegt worden sind. Daß diese Wirkungen noch fortdauern, lehrt der Augenschein, denn alle Felsen sind unten mehr oder weniger ausgewaschen, so daß ihr Zusammenbrechen nur eine Frage der Zeit ist, wenn es auch allerdings erst in einer sehr fernen Zukunft und in großen Zwischenräumen erfolgen wird.

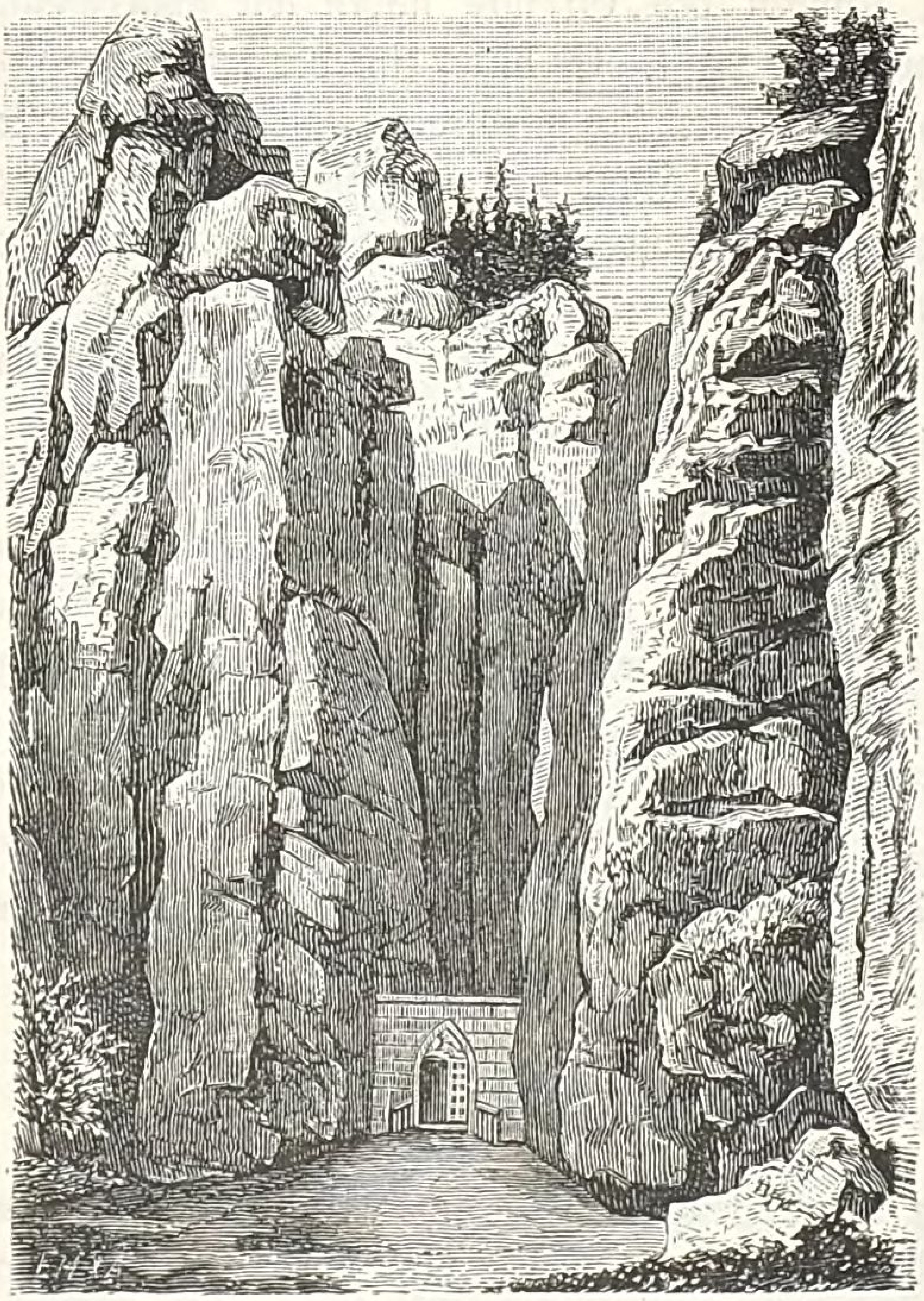


Abb. 57. Der Eingang in die Adersbacher Felsen.

Bald hinter dem frühern Gasthaus von Adersbach steigen aus einer feuchten Wiesenfläche die Sandsteinmassen, zum Teil weit über 30 m hoch, empor, und als ein sehr interessanter Vorposten begrüßt uns der umgekehrte Zuckerhut, der bei 15½ Meter Höhe und oben ansehnlich breit, auf einer kaum 1 qm großen Unterstützungsfläche ganz frei steht. Der Eintritt in die eigentliche „Felsenstadt" ist durch eine hölzerne Thür verschlossen. Schmale Gänge, in denen eine sehr kühle Temperatur herrscht, führen durch die Felsenstadt, deren Gesteinmassen in den seltsamsten Gestalten erscheinen, als Pyramiden, Kegel, Cylinder, Warttürme, Pilze. Manche unter den Tausenden sind nach einer zufälligen Ähnlichkeit mit besonderen Namen ausgezeichnet; wir kommen an dem Bürgermeister vorbei, an dem Hochgericht, an Johannes in der Wüste, an dem Mops, an Kaiser Leopold. Dann wird man in eine natürliche Grotte geführt, in welche das gesammelte Wasser des Bächleins etwa 12 m hoch hinabstürzt. Die ohnehin eigentümliche Erscheinung eines unterirdischen Wasserfalls macht bei

der Enge des Raumes durch das Tosen, den Wasserstaub und die momentane Verdickung der kühlen Luft einen überraschenden Effekt. Von der Grotte des Wasserfalls aus erreicht man in fünf Minuten auf steiler Treppe zwischen engen Felswänden durch die Wolfsschlucht die Schiffahrt, ein von Sandsteinfelsen umgebenes Wasserbecken, woselbst ein Kahn die Reisenden etwa 300 Schritte auf dem für den Wasserfall gestauten Wasser zwischen hohen Felswänden hin- und zurückfährt.

3. Die obere Elbe und das Elbsandsteingebirge.

Auf dem breiten Kamme des Riesengebirges lagern flach eingesenkt die „Wiesen", moorige Grasflächen, welche wie Schwämme die Feuchtigkeit der Atmosphäre aufsaugen. Überall quillt und sickert es, bald zu Tage tretend, bald unter der Moos- und Grasdecke verborgen. Aus solchen Wiesen kommen die beiden Quellbäche der Elbe. Südlich unter dem Großen Rade auf dem westlichen Kammflügel liegt die Elbwiese, von einer Menge offener oder versteckter Wasserfäden durchzogen. Hier und da bildet das Wasser sogenannte Brunnen, Vertiefungen mit klarem, steinigem Grunde. Der Elbquellen oder Elbbrunnen werden elf gezählt, von denen einer, 1384 m hoch über dem Meere, seit dem Besuche eines österreichischen Erzherzogs offiziell zur Elbquelle erklärt und in Steine gefaßt ist. Mit anderen Quellen vereinigt läuft der Elbbach oder Elbseifen den abschüssigen Wiesengrund hinunter. Auf einmal öffnet sich der Elbgrund, ein tiefer Einschnitt des Gebirges, in den der ganze neugebildete Fluß sich niederstürzt. Das Wasser teilt sich in den eigentlichen Elbfall und sieben oder acht kleinere Strahlen und rauscht in allerlei Richtungen über die Felsenwände in die Tiefe des Abgrundes.

Etwa 15 km östlich von der Elbwiese, am Brunnenberge unweit der Schneekoppe, 1397 m hoch, liegt die Weiße Wiese, welche dem Weißwasser Entstehung giebt. Prosaischer als die Schwesterquelle muß es bald nach seinem Ursprunge das Butterfaß der Wiesenbaude treiben, stürzt dann aber auch in kleinen Kaskaden in ein Thal hinunter. Verstärkt durch die aus den Sieben Gründen kommenden Bäche, fließt es mit dem nur halb so wasserreichen Elbseifen unter der Granitmasse der Festung oder des Festungshübels zusammen, 685 m. Die Quellflüsse kamen von Westen und Osten, der gewordene Fluß wendet sich nach Süden und durchbricht den südlichen oder böhmischen Kamm des Riesengebirges. Durch eine tiefe Wildnis von

Moor, voll neben- und übereinander lagernder Felsstücke und umgestürzter Fichtenstämme, geht die Elbe zwischen steilen, meist mit Nadelholz bewachsenen Wänden tosend den Gebirgsabhang hinunter. Bei Hohenelbe, 450 m, tritt sie aus dem Gebirge, und ihr bisher reißendes Gefälle mäßigt sich.

Die Elbe fließt von Hohenelbe 70 km zuerst nach Südwesten, dann nach Süden und empfängt auf dieser Strecke von links her zwei bedeutende Zuflüsse. Die Aupe (Upawa, Eipel) ist die Milchschwester der Elbe. Auch sie rieselt auf der Weißen Wiese zusammen, fällt aber sogleich der Riesenkoppe gegenüber in den wilden Aupegrund

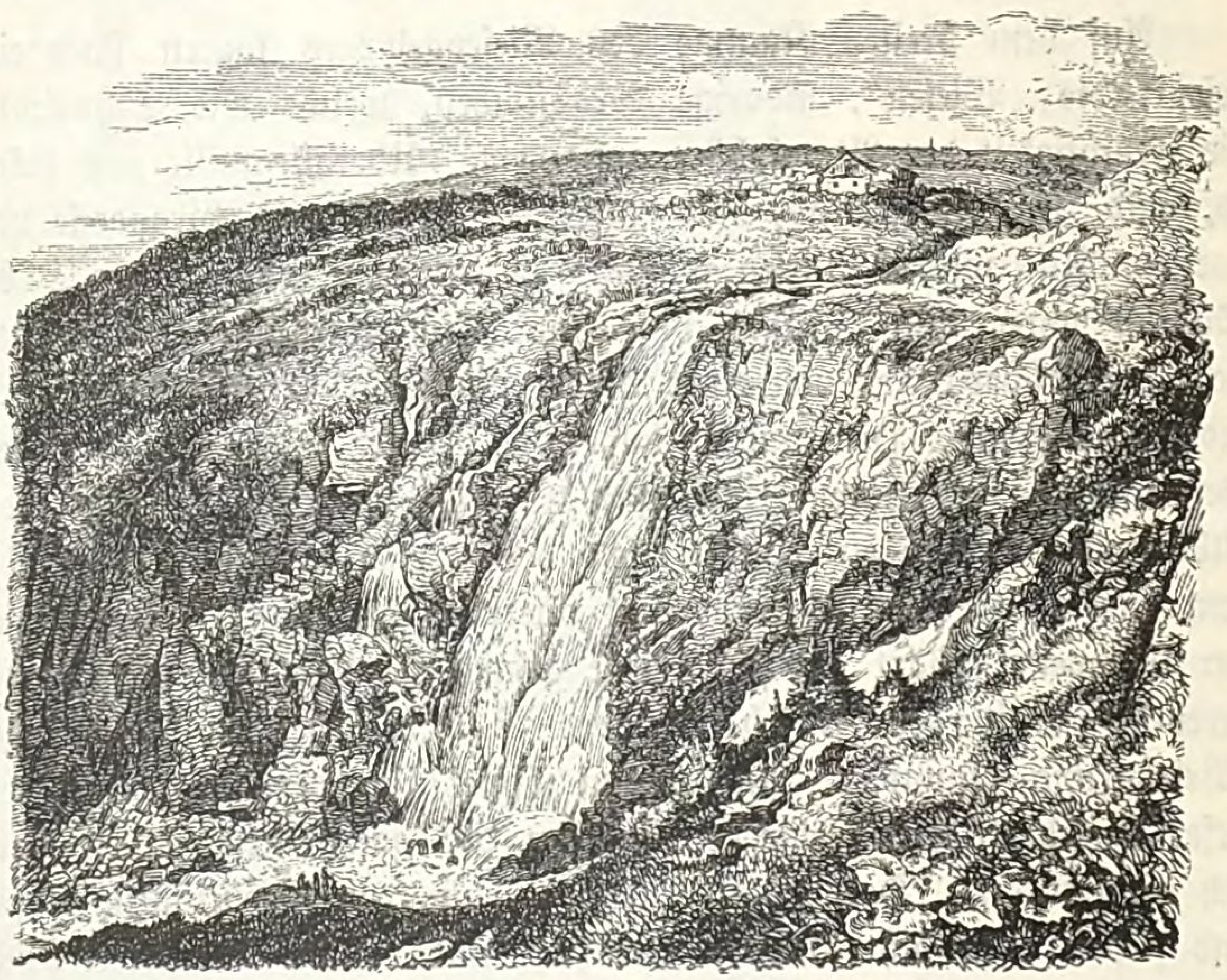


Abb. 58. Der Elbfall im Elbgrund.

hinab, den Aupefall bildend. Bei Jaromirz vereinigt sie sich mit der Elbe, bei Königgrätz, 201 m, fließt in die schon 30 m breite Elbe die Adler (Orlica, Erlitz) ein, aus der wilden und stillen Adler gebildet, welche den Glatzer Gebirgen entfließen.

Auf 40 km hin bis Kolin ist die Richtung der Elbe westlich, dann tritt die nordwestliche Direktion ein, auf welcher sie 30 km oberhalb der Moldaumündung rechts die Iser, die auf der sumpfigen Iserwiese südlich der Tafelfichte entstanden ist, aufnimmt.

Die Moldau, deren Quellbäche vom Böhmer Wald kommen, bildet den Halbscheid Böhmens, berührt des Landes Hauptstadt

Prag und vereinigt sich unterhalb Melnik mit der Elbe. Die verstärkte Elbe krümmt sich dann nordwestlich der Vereinigung mit der Eger entgegen, die aus der innern Hochebene des Fichtelgebirges kommt.

Nicht weit unterhalb der Egermündung, von Lowositz an, beginnt die Elbe sich zwischen dem Mittel- und Kegelgebirge hindurchzubrechen: das romantische Thal nimmt seinen Anfang, welches erst am Ausgange des sächsischen Berglandes, bei Meißen, sein Ende erreicht. Über Aussig thront der Schreckenstein, „die Lurley der Elbe". Auf dieser Strecke geht der Elbe das letzte böhmische Flußpaar zu. Links mündet bei Aussig die Biela, der Scheidefluß zwischen Erz- und Mittelgebirge, rechts fließen bei Tetschen, dem malerisch auf 50 m hohem Felsen ragenden Thurnschen Schlosse, unter dem die gleichnamige Stadt gelagert ist, der Polzen, bei Herniskretschen die Kamnitz ein. Der Durchbruch durchs Elbsandsteingebirge hat begonnen: eines der schönsten Flußthäler erschließt sich dem Auge des Reisenden.

Das Elbsandsteingebirge, eine Senke in dem mitteldeutschen Gebirgslande, auf beiden Seiten der Elbe ausgedehnt, bildet einen Teil der großen Sandsteingebilde, welche den Südrand der Sudeten begleiten; es hat, wie die Sandsteingruppe von Adersbach, eine Lücke des Zuges mit Quadersandstein zugesetzt. Die Elbe mit ihren rechten und linken Seitenzuflüssen hat denselben durchwaschen. Überall erblickt man senkrechte Felswände oder frei aus ihnen hervortretende Pfeiler, die in gewissen Höhen terrassenförmig aufeinander gebaut oder horizontal abgeschnitten sind. Weite oder enge schluchtenartige Thäler mit senkrechten Felsgehängen, die nur am Fuße zuweilen von einer schrägen überwaldeten Schutthalde eingehüllt sind, durchschneiden ein einförmiges Plateau, auf dem hier und da einzelne Felsberge oder Pfeiler von ähnlichem Bau emporragen, so daß man deutlich in ihnen die Überreste einer zerstörten Felsplatte erkennt. Horizontale Schichtung und senkrechte Zerklüftung ließen bei einer Thalauswaschung durch Wasser keine anderen Formen zu, als eben horizontale und senkrechte. Was hier schräg ist, ist Folge späterer Zerstörung, Schuttanhäufung oder kuppenförmiger Überströmung des aus engen Öffnungen hervorgetretenen Basaltes. Die phantastisch wilden Formen, welche sich indessen mit einer gewissen Gleichförmigkeit wiederholen, versetzen in poetische Stimmung; nur darf man nicht aus den romantischen Gründen, die nur hier und da eine einsame Mühle belebt, auf die sie einschließenden Hochflächen steigen, wo nicht selten Kiefernwald

oder prosaische Kartoffelfelder sich breit machen. Den Hauptschmuck der Gegend bildet natürlich die Elbe.

Wir betreten zuerst das rechte Elbufer. Das Prebischthor, 428 m, ist eine der wunderbarsten Felsengestaltungen. Durch eine freistehende schmale Felsenwand hat die Natur hier eine 40 m hohe und eben so breite Wölbung gebrochen. Der obere Schlußstein hängt auf einer Seite mit dem Hauptfelsen zusammen und ist 30 m lang und über 3 m stark. Auf der andern Seite ruht er nur auf einem die Platte tragenden Pfeiler und hat so ein brückenartiges Ansehen. In der Tiefe erblickt man eine Menge schauerlicher Abgründe, während sich in der Ferne die Fluren Böhmens zu einem Panorama ausbreiten, vom Erzgebirge und Böhmischen Mittelgebirge begrenzt, aus denen sich in der Nähe der Rosenberg majestätisch erhebt. In einer Stunde wandert man nördlich zum Großen Winterberge, 555 m, der höchsten Erhebung auf dem rechten Ufer. Die Kuppe besteht aus Basalt, ringsum breitet sich ein reizendes Gemälde aus von Städten, Dörfern, Bergen und Auen, durch welches die Elbe ihre Fluten schlängelt; bis in die Gegend von Dresden läßt sie sich verfolgen. In nebliger Ferne schimmert der Colmberg bei Oschatz hervor. Auf der entgegengesetzten Seite übersieht man einen Teil von Böhmen in einer unabsehbaren Kette von Bergen, die sich immer höher und höher übereinander auftürmen, bis zu der Tafelfichte und den Höhen des Riesengebirges. Über den Kleinen Winterberg und durch den Habichtsgrund gelangt man zum Kuhstall, einem Felsenthore, das auf den Hausberg aufgesetzt ist. Der Eingang vom Kirnitzschthale her hat 6 m Höhe und 9 m Breite, das Innere aber wird weiter, so daß die jenseitige Öffnung 25 m Höhe und 23 m Breite hat; hier stürzt sich die schroffe Wand senkrecht in den furchtbaren tiefen Habichtsgrund hinab.

In einer Schlinge, welche die Elbe gegen Westen macht, erhebt sich der Lilienstein, der auffälligste unter sechzehn isolierten und senkrecht abgeschnittenen Tafelbergen, 411 m, eine gewaltige Sandsteinmasse, die oben eine geräumige, mit Fichten, Gebüsch und Heidekraut bewachsene Fläche bildet. Am untern Ende der Schlinge mündet der Grünbach; er durchströmt den Amselgrund und bildet einen Fall, der freilich nur durch Aufstauung des Wassers eine minutenlange Mächtigkeit gewinnt. Stromabwärts tritt hart an den Fluß die Bastei heran, 210 m über dem Flusse und 300 m über dem Meere. Der mit eisernem Geländer umgebene Vorsprung von etwa 5 Ellen Breite bildet eine Felsenkanzel, auf welcher sich eine über-

raschende, unbeschreiblich schöne Aussicht aufthut. Vor sich sieht man den Lilienstein und seinen am linken Ufer stehenden Nachbar, den Königstein; wie eine unersteigliche Wand schließt im Süden das Erzgebirge den Horizont, und zu den Füßen erscheint in der Tiefe die Elbe, von lachenden Wiesen und Dörfern, die aus Obsthainen hervorblicken, eingefaßt; zur Rechten sieht man das romantisch gelegene Städtchen Wehlen mit seiner ehrwürdigen Ruine, zur Linken Rathen und die Felsenburg Neurathen, die durch einen gegen 200 m tiefen Abgrund, die Vogeltelle, von der Bastei getrennt wird. Größere und kleinere Felsen und Bergklippen ragen auf, wie der Zschirnstein (562 m), der Große Winterberg, und hinter diesem die blauen Spitzen der böhmischen Gebirge. Auf der entgegengesetzten Seite erscheint in

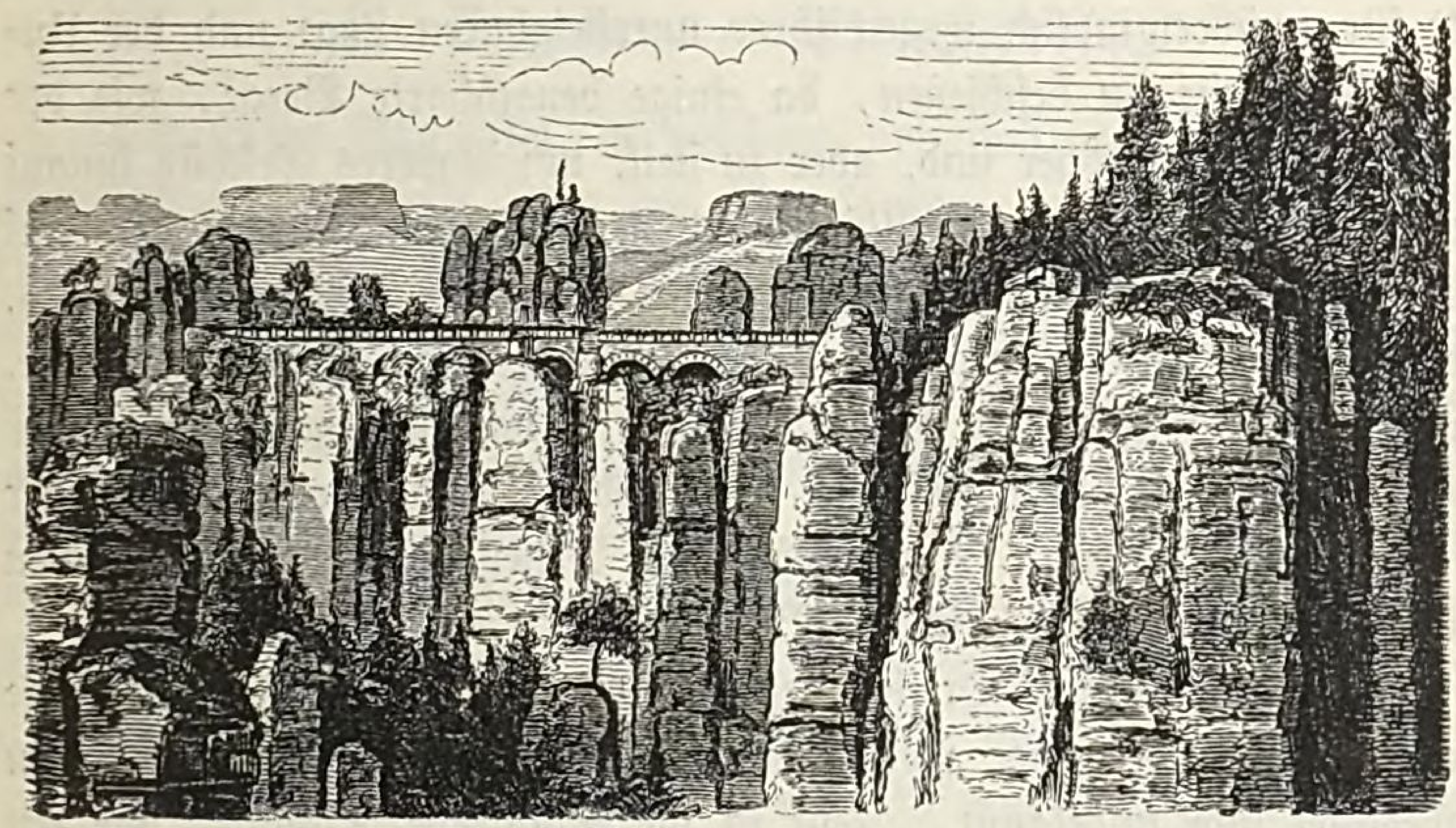


Abb. 59. Die Bastei.

blauer Ferne die Gegend von Dresden. Von der Bastei steigt man nordöstlich in den **Uttewalder Grund**, der unter allen Gründen den Preis verdient. An der nördlichen Grenze bildet die Wesenitz den **Liebethaler Grund**, „die Vorhalle der Sächsischen Schweiz" mit der malerischen Lochmühle.

Auf dem linken Elbufer erhebt sich wie ein Riesengrab der **Schneeberg**, 724 m. Auf seinem Fuße und unteren Hange wird Ackerbau getrieben, der obere Teil ist ganz bewaldet. Sein Plateau ist ungefähr 1/2 Stunde lang, 10 Minuten breit; die Umschau von seinem Aussichtsturme lohnt reichlich die Mühe des Ersteigens. Gegen Norden sieht man einen großen Teil von Sachsen, den Königstein, Lilienstein, Pfaffenstein und Sonnenstein, gegen Osten über

Böhmen hinweg bis an das Riesengebirge. Nördlich folgen die Sandsteinbildungen Kaiserkrone, Zirkelstein, Papststein u. a. Dem Lilienstein liegt der Tafelberg des Königstein gegenüber, 362 m über dem Meere und 250 m über der Elbe, die hier mit der Eisenbahn Windungen bildet, welche eine Ansicht der Bergfeste fast von allen Seiten gestatten. Das Plateau hat einen Umfang von ½ Stunde und trägt die berühmte gleichnamige Festung, welche die Elbe sperrt und zugleich als Zufluchtsort im Fall einer feindlichen Invasion dient. Der Weg zu ihr hinauf geht durch einen dunkeln, in den Felsen gehauenen Gang, der steil ansteigt. Überraschend ist es, wenn man aus diesem Felsenwege heraustritt, hier oben große und ansehnliche Gebäude von Gärten umgeben und ein Wäldchen von Tannen, Fichten, Eichen und Buchen zu finden. Die Bergfestung gilt für unüberwindlich wegen ihrer unersteigbaren Lage und der Unmöglichkeit, sie zu beschießen, da einige benachbarte Berge, wie der Lilienstein, zwar höher sind, aber zu steil, um schweres Geschütz hinauf zu schaffen. Die einzige Möglichkeit der Einnahme beruht also auf dem Aushungern, was bei der geringen Zahl der nötigen Besatzung, wenn für Vorräte gesorgt ist, auch geraume Zeit erfordern würde. Unbeschreiblich schön ist die Aussicht auf das Elbthal, weit über Dresden hinaus, und auf die Felsengebilde und Berggruppen der Sächsischen Schweiz. Am Fuße des Felsenbergs das Städtchen Königstein, bei dem der schöne Bieler Grund zu Ende geht.

Bis zum letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts waren die Partieen des Meißener Hochlandes oder die Felsen über Schandau unbeachtet und unbekannt. Jetzt ist die Sächsische Schweiz, wie seit 1795 das Sandsteingebirge genannt wird, eine der besuchtesten Gegenden Deutschlands, mehr ein großartiger Park als eine Wildnis, mit allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten in so hohem Grade ausgestattet, daß sich fast jedem Naturgenuß die Civilisation, der man auf Reisen entfliehen will, an die Fersen hängt. Die Nähe des schönen Elbflorenz, das Silberband der Elbe sind es vorzüglich, die der Gegend hohen Reiz verleihen, wenn auch die Sandsteinbildungen, die Gründe, selbst die Aussichten an einer gewissen Einförmigkeit leiden; sieht man doch von den meisten Höhen immer dieselben Kuppen und Felsen, nur jedesmal anders gestellt, wie etwa die Stühle in einem Salon.

Vom Elbsandsteingebirge zieht sich nach Südwesten bis zur Quellgegend der Weißen Elster, 150 km weit, das nach seinem Erzreichtum genannte Erzgebirge. Nach Norden dacht sich dasselbe

so allmählich plateauartig zum Sächsischen Berglande ab, daß man, von dieser Seite kommend, sich kaum einem Gebirge zu nähern glaubt. Die bis auf den höchsten Kamm dicht gesäeten Ortschaften und Städte begünstigen die Täuschung. Nur das rauher werdende Klima und eine gewisse spröde Strenge der Landschaft, oder ein tief eingerissenes Thal mahnen an das Gebirge. Jedoch steil und jählings fällt das Gebirge nach Böhmen hinunter. Sein Kamm und die oberen Teile der Hänge sind entweder stark bewaldet oder bilden grasreiche Weiden. Bis hoch hinauf an den Scheitel ist es bewohnt und bebaut, wie kein Gebirge sonst in Deutschland. Dorf liegt an Dorf, und alle wimmeln von fleißigen und genügsamen Webern, Spinnern, Berg- und Holzarbeitern.

4. Dresden — Elb-Florenz.

Der schöne Thalkessel, in welchem, von sanften Höhen umgeben, Dresden liegt, lockte schon die alten Sorben zur Ansiedelung. Als Heinrich I. die Herrschaft der Deutschen auch hier ausgebreitet hatte, legte er zum Schutze des neu gewonnenen Landes eine Burgwarte an; als Stadt jedoch erscheint Dresden erst 1206 in Urkunden. Anfänglich gehörte die Stadt zum Bistum Meißen, später ward sie dem Markgrafen von Meißen unterthan. Heinrich der Erlauchte machte sie 1270 zu seiner Residenz; ein Splitter des Kreuzes Christi in der Kreuzkapelle und ein wunderthätiges Marienbild in der Frauenkirche erhoben die Stadt allgemach zum Ziel zahlreicher Wallfahrten.

Nach der Teilung Sachsens von 1485 wurde Dresden Residenz der Albertinischen Linie, und blieb es auch, als dieselbe die Kurwürde erlangte. Fast alle Regenten schmückten, erweiterten, befestigten ihre Residenz; jedoch mit der Regierung August des Starken trat für die Stadt eine Periode besonderen Glanzes ein: sie ward prächtig wie ihr Hof. Der 1685 durch Feuer zerstörte älteste Stadtteil auf dem rechten Ufer ward nach einem großartigen Plane wieder erbaut und seitdem Neustadt genannt. Der siebenjährige Krieg brachte Dresden, das bis in die neuere Zeit stark befestigt war, viel Not, besonders durch das schreckliche Bombardement von 1760, welches 500 Häuser zerstörte; auch die Zeit der französischen Kriege führte manche Heimsuchung über das nunmehr zur Königsstadt erhobene Dresden. Seit dieser Zeit ist aber sehr viel für Erweiterung und Verschönerung der Stadt geschehen; neue Stadtteile mit prächtigen Bauten fügen sich an die vorhandenen an und füllen den Thalkessel immer mehr aus.

Die Elbe tritt mit einer nach Nordwesten gerichteten Strecke ein und macht dann eine Biegung nach Nordosten. Die Hauptbrücke zieht sich wenig unterhalb des Wendepunktes über den Strom. An das rechte Elbufer treten Berghöhen ziemlich dicht heran, welche an den Hängen mit Weinreben, auf der Höhe mit vorgeschobenen Posten der Dresdner Heide, eines Kiefernwaldes, bedeckt sind. Das linke Elbufer erhebt sich erst in etwas weiterer Entfernung zu Hügeln und Bergland.

Dresden besteht aus vier Städten. Die Neustadt mit dem Leipziger und Bautzener Thore und die Antonstadt liegen auf dem rechten Elbufer, wie auch das zum Stadtweichbilde gehörige Neudorf. Auf dem linken Elbufer liegen Altstadt und Friedrichsstadt (früher auch wohl Neustadt-Ostra genannt).

Wir denken uns auf dem Leipziger Bahnhofe angekommen. Das Leipziger Thor führt uns sogleich auf den Palaisplatz mit dem 1715 als Sommerresidenz erbauten Japanischen Palais. Hier befindet sich die große königliche Bibliothek in drei großen Sälen und 21 Zimmern aufgestellt, und die Antikengalerie oder das Augusteum, eine herrliche Sammlung, die 12 große Säle einnimmt. Bald gelangen wir vom Palaisplatze auf den Neustädter Markt mit dem Reiterstandbilde August des Starken. Von ihm zieht sich die Neustädter Hauptstraße, „die Dresdner Linden“, mit schöner Baumallee in der Mitte, bis zum Bautzener Platze. Das Neustädter Rathaus, die lutherische Drei-Königskirche mit neuem Turme, die neue katholische zweigetürmte Neustädter Kirche liegen an dieser Straße. Uns zieht es vom Neustädter Markte zur Brücke. Bereits im 13. Jahrhundert von Steinen erbaut, hat sie ihre jetzige Gestalt 1727—1731 erhalten. Sie hat 17 Pfeiler mit 16 Bogen, ist 552 Schritte lang, in den Pfeilern 20 m, und in den Bogen 12 m breit. Der fünfte Pfeiler, auf dem seit 1670 ein Kruzifix stand, ist 26 m breit. Bei der Wasserflut am 30. und 31. März 1845 ward dieser Pfeiler vom Strome eingerissen und das Kreuz stürzte hinab, man hat es nicht wieder aufgefunden. Die Aussicht, die sich uns auf der Brücke bietet, ist herrlich „und giebt eine Ahnung des Rheins“. Vor uns liegt die Altstadt mit ihren Türmen, die katholische Kirche mit dem Schlosse dicht an der Brücke. Stromaufwärts zieht sich die Brühlsche Terrasse. Zur Seite blicken wir links in das schöne Elbthal bis zu den Bergen des Meißner Hochlandes, rechts spannt sich etwa 1000 Schritt unterhalb die auch für Wagen und Fußgänger

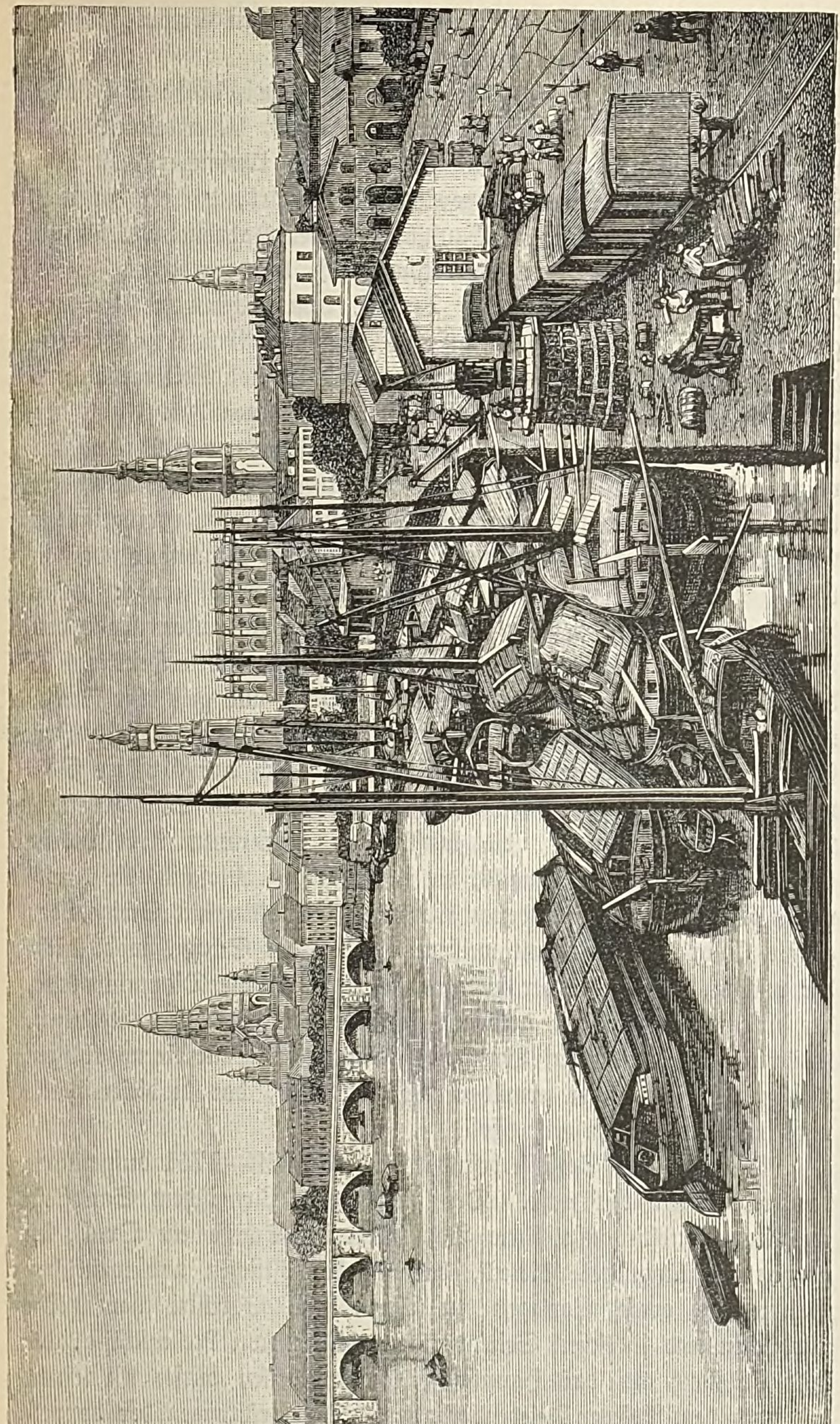


Abb. 60. Dresden.

eingerichtete Eisenbahn- oder Marienbrücke über den Strom, welche sich in Viadukten weit landeinwärts fortsetzt.

Gerade der Brücke gegenüber steht das Königliche Schloß, 1344 von Herzog Georg erbaut und von August II. erweitert. Es nimmt einen Raum von 1300 Schritten im Umfange ein. Im Äußern ist es von keiner ausgezeichneten Bauart, da es, zu verschiedenen Zeiten erbaut, die Baustile mehrerer Jahrhunderte in sich vereinigt. Von seinen drei Hauptthoren ist das sogenannte grüne Thor mit einem 100 m hohen Turme, dem höchsten in Dresden, geschmückt. Das Schloß besteht aus der der Brücke zugekehrten Hauptfront, zwei Flügeln und mehreren Zwischen- und Seitengebäuden. Bedeckte Gänge verbinden dasselbe mit dem Prinzen-Palais und der katholischen Kirche. Der Thronsaal, der mit Fresken von Bendemann verziert ist, bildet ein Rechteck, an dessen einer Seite um den Thron herum in flach vertieften Wandfeldern die Gestalten der vorzüglichsten Gesetzgeber und Regenten aufgestellt sind. Über der Mittelthür zwischen beiden Seiten sieht man eine Saxonia mit dem Wahlspruche: „Der Vorsehung eingedenk.“ Dem Throne gegenüber am andern Ende des Saales sind in vier großen Gemälden aus dem Leben Heinrichs I. die vier Stände, der Bauern-, Bürger-, Ritter- und geistliche Stand, mit dem Wahlspruche: „Stark durch Eintracht“ dargestellt. Im Erdgeschosse des größern Schloßhofes befindet sich das Grüne Gewölbe, die kostbarste Sammlung von Schmuck- und Kunstarbeiten. Diese Elfenbeinschnitzerei, die kunstreichen getriebenen Arbeiten in Silber und Stahl, die Emails, die florentinischen Mosaiks, die kunstvollen Waffen aus verschiedenen Epochen, die kostbarsten Steine, der größte Onyx der Welt mit weißem Rande, der Schatz, wohl nicht der reichste, aber einer der schönsten in Europa, die Diamantenkette, der orientalische Hof in goldenen Figuren, die eingelegten Kästchen, Toiletten, Reiseapotheken, Bernsteine, Filigrane und alle die unzähligen glänzenden Gegenstände ermüden fast das Auge, das in dieser Fülle nicht weiß, wo es verweilen soll.

Dicht bei dem Schlosse befindet sich die 1739—1751 aufgeführte katholische Hofkirche. Der ganze von Pirnaischem Sandstein im Renaissancestil aufgeführte Bau bildet im Schiffe ein Oval, im ganzen ein längliches Viereck, das an den östlichen und westlichen Hauptenden ovale Vorlagen zu Turm und Sakristei hat. Die nördlichen und südlichen Seitenvorlagen bilden zwei Nebenschiffe, die halb so hoch als das Hauptschiff sind. Glocken durfte die Kirche erst nach dem Posener Frieden erhalten. Die Brüstungen der doppel-

ten Galerie des Kupferdaches sind mit 59 aus Sandstein gearbeiteten Heiligenbildern geziert, und in den vier Nischen des Hauptportals und der Sakristeivorlage sind die vier Evangelisten aufgestellt. Das Innere ist einfach, aber schön und hat durch eine 1850 ausgeführte bedeutende Renovierung an Freundlichkeit gewonnen. Der aus Maxener Marmor gearbeitete Altar ist durch das über 10 m hohe und 5 m breite Gemälde von Mengs, die Himmelfahrt Christi, geziert. Das Hochamt an Sonn- und Festtagen, bei dem von der königlichen Kapelle die vorzüglichsten Messen bewährter Meister ausgeführt werden, ruft zahlreiche Fremde in der Kirche zusammen.

An Schloß und Hofkirche grenzt rechts der Theaterplatz. Ihn schmückt das nach dem großen Brande von 1869 neu aufgeführte Schauspielhaus, ein Prachtbau Sempers. An der Südseite des Platzes befindet sich der Zwinger, ursprünglich zum Vorhofe des Schlosses bestimmt, das König August II. zu bauen beabsichtigte. Man kann sich einen Begriff machen von der Grandiosität dieses projektierten Prachtgebäudes, wenn man von dem 1711 fertig gewordenen Vorhofe auf das Ganze schließt. Der Zwinger bildet ein längliches Viereck, 250 m lang, 160 m breit. Eine lange Galerie mit sechs Pavillons und drei Portalen umschließt auf drei Seiten den weiten Raum, in dessen Mitte seit 1843 das bronzene Denkmal Friedrich Augusts, von Rietschel, aufgestellt ist. Es wird im Sommer von der berühmten Orangerie umgeben, unter welcher sich ausgezeichnet große Bäume befinden, die großenteils afrikanischer Abkunft sind. Vier Bassins mit Springbrunnen beleben die durch diese schönen Bäume gebildeten Spaziergänge. Das östliche große Portal mit der daran stoßenden Galerie und dem angrenzenden alten Opernhause ward am 6. Mai 1849 durch die Flammen zerstört, aber wieder hergestellt. Eine Menge verschiedener Sammlungen sind im Zwinger aufgestellt, wie die Gipsabgüsse von Mengs und das Historische Museum, eine prachtvolle Sammlung von Waffen und Rüstungen. An der nördlichen Seite, früher mit kahler Mauer geschlossen, erhebt sich der Prachtbau des Neuen Museums, 1854 nach Sempers Entwürfen vollendet. Es steht mit den andern Seiten des Zwingers in Einklang, doch erscheint der Rokoko des 17. und 18. Jahrhunderts in veredelter Form. Die berühmte Gemäldegalerie (über 1800 Bilder) füllt das erste und zweite Stockwerk des neuen Museums aus. August III. kaufte den größten Teil der Galerie des Herzogs von Modena für 3,600,000 Mark, und viele andre Meisterwerke, wie Raffaels Sixtinische Madonna für 17,000 Dukaten. Unter an-

dern Meisterwerken befindet sich: die Nacht von Correggio, eine heilige Familie von Giulio Romano, Tizians Zinsgroschen, Andrea del Sarto Opfer Abrahams. Die schönsten Bilder sind in das günstigste Licht der Säle gebracht; Raffaels Sixtina aber und Holbeins Madonna haben ihre eigenen kleinen Heiligtümer.

In der Nähe des Schlosses in der Augustusstraße liegt das ehemalige Brühlsche Palais von 1737. Das Hintergebäude steht mit der 400 m langen Brühlschen Terrasse in Verbindung, zu der man unmittelbar von der Brücke auf einer breiten, 41 Stufen hohen Freitreppe ansteigt. Sie bietet mit ihren Baumgärten einen der reizendsten Spaziergänge, die es giebt. Die Aussicht auf den Strom und in sein oberes Thal ist überaus schön. Die besuchtesten Kaffeehäuser liegen an der Terrasse, wie auch die Akademie der Künste und das Ausstellungslokal des Kunstvereins, ebenso an ihrem Ostende die 1840 von Semper im orientalischen Stil erbaute Synagoge.

Wir durchschreiten jetzt den durch das Schloß führenden Tunnel und gelangen in den Kern der Altstadt. Die Schloßgasse ist eng und finster, aber überaus belebt: die glänzenden Schaufenster, das Menschengewühl deuten auf die Großstadt. Sie führt auf den Alten Markt. Unweit seiner Südwestecke liegt die Kreuzkirche, in welcher 1539 der erste lutherische Gottesdienst in Dresden gehalten ist. Nach Süden führt vom Alten Markt die Seegasse in die Seevorstadt. In der südlichen Hälfte der Altstadt liegt die Frauenkirche, ein Prachtbau, welcher nach dem Muster der Peterskirche 1726—1734 aus Sandsteinquadern aufgeführt ist, von einer mächtigen Kuppel, die durch eine Laterne geschlossen wird, überragt.

Sehen wir uns nun vor den Thoren der Altstadt um. Oberhalb der Stadt, da wo es nach Blasewitz geht, liegt die Vogelwiese, auf welcher das Hauptvolksfest der Dresdner begangen wird, vor dem Pirnaischen Schlage der Große Garten, der Prater von Dresden, fast 60 ha groß. Eine lange und sehr breite Hauptallee zum Fahren und daneben zum Reiten und eine schmale, reich beschattete für Fußgänger durchschneiden den Garten der Länge nach bis zu seiner Mitte am Palais und von da bis an sein südöstliches Ende. Viele Lustgänge und Fahrwege durch liebliche und düstere Partien, mit den mannigfaltigsten Baumgruppen und Baumarten, sowie mit reizenden Fernsichten nach vielen Seiten hin, durchziehen den Garten in den verschiedensten Richtungen. In der Mitte desselben steht das Schloß.

Kaum ist in Deutschland eine Stadt so sehr wie Dresden Reiseziel geworden. Während der Sommermonate durchflutet ein Fremdenstrom die Straßen. Es sind ebenso sehr wie der Naturreiz der Gegend die herrlichen Kunstschätze, welche den Reiseverkehr anziehen und der freundlichen Stadt den Namen „Elbflorenz" eingetragen haben.

5. Der Böhmerwald.

Der Böhmerwald stellt sich als eine der seltsamsten, in gewissem Betrachte rätselhaftesten Gebirgsbildungen dar. Nur soviel läßt sich bei dem Mangel genauer Forschungen und Karten mit Bestimmtheit sagen, daß das Gebirge einen Wechsel von Rücken-, Kamm-, Einzelgipfel- und Plateaubildungen aufweist, denen die gegliederte Abzweigung der Joche und Ausläufer von einem deutlichen Mittel- und Hauptrücken bis auf seltene Ausnahmen fehlt. Vielmehr springt auf dem Böhmerwalde die Wasserscheide wechselnd vom Kamme zur Einsenkung, von der Einsenkung wieder zu anderen Rücken, mitunter quer über einen Hochgipfel und setzt sich dann plötzlich wieder durch ein großartiges Längenthal fort. Und doch bleiben diese wasserscheidenden Linien die einzigen Verbindungen, welche die so mannigfaltigen, unter sich abweichenden Oberflächenformen noch aneinander reihen und sie als Glieder eines Ganzen erscheinen lassen. Eine große Anzahl vereinzelter höherer und niedrigerer Rücken, die oft 20 bis 40 km in der Richtung aus Südosten nach Nordwesten sich erstrecken, sind unter sich völlig parallel. Weite Längenthäler legen sich zwischen sie und scheiden ihre Streichungslinien von einander, während zahlreiche Querthäler und größere Eintiefungen, auch wohl Joche und hochgelegene Bergflächen, dieses Streichen vielfach unterbrechen und die Züge nacheinander abschließen und trennen, oder wohl aufs neue aneinander knüpfen. Im ganzen stellt sich der südöstliche Teil des Gebirges, der an die Donau tritt, als einförmige Hochfläche von geringer relativer Erhebung dar, und ebenso wieder das Tepler Gebirge, das sich an die obere Eger anlegt. Während demnach der südöstliche und der nordwestliche Abschnitt des Gebirges zu Ebenen werden, sehen wir dessen Centrum in eigentümlicher Weise verworren zusammengehäuft aus Kämmen, Wänden, Rücken und Massen. Und diese Bergzüge senken sich nach Westen und Südwesten in vielfachen Steilabsätzen und Rückansteigungen in das Naabland und gegen die Donau hinab, während gegen Nordosten und Osten ins innere Böhmen

eine viel sanftere Verflachung stattfindet. Daher kommt der scheidende Charakter des Böhmerwaldes für Bayern, den er für Böhmen ganz und gar nicht hat.

Der nördliche Teil des Böhmerwaldes erstreckt sich vom Hochrücken von Waldsassen und dem Tepelgebirge, das Gipfel zwischen 700—1000 m besitzt, bis zur 20 km breiten Senke zwischen Neugedein und dem Thale der Chamb, welche auf dem östlichen Abhange des Böhmerwaldes entspringt. Er geht bis zu der 480 m hohen Senke beim Pfraumberge oder Frauenberge, 843 m, der mit seiner Ruine täuschend an den Kyffhäuser erinnert und eine wunderschöne Aussicht über das innere Böhmen bietet, — ein walzenförmiger, mit abgerundeten Kuppen besetzter Zug, einer gewaltigen Meereswoge gleich, die plötzlich im Laufe erstarrt als Scheidewand Böhmens und Bayerns halt gemacht hat. Um sie herum, wie rasch verkleinerte Wellen, sinkt das Gebirge landeinwärts bis zu Hügel und Thalgrund hinab und entwickelt so für das Auge eine anziehende Mannigfaltigkeit. Gegen das Thal der Naab fällt dieser nördliche Teil in Steilrändern ab, während er in sanften Mittelgebirgen sich gegen das untere Böhmen hin verflacht. Als Centralknoten kann der Pfraumberg betrachtet werden; dort entspinnen sich Gewässer nach beiden Seiten: die Waldnaab, Schwarzach, Pfreimt, Radbusa und Mies.

Jenseits der Pfraumberger Senke zieht sich in einem Viertelkreisbogen um Bischofsteinitz herum in mehreren Parallelzügen das Klattauer Gebirge mit dem Czerchow, 1056 m. Gegen Süden sinkt es zur Hügelkette herab. So entsteht die 20 km breite Lücke im Zuge, die Thalsohle der Chamb, welche auf dem östlichen Abhange des Böhmerwaldes entspringt.

Im Süden der großen Lücke erhebt sich östlich der steile Hohe Bogen und kündigt das Hochgebirge an. Finstere Waldung steigt bis zu dem kleinen, festungsartig mit einem Graben umzogenen und mit schönem Rasen bewachsenen Gipfelplateau des Burgstall.

Das südliche Hochgebirge besteht aus zwei Parallelrücken, welche durch Querriegel verbunden sind; dazwischen fließt die Moldau nach Südosten, die Woltawa und Anhlawa (Angel) nach Norden. Zwischen beiden Längenthälern hält der Centralknoten des Schwarzberges beide Züge zusammen.

In diesem südlichen Teile des Böhmerwaldes thront der Arber, 1476 m hoch, als König. Er bildet einen nach allen Seiten steil abfallenden, gestumpften Kegel als die höchste und letzte südöstliche Gipfelerhebung eines gewundenen Armes, der von dem Haupt-

stocke des Böhmerwaldes aus zwischen den beiden Regen bis zu deren Zusammenflusse unweit Kötzting hinstreift. Ein wenig seitwärts des Kammes und etwa nur eine halbe Stunde nördlich vom Großen Arber erhebt sich der kegelförmige Kleine Arber. Beide Berge hängen mit dem Hauptzuge durch einen breiten und hohen Sattel zusammen. Oben ist ein geräumiges Plateau, nordöstlich und südwestlich von zwei parallelen Felsmauern begrenzt, die sich weiterhin in kleinern Massen unregelmäßig fortsetzen. Die südwestliche fällt nach außen hin schroff ab in den Fichtenwald. Der Berg ist meistens kahl, nur an einigen Stellen ragt verwachsenes Gehölz bis an die Krone. Auf dem höchsten Punkte steht ein hölzernes Signal zu geometrischen Zwecken. Weiter östlich liegt eine kleine Kapelle, in der jährlich einmal Messe gelesen wird, wozu dann zuweilen gegen 4000 Menschen auf die lichte Höhe wallfahrten. Die beiden Arberseeen zeigen nicht das satte Grün der Alpenseeen oder der sogenannten Meeraugen in den Karpathen, sondern einen unheimlichen schwarzen Wasserspiegel. Bei geringem Umfange sollen sie „von unermeßlicher Tiefe" sein.

Der Arber ist noch nicht in die „Lemmingstouren" der Reisenden von gewöhnlichem Schlage aufgenommen, verdient aber mehr als viele andere Höhen, erstiegen zu werden, da sein Gipfel vielleicht das schönste Rundgemälde diesseits der Donau bietet.

Gegen Osten übersehen wir zunächst jenseits eines tiefen, waldigen, einsamen Thales, in welches der Arber steil abfällt, im Vordergrunde die breite Einsattelung des hier aus Bayern nach Böhmen hinüberführenden Passes mit mehreren Dörfern. Zur Rechten bildet das Gebirge einen schönen Bogen, der im Rachel schließt, und an seiner dem Arber zugekehrten konkaven Seite die mannigfaltigsten Verhältnisse des Abfalles zeigt. Welch ein unnachahmliches Blau an diesem Hange Das Auge kann sich nimmer satt sehen an der Farbenpracht, die durch die zahlreichen, vom Kamme in die Tiefe hinablaufenden deutlich markierten Linien die herrlichste Schattierung empfängt. Von dem Blatte des Vergißmeinnicht bis zu dem dunkeln Sammet der Aurikel giebt es keine Abstufung, die sich hier nicht darstellte. Aus den Thalrinnen steigt jener leichte ätherische Duft auf, dessen der Landschaftsmaler nicht entbehren kann, um eine gute Gebirgsperspektive zu schaffen und der, weit entfernt den Blick zu hemmen, vielmehr nur dient, ihm den ganzen Reichtum der Formen zu offenbaren. Der Rachel, am südlichen Ende dieses Bogens vortretend, gleicht einem erhabenen Thronsessel, von dessen flachen und breiten Stufen ein

blauer Sammetteppich in malerischen Falten herabfließt. Ungeachtet des sanften Abfalles gegen Südwest imponiert dieser Berg nicht wenig; seine Gipfelplatte ist scharf und eben abgeschnitten. Südöstlich von ihm breitet in unendlichen Wellen ein Meer von Bergen sich aus, deren fernste bereits den Steierschen Alpen angehören.

Einem Schnepfenzuge gleich kommen die Berge des Böhmerwaldes von Nordwest herübergestrichen, einer hinter dem andern, die Flügel zu beiden Seiten gesenkt — die fernsten in den Farben der Lüfte verschwimmend. Man übersieht das ganze System; man verfolgt im Geiste den vulkanischen Maulwurf, der vor grauer Zeit hier seinen unterirdischen Weg nahm, um zwischen den Ländern, die künftig Bayern und Böhmen heißen sollten, eine Grenze zu ziehen. Die beiden Thäler des weißen Regen und des Chambbaches sieht man nahe unter sich; das erstere fast alpinen Ansehens, staffiert mit weidenden Viehherden und rauchgeschwärzten Sennhütten, eingehegt durch den Gebirgsarm vom Arber bis zum Keitersberge, durch die Hauptkette, in welcher der Ossa sich in wahrhaft malerischer Schönheit erhebt, und endlich durch den Hohen Bogen, der, von hier aus betrachtet, seinem Namen so vollkommen entspricht, daß wir diesen, hätten wir ihn nicht vorgefunden, unfehlbar erfunden haben würden. Hinter diesem erscheint das Chambthal in sanftern Umrissen, den Flecken Eschelkam als Mittelpunkt umgebend.

Doch wir greifen bereits in die südwestliche Hälfte des Horizontes hinüber, welche von der nordöstlichen durch den großen Centralzug deutlich geschieden ist. Sie hat der Reize noch größere. Auf den Bergrücken entlang über dem 40 km entfernten Keitersberg hinaus schweifend, stößt der Blick zunächst auf die Türme von Chamb. Jenseits Chamb öffnet sich das sanftgewellte Bayernland, bis in die Gegenden, welche der schwäbischen Alb jedenfalls näher liegen als dem Böhmerwalde. Diese zahllosen Hügel und Thalfurchen, Ortschaften, kleinen Gewässer und Wäldchen, deren Dunkel bunt gegen den blassen Grundton der Landschaft absticht — es ist eine Musterkarte von Farben, ein Blatt, auf welchem tausend Pinsel probiert sind, kreuz und quer, in langen und kurzen Strichen, in groben und feinen Punkten!

Alle Richtungen aber übertrifft der prachtvolle Süden. Dort wird das Auge mit magischer Gewalt gefesselt; dorthin muß es immer und immer wieder zurückkehren; dort steht in wunderbaren Schriftzügen der eigentliche Willkommen für die Ersteiger des Arber geschrieben. Will man einen gesteigerten Genuß, so lasse man sich die

Mühe nicht verdrießen und klettere auf die südwestliche Felswand. Man hat auch am Fuße derselben eine freie Aussicht, aber droben ist der Ausblick um vieles interessanter. Schroff hinab fällt der Felsen turmhoch in den finstern Tannenwald, der ein schwach bewässertes Thal deckt und bald jenseits sich wieder hebt, einen mächtigen Bergrücken überkleidend. Hier regt sich kein Leben außer dem ernsten Rauschen der hohen Wipfel. Tausendjährige Stämme liegen hingestreckt über moosigem Gestein und bruchigem Grunde, um modernd den jungen Nachwuchs zu nähren. Tief unten zur Linken erglänzt im einsamen Wald ein Stück von dem schwarzen Spiegel des großen Arbersees. Über denselben hinaus öffnet sich das Thal von Zwiesel, das mit überaus schönen Waldungen bestanden ist. Zur Rechten aber des oben erwähnten bewaldeten Bergrückens schaut man hinab in den malerischen Thalkessel von Bodenmais. Außer diesem freundlichen Dorfe sieht man in derselben Richtung nur wenige Orte. Dies alles ist gegen Süden der Vordergrund. Den Mittelgrund bildet der ganzen Länge nach das prächtige Donauthal in weiter Ausbreitung und mannigfaltiger Färbung. Und jenseits desselben, weit jenseits bietet sich ein Schauspiel, das alles andere vergessen läßt. Die Salzburger Alpen von Hallstadt bis über Reichenhall hinaus stehen in majestätischer Schlachtreihe da, die weißen, beschneiten, phantastischen Zinnen hoch über den niederen Horizont emporreckend in die reinen blauen Lüfte! Sie machen einen zauberhaften Eindruck auf das Gemüt. So ehrfurchtgebietend und doch so traulich blicken sie herüber aus der gewaltigen Ferne von 200 km, die selbst dem entzückten Auge sich ankündigt durch den bleichen Farbenton, und doch wiederum desto mehr sich zu kürzen scheint, je länger man hinüberschaut.

Breit vorgelagert dem äußeren westlichen Hochrücken ist der Bayerische Wald, der, durch die Thäler des Regen und der Ilz von der Hauptmasse geschieden, steil zur Donau abfällt. Er steigt im Dreitannenriegel und im Hirschenstein über 1100 m hoch. Ein paar Stunden südlich vom Markte Regen beginnt der Pfahl, eine der merkwürdigsten geognostischen Erscheinungen. Als mächtiger Quarzgang erstreckt er sich in schnurgerader Linie 20 Stunden weit in die Oberpfalz hinein. Seine größte Höhe (40 m) erreicht er bei Viechtach und zeigt sich überall als ein nackter Felskamm mit bizarren Auszackungen auf dem höchsten Rücken. Stellenweise ist diese mächtige, 6—9 m breite Felsenlinie durch bedeutende Lücken unterbrochen und kommt oft erst wieder auf dem nächsten Berge zum Vorschein. Verfolgt man ihren Zug eine Strecke weit, so glaubt man

wohl auf den Trümmern einer von Gras und Gestrüpp überwucherten Römerstraße zu wandern. Da erheben sich plötzlich weiße Quarzfelsen turmhoch aus dem Boden, mächtigen Ruinen gleich, dann ebnet sich der Boden wieder, und gleich darauf ragen neuerlich abenteuerlich geformte Zacken empor. Der Bayerwald ist überhaupt der schönste Teil des ganzen Gebirges, mit seinen Donauufern, seinen runden Höhen, seinen Schlössern, seinen obstreichen Thälern oder Winkeln, wie man sie dort nennt. Über eine Einsenkung des Kammes führt eine Kunststraße zur Donaustadt Deggendorf. In dieser Senke bietet zwischen wild aufgetürmten Felsen die Rusel eine entzückende Aussicht in das Donauthal.

Der Böhmerwald ist in seinem Innern rauh und wild. Die Kämme und Gipfel sind nach Art aller Granitgebirge, von den Trümmern der zusammengebrochenen ehemals höheren Kuppen in grotesken Formen übersäet. Zwischen den Felsenlabyrinthen finden sich dann Wiesenplätze oder krüppelige Fichten und Föhren auf den breiteren Bergrücken. An den Abhängen der Berge des rauhesten Teiles (längs der bayerisch-böhmischen Grenze) findet sich eine grauenvolle Verwirrung in den sumpfigen Wäldern, die an den Urwald Amerikas erinnern und wohl den Namen Böhmischer Urwald verdienen. Ungeheure Strecken sind noch von solchem Urwald bedeckt. Da sind moorige Wiesen, die unter Wasser stehen, und die nur die heißeste Sommerglut trocken legt, in Versumpfung begriffene Seeen, durch Jahrhunderte übereinander geworfene Windbrüche, Stöcke, Wurzeln und vermoderte Stämme übereinander, auf deren Rücken sich bereits eine neue Vegetation erhebt. Von den emporstrebenden Ästen hingesunkener Bäume neigen sich fruchtbeladene Äste hoher Himbeerstauden; andere sind ganz mit Bartmoos behängt. Knüppelwege sind da noch vorzügliche Straßen, und um die Höhen zu erklimmen, muß sich der Wanderer erst Wege bahnen lassen. Zumal die nördlichen Abhänge sind kalt, schattig und sumpfig. In gewöhnlichen Jahren dauert da der Vegetationscyklus des Kornes ein volles Jahr, in ungünstigen Jahrgängen dreizehn Monate und darüber. Oft wird früher die neue Aussaat bestellt, als allenthalben geerntet ist, und noch häufiger fällt Schnee vor der Ernte. In älteren Zeiten hegte der Urwald noch wilde Tiere in Menge. Doch sind jetzt seit langem schon Wölfe und Luchse ausgestorben. Aber 1805 erlegte man noch fünf Bären, 1835 wurde einer geschossen, in den Jahren 1849—1851 einer gesehen, vielleicht der letzte seines Geschlechts. Vornehmlich seit Karl Moor mit seinen Genossen sich in die böhmischen Wälder warf,

verlegten die Dichter ihre schauerlichen Gebilde „tief in des Böhmerwaldes Innerstes“, und der Böhmerwald gilt vielen noch heute als ein Ort schauerlicher Romantik; eine Vorstellung, die auf den bei weitem größten Teil des Gebirges, der sanfte Formen bietet, von bequemen Vizinalstraßen durchschnitten, durch Industrie, Glasfabrikation und Waldkultur belebt ist, entfernt nicht zutrifft; und selbst in der wilden Einsamkeit der südlichen Hochrücken ist von Räubern keine Spur; man trifft dort ein einfaches, gutherziges Volk. Bereist wird der Böhmerwald wenig. Er hat zu wenig sogenannte „Partieen“; jedoch ein Abstecher von Deggendorf über die Rusel ins Regenthal und eine Besteigung des Arber ist warm zu empfehlen.

6. Am St. Nepomukstag in Prag.

Prag ist die einzige große Stadt in Böhmen, denn es ist die einzige, welche den furchtbaren Verwüstungen der Hussitenkriege widerstanden hat. Auf einer Höhe an der Moldau, dem jetzigen Hradschin, gründete die Böhmenkönigin Libussa ein Schloß und weissagte mit Seherblick die zukünftige Größe der unter dem Schutz der Höhe sich ansiedelnden Stadt, die nach der Antwort eines Arbeiters, daß er an einer Schwelle (Praha) arbeite, Prag genannt worden sein soll. Und die „Tochter der Libussa“ wuchs gedeihlich auf. Seine Blütezeit hat Prag unter Karl IV. erlebt, der 1348 die Neustadt anlegte und die Universität, die älteste in Deutschland, gründete. Damals war Prag die erste Stadt von Deutschland, ein Wonnegarten der Könige, wie der Kaiser sie nannte, voll von Künstlern und Sitz einer Malerschule. Die Hussitenkriege indes unterbrachen die weitere Entwickelung; jedoch unter Kaiser Rudolf II. ging es Prag wieder besser, es wurde „von den Inwohnern und Land-Herren mit sehr köstlichen Palästen und Gebäuen, auff Italiänische Manier, aller Orten trefflich gezieret und erweitert“. Bald aber folgten die Wirren des dreißigjährigen Kriegs, der in Prag anfing. Auch in den schlesischen Kriegen hatte Prag zu leiden. Seitdem jedoch gedieh es zu neuer Blüte: ein Ringplatz der Nationalitäten; denn als äußerster gegen Westen vorragender Posten des Slaventums liegt die Stadt auf der Grenze der germanischen und slavischen Welt.

Die bei Prag sehr breite Moldau fließt „in einem lustigen, weiten Thale“ von Süden nach Norden durch die Stadt und krümmt sich dann nach Nordosten aus demselben heraus. Der Fluß hat mehrere Inseln: die Sophien- oder Färberinsel, die Schützeninsel sind

als Hauptvergnügungsorte bekannt. Das erste Eiland ist durch Brücken mit dem rechten Ufer verbunden, über die Schützeninsel ist eine Kettenbrücke, die Kaiser-Franzens-Brücke, gelegt. Unterhalb der Insel führt die alte Hauptbrücke über die Moldau. Weiter abwärts, da wo die Moldau Prag schon verlassen hat, liegen wieder mehrere Inseln, wie die Jerusalems- und Holzinsel. Auf dem rechten Ufer, dem die umschließenden Berge etwas fern bleiben, in die Moldaukrümme geschmiegt, liegt die Altstadt mit engen, unregelmäßigen, aber äußerst lebhaften Straßen, der Brennpunkt für Handel und Gewerbe. Um die Altstadt herum lagert sich die Neustadt, weitschweifiger und größer, denn jene, mit breiten Straßen und großen Plätzen. Unterhalb und oberhalb der alten Stadt reicht sie an die Moldau. Südlich liegt auf einem Berge die alte Feste Wyssehrad.

Auf dem linken Ufer treten Höhen und Berge viel dichter an den Fluß. Die Kleine Seite, das Adels- und Beamten-Viertel, liegt auf dem ansteigenden Terrain zwischen zwei Bergen. Im Norden ragt der Schloßberg oder Hradschin, das Kapitol der Stadt, im Süden der nicht mit Häusern bebaute, aber mit in die Mauer geschlossene St. Laurenzberg. Alle Stadtteile, die früher gesonderte Städte mit gesonderter Verwaltung bildeten, haben 15 km im Umfange. Wie Rom will auch Prag auf sieben Hügeln liegen; doch sind nur fünf herauszurechnen.

Es ist St. Nepomukstag, der 16. Mai. Auf der von Wien kommenden Bahn langen wir an. Rechts liegt uns die neue stattliche Vorstadt Karolinenthal voll industrieller Etablissements. Sie wird vom Viadukt der Dresdener Eisenbahn überschritten, die dann über die nördlichen Inseln geht. Nördlich fällt der 1420 von Ziska verschanzte Ziskaberg gegen Karolinenthal schroff ab, vom Pavillon auf der Höhe eine wundervolle Aussicht gewährend — aber es zieht uns in die Stadt. Die Neustadt ist bald durchschritten; der Pulverturm, einer von den acht Türmen, welche die trennenden Mauern schmückten, führt in die Altstadt. Die auf unserer ersten Wanderung eingehaltene Richtung von Osten nach Westen bringt uns auf den Großen Ring, das Centrum der Altstadt, die historisch merkwürdigste Stätte von Prag, wo die frühesten Turniere, Huldigungen und Festlichkeiten stattgefunden, wo aber auch die 47 Leiter der protestantischen Partei nach der Schlacht am Weißen Berge das Blutgericht traf. Statt indes gleich weiter nach Westen zu dringen, schlagen wir uns vom Ringe rechts in die nahe Judenstadt, oder wie sie seit 1848 genannt werden soll, Josephsstadt, eine der größten Merkwürdigkeiten

von Prag. Da wohnen an 9000 Juden in kaum 300 Häusern zusammengedrängt. Wir treten in eine Gasse ein, die kaum die Breite hat, daß ein Wagen hindurchfahren kann, und deren Tageshelle durch die finstern, hohen, mittelalterlichen Häuser und Spelunken, die sie zusammensetzen, um ein Bedeutendes beeinträchtigt wird. Die meisten Erdgeschosse dieser Häuser bilden Speicher und Gewölbe, die tief in das Innere derselben hineintreten und mit allem möglichen Trödelkram gefüllt sind. Tausenderlei brauchbare und unbrauchbare Gegenstände sind vor die Thüren auf die Gasse geschleppt, um Kauflustige anzulocken. In den höhlenartigen Verließen der Häuser selbst aber sind Schnitt- und andere Waren von billigen Stoffen angehäuft. Dazwischen treibt sich nun eine Bevölkerung umher, die im ganzen und einzelnen mit diesen Umgebungen im vollkommensten Einklange steht. In großer Menge sind zigeunerhafte Weiber mit verschrumpften Gesichtern vertreten; selten dagegen erblickt man ein frisches Gesicht und eine anmutige Gestalt. Scharen von halbnackten, lumpenbedeckten, sich balgenden Kindern drängen sich überall. Unangeschrieen, unangetastet schreitet fast niemand, am wenigsten aber ein Fremder, durch diese verräucherten Gassen, denn die Bewohner derselben wittern mit natürlichem Instinkt heraus, wer sich aus Neugierde oder aus irgend einem anderen Grunde herverirrt. „Blankes Herrchen", „gnädiges Herrchen", sind Ausdrücke, die man tausendmal an einem Tage hier zu hören bekommt, und dabei strecken sich die gelben mageren Hände irgend einer Alten von Endor zitternd nach einem Arme oder einer Hand aus, die zufällig in ihren Bereich kommt, um ihren Eigentümer zu bewegen, sich irgend einen abgelegten Plunder anzusehen, wie er überall in schimmeliger Fülle aufgehäuft liegt. Begierig zeigen auf Fremde lauernde Juden die beiden Hauptmerkwürdigkeiten: die Altneuschule, eine sehr alte, durch Lampenqualm im Innern völlig geschwärzte Synagoge, und den seit Josephs II. Zeit nicht mehr benutzten Begräbnisplatz. Tausende von emporragenden, aber in allen möglichen Neigungen zum Horizont stehenden und fallenden, schwarzgrauen, bemoosten, mit hebräischen Charakteren bedeckten Leichensteinen sind von Gesträuch aller Art und Schlingpflanzen überzogen. Nur enge Fußsteige winden sich durch diesen Filz.

Der gewaltige Menschenstrom reißt uns westwärts auf die Brücke. Karl IV. hat 1358 den Grund zu diesem imposanten Bau gelegt, der aber erst 1503 ganz vollendet war. Die Brücke ist 500 m lang, 10 m breit und ruht auf 16 Bogen. Die Geländer sind mit 28 meist stark verwitterten Bildsäulen geschmückt. Ein vergoldetes

Kruzifix und die Bronzestatue des heil. Johannes von Pomuk (Nepomuk), des Landpatrons, mit dem Kruzifixe in der Hand und sieben Sternen um das Haupt genießen allgemeiner Verehrung. Rechts zwischen dem sechsten und siebenten Pfeiler bezeichnet ein Messingkreuz

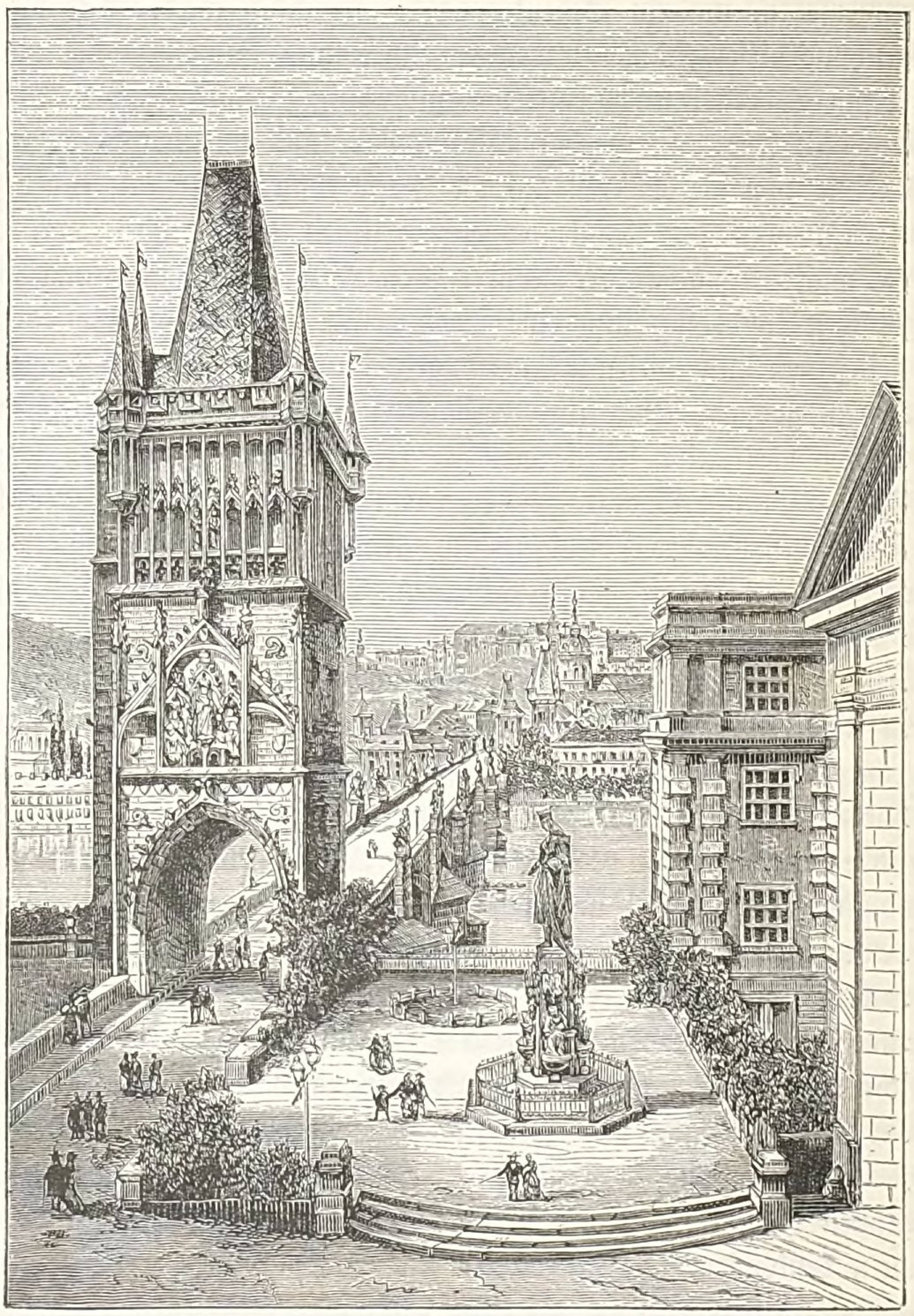


Abb. 61. Die Karlsbrücke mit dem Altstädter Brückenturm in Prag. (Nach Clerget.)

auf dem Brückengeländer die Stelle, wo der fromme Priester 1383 auf König Wenzels Befehl in den Fluß gestürzt worden sein soll, weil er den Inhalt der Beichte der Königin nicht verraten wollte. Die Brücke, welche die schönste Ansicht der Stadt und des Flusses

bietet, ist immer sehr belebt, heute aber und acht Tage hindurch gepreßt voll von einer auf- und abwogenden Menschenflut. Es ist ja St. Nepomuksfest:

Lichtlein schimmern auf den Straßen,
Kinder singen auf der Brücken,
Glocke, Glöckchen fügt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Die Bildsäule des Heiligen wird die ganze Oktave hindurch von einer kuppelartigen, reichverzierten und allabendlich beleuchteten Umdachung beschützt. Von 6 Uhr abends füllt sich die Brücke mit Tausenden. Ist der religiöse Teil des Festes größtenteils vorüber, so beginnt der weltliche Teil auf der Schützeninsel. Pauken und Trompeten ertönen, Böller schicken ihre Donner nach den sie wiederhallenden Bergen, Raketen steigen empor und Feuersonnen drehen sich in den Gebüschen. Gegen 10 Uhr drängt sich die Menge in die Gassen, von denen fast jede ein artig verziertes und beleuchtetes Nepomukbild aufweist, und in allen tönt Gesang und Musik. Oft ist auch der Hausflur zu einer kleinen Kapelle umgewandelt, die von Vermögenden mit damastenen Tapeten, Spiegelleuchtern, Blumensträußen und künstlichen Springbrunnen ausgeschmückt wird. An mehreren Orten werden auch auf einer Bühne mimisch-plastische Darstellungen aus dem Leben des Heiligen gegeben.

Durch den Kleinseitner Brückenturm betreten wir den Kleinseitner Ring mit dem Radetzky-Monument. Der Feldmarschall, mit der Fahne in der Hand, steht auf einem Schilde, welcher von neun Soldaten verschiedener Waffen emporgehoben wird. Weiterhin führt die Neue Stiege von 195 Stufen auf den Hradschin zum Hradschiner Platz, einem Viereck von 220 m Länge und 90 m Breite. Nördlich ist der erzbischöfliche Palast mit der Gemäldegalerie und den Häusern der Domherren, südlich der fürstlich Schwarzenbergische, westlich der kaiserliche (Toskanische) Palast, mit des Kaisers Ferdinand Bibliothek; auf der Ostseite liegt die kaiserliche Burg, welche die Domkirche und andere Hofgebäude umschließt. Aus der Landstube im dritten Stock des ältern Flügels derselben fand der verhängnisvolle Fenstersturz am 23. Mai 1618 statt: eine Gewaltthat, welche den furchtbaren dreißigjährigen Krieg entfesselte. Die herrliche Domkirche zu St. Veit ist ein erhabenes und doch zierliches Denkmal neugotischer Baukunst, vom König Johann 1344 begonnen und unter Karl IV. bis 1388 so weit fortgesetzt, wie die Kirche jetzt dasteht, denn sie ist noch nicht ganz vollendet. Das Innere hat eine ein-

gehende Restauration erfahren. Der 105 m hohe Turm ist durch zwei hohe durchbrochene gotische Bogen verbunden und gewährt eine köstliche Aussicht. Die Decke der Kirche scheint von innen betrachtet gleichsam im Freien zu schweben und stützenlos zu sein. Merkwürdig sind die vielen Grabmäler, darunter vorzüglich das aus Marmor und Alabaster gebildete Mausoleum Karls IV., die prachtvolle Grabkapelle des heil. Wenzel mit den großen böhmischen Edelsteinen an den Wänden und dem heilbringenden Ringe, an den der Heilige sich im Tode klammerte, und das Grab des heil. Nepomuk, das Kostbarste, was diese Kirche umschließt. Über einem marmornen Fußgestelle wird ein großer Sarg von gediegenem Silber (5000 Mark schwer) mit Reliefs, die Hauptgeschichte des Heiligen darstellend, von vier großen silbernen Engeln getragen, neben denen vier kleinere mit Leuchtern sitzen. In diesen Sarg ist ein krystallener eingesetzt, der die Gebeine des Heiligen enthält; seine Zunge wird in einem eigenen Behältnisse aufbewahrt und gezeigt. Über dem Sarge breitet sich ein seidener Thronhimmel aus, dessen vier Flügel von vier silbernen, von der Mauer herabschwebenden Engeln gehalten werden. Unter den silbernen Lampen ist eine von Friedrich d. Gr. geschenkt. Scharen von Wallfahrern umknieen heute abend das Grab. Uns aber lockt die Aussicht hinaus, das Schönste, was man von dem Hradschin genießen kann, der Blick auf Prag, den Kaiser Alexander mit dem Blick auf Moskau verglich. Zumal aus den Fenstern des Schwarzenbergischen Palastes thut sich die schönste Stadtansicht von Deutschland vor den Blicken auf. Das weite Prag mit 70—80 Türmen, der breite Strom mit seinen Brücken und Inseln vereinigen sich zu einem eindrucksvollen Gesamtbilde. Überall treten uns Erinnerungen an böhmische Sage und Geschichte entgegen. Und dort in der Ferne hinter dem östlichen Bogen der Moldau liegt das Feld der Prager Schlacht vom 6. Mai 1757, wo Friedrich der Große siegte und der Feldmarschall Schwerin, die Fahne in der Hand, den Heldentod starb. Bei Sterbohol steht noch das Denkmal, das sein König dem gefallenen Helden dankbar errichten ließ.

7. Das Fichtelgebirge.

Das kleine **Fichtelgebirge**, die geographische Mitte des deutschen Bodens, gehört unter die Berge, von denen in alten Mären Wunders viel gesagt ist. Dort flutet der geheimnisvolle

Fichtelsee, aus dem vier Flüsse nach vier Himmelsgegenden fließen; dort ist das deutsche Kalifornien, dort finden wir die Namen Goldkronach, den Goldhof, die Goldmühle, den Goldberg u. dgl. Das verarmte Volk tröstet sich noch heute über die versunkenen Goldschätze durch einen reichen Sagenschatz, der ihm die Wiederauferstehung derselben verheißt. Die Schatzgräberei war bis in die neueste Zeit dort zu Hause und die dahin zielenden „Wahl- und Geheimnisbüchlein" gehören zum eigensten Inventar des Fichtelgebirges. Während der arme Mann in den dichten Wäldern Gras sammelt oder Baumpech auskratzt, Holz fällt, harte Granitblöcke zerschlägt, Kohlen oder Teer brennt, träumt er sich vielleicht als den reichsten Mann, dem nur noch der letzte Schlüssel zu seinem Reichtum fehlt. Denn nach dem Volksglauben soll jeder, auch der gemeinste Feldstein auf dem Fichtelgebirg edle Metalle bergen. Nur muß ein Fremder kommen, um diese besonderen Qualitäten der Steine aufzuschließen, und man hielt vordem dafür, daß namentlich die „Welschen" diesen Zauber besäßen und unter ihnen vor allen die „Venediger". Man sagt darum: „Auf dem Fichtelgebirge wirft der Bauer einen Stein nach der Kuh, und der Stein ist mehr wert als die Kuh."

Die Alten haben mit ihren Fabeln die Bedeutsamkeit des Gebirges arg übertrieben. „Von Völker-, Heeres- und Handelszügen auf allen Seiten leicht zu umgehen," bemerkt Roon, „hat das Fichtelgebirge nur, vermöge seiner Lage im Herzen von Deutschland, auf der Scheidung dreier europäischer Hauptströme, bei den Geographen eine Bedeutung gewonnen, die längere Zeit hindurch, auf Grund irriger Ansichten und unvollkommener Kenntnis, überschätzt wurde, indem man hier den „Centralknoten" aller deutschen Mittelgebirge zu finden glaubte, von welchem aus die Gebirgsrücken, den Wasserscheiden folgend, strahlenförmig nach allen Seiten fortzögen." — Aber wenn es auch allzu kühn ist, vom „europäischen Ararat, dem deutschen St. Gotthard, dem bayerschen Triglav" zu reden, so ist es doch nicht inkorrekt zu sagen, das Fichtelgebirge sende nach allen vier Weltgegenden Flüsse, die den Hauptströmen Rhein, Donau und Elbe zugehen, es stehe durch Hochebenen mit drei nach drei Ecken der Windrose strahlenden Gebirgszügen in Verbindung. Nur nach Südwesten grenzt ein Steilrand und eine vor diesem hinziehende Bucht die älteren Bergthäler von den vorgelagerten jüngeren Flötzbildungen des fränkischen Jura ab.

Das in seiner Hauptmasse aus krystallinischem Gestein bestehende Gebirge ist aus einem Centralknoten und zwei Armen, die eine etwa

600 m hohe Hochebene, das Quellbecken der Eger, umschließen, zusammengesetzt. Dem nördlichen Arm ist die nördliche äußere Hochebene aus Thonschiefer vorgelagert; die äußere Hochebene im Süden und Südwesten zeigt bunten Sandstein und andere Flötzgebilde.

Die centrale Masse des Fichtelgebirges steigt in der Gegend von Berneck mit einem steilen Absatze von etwa 100 m über die Umgegend auf und erhebt sich gegen Nordosten in einer fast stetigen, 8—10 km langen, sanften, bewaldeten Böschung zu den höchsten Kuppen, Schneeberg und Ochsenkopf, dem hohen „Fichtelberg" alter Geographen. Der Ochsenkopf, 1017 m, „das Haupt und Herz des Fichtelberges", stellt sich aus der Ferne als ein Kegel dar, ist aber ein 7 km langer, von Osten nach Westen streichender Bergrücken, mit Granitblöcken überschüttet. Etwas höher, bis zu 1060 m, steigt der benachbarte Schneeberg an. Der Gipfel des Berges ist eine 1/2 Stunde im Umfange haltende Fläche, mit Granittrümmern bedeckt. Das Backöfle, ein 8 m hoher Felsen, ist der höchste Punkt. Das ganze Gebirge, die innere und äußere Bergebene, dann das Bayreuther Land, über Koburg hinweg der Inselsberg und Schneekopf des Thüringer Waldes werden von dieser Höhe sichtbar, ebenso große Teile der Oberpfalz, des Voigtlandes und Böhmens. Zwischen diesen höchsten Bergpartieen, dem Ochsenkopfe auf der Südwest-, dem Schneeberge mit der südwärts daran hängenden Farnleiten auf der Nordostseite ist ein tiefer Spalt, über 1/2 Stunde lang und kaum 100 Schritte breit, die Seelohe, mutmaßlich einst ein Wasserbecken, welches jetzt das herabstürzende Geröll der Hänge großenteils ausfüllt und die Vegetation mit einer Torfdecke überzogen hat; denn die Sohle ist moorig, während die Wände schroff ansteigen. Aus der Seelohe gehen die Ursprungsthäler des Weißen Mains und der Fichtelnaab, nordwärts und südwärts, als Gegenthäler auseinander. Die Quellen beider sind am Ostgehänge des Ochsenkopfes; aber ältere Geographen lassen beide Flüsse aus dem Fichtelsee abfließen, einer Bruchstrecke von 150 Schritt Länge und 100 Schritt Breite, die am Südostende der Seelohe liegt. Bei trockener Zeit kann man ohne Gefahr die Torfdecke betreten, die zwar sehr schwankt, aber doch trägt; leicht ist sie indes zu durchstoßen, und dann dringen die längsten Stangen ohne allen Widerstand ein. Bei nasser Zeit jedoch ist der Fichtelsee völlig ungangbar.

An der Centralgruppe des Gebirges, und zwar zunächst an der Masse des Schneeberges, hängen unmittelbar zwei Gebirgsflügel, die bald nach Osten umlenken und in langen, schmalen, deutlichen Rücken

mit mehr oder minder gerundeten Einzelgipfeln und dazwischen liegenden Sätteln sich fortsetzen und die innere Hochebene des Fichtelgebirges, das große Oval des inneren Egerkessels, umfassen. Der nördliche, die Waldsteinkette, hängt am unmittelbarsten mit der Centralgruppe zusammen; nur eine Einsattelung des Gebirges, der Höllpaß, scheidet beide. Der Schneeberg bildet nämlich in nordöstlicher Richtung einen langen Abfall, die Hohe Heide, welcher zwischen Weißenstadt und Gefrees in einen weiten Sattel übergeht, auf dem die Thörichte Lohe, ein großes Torfmoor, sich ausbreitet. Nördlich davon erhebt sich sogleich eine hohe Kuppe, der Große Waldstein. Er trägt auf seinem Gipfel die kolossalsten Granitfelsen und dazwischen die Ruinen der Burg Waldstein. Die Granitlagen, die eine natürliche Felsenmauer bilden, sind 400—500 Schritte lang und 20—50 m hoch. Die Aussicht vom Waldstein ist vielleicht die schönste im Gebirge. Vom Waldstein zieht der Rücken nordöstlich über einen moorigen Sattel, den Kleinen Waldstein, mit den Kuppen des ruinengekrönten Epprechtsteins und des Großen Kornbergs. Dies sind die Wetterpropheten des Volkes: „Hat der Epprechtstein eine Kappen und der Kornberg eine Hauben, so darf man an Regen glauben."

Der südliche Höhenzug, die Weißensteinkette, streicht vom Schneeberg aus zuerst an der östlichen Seite des Naabthales südwärts. Der dahin fallende Abhang des Schneeberges geht in einen langgedehnten, oben platten Rücken über, die Farnleiten, aus der der Nußhart aufsteigt, eine mit einem Labyrinth ungeheuerer Granitblöcke übersäete Kuppe. Östlich aber senkt sich das Gebirge zu einem weiten Sattel, von dem es sich wieder zu der zweikuppigen Kössein, 942 m, die fast in der Mitte des ganzen Gebirges aufragt, erhebt. Weiterhin senkt sich der Zug gegen Wunsiedel in der zusammengebrochenen Kuppe der Luxburg (Luisenburg), 789 m, herab, die, überreich an malerischen Felsgruppen, geognostisch wie topographisch vom höchsten Interesse ist. Wild durcheinander geworfene oder hoch aufgetürmte Felsmassen bilden bald Grotten, bald enge Gänge oder große Räume, wozu die Kunst mancherlei schöne Anlagen gefügt hat. Ein breiter Baumgang führt von dem Berge nach dem darunter liegenden Alexandersbade, einem kleinen, freundlichen Badeorte, den Markgraf Karl Alexander 1783 verschönern ließ.

Südlich von diesen Höhen erhebt sich der Weißenstein, 839 m, dessen westlicher Teil, der Steinwald, 981 m hoch, an die Naab tritt und mit dem Hohen Armannsberg jenseits korrespondiert, indes nordostwärts, durch Gründe vielfach zerschnitten, die Bergmasse

des Reichsforstes, 7 km östlich von der Kössein, sich anschließt. An den Reichsforst stößt der Kohlwald, den die Rösla, ein Egerzufluß, nordwärts vom Hohen Steinberge abschneidet und dadurch das völlige Zusammenrücken beider Höhenzüge verhindert, wie das etwas nördlicher auch die Eger thut. Doch setzt der südliche Zug im Kohlwalde noch etwas weiter östlich gegen das Egerland fort und steigt erst mit dem St. Annaberge bei Eger in diese Vorstufe herab. Vom Weißenstein aus bildet der äußerste Südostrand des Gebirges einen langen hohen Rücken, an dessen Fuße die große rundliche Hochfläche von Waldsassen, 450—500 m, beginnt. Diese Hochfläche vermittelt die Verbindung mit dem Böhmerwalde, wie die nach verschiedenen Seiten hin vorgelagerten äußeren Hochebenen mehr oder minder deutlichen Zusammenhang mit dem Frankenjura, dem Frankenwalde und dem Voigtlande herstellen. Als südlichster Vorposten des Gebirges gilt der Rauhe Kulm über Neustadt.

Das Fichtelgebirge ist dicht bewohnt; auf 1 qkm kommen im Durchschnitt 60 Bewohner. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit Ackerbau, Viehzucht, Holzhauen, Kohlenbrennen, Fabriken, Bergbau und Hüttenwesen. Von Vergnügungsreisenden wird das Gebirge wenig besucht; sie schreckt der ernste, düstere Charakter der mit Nadelwaldung bedeckten Höhenzüge ab. Aber das Sandsteinlabyrinth der Luisenburg, die Kuppe des Waldstein, die Quellen der vier Flüsse gewähren doch ein eigentümliches Interesse, und die Sage webt um das Ganze romantischen Schimmer.

8. Der Main.

Der bedeutendste und der schönste Fluß, welcher dem Fichtelgebirge entströmt, ist der Main. Das Herunterhüpfen vom Fichtelgebirge ungerechnet ist sein Lauf frei von allen Extravaganzen. Er trägt mit seiner Umgebung den Charakter der Gleichmäßigkeit und Milde. Sein Thal, das vom obersten Lauf abgesehen durch Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein bricht, zeigt zwar häufig steile Gesteinwände, verleugnet aber in seiner Fruchtbarkeit und Kultur nicht den Gesamtcharakter des Gebiets.

Der Main fließt aus dem Weißen und Roten Main zusammen. Der weiße Quellfluß, dessen Richtung der allgemeinen Maindirektion entspricht, entspringt unter einer alten Buche am Osthange des Ochsenkopfes an der Weißmannsleiten in einer Höhe von 894 m, eine Viertelstunde vom Fichtelsumpfe. Ohne alle Über-

stürzung, ohne Sprünge und Fälle, rauscht der junge Fluß zum Fröbershammer und dem Dorfe Bischofsgrün hinab. In einem nach Süden gerichteten Bogen wird die erste in das Thal geklemmte Mainstadt, das romantisch gelegene Berneck, 375 m, erreicht, die Stadt, die sich ihrer sieben Hügel und sieben Flüsse, der Ruinen zweier Burgen und einer dazwischen liegenden Kapelle rühmt. Jetzt aber verliert der Main den Charakter eines behenden Bergwassers völlig und schlängelt sich in bequemen Wiesenthälern der Vereinigung mit dem roten Bruder entgegen.

Die Quelle des Roten Main liegt 480 m hoch unter dem Felsen des sogenannten Gottesfeldes in Verknotungen des Fichtelgebirges mit dem fränkischen Jura. Noch sanfteren Charakters tritt er bald in größere Thalweitungen als der Weiße Main; sein Thal ist noch anmutiger und reicher. Creußen ist seine erste Stadt, Bayreuth seine größte.

Die Vereinigung der beiden Quellflüsse erfolgt eine Stunde abwärts von Kulmbach bei Schloß Steinhausen, 296 m. Von da fließt der Main in einer sehr geraden nach Westnordwest gerichteten 30 km langen Thalstrecke fort, die in ihren Hauptzügen einen gleichförmigen Anblick zeigt und weder durch bedeutende Weitungen oder Engen, noch durch Wasserfälle oder wichtige Thaleinmündungen unterbrochen wird. Eine Menge hübscher Dörfer und Burgen klebt an den Höhen der Thalufer. Erst wo die dem Main an Wasserfülle gleiche Rodach aus Norden einmündet, entsteht eine bedeutende Verbreiterung des Thales, eine Vermehrung der Wassermenge, die den Fluß von da ab nicht bloß für Flöße und kleine Barken, sondern auch für größere Handelsfahrzeuge fahrbar macht. Die Rodach entsteht aus vielen kleinen Flüssen, die vom Thüringer- und Frankenwald herabkommen und sich bei Kronach zu einer Wasserader vereinigen. Sie durchfließt schönbewaldete Gegenden, welche seit Jahrhunderten vielen tausend Flußanwohnern Beschäftigung und Nahrung gewähren und sowohl den unteren Mainstädten Brennholz, als auch den Rheingegenden und sogar den Holländern reichliches Bauholz liefern. Auch kommt im Rodachthale eine weitreichende Handelsstraße aus dem Norden herab.

Unweit der Rodachmündung schwingt der Main sich nach Süden. An seinem rechten Ufer liegt hier das Städtchen Lichtenfels, wenig unterhalb auf dem linken steht das jetzt zum Schlosse gewandelte, 1048 gegründete Benediktinerstift Banz, ein stattlicher Bau. Der

Scheitelpunkt eines Flußwinkels, die nahe Rodachmündung, machen Lichtenfels zu einem Knotenpunkt von Straßen und Eisenbahnen.

Das Verkehrsleben des breiten Thales wird von hier an merklich bedeutender. Auf dem Flusse schießen große Flöße, Schelchen genannt, und zuweilen auch größere Handelsschiffe herab, an seinen Ufern laufen stärker befahrene Landstraßen und doppelt belebte Eisenbahnen dahin. Auf dem linken Ufer säumt der Fluß die nördlichen Ausläufer des fränkischen Jura, wie den grotesk geformten Staffelberg. Von der Höhe ragen die zwei Türme von Vierzehnheiligen, dem Wallfahrtsort zu den 14 Nothelfern, die 1448 auf dieser Stelle einem Hirten sich zeigten. Der flache Kessel von Bamberg, „das deutsche Italien," den der Main nun betritt, ist weit und breit die am tiefsten liegende Bodenstelle, ein geologischer Centralpunkt. Als das Meer, das einst einen großen Teil der Fränkischen Ebene deckte, sich verlaufen hatte, blieb daher in dem Kessel von Bamberg ein Binnensee zurück, von welchem die zahlreichen kleinen Seeen und Sumpfstriche, die sich noch heutigestags in der Fläche des Bamberger Kessels finden, Überreste sind. Der Boden des Kessels ist eine fruchtbare, stark bewässerte Marschgegend, in welcher alle herbeiströmenden Flüsse ihren Schlamm deponieren. Auf dem rechten Ufer strömen Itz und Baunach ein und bilden mit dem Main ein gleichseitiges Dreieck; die Grundlinie ist gegen Norden gerichtet, die Itz ein von der Spitze auf die Grundlinie gefälltes Perpendikel. Sie fließt am Bleßberge aus einer Menge kleiner Flüsse, die vom Südabhange des Thüringerwaldes herabkommen, zusammen. Dieselben vereinigen ihre Gewässer bei Koburg und ergießen sich dann in einer fast 40 km langen Thalfurche direkt nach Süden. Bis in die Nähe von Bamberg hinab behalten Fluß und Thal dieselbe Physiognomie, dieselbe Richtung, dieselbe Wassermasse, ohne Zufluß von nennenswerten Nebenflüssen. In einer ähnlichen, doch kürzeren Thalfurche läuft demselben Ziele, ebenfalls in südlicher Richtung, die Baunach zu. Rechts strömt unterhalb Hallstadt die Regnitz, der gleich starke Doppelfluß des Mains, ein.

Die beiden Quellflüsse der Regnitz, die Fränkische und die Schwäbische Rezat, scheinen sich in einer gewissen Unentschiedenheit zwischen Main- und Donaugebiet zu bewegen. Die stärkere Fränkische Rezat entspringt auf der Hohen-Steig unweit der Quellen der Altmühl und Tauber und wird aus denselben Weihern und Sümpfen gespeist. Wie über das Flußgebiet scheint der Fluß auch über seinen Namen in Zweifel zu sein. Denn seit dem Zusammen-

fließen der beiden Quellflüsse heißt er Rednitz, aber nur auf 38 km; nach der Einmündung der Pegnitz, deren Quellen unweit derer des Roten Mains liegen, verändert das launenhafte Wasser seinen Namen und heißt nun Regnitz. Allein zu seiner Entschuldigung sei angemerkt, daß erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts der Name Regnitz aufgekommen ist; in Urkunden heißt der Fluß stets bis zu seiner Einmündung in den Main Rednitz.

In der Gegend von Nürnberg und Fürth, bei der Vereinigung der Pegnitz und Regnitz, ist der Centralpunkt des ganzen Flußsystems und Thalbeckens. Von hier aus ist es bis zur Quelle und zur Mündung gleich weit in allen Richtungen. Der bedeutendste Abschnitt unterwärts findet sich bei der Mündung der Wisent. Das von dieser in den fränkischen Jura eingeschnittene Thal bildet die anmutige vielbereiste fränkische Schweiz, die stellenweise den berühmten Landschaftsmaler Rottmann an Griechenland erinnerte: Thäler, von dem reichsten Wiesengrün bedeckt und von krystallklaren Flüßchen durchströmt, bald von Waldbergen eingeengt, bald von wilden Felsengruppen, auf deren Klippen Ritterburg an Ritterburg, Schloß an Schloß, Ruine an Ruine ragt, und Tropfsteinhöhlen, deren sich ein Humboldt beim Anblicke der Höhlengruppe von Caribe erinnerte. Die pittoreske Welt des Kalksteins und Dolomits überrascht am meisten, wenn man von der reizlosen Hochfläche südöstlich von Bayreuth in sie eindringt.

Bei Forchheim mündet die schnelle, nie gefrierende Wisent in die Regnitz, welche, von nun an schiffbar, eine mehr nordwestliche Richtung einschlägt. Das Nebengewässer ist ein schönes poetisches Flüßchen; die Regnitz mit ihrem geradlinigen Laufe, dem so ebenmäßig geteilten Wassernetze, den nützlichen, aber langweiligen Hopfengärten und Tabaksfeldern an den Ufern und dem steilen Ludwigskanal zur Seite repräsentiert die Prosa der Flußwelt.

Um so mehr sehnen wir uns nach dem wunderbar gewundenen malerischen Mittelmain. Denn hat auch die Regnitz längeren Lauf und größeres Flußgebiet — der Main, der von einem Gebirge herabfließt und zur Sommerzeit die stärkere Wasserader führt, der die Hauptrichtung von Osten nach Westen festhält, ist und bleibt der namengebende Hauptfluß.

Der Mittelmain ist einer der eigentümlichsten Flußläufe von Deutschland. Gebirge und Landerhebungen verschränken sich „wie die Finger einer gefalteten Hand". Die Haßberge und der Spessart greifen wie die Zähne einer Säge, Zwischenräume lassend, nach Süden

vor, und in diese Zwischenräume drängen sich der Steigerwald und der Odenwald hinein. In dieser so entstehenden Rinne wirft sich der Fluß hin und her, um bald im Norden, bald im Süden einen Zufluß aufzunehmen, und bildet fünf oder sechs ziemlich gleich große, sehr gerade gerichtete Flußstücke, von denen immer zwei miteinander unter mehr oder weniger spitzen Winkeln sich zusammensetzen. Das erklärt zur Genüge, warum der so gewundene und wenig breite Mittelmain nie als Grenzscheide, als Befestigungs- oder Operationslinie der Völker und Heere auftritt. Von jeher verflocht er die Länder vielmehr ineinander; und wer einen Teil dieses Geflechtes einmal faßte, der bemächtigte sich auch gleich des Ganzen.

Zunächst fließt der Main zwischen den Haßbergen und dem Steigerwalde hindurch. Auf einer etwa 30 km langen Strecke sind die Ufer nicht ausgezeichnet. Dann spiegelt sich Haßfurt mit seinen Mauern und Türmen im Strome. Rebenbedeckte Berge erheben sich zur Rechten, zur Linken der Steigerwald mit dem Zabelstein; gegenüber davon rechts taucht aus grünen Gebüschen das Schieferdach des stattlichen Schlosses Theres auf. Eine Strecke weiter unten erhebt sich am rechten Ufer über dem Dorfe Schonungen die wohlerhaltene schöne Burg Mainberg mit ihren gezackten Giebeln, und bald darauf schießt der Strom unter den Jochen der steinernen Brücke durch, die bei der reinlichen und hübschen Stadt Schweinfurt über den Fluß führt.

Bei Schweinfurt beginnt der Main sein sogenanntes „Dreieck“, dem weiterhin das „Viereck“ folgt. Am Strome stehen die getürmten Ruinen der Benediktinerabtei Schwarzbach, und weiter unten des Franziskanerklosters Dettelbach. Nun kommt der Strom im Herzen des Weinlandes an. Die Berge sind vom Fuß bis zum Gipfel mit Reben bedeckt — nichts als Reben, so weit das Auge reicht. Selbst die Rheinfahrt gewährt nicht den Einblick in ein solches Rebenlabyrinth. Es folgen Kitzingen, Sülzfeld, ein reicher Ort mit zehn Türmen, Thoren und Mauern, an der Dreieckspitze Marktbreit, Frickenhausen, Ochsenfurt und Würzburg, das der jetzt 115 m breite Strom durchschneidet. Von hier gestalten sich die Ufer immer reizender. Die Mainfahrt hat Punkte, die der Rhein- und selbst der Donaufahrt nichts nachgeben; aber für den ungeduldigen Sinn des Menschen ist sie durch ihre ewigen Windungen ermüdend. Zwischen Würzburg und Gemünden sieht man viele Ruinen, über dem Städtchen Karlstadt, der Heimat des schwärmerischen Theologen Bodenstein genannt Karlstadt die Karlsburg. Unweit der Dreieckspitze mündet die Kleine

Wern. Sie fließt von dem Mainwinkel bei Schweinfurt quer herüber zu dem Winkel bei Gemünden. Ihr Thal nimmt daher die Landstraßen auf, die von einem Winkel zum andern gehen, und könnte auch zur Anlage eines Kanals in dieser Richtung benutzt werden, um einen großen Mainwinkel abzuschneiden.

Bei Gemünden, wo Maindreieck und Mainviereck zusammenstoßen, mündet der größte rechte Nebenfluß des Main, die Fränkische Saale. Ihr Brunnen liegt 7 km südöstlich von Königshofen unter einer Anhöhe der Haßberge, von denen ein Kirchlein der heiligen Ursula herabblickt. In einer nach Südosten geschlossenen Spirale windet sich der Fluß nach Königshofen und empfängt unweit Neustadt seinen andern Quellfluß, die Streu, aus der Rhön. Von diesem Einigungspunkte an behält die Hauptader der Saale trotz aller Krümmungen die Richtung nach Südwesten bei. Da sie auf den letzten 30 km floß- und kahnbar ist, so führt sie viel Holz und auch Waren aus den nordöstlichen Gegenden herab. Ihr meist von anmutigen Waldbergen eingefaßtes Thal ist tief eingeschnitten, von hohen Ufern begleitet, und deshalb namentlich in seiner untern Abteilung wenig geeignet zur Aufnahme von Landstraßen. Der Fluß ist daher für den Verkehr wenig brauchbar. Die Städte in seinem Thale nennt Münster „herrliche Flecken", aber uns erscheinen sie heute alle ziemlich unbedeutend, und die darunter einen Namen haben, verdanken denselben mehr den Reizen der sie umgebenden Natur, ihren Heilquellen oder andern Umständen, als einer durch Thal-, Berg- und Flußrichtung veranlaßten Konzentration des Verkehrs. Kurz vor Gemünden verbindet sich mit der Saale von rechts her ihr größter Nebenfluß oder ihr Geschwisterfluß, die Sinn vom Kreuzberge.

Das Mainviereck umschlingt den Spessart; die Westlinie des Vierecks bricht zwischen Spessart und Odenwald hindurch. Auf der ziemlich gerade nach Süden gerichteten Ostseite des Vierecks liegen Lohr an der Mündung des gleichnamigen Spessartflüßchens, Schloß Rotenfels auf rötlich schimmernden Felsen und das alte Schloß Homburg. Die Südlinie des Vierecks ist das schönste Stück des Mains, und Wertheim davon wieder der schönste Punkt. Amphitheatralisch steigt die Stadt zwischen Wald- und Weinbergen auf, darüber die imposanten Trümmer der im dreißigjährigen Kriege zerstörten Burg. Auch Stadt Prozelten und Freudenberg mit einer Ruine aus dem 12. Jahrhundert liegen schön, vor allen Miltenberg, an der südwestlichen Ecke des Mainquadrats mit Trümmern eines 1552 zerstörten Schlosses, das malerisch auf rotem Sandsteinfelsen hängt.

Die Westlinie, das am meisten gerade gestreckte Stück des ganzen Flußlaufs, führt bei dem Wallfahrtskloster Engelberg, bei Klein Heubach, Stadt und Ruine Klingeberg vorüber und endet bei Aschaffenburg. Vielleicht bahnte der Fluß sich hier seinen Weg nicht selbst, vielleicht wurde er ihm durch eine gerade durchsetzende Erdkluft vorgezeichnet.

Der größte Zufluß des Mainvierecks ist die bei Wertheim mündende Tauber, „nit ein geringer Fluß". Sie entspringt auf dem terrassenartigen Absatz, der mitten zwischen Neckar-, Main- und Donauzuflüssen aus Südwesten nach Nordosten streicht, aus einem Teiche, der den Namen Taubersee führt, „bei dem Dorfe Wertingen, hinter der Stadt Rotenburg." Sie ist im obern sehr raschen Laufe mit Kocher und Jagst völlig parallel und scheint sich dem Neckar zuzuwenden. Allein an der Stelle der größten Annäherung bei Mergentheim nimmt sie plötzlich eine andere Richtung an, biegt nach Nordnordwesten um und fließt dem Main zu. Wie jene Parallelzuflüsse des Neckar stellt die Tauber ein sehr schmales Flußgebiet dar, von dessen Grenzen nur ganz kurze Flußadern herzulaufen. Bei Bischofsheim wird sie kahnbar. Ihr Thal, der Taubergrund, ist ein Garten an Fruchtbarkeit und Schöne.

Bei Miltenberg mündet die Mudau, und unterhalb aus dem Odenwald der Mümling und Gernsprenz. Beide Nachbarflüßchen bieten in ihrer ganzen Entwicklungsweise einen auffallenden Parallelismus dar. Sie sind beide gleich lang, kommen beide erst aus Süden, schwingen sich beide mit einem Bogen erst nach Nordosten, dann direkt nach Osten herum. Der Gernsprenz gegenüber mündet bei Aschaffenburg die Aschaff. Mit der Lohr bildet sie gleichsam die vierte Wasserseite des Vierecks, wie die Wern die Grundlinie des Dreiecks bildete.

Der Main als Straße des Verkehrs und der Schiffahrt angesehen, bietet mannigfache Gunst, aber auch Ungunst der Verhältnisse. Sein ruhiges und stilles Wesen scheint die Schiffahrt zu begünstigen; sie hat nicht mit Klippen oder Strudeln zu kämpfen. Mit Ausnahme seiner Quellengebiete und einzelner Strecken seines Unterlaufs fließt der Main auch durch ein Land, in welchem der Verkehr, Waren- und Personentransport und Wegebau in allen Richtungen ziemlich leicht ist, so daß man überall sowohl längs der Ufer der Flüsse fortkommen, als von den Seiten her zu den Flußadern ohne allzu große Schwierigkeiten gelangen kann. Der Fluß teilt sich auch fast gar nicht in Arme, sondern hält seine Gewässer in seinem tief eingefurchten

Thale fast immer in einem einzigen und beinahe durchweg gleichbreiten Kanale zusammen, der auch nirgends durch Bildung von Seeen und Wasserbecken unterbrochen wird. Infolge dessen ist auch der Übergang über den Main und seine Überbrückung stets ziemlich leicht gewesen: alles durchaus günstige Verhältnisse. Wäre nur die Wasserfülle mächtiger oder gleichmäßiger! Aber das ganze Regnitzgebiet besteht aus niedrigem Lande, das nur einmal im Jahre, zur Zeit der Schneeschmelze, reichliches Wasser giebt. Die Gebirge im Norden und Osten des Gebietes gehören zu den mittelhohen, die das Abträufeln der Schneemassen zwar etwas in den Sommer hinein verlängern, aber doch in der Mitte desselben damit aufhören. Daher ist die sommerliche Ebbe des Mains tiefer als die des Rheins und steht zu der Frühlingsflut in größerem Kontraste als bei diesem. Und nun die Krümmungen! Im Durchschnitte sind die großen Entfernungen im Maingebiete zu Wasser doppelt so weit als zu Lande. Aber es können die sämtlichen Abschnitte des Mains wegen der einem jeden eigentümlichen Richtung als ganz besondere, für sich bestehende Flußbahnen, und wiederum wegen ihres ununterbrochenen Zusammenhanges mit dem Ganzen des Mains als Teile dieses Flusses aufgefaßt werden; sie spielen daher eine doppelte Rolle, erstlich eine jedem Stücke eigene, und dann eine, die sie mit dem ganzen Flußpfaden gemein haben. Jedes Stück kommt aus einer ganz verschiedenen Gegend her und zielt auf eine ganz verschiedene Gegend hin, und wird zwischen beiden als ein verbindender Kanal benutzt. Das Flußstück zwischen Gemünden und Wertheim z. B. kommt aus den Gegenden der Fränkischen Saale und zielt auf die Taubergegenden hin. Er verbindet keine andern Abteilungen des Maingebietes so innig wie diese Gegenden, die daher auch untereinander einen lebhaften Verkehr mittels jenes Mainstückes unterhalten. Alle Ladungen von der Saale her, die für die Taubergegend bestimmt sind, werden in Gemünden ein- und bei Wertheim ausgeschifft und umgekehrt. Ähnlich verhält es sich mit der Regnitz und Rodach, welche durch das Mainstück Lichtenfels-Bamberg verbunden sind. Überhaupt bietet das ganze Maingebiet die trefflichsten Verbindungen nach allen Himmelsgegenden und Flußgebieten. In das Werragebiet führt die Werra, die mit ihrem Thale sich bis auf geringe Entfernung an die Hauptader des Maingebietes heranzieht, und von da aus einen langen und geraden Fluß- und Thalkanal zur Weser und zur Nordsee hinab bildet. Sehr frühzeitig schon bildete sich ferner eine Handelsstraße vom Main über den Frankenwald ins Elbgebiet, und namentlich zu

den Ebenen Sachsens und dem großen Markte von Leipzig, einer der vornehmsten Verbindungswege zwischen dem Süden und Norden. Die Eger ist gleichsam die Fortsetzung des Weißen Main nach Böhmen; in den Westen führt der Untermain und die Regnitzstraße greift tief in das Donauland hinein: so bildet der Main in Wahrheit ein Band der Länder und Stämme.

9. Nürnberg.

Schon aus der Ferne präsentiert sich Nürnberg höchst stattlich mit seinen Türmepaaren und der alles überragenden Burg. Rings ist die Stadt von einer hohen doppelten Mauer umgeben, aus welcher eine große Anzahl fester Türme, meist Quaderbau, hervorragt. Zwischen beiden Mauern finden sich allenthalben Anlagen, Gärten und Vergnügungsbauten. Die vier Hauptthore: Spittler-, Frauen-, Laufer- und Neuthor sind durch gewaltige runde Türme geschützt, die Zahl der kleineren Türme soll nach der Tradition 365 betragen haben. Der obere Kranz derselben ist zum großen Teil abgebröckelt; an manchen Stellen befinden sich jetzt öffentliche Lokale darauf mit kleinen Gärten, in denen die Nürnberger an heitern Abenden sich des Biers und der hübschen Aussicht erfreuen.

Ein englischer Reisender findet nur zwei Städte in Europa, die vollständig ihre mittelalterliche Physiognomie bewahrt haben: Cordova und Nürnberg. In Nürnberg hat erst seit dem 16. Jahrhundert der italische Stil den altdeutschen beeinträchtigt; aber doch nur drei große Bauten, das Rathaus, die Ägidienkirche und das Theater, sind modernen Ursprungs. Die neueste Zeit ist in ihren Neubauten zum gotischen Stil zurückgekehrt. Die Straßen, welche wegen der hügeligen Lage der Stadt zum Teil abschüssig laufen, sind selten ganz gerade und breit, oft krumm, winkelig und eng. Die Häuser sind größtenteils sehr solid von roten Quadersteinen erbaut, sehr hoch, meistens mehr tief als breit. Schön ausgezierte Fenster und Thüren, geschnitzte Tragbalken, Basreliefs von Säulen und Figuren, alte Erker oder Chörlein mit schönen gotischen oder neuern Verzierungen von zum Teil kostbarer Arbeit, Wappen über den Thoren, in Nischen zwischen den Fenstern und auf Postamenten an den Ecken zwischen den Stockwerken stehende alte Heiligenbilder und eingemauerte Basreliefs von ausgezeichneten Meistern, beurkunden den Reichtum und altertümlichen Geschmack ihrer Erbauer und Besitzer. Und das Auge, das nach oben sieht, ist von Erstaunen gefesselt beim Anblick

dieser bizarren Giebelbildung, dieser wunderlichen Türmchen, Erker, Zacken, Drachen und anderer phantastischer Gestalten, die oft hoch in die Lüfte aufsteigen, oft weit in die Gassen hineinragen.

Wir kommen von Süden und betreten daher zuerst die St. Lorenzseite; sie ist seit 1130 an die ältere Sebaldusseite angebaut, welche nördlich von der die Stadt trägen Laufes durchteilenden Pegnitz liegt. Durch das Frauenthor führt uns die Königsstraße zur größten Kirche der Stadt, zu St. Lorenz. Doch schlagen wir uns zuvor in eine linke Seitenstraße. Dort steht die frühere Kartäuserkirche, in der sich das 1852 vom Freiherrn v. Aufseß gegründete germanische Nationalmuseum befindet, das durch seine Sammlungen uns mit den mittelalterlichen Zuständen von Kirche, Staat und Familie vertraut macht. Die St. Lorenzkirche ist 1278 auf Veranlassung des Grafen Adolf von Nassau erbaut; erst 1477 war der Bau ganz vollendet. Sie ist dreischiffig, nur ein paar Thüren und Fenster zeigen den Rundbogenstil, sonst herrscht die gotische Form vor. Der schönste Teil der Kirche ist das Portal zwischen den beiden Türmen, von denen der eine, 1865 vom Blitz zerstört, in alter Pracht wieder erstanden ist. Das Innere des prächtigen Gebäudes entspricht seinem Äußern. Im Chor hängt ein Meisterstück von Veit Stoß, der berühmte englische Gruß mit den sieben Freuden Mariä 1518 verfertigt. Der Reformator Osiander ereiferte sich aber über dieses Bild und nannte es nur „die goldene Grasmagd“, weshalb man es mit einem Sacke umhüllte. Den Chor schmücken Glasmalereien, darunter das berühmte Volkamersche Fenster. An dem Pfeiler rechter Hand bei dem Hauptaltare steht das künstliche, 20 m hohe Sakramentshaus, an dem Adam Kraft fünf Jahre gearbeitet hat. Die Blumen und schwanken Äste scheinen aus den Steinen gewachsen zu sein; sie sind aus feinem Sandstein gehauen und werden durch eiserne Stangen im Innern gehalten. Die knienden Figuren des Meisters und seiner Gesellen tragen das Ganze; um das Ciborium geht ein Gang, darüber drei Hautreliefs: Christus die Weiber tröstend, das Abendmahl und der Ölberg. Über diesen drängen sich in mannigfacher Verschlingung Äste und Blumen hervor, ein wahres steinernes Pflanzengebäude; dazwischen sind einige Darstellungen aus der Passionsgeschichte; das ganze Gebäude endigt in einer schön gewundenen Blume.

Um seiner schönen Bauart und seines Alters willen ist das der Lorenzkirche gegenüberliegende Nassauer Haus merkwürdig. Massiv zeigt es oben drei zierliche Ecktürmchen und Zinnen mit Umgang und

am Dache das kaiserliche, nassauische und sächsische Wappen. Einst wohnten darin die Pröpste von St. Lorenz.

Wir überschreiten jetzt den Fluß und gelangen in die St. Sebaldusseite. Links liegt uns der Hauptmarkt, einer der schönsten Marktplätze in Deutschland. Einst standen hier die Häuser reicher Juden, die sich, als Verfolgungen am Rhein im 12. Jahrhundert begannen, hieher flüchteten. Kaiser Karl IV. aber erlaubte, „dieweil in Nürnberg kein großer Platz sei, daran die Leute gemeiniglichen ohne Gedräng kaufen und verkaufen mögen und andern ihren Nutzen schaffen", alle Judenhäuser in der Stadt abzubrechen. So entstanden mehrere Marktplätze. Den vordern großen Marktplatz ziert der schöne Brunnen, ein 19 m hoch in vier Abteilungen sich aufrankendes Bauwerk. Die Standbilder der untern Abteilung stellen die „neun starken Helden" dar: Karl d. Gr., Gottfried von Bouillon, Chlodwig von Frankreich, Judas Maccabäus, Josua, David, Cäsar, Alexander und Hektor; in der zweiten Abteilung stehen Moses und die sieben Propheten. Noch ist die kaiserliche Kapelle zu rühmen, gestiftet von Kaiser Karl IV. unter dem Namen Unser lieben Frauen Saal; sie steht auf dem Platze der frühern Judensynagoge, ein Meisterstück der gotischen Architektur. Überreich fast ist die Vorhalle ausgeschmückt mit ihren kleinen Figuren in den Hohlkehlen der Portale und dem trefflichen durchbrochenen Gange mit seinen Wappen in dem Geländer. Die dem katholischen Gottesdienste seit 1810 gewidmete Frauenkirche besitzt schöne Gemälde und Statuen, die zum Teil aus andern Kirchen genommen wurden. Hinter der Frauenkirche auf dem Gänsemarkte ist ein allerliebstes kleines Brunnenstandbild von Erz, das Gänsemännchen, ein Bauer, der unter jedem Arme eine wasserspeiende Gans trägt. In der Nähe ist die Kirche zum heiligen Geist, in der von 1424—1796 die Reichskleinodien und Reichsheiligtümer verwahrt wurden.

Wir nähern uns dem Rathausplatze. Rechts steht das von 1616—1619 erbaute Rathaus in unschönem Kontrast mit der überall in der Stadt vorherrschenden altdeutschen Bauart. Ein Überrest des frühern Rathauses, der große Saal, ist dem neuern Baue eingefügt. Die Decke desselben besteht aus einer großen runden und glatten Wölbung von Holz; in einer Ecke steht noch der schmucklose Lehnsessel aus dunkelm Eichenholz, dessen sich die Kaiser bei den Reichstagen bedienten. Der Saal enthält drei lebensgroße Wandgemälde von Albrecht Dürer.

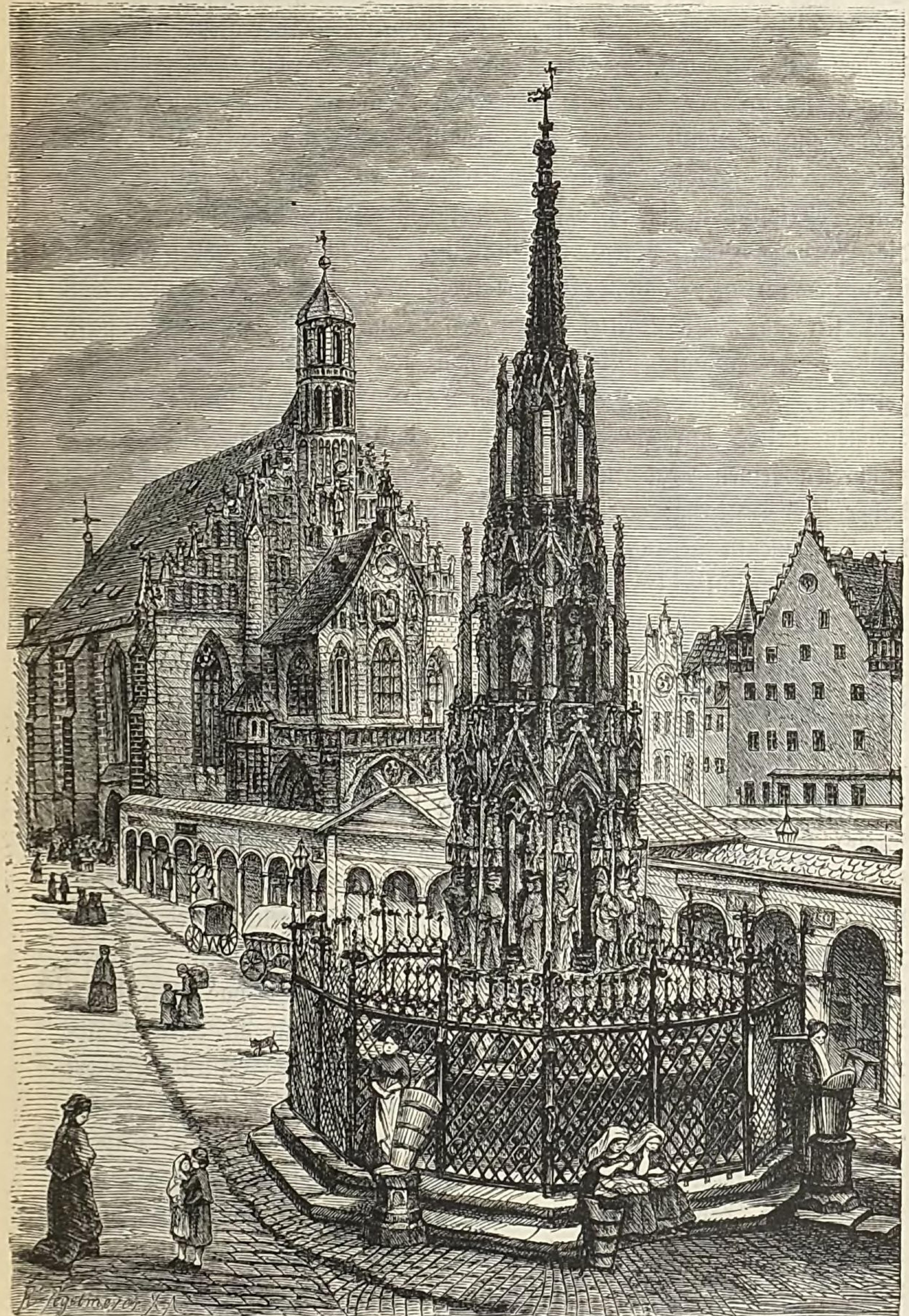


Abb. 62. Der Marktplatz mit dem Schönen Brunnen in Nürnberg.

Links dem Rathause gegenüber ragt die St. Sebalduskirche. Sie zeigt den Übergang des Rundbogenstiles zum Spitzbogenstil; der 100 Jahre später gebaute, 1274 vollendete Chor stellt sich aber in der reinsten gotischen Form dar. Besonders reich verziert ist die Brautthür auf der Nordseite der Kirche, die mit ihrem innern Eingange eine Vorhalle bildet und zierlich durchbrochene Arbeit zeigt. Sie ist die schönste Thür der Kirche. Aus ihr zog jährlich am St. Sebaldustage eine Prozession mit dem Sarge des Heiligen, den die Vordersten des Rates trugen; und alle Priester und Schüler schlossen sich an; das Volk aber kroch unter dem Sarg weg, weil dies für das beste Mittel gegen Kopf- und Rückenschmerzen galt. Das etwas schmale Mittelschiff wird von hohen schlanken Säulen getragen, „von einem Walde heiliger Tannen". Durch ihre erhabenen Kronen bricht nur gedämpftes Licht, das sich durch reiche Glasmalereien seinen Pfad suchen muß. Ein feierliches Düster herrscht daher in der Kirche: erst allmählich tritt dem Beschauer der Schmuck der Ornamentik heraus.

Das prächtige Grabmal St. Sebalds von Peter Vischer, an dem dieser mit seinen Söhnen 1506—1519 arbeitete, nach Kuglers Worte „das höchste Heiligtum deutscher Kunst", steht vor dem Chore der Kirche und ist, wie die unterste Aufschrift bezeugt, „allein Got dem Allmechtigen zv Lob vnd St. Sebald, dem Himmelsfürstn, zv Eren mit hilff frumer leut vn den allmussen bezalt." Der Sarg, welcher in zwei Kästchen 18 und 91 Gebeine des Heiligen (ohne die Hirnschale) birgt, ist mit Silberblech überzogen und wurde 1397 verfertigt. Er ruht auf einem Fußgestelle mit Basreliefs aus dem Leben des Heiligen und steht in einer gotischen Laube, welche drei Aufsätze mit gewundenen Treppenhäuschen hat, getragen von Säulen, in deren Mitte auf Postamenten die Apostel stehen, vielleicht das vollendetste Werk deutscher Gußarbeit. Noch höher sieht man die Kirchenväter und außerdem an diesem Werke noch wenigstens 72 treffliche größere oder kleinere Figuren angebracht. In dem ältesten Teile der Kirche, wo eine angeblich vom heiligen Bonifatius 716 eingeweihte Kapelle stand, erblickt man den herrlichen Taufstein aus Weißkupfer, 32 Centner schwer. Im Jahre 1361 am 11. April wurde in diesem der nachmalige König Wenzel getauft. Den Sebaldus-Pfarrhof bewohnte einst Melchior Pfinzing, der Verfasser des Theuerdank. In der Nähe steht das alte, übereinander geschobene Eckhaus, welches Dürer bewohnte, ganz gut in seinem Äußeren erhalten; jedoch gerade der Erker, in dem der Meister arbeitete, ist abgetragen. Auf

dem Platze vor dem Hause steht Dürers Standbild. Neben der Westseite der Sebalduskirche bezeichnet eine Inschrift das Haus, in dem „Johann Palm, Buchhändler, der ein Opfer fiel Napoleonischer Tyrannei, im Jahr 1806", wohnte.

Nun hebt sich die Burgstraße steil zur Burg. Hohe, stattliche Gebäude, wo die alten reichen Geschlechter ihre Könige bewirteten, wenn sie in dem lebensfrohen Nürnberg Rast von den Sorgen der Regierung suchten, schließen sie zu beiden Seiten ein.

Die alte Burg diente in den ältesten Zeiten zur Wohnung der deutschen Könige, so oft sie zu Nürnberg ihr Hoflager aufschlugen. 28 Kaiser und Könige haben in der Zeit von 1050—1704 hier geweilt, ja Albrecht I., Ludwig der Bayer, Karl IV. kamen fast alljährlich hierher. Kaiser Friedrich III. weilte 1487 fast ein ganzes Jahr darin, und krönte in derselben den berühmten Dichter Konrad Celtes. Nachgehends, als die Kaiser nicht mehr an verschiedenen Orten ihre Hoflager hielten, ward das Schloß zur Wohnung der ältesten Magistratsperson, welche den Titel Kastellan führte, bestimmt. Eine Reihe Zimmer zu ebener Erde, die von der Stadt aus gesehen, das erste Stockwerk ausmachen, wurde dazu eingerichtet. 1855 schenkte die Stadt ihre Burg dem König Ludwig, welcher 1848 der bayerischen Krone entsagt hatte.

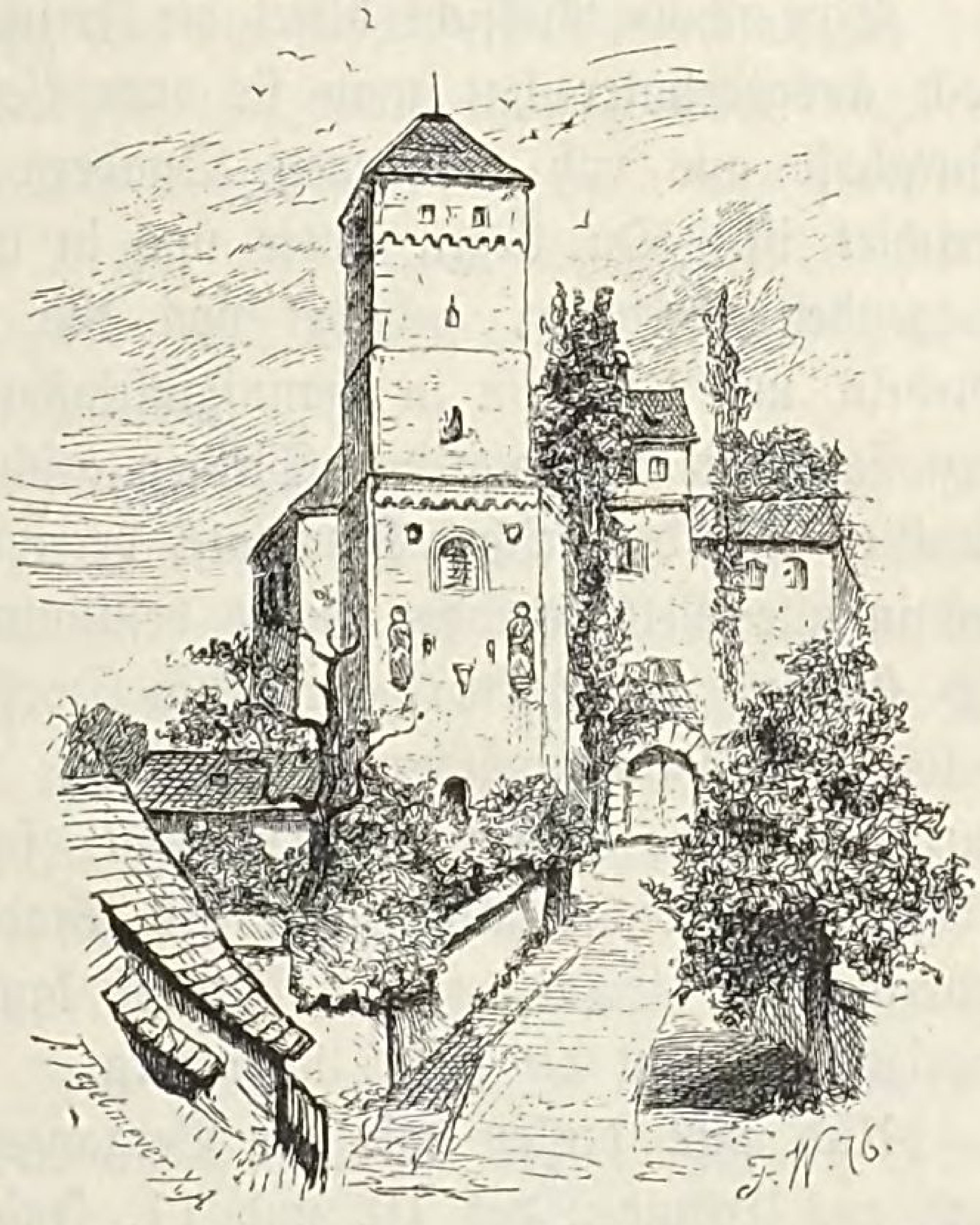


Abb. 63. Der Heidenturm am Eingange zur alten Burg in Nürnberg.

Nahe am Eingang, beim alten Burgthor, auf dessen Flügel der doppelte Adler gemalt ist, erhebt sich der Heidenturm, so genannt wegen einiger auf seinen Tragsteinen befindlicher Figuren, welche man für Götzenbilder hielt. Dieser Turm bildet den ältesten Teil des Schlosses und stand bereits im 11. Jahrhundert. Der Turm enthält zwei Kapellen, außer der Peterskapelle bei der St. Sebalduskirche die ältesten und merkwürdigsten der Stadt. Die Margaretenkapelle, welche zu unterst steht, ist ein kleines dunkles Gotteshaus. Vier

Säulen mit Verzierungen im maurischen Stil bekunden ihr Alter. Über der Margaretenkapelle steht die Ottmars- oder Kaiserkapelle, die um ihrer herrlichen Bauart willen gesehen zu werden verdient. Vier dünne Säulen, schlank wie Spindeln, im reinsten maurischen Stil, tragen das Gewölbe des hohen heiteren Kirchleins, in welches ein Fenster aus dem Gebetzimmer des Kaisers hinabgeht. In den Schloßhof eingetreten, sehen wir uns von der Laubkrone einer alten Linde beschattet, die schon im dreißigjährigen Kriege ein uralter Baum war. An den Steinen der Mauer zeigt man den Abdruck eines Rossehufes: der Erzritter und Zauberer Eppele von Gail, in einer Fehde mit Nürnberg begriffen, sprengte von hier, wie erzählt wird, über Gräben und Mauern in die Stadt.

Eine schöne Aussicht bietet die Freiung, der Platz vor der Burg; noch ausgedehnter hat man sie vom Vestnerturme, der im äußeren Burghofe aus roh behauenen Quadern schon im 13. Jahrhundert errichtet ist. Da liegen unter uns in malerischer Abstufung die sich kreuzenden Straßen, gebildet von den Häusern mit ihren Erkern, Giebeln und Chörlein in mannigfaltigster Form und Ausschmückung, dazwischen die aus massiven Steinen geschnittenen Sitze der Patricierfamilien und der reichen Kaufleute, deren untere Räume zur Bergung des in alle Welt gehenden Gutes bestimmt sind. Um die Stadt reiht sich Garten an Garten, weiterhin Dorf an Dorf, die fruchtbaren Felder mit Tannenwäldern untermischt. Im Nordwesten und Westen umziehen blaue Höhen den Horizont; sonst schweift der Blick über Ebenen und die dunkle Masse des Stadtwaldes. Fürth liegt ausgebreitet da, Erlangen und Altdorf kann man deutlich sehen; am Horizont schwebt die Feste Rotenberg.

Und nun denken wir der Vergangenheit nach. So genau wir auch aus Urkunden des 10. und 11. Jahrhunderts die Landschaft an der Rednitz kennen, so erscheint uns doch kein Dörfchen, keine Burg, die etwa auf Nürnbergs Ursprung hinweisen könnte. Zum erstenmal wird in einer Urkunde Heinrichs III. vom 16. Juli 1050 ein Kastrum Norenberg erwähnt, das doch schon groß genug war, eine Fürstenversammlung in seinen Mauern aufzunehmen. In dem Kastrum der Kaiserburg walteten an Kaisers Statt die später so mächtig werdenden fränkischen Hohenzollern als Burggrafen von Nürnberg. Nur mit Mühe und Kunst konnte das Terrain der sich unter dem Schutze dieser Burg bildenden Stadt wohnbar gemacht werden. Die Kirchen mußten auf eingerammten Pfählen erbaut, die Sandflächen durch künstliche Bewässerung in Gärten und Ackerland verwandelt werden. Als aber diese Schwierigkeiten erst überwunden waren, begann die Stadt zwar viel später, aber auch viel kräftiger als alle anderen Orte der Regnitzgegenden

emporzublühen. Das Grab des heiligen Sebaldus zog Pilger und Wallfahrer herbei: Märkte und Messen schlossen sich an. Denn Heinrich III. verlieh diese Rechte der neuen Ansiedelung, die seit 1127 den Namen einer Stadt trägt. Am 8. November 1219 erhielt Nürnberg sein erstes reichsstädtisches Privilegium. Von nun an gingen die Geschichte der Burg auf dem Felsen und der von ihr abhängigen Burggrafschaft und die Geschichte der Stadt auseinander. In endlosen Reibungen und Streitigkeiten der Stadtbürger mit den Burggrafen kräftigte sich das städtische Gemeinwesen. Nachdem in diesem Streite die Wege zu entfernteren Städten und namentlich nach dem Rhein und der Donau gefunden waren, konnten nun auch die entfernteren Verhältnisse günstig auf die Stadt einwirken, und als dann nach den Kreuzzügen der italische und orientalische Handel längs dem Rhein und der Donau mächtig aufzublühen begann, erreichte Nürnberg bald den Gipfel seiner Macht und Blüte. Es wurde der Hauptcentralpunkt des Donau-, Elb- und Rheinhandels, der Mittelpunkt des binnendeutschen Handelsgebietes.

Eine Reihe von „Erfindungen" im Irdischen und Geistigen bahnt den Übergang aus dem Mittelalter in die neue Zeit. In dem Anteil, welchen Nürnberg daran hat, spiegelt sich seine Wichtigkeit wieder: „es ist die Stadt des Witzes im Erfinden". Durch Martin Behaimb hatte es teil an den Seefahrten der Portugiesen; Peter Hele fertigte 1500 die ersten Taschenuhren (Nürnberger Eier); hier wurde das Feuerschloß an den Schießgewehren, die Windbüchse, die Drahtzieherei erfunden. Auch im Gebiete des geistigen Schaffens war Nürnberg groß. Fast zu gleicher Zeit wirkten die Maler Albrecht Dürer und sein Lehrer Wohlgemuth, der Bildhauer Adam Krafft, der Erzgießer Peter Vischer, der Holzschnitzer Veit Stoß, der Glasmaler Hirschvogel, alles anerkannte Meister in ihrer Kunst. Dazu blühte die edle Dichtkunst im Meistergesange, der in Hans Sachs, 1495—1576, seine Höhe erreichte. Nürnberg spielt auch in der Reformationsgeschichte eine wichtige Rolle und war die erste Reichsstadt die sich 1523 der neuen Lehre zuwandte. Darum rühmen die Reformatoren den Eifer der Stadt für Kirchen- und Schulwesen. „Nürnberg," schreibt Luther an Lazarus Spengler, den Syndikus von Nürnberg, „leuchtet in ganz Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen."

Die Entwickelung Nürnbergs zu Kraft und Größe war so kräftig vor sich gegangen, daß selbst der neu aufgefundene Seeweg nach Indien das bisherige Verkehrsleben nicht lähmen konnte. Erst infolge des

dreißigjährigen Krieges verfiel es in Siechtum; die Kriege späterer Jahrhunderte brachten es noch mehr herunter, und 1806 wurde die Stadt mit Verlust ihrer Reichsstandschaft dem Königreich Bayern einverleibt.

Industrie und Handel haben unter Bayerns Herrschaft wieder einen großen Aufschwung erhalten, so daß die Stadt, die zu Anfang unseres Jahrhunderts 30 000 Einwohner hatte, 1870 deren 78 000 zählte. In überraschender Weise haben auch die großen Verhältnisse, welche das neue deutsche Kaiserreich geschaffen, auf die Entwickelung Nürnbergs fördernd eingewirkt: in den zwei Jahrzehnten von 1870 bis 1890 ist die Einwohnerzahl der Stadt auf 142 000 angewachsen.

Die Nürnberger, meist fränkischen Stammes mit Bayern untermischt, sind ein gar besonderes Völkchen, Menschen von gutem biedern Schlage. Alte deutsche Redlichkeit, Gutmütigkeit, Geselligkeit, Treuherzigkeit, Genügsamkeit (wie einfach sind die vielgesuchten Lokale und Genüsse wie „Himmelreich", „Blaues Glöckle" und „Leistle"), eine heitere fröhliche Laune und viele natürliche Anlage zum Witz sind die Grundzüge ihres Charakters. Vorzüglich zeichnen sie sich durch ihre Wohlthätigkeit und Religiosität aus, die sich bei allen Anlässen äußert. Arbeitsamkeit, Kunstfleiß und Betriebsamkeit sind gleichfalls ehrenwerte Eigenschaften der Nürnberger Bürger; und auch ihr Erfindungsgeist ist noch nicht erloschen. Gerade die Größe der alten Reichsstadt, das Selbstbewußtsein ihrer Bürger forderten aber Neckereien und Spott heraus. „Die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn zuvor" ist ein alter Volksspruch; „mit nichten, sagen die Herren von Nürnberg" ein anderer. Der in den Sack gesteckte englische Gruß wird samt andern Vorkommnissen von Schälken unter die Abderitenstreiche gerechnet.

Zwei Stunden von Nürnberg westlich erheben sich über einer bewaldeten Höhe die Ruinen einer alten denkwürdigen Feste, „in welcher nachts die Geister Wallensteinischer Kürassiere umgehen und die Heerpauke des dreißigjährigen Krieges dumpf unter der Erde rasselt. Drüben, von den Türmen der Reichsstadt her, antworteten die schwedischen Hörner." Es ist Zirndorf, wo Wallenstein monatelang verschanzt lag, während Gustav Adolf Nürnberg inne hatte. So ist das Gedächtnis der furchtbaren Not, welche damals auf die Stadt gelegt war, der schwersten Zeit wohl, welche Nürnberg jemals durchzumachen hatte, bis auf den heutigen Tag im Volke noch nicht erloschen.

10. Der Thüringerwald.

Der Thüringerwald besteht im Gegensatz zu dem gipfelarmen Grauwackenrücken des Frankenwaldes aus eruptivem Gestein, namentlich aus Porphyr und Granit. Er ist ein entschiedenes Kammgebirge: 70 km streckt er sich zwischen zwei welligen Ebenen wie eine immer schmaler werdende Bergzunge von Südosten nach Nordwesten. In einzelnen Abteilungen des Gebirgszuges bemerkt man kleine Abweichungen von dieser Hauptrichtung, durch welche eine Art von Zickzack- oder Schlangenlinie entsteht, die sich um die Hauptrichtungslinie herumwindet. Die Breitenausdehnung beträgt nirgends über 15 km; an nicht wenigen Stellen kann man vom Kamme nach beiden Seiten in die Ebene blicken, und in einem Nachmittage übersteigt ein rüstiger Wanderer den Hauptrücken. Nach Nordosten fällt das Gebirge steil und prall, ab und gewährt, von Norden her gesehen, einen überaus malerischen Anblick; einzelne Queräste schieben sich in die Ebene vor, in welche sie noch mit ansehnlichen Bergen, wie der Burzel, der Kickelhahn, der Arles- und Kienberg, hineinragen, die vielleicht vor der jetzigen Thalbildung einen zusammenhängenden nördlichen Parallelrücken gebildet haben.

Zwischen dem Rücken und dem südwestlichen Fuße stehen hohe Berge stufenweise übereinander. Daher sieht man von der Südseite her in eine große Masse von Bergen, ohne daß sich die hohen Punkte des Rückens so scharf und malerisch darstellen, als wenn man sich von Norden dem Gebirge nähert. Bis zur Werra reichen die Vorhöhen. Die bedeutendsten derselben sind der Dolmar, der mit seiner breiten kahlen Basaltkuppe, von ferne gesehen, imponiert und eine anmutige Aussicht auf das Werrathal und Meiningen, auf die Vorberge der Rhön und den Kreuzberg, und gegen Süden auf die Feste Koburg gewährt, und der Bleßberg, zwischen den Quellen der Werra und der Itz, von dem man das Fichtelgebirge, Vierzehnheiligen und Banz, und im Norden den Beerberg und den Schneekopf erblickt.

Nach der verschieden gearteten Abdachung sind auch die Thäler (lauter Querthäler) verschieden. Auf der Nordostseite sind sie kurz, eng und wild, zum Teil voll der schönsten Felsengruppen; die Waldbäche stürzen sich schnell und schäumend herab und bilden an einigen Orten Wasserfälle. An der südwestlichen Seite sind sie dagegen länger und mehr gekrümmt; und enthalten oft große Weitungen.

Die höchsten Gipfel liegen in dem 600 m hohen Kamme selbst oder springen nur wenig aus demselben heraus. Von Südosten her treffen wir zuerst den Kieferle, dann den Finsterberg, 947 m, der sich 200 m über die Umgebungen hebt: ein imposant geformter, mit dichtestem Nadelholz bestandener Berg, der einen düster-großartigen Eindruck macht. Aus dem Kamm nach Norden vorgeschoben ist der Sachsenstein, nordwestlich vom Finsterberge am Rennsteige liegt die Schmücke, früher ein Viehhaus, in das die Rinder zur Sommerweide gegeben wurden, jetzt ein Gasthof, der oft den starken Zug der Reisenden kaum zu fassen vermag. Die saftigen Matten um das Haus, die schönen Quellen, der Blick auf Sachsenstein, Finsterberg und Kickelhahn, die liebliche Abgeschlossenheit, machen die Schmücke zu einem anmutigen und behaglichen Aufenthalt. Dazu liegen ihr die beiden höchsten Erhebungen des Waldes ganz nahe. Nordwestlich hebt sich aus dem Kamme der höchste Gipfel, der Große Beerberg, 984 m, mit 160 m relativer Erhebung, ein breiter, ausdrucksloser Flachkopf. Nur mit Unmut erkennt man ihn als König des Gebirgs an und hofft, daß noch genauere Messungen ihn unter seinen Nachbar, den Schneekopf, 976 m, stellen sollen. Dieser gegen Norden vorgeschobene, wenigstens im obersten Aufsatze ausdrucksvollere Berg, hat den Preis freilich in gewisser Weise schon durch den 21 m hohen Aussichtsturm errungen. Der Rennsteig führt am südlichen Abhange des Beerbergs vorbei, wo „Pländners Aussicht" einen reizenden Blick auf die Bergstadt Suhl bietet, und sinkt über verschiedene Bergsättel nach Oberhof hinunter. Eine Kunststraße läuft am nördlichen Abhange des Beerberges von der Schmücke nach Oberhof, eine andere durch die vordem als unzugängliche Gebirgswildnis geltende Hochmulde zwischen Beerberg und Schneekopf in das Gerathal. Das Gebirgsdörfchen Oberhof, wo eine frequente Chaussee, als „Frankenstraße" schon ein alter Handelsweg, das Gebirge übersteigt, liegt in einem Mittelpunkte ausstrahlender Bergrücken und Gewässer, dicht unter dem Kamme. In mehreren Gruppen sind die schindelbedachten Häuser auf der Bergfläche umhergestreut, inmitten ein hölzernes Kirchlein. Liebliche, saftige Wiesenmatten, ringsum Wald, hier und da ein Lug ins Land nach Norden, vollenden die anmutige Bergidylle, die mit ihrer Lieblichkeit, mit ihrem stillen Frieden auf das Gemüt des Beschauers einen tiefinnigen Eindruck macht.

Der Charakter holder Anmut ist über dem Thüringerwalde, über seinen Thälern und Höhen ausgebreitet. Das Land ist lustig, wie

die alten Geographen sagen, und das Volk ist es auch. Der Norddeutsche fühlt sich bewußt oder unbewußt auch darum von diesem Gebirge angezogen, weil nord- und süddeutsches Wesen sich an seiner schmalen Kammkante berührt, und der Menschenstamm in glücklicher Mischung nord- und süddeutsches Wesen vereinigt. Diese Vorzüge und Reize erklären es, daß der Thüringerwald unter die meist bereisten Gebirge gehört: manche Ortschaften sind im Sommer förmlich Kolonieen norddeutscher Großstädte geworden, wie denn Friedrichsroda für eine Vorstadt Berlins gilt. Der Reisende, dem dadurch der stille Gebirgszauber verloren geht, zieht sich von diesen Karawanen auf die Höhenpunkte des Gebirges zurück, wohin sich jene nur in Exkursionen versteigen. Im Gebirge ist die Kommunikation durch vortreffliche Straßen erleichtert. Die Übergänge, deren es eine Menge giebt, bieten keine erheblichen Schwierigkeiten dar, wenngleich die Wege hier nicht bloß weite Senkungen, sondern wirkliche Einsattelungen und Kammeinschnitte zu überwinden haben. Es ist daher der Thüringerwald eins der wegsamsten Gebirge Deutschlands geworden. Aber jahrhundertelang ist er ein Scheidegebirge zwischen deutschen Stämmen gewesen, und seine beiden Seiten bieten noch heute einen Natur- und Völkergegensatz dar, einen Gegensatz in Sprache, Sitte und Eigentümlichkeit in Haus und Leben. Im Volke heißt von alter Zeit her die Südseite des Gebirgs die fränkische und die Nordseite die thüringische, und danach werden selbst Flüsse, Berge und Steige benannt. Am Nordfuße sagt man: „draußen in Franken", und am Südfuße: „drinnen in Thüringen". Wie schon bemerkt, läuft über den Kamm des ganzen Gebirges von der Werra bis zur Saale der **Rennsteig**, d. i. Rainweg, zwischen Thüringen und Franken, mit den Grenzsteinen der hier zusammenstoßenden Staatengebiete besetzt. Bald erscheint er als benutzte Fahrstraße, an manchen Stellen sogar als Chaussee, anderwärts als grasiger, kaum erkennbarer Pfad; aber befahren werden kann er überall, ausgenommen wo er am Inselsberge den schroffen Südabhang hinunter fällt. Ortschaften liegen an und dicht unter dem Rennsteige, nur wenige Strecken beherrscht völlige Gebirgseinsamkeit. Eine Fußwanderung über den 160 km sich hinkrümmenden Rennsteig hat Beschwerden, aber auch hohe Reize. Der Einblick in den Bau des ganzen Gebirges, hier und da Einsicht in die Thäler, der Blick in die Ebene hinaus, die Quellen der Waldflüßchen, die meist nicht tief unter dem Rennsteig entspringen, die stille Waldeinsamkeit zeichnen die Rennsteigwanderung aus, ein idyllisches Gegenstück der Kammwanderung im Riesengebirge.

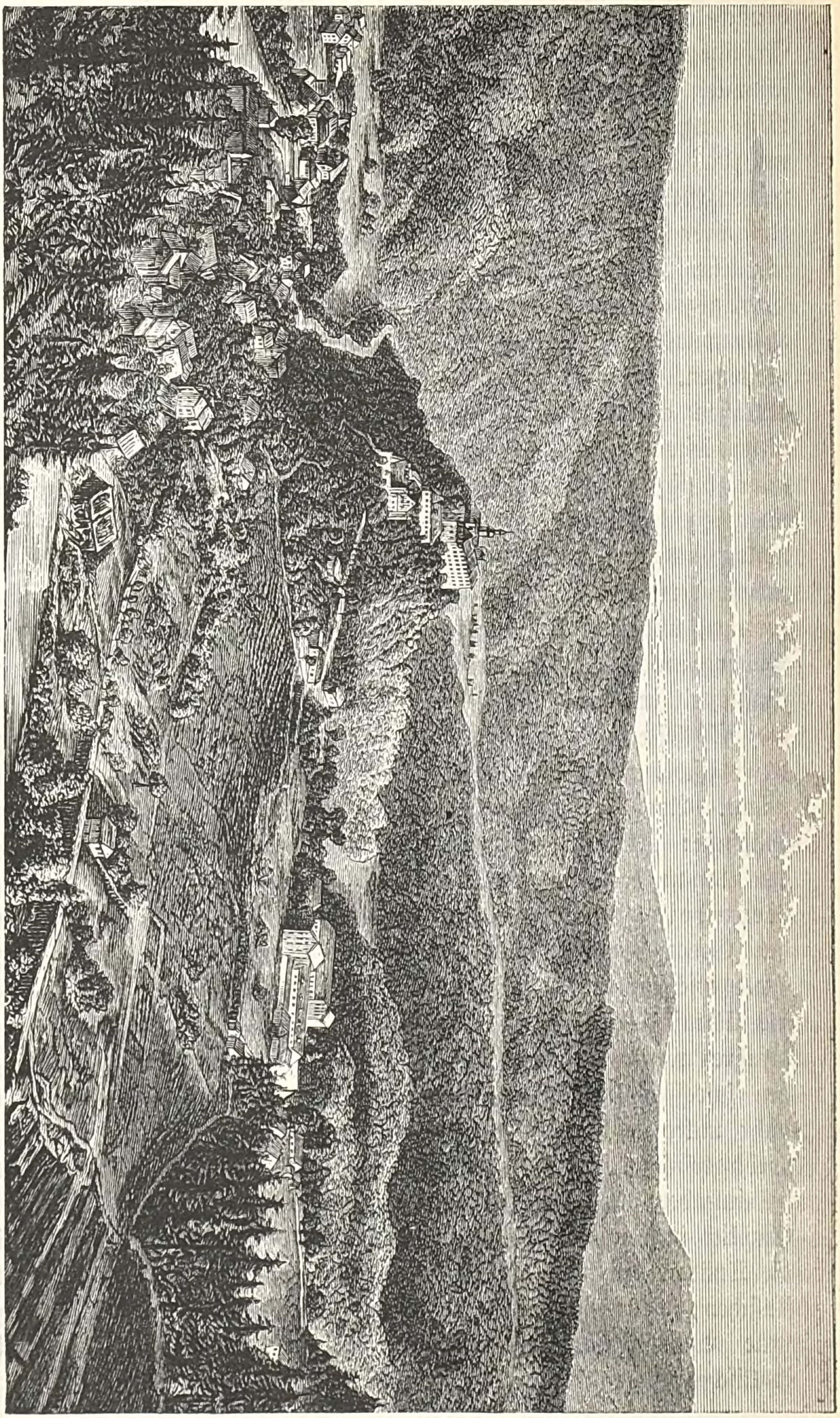


Abb. 64. Schwarzburg.

Als einer der schönsten Punkte Thüringens gilt mit Recht Schwarzburg. Das Stammschloß der uralten Schwarzburger Grafen liegt auf einer schmalen, steilen Felsenzunge, um welche sich die Schwarza schlängelt; vom Schlosse wie von dem Gasthause in seiner Nähe hat man einen unbeschreiblich schönen Anblick des Thales inmitten der reich bewaldeten Höhen.

Aber dies Bild wird doch noch von dem Panorama übertroffen, welches weiter gegen Nordwesten der aus dem Kamme vortretende Inselsberg bietet. Das ist der thüringische Rigi; denn eine Rundschau gewährt er, mannigfaltig und umfassend, wie keine sonst im ganzen Thüringer Walde.

Zuweilen ziehen die Gewitter unter dem Berggipfel dahin. Dann steht der Wanderer, der ein solches Schauspiel erlebt, auf der hohen Warte wie auf einer Insel, während unter ihm wie ein wogendes Meer, von grellen Blitzen durchzuckt, die Wolken sich breiten.

Auf der höchsten Spitze des Berges steht eine steinerne Turmwarte, an der Stelle, wo schon Herzog Ernst der Fromme 1640 ein turmartiges Häuschen aufführen ließ, das jedoch allmählich verfiel und endlich von einem Orkane gänzlich zerstört ward. Diese Warte mit ihrer schützenden Brustlehne ist nur 6 m hoch, allein sie genügt, um das großartige Panorama nach allen Seiten hin zu beherrschen. Wohin man die Blicke zuerst richten soll, — man weiß es kaum: ob in das offene Land, gen Norden und Osten, oder ob in das Gebirge, das sich malerisch von Westen nach Süden hinzieht. Ist es doch ein Umkreishalbmesser von 30 km, welchen das Auge bei heiterem Himmel überfliegt. Endlich haftet es — vielleicht mit Hilfe des Tubus — an einzelnen Punkten, die mehr oder weniger hervortreten, und streift vielleicht bis zum Brocken, der wie ein Wolkengebilde am nördlichsten Horizonte lagert, oder nach der andern Seite bis zum Kreuzberg auf der Hohen Rhön, der vom Brocken in gerader Linie 160 km entfernt ist.

11. Die Wartburg.

Auf einem Seitenast des Gebirges, der, von dem Nordwestende des Kammes ausgehend, wie ein mächtiges Vorgebirge in die Ebene hineinragt, liegt 393 m über dem Meere die Wartburg, die gewissermaßen in Stein gehauene Chronik des Thüringer Landes. Der Landgraf Ludwig der Springer war einst von der Schauenburg bei

Friedrichsroda zur Jagd ausgezogen und gelangte auf den Berg, auf dem jetzt die Wartburg ragt. Hingerissen von der Schönheit desselben rief er nach der Sage aus: „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden!" und bald wurde Hand ans Werk gelegt; 1070 ward der Bau vollendet. Die Burg wurde die Residenz der Landgrafen von Thüringen bis 1440. Der glanzvolle Hof des Landgrafen Hermann versammelte Deutschlands Sänger und Dichter; die Sage verlegt den Sängerkrieg um 1207 auf die Wartburg. Dorthin ward auch das ungarische Königstöchterlein Elisabeth gebracht, um zur Gattin des Landgrafen Ludwig aufzuwachsen; sie erwuchs zugleich zur Heiligen, dem Bilde strengster Weltentsagung und aufopfernder Barmherzigkeit. Nach der Wartburg ward am 4. Mai 1521 Luther geführt; hier hat sich der brausende Strom wie in einem stillen Waldsee geklärt und gemäßigt; hier oben hat er die Bibelübersetzung begonnen. In späteren Zeiten verfiel die Wartburg, oder, was noch schlimmer, Ungeschmack und Barbarei vermauerte und übertünchte ihre Herrlichkeit. Großherzog Karl Alexander hat die Burg auf eine würdige und geschmackvolle Weise restaurieren lassen; sie prangt nun wieder in ursprünglicher Reinheit und Schönheit vom Bergesgipfel.

Man betritt durch den Haupteingang die Vorburg, welche außer Stallungen das zur Wohnung von Dienstmannen und zur Aufnahme fremder Ritter bestimmte Ritterhaus umfaßt. In diesem ist auch das Lutherzimmer mit vielen Reliquien von Luther. Hier steht ein Tisch, an dem Luther in Möhra als Knabe gesessen hat; an der Wand hängt ein eigenhändiger Brief von ihm und mehr zur Seite ist die Stelle des berufenen Tintenflecks. Vor der Restauration war die Vorburg von der Hofburg nicht mehr abgeschlossen. Jetzt liegen dazwischen die Dirnitz, d. i. Wärmstube, welche im unteren Teile eine Sammlung von Rüstungen, im oberen Wohnungsräume enthält. Östlich von der Dirnitz liegt die Thorhalle, östlich von dieser die Kemenate, die Wohnung der Frauen. Das Hauptgebäude der Hofburg ist das Landgrafenhaus, im 12. Jahrhundert vollendet, der schönste, an zierlichsten Ornamenten reichste Profanbau Deutschlands aus der romanischen Periode mit einem 35 m hohen Turme. Die im 17. Jahrhundert verbaut gewesenen offenen Arkadengalerieen an der drei Stock hohen Façade bestehen aus Rundbogen, welche auf hintereinander stehenden, gekuppelten Säulen mittels eines sich stark verjüngenden Deckgliedes ruhen. Einer der schmalen Gänge hinter diesen Galerieen enthält die von Schwind gemalten sieben Werke der Barmherzigkeit und dazwischen jedesmal

eine Scene aus dem Leben der heiligen Elisabeth. Zu Ende dieses Ganges gelangt man in die Kapelle, wo Luther oft gepredigt hat.

Im Landgrafenhause ist das Landgrafenzimmer mit acht Wandgemälden von Schwind, welche lauter Ereignisse darstellen, die sich auf die Wartburg beziehen oder auf ihr vorgegangen sind. Der 40 m lange und 9 m hohe Fürstensaal zeigt die ganze Pracht einer mittelalterlichen Hofhaltung; im Sängersaale fand der Sängerkrieg nach der Sage statt, von Schwind in einem großen Freskobilde meisterhaft dargestellt. Auf dem Burghofe genießt man von dem zinnengekrönten Wartturm oder Bergfried eine reiche Aussicht.

Die Wartburg erregt, wie kein anderer Punkt in Deutschland, die verschiedensten Interessen und Sympathieen. Der Katholik gedenkt eines der leuchtenden Sterne am Himmel seiner Heiligen, der hl. Elisabeth, der Protestant erinnert sich an seinen Luther; der Freund des Mittelalters freut sich der wieder ins Leben gezauberten Fürstenpracht; dem Kenner und Verehrer von alter Poesie und Geschichte ruht auf dem Orte eine eigentümliche Weihe. Der neuesten Geschichte gehört das Wartburgfest von 1817 an. Alle Beschauer aber sind einig in dem herzerhebenden Naturgenuß, der sich dem überraschten Auge nach allen Seiten hin darbietet, und einig im Dank gegen den Fürsten, der die Wartburg aus ihren Trümmern wieder erstehen hieß.

12. Die Rhön.

Das schöne Thal der Werra, welche den Südwesthang des Thüringerwaldes begleitet, trennt von ihm ein ganz anders geartetes Gebirge voll düsterer Originalität. Es ist die Rhön.

Der südliche Teil des Rhöngebirges ist aus einzelnen flach konischen Massen zusammengesetzt. Die bedeutendste unter diesen, der Heilige oder Hohe Kreuzberg, 930 m, hat an seinem Fuße einen bedeutenden Umfang; an den Abhängen ist er mit Laubholz bewachsen; am südlichen Hange lagern große Basaltblöcke wild übereinander. Der kahle Gipfel, welcher eine ziemlich breite Ebene bildet, mit Moos, niedrigem Gras und einigen Bergkräutern bekleidet, ist mit den Kreuzen des Herrn und der Schächer, zu oberst mit einem großen Holzkreuze geschmückt zum Gedächtnis des Kreuzes, das der heilige Kilian, Frankens Apostel, hier schon 668 aufgepflanzt haben soll. Eine vorspringende Kuppe des Berges heißt darum der Kilianskopf. Die Aussicht zeigt in blauer verschwimmender Ferne Brocken,

Thüringerwald, Fichtelgebirge, Steigerwald, die Berge des Odenwaldes und der Bergstraße.

Der Hauptteil des Gebirges, die Hohe Rhön, beginnt nordwestlich vom Kreuzberge und zieht als plateauartiger Rücken von Südsüdosten nach Nordnordwesten. Die äußern Seitenwände sind scharf geformt, von Flußthälern zerklüftet. Die höchsten Erhebungen, Küppel genannt, sind wie Kegel oder breite Bergflächen und Felder geformt. Die Große Wasserkuppe, in dem westwärts gestreckten Queraste des Abtsröder Gebirgs, an der Quelle der Fulda, 950 m, ist der höchste Rhöngipfel. Die Hohe Rhön bildet sowohl in der Richtung, als in dem landschaftlichen Ausdrucke, den Gegensatz zu dem benachbarten lieblichen Thüringerwalde, und überrascht selbst Kenner des höchsten europäischen Nordens durch ihre wahrhaft skandinavische Unfruchtbarkeit. Nur eine Moosdecke deckt ihren Rücken, erzeugt von der Feuchtigkeit der Wolken und Nebel, die fast immer auf dem Gebirge ruhen. Das Wasser, welches nicht in den Boden einzusinken vermag, bildet Moore, saure Wiesen und selbst beträchtliche Sümpfe, in denen der Volksglaube ehemalige Städte versunken glaubt. Ein begünstigtes Ohr hört noch zuweilen ihre Glocken läuten. Man zählt solcher Moore mehrere, und sie alle sind auf erhöhten Flächen, die von Basaltgebirgen umschlossen sind, und immer nahe am Rande des Abhanges gelagert. Meist dehnen sie sich über große Räume, um welche her der Boden schon bei ferner Annäherung feucht und schwankend wird. Sie würden den unvorsichtigen Betreter spurlos versinken lassen; denn ein großes, ästiges Wassermoos überzieht die tiefen Wassertümpel mit einer trügerischen grünen Matte, und vegetiert so stark, daß die davon erzeugten Filze mehrere Fuß über den Boden in die Höhe treten. So breitet sich über 1000 Morgen das Rote Moor, in dem selbst in 8 m Tiefe noch kein Grund sich gefunden hat. Der lange und strenge Winter verwandelt die ganze Landschaft in ein weites Schneegefilde, dessen Schneedecke oft 10—12 m Dicke erreicht, und festgefroren den sich in diese Öde Wagenden über unsichtbar gewordenes Buschwerk und über Bäume hinwegträgt. Ununterbrochen bis Ende April, oft bis Ende Mai, herrscht grimmige Kälte mit Stürmen, abwechselnd mit kalten Nebeln, Regen und dichtem Schneegestöber. Dann ist auf der weiten Gebirgsfläche jede Bahn verloren; die Wege werden durch Stangen bezeichnet. Die Bewohner der Rhön treiben zwar hier und da auch Getreidebau, aber im allgemeinen sind der lange, harte Winter, die späten Nachtfröste, die vielen moorigen und felsigen Lagen dem Getreidebau

wie der Gemüse- und Obstkultur, selbst dem künstlichen Futterbau ungünstig. Die Einwohner nähren sich mehr von dem starken Kartoffel- und Flachsbau, sowie von dem reichlichen Ertrag ihrer Berg- und Thalwiesen. Die Dörfer haben wenig Freundliches und Belebtes; große Moorstrecken ohne frische Vegetation liegen dazwischen. Schon zahlreiche Ortsnamen bezeigen, daß von Anbeginn Armut, Öde und Düsterheit das Charakteristische dieses Landstriches gewesen sei: Sparbrod, Wüstensachsen, Kaltennordheim, Wildflecken, Schmalenau, Dürrhof, Dürrfeld, Todtemann, Rabenstein, Rabennest, Teufelsberg, Mordgraben u. a.

Freundlicheres Gepräge als die Basaltplatte der Hohen Rhön trägt die **Vordere Rhön**, welche aus einer Sandsteinplatte besteht, die von einer Anzahl vereinzelter Basaltberge durchbrochen ist. Sie hat reicheren Feldbau, vollere Waldungen, mannigfaltigeren Wechsel in der Oberfläche. Ihre Gipfel erheben sich um ein Bedeutendes über das von Thälern durchschnittene, 300—400 m hohe Land. In dem **westlichen** Teile ist der bedeutendste Berg die **Milseburg**, 833 m. Wegen des breitern Vorder- und schmälern Hinterteiles nennt das Volk diesen Berg auch die Totenlade oder das Heufuder. Sie gewährt einem jeden einen mächtigen Eindruck durch das Groteske ihrer Formung. Ganz am Fuße des Berges finden sich rote Thonlager mit Kalkstein überdeckt, dann folgt Basalt, Muschelkalk, den obersten Teil des Berges bildet Klingstein. Viele Trümmer bilden förmliche Wälle auf der Ostseite des Berges. Unendlich ausgedehnt ist die Fernsicht besonders nach Abend und der Stadt Fulda hin. Düster und schweigend begrenzen im Osten hohe Gebirgsmassen dieselbe. Man sieht den Inselsberg, die Wartburg, den Herkules auf der Wilhemshöhe, die Amöneburg bei Marburg, sogar den Altkönig und Feldberg im Taunus. Lieblich in der Nähe zieht sich der Biebergrund hin. Den Durstigen labt der bei den Umwohnern berühmte Brunnen des heiligen Gangolf, der auf des Heiligen Wort entquollen sein soll. Auf der Höhe steht die Gangolfskapelle. Auf der Kuppe ragt über bemoosten Klingsteinen ein Kreuz, und zu den Seiten desselben stehen Maria und Johannes. Der Milseburg gegenüber erhebt sich der auch aus Klingstein bestehende **Stellberg** und die merkwürdige **Steinwand** oder **Teufelswand**, 788 m, das merkwürdigste Naturschauspiel der gesamten Rhön. Es sind säulenartig zerklüftete Felspartieen; die Wand gleicht an ihrer Südseite einer alten Mauer. Zwischen den Felsen wachsen

die üppigsten Kräuter. An der nördlichen Felsenseite liegen die losgetrennten Stücke wild übereinander.

Die Rhön gehört unstreitig zu den eigentümlichsten Gebirgen. Für ihren vulkanischen Ursprung zeugt die Gesteinmasse, der kuppenförmige Bau der Gipfel, nicht minder auch die zirkelrunden Vertiefungen mit kraterförmiger Umwallung. Sie ist das letzte Glied der langen Gebirgskette, welche das Oberrheinthal im Osten begleitet und mit dem Schwarzwalde beginnt, an den sich die abgeflachten Plateaumassen des Odenwaldes und des Spessart anschließen und die Verbindung mit der Rhön vermitteln. Diese liegt aber zugleich in der Linie der vulkanisch-plutonischen Bildungen, welche von West nach Ost quer durch die Mitte Deutschlands verfolgt werden kann und mit der Basaltmasse des Vogelsberges endigt. Deutlich sind noch alte Krater in der Rhön erkennbar, wie das sogenannte Goldloch zwischen den Bergen Pferdskuppe und Eube und der kesselförmig geschlossene, tiefe See von Frickenhausen bei Mellrichstadt. Ihrer vulkanischen Natur verdankt die Rhön aber auch den Reichtum an mineralischen Quellen, von denen mit Recht zumal die Quellen von Kissingen hoch gepriesen sind.

13. Der Kyffhäuser und die Kaisersage.

„Parallel mit dem Thüringerwalde und Harz ziehen sich durch das Thüringerland Bergrücken, die, in südlicher Richtung hinlaufend, meist von der Hochfläche des Eichsfeldes ausgehen und bis an die Saale oder Unstrut reichen. Das östliche Ende des nördlichsten dieser Höhenzüge bildet das Kyffhäusergebirge, dessen waldgekrönte Berge eine weite Umschau über einen großen Teil des umliegenden Landes, namentlich aber einen prächtigen Anblick des Harzes gewähren. Seine Ausdehnung beträgt in der Richtung von Nordwesten nach Südosten etwa 15 km, während die von Norden nach Süden ungefähr 10 km ausmacht. Die größte Höhe mißt 465 m und trägt die Ruinen der ehemaligen Burg Kyffhausen, von welcher der ganze Bergzug den Namen erhalten hat. Der nördliche Abhang, welcher außer der obengenannten Ruine auch noch die der Rotenburg trägt, fällt nach dem Thale der Helme, der goldenen Aue, ab; nach Süden zu setzt das Gebirge seinen Fuß schroff und steil in das Thal der kleinen Wipper, einer Ableitung der großen Wipper, die vom Eichsfelde kommt, über Sondershausen fließt und bei Sachsenburg in die Unstrut mündet. Dieser südliche Abhang besteht meist aus Gips und zeigt nur in den

Schluchten einiges Gehölz, während den ganzen übrigen Teil des Höhenzugs die schönste Waldung bedeckt, in dessen Dickicht zahlreiches Wild sich tummelt."

„Der Berg hat einen breiten Gipfel und der Umfang der Ruinen, die man hier noch findet, beweist, daß Gebäude von seltener Größe hier prangten. Man sieht noch Spuren von tiefen, in den Berg gehauenen Gräben und den daneben aufgeführten Mauern. Gegen die südlichste Seite des Berges hin steht noch ein Thor, das man gewöhnlich das Erfurter Thor nennt, weil man von diesem

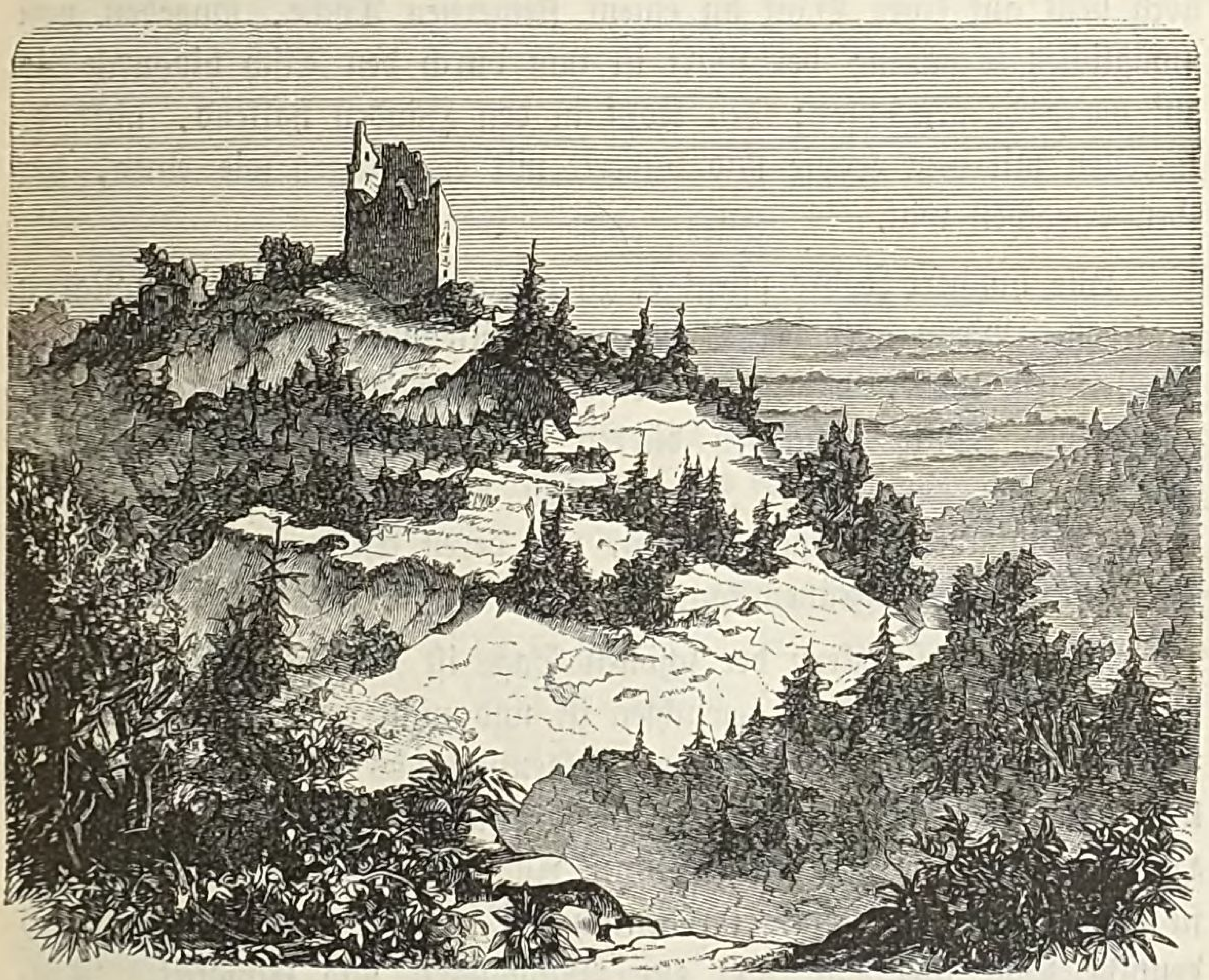


Abb. 65. Der Kyffhäuser.

Standpunkte aus bei heiterm Himmel die Türme von Erfurt erkennen kann. Etwas weiter aufwärts und westlich steht ein starker Turm, der bedeutendste Überrest jener alten Bauwerke, der wegen seiner hohen und freien Lage auf eine ziemlich weite Entfernung sichtbar ist. Die alten Mauern dieses Turmes sind 5—6 Ellen dick und auswendig von gehauenen Steinen. Von diesem Turme etwas weiter abwärts, nach Osten zu, finden sich Ruinen von starken Mauern, welche vermutlich das eigentliche Wohnhaus umfaßt haben. Noch weiter herab, auf der östlichen Seite des Berges, über Tilleda, stehen noch die

Überreste einer Kapelle, etwas weniger verfallen, als die andern Gebäude."

Zahlreiche Sagen knüpfen sich an diesen Berg. „Die Hauptrolle in allen diesen Sagen hat Kaiser Friedrich I., Barbarossa oder Rotbart genannt, übernehmen müssen. Ihm hat man die Residenz im Innern des Berges angewiesen; dahin ist er verbannt mit seiner Prinzessin Tochter und seinem ganzen Hofstaat; er hat alle seine Helden bei sich; seine Rüstkammer ist voller Waffen und in den Ställen stampfen die Pferde ungeduldig im Schlafe. Da sitzt er noch heut auf einer Bank an einem steinernen Tische, umgeben von unsäglichen Schätzen; der Bart ist ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Erde gewachsen; den Kopf in den Händen haltend, nickt er zuweilen mit dem Kopfe und blinzelt mit den Augen wie einer, der eben erwachen will.

Alle hundert Jahre pflegt er zu erwachen und nach seinem Raben zu sehen. Wenn aber der Bart zum drittenmal um den Tisch gewachsen sein wird, dann soll der Kaiser erwachen und hervorgehen und seinen Schild an einen dürren Baum hängen, worauf dieser ergrünen und eine bessere Zeit anheben wird. Es wird dann eine blutige Schlacht geschlagen werden, vor deren Entscheidung der laublose Baum nicht ergrünen kann."

„Der innerste Kern der schönen Sage ist die Kaiseridee, die dem deutschen Volke ins Herz gewachsen ist und nicht ersterben konnte, bis sie jetzt nach glorreichen Kämpfen Alldeutschlands sich wieder verwirklicht hat. Wenn damit auch der Barbarossa-Sage der Reiz unerfüllter Hoffnung und der Zauber tröstlicher Ahnung genommen ist, so bleibt sie doch allezeit eine Perle im deutschen Sagenschatze und gemahnt das deutsche Volk fort und fort zur Wachsamkeit und Einigkeit. Nach gelehrter Deutung ist die schöne Sage freilich ein Nachklang aus der alten Heidenzeit, insbesondere der heidnischen Vorstellungen von Weltuntergang und Erneuerung. Nach dem Glauben der alten Deutschen sollte nämlich einst eine Zeit kommen, in welcher die alten Götter, die Erde und die Menschen untergehen würden und darauf eine Erneuerung der Schöpfung folgen."

„Der Weltuntergang wurde dargestellt als eine Folge der Götterdämmerung, d. h. der Verfinsterung der sittlichen Begriffe, der allgemeinen Entsittung. Götter und Riesen kämpfen so furchtbar miteinander, daß die Esche Yggdrasil (d. i. die Weltesche, das Weltall vorstellend) erbebt, und schließlich verbrennt Surtur die ganze Welt

(Muspilli). Durch den Gott der Wiedergeburt, Widar, aber entsteht eine erneuerte Welt, mit neuen Göttern und neuen Menschen.

An Stelle der dem Tage der Entscheidung entgegenschlafenden verwünschten, verzauberten und bergentrückten Götter traten später andere Namen, darunter auch Kaiser Friedrich. Ihm ist die Rolle Odins zugeteilt, was aus den Raben hervorgeht, die ein Attribut Odins sind, indem sie sich auf seine Schulter setzen und ihm Kunde ins Ohr flüstern." Und die letzte Kunde, welche sie brachten, war die Wundermär vom wiedererstandenen deutschen Reich! Nun hat in der Vorstellung des Volkes auch der Rotbart seine Ruhe gefunden.

14. Der Harz.

Inselartig steigt aus dem Hügellande zwischen Leine und Saale der Harz empor, ein Massengebirge mit breit abgeflachter Oberfläche, die sich von Nordwesten nach Südosten bedeutend senkt. Grauwacke, Thonschiefer und Übergangskalk sind seine Hauptbestandteile; das etwa 600 m hohe Nordwestende ist doppelt so hoch als der Südostfuß. Thäler zerschneiden das Plateau in einzelne Abschnitte, Berge mit meist rundlich-flachen Kuppen sind demselben aufgesetzt. Diese Erhebungen bestehen aus Eruptionsgesteinen, welche die Grauwacke durchbrachen, aus Granit, Porphyr und Grünstein.

Der höhere, rauhere Teil des Gebirges, wo Schnee und Eis den Sommer auf wenige Monate beschränken und der Ofen selten kalt wird, heißt der Oberharz. Hier herrscht in den Waldungen Nadelholz vor; dazwischen treten weite nackte Blößen, Morast und Bruch auf. Kümmerlich ist es mit dem Ackerbau bestellt; in geschützten Niederungen trifft man indes wohlgepflegte Wiesen. Die wahren Schätze des Oberharzes liegen unter der Erde, „die nicht mit goldenem Fluche schwanger geht, sondern nützliches Eisen verleiht". Der Erzreichtum der Harzgrauwacke ist hier am bedeutendsten, auf ihn sind die Bewohner, Kolonisten aus dem Fränkischen, die ihren oberdeutschen Dialekt sich bewahrt haben, vornehmlich gewiesen. Alles, was hier lebt und webt, gehört dem Bergbau an, sei es als Berg- oder Hüttenmann, sei es als Köhler, Holzschläger und Fuhrknecht: überall sieht man Gruben, aufsteigende Rauchwolken, Karren mit Erz in unaufhörlicher Bewegung. Schon seit der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts sind die Silberbergwerke des Oberharzes in

Arbeit, aber nicht erschöpft; noch immer gilt der Trinkspruch des kräftigen und biederen Oberharzers:

Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott gebe uns allen ein fröhliches Herz!

Der niedrigere südöstliche Teil, der Unterharz, ist vorherrschend mit Laubholzwaldung bedeckt. Die Buche ist die Königin seiner Bäume und tritt an vielen Stellen in seltener Kraft und Schönheit auf. Ackerland zieht sich an den Höhen hin und erscheint in manchen Strichen auch auf dem Plateau. Obstgärten kreisen die Dörfer ein, wenn sie auch später als im flachen Lande ihre Früchte spenden. Die Bewohner gehören dem niedersächsischen Stamme an und sprechen daher plattdeutsch.

Deutlich sind im Harze drei Hochflächen und drei Hauptberggruppen zu unterscheiden.

Die nordwestliche Hochfläche von Klausthal und Zellerfeld zwischen Ocker und Innerste, von Zuflüssen des Wesergebietes durchfurcht, hat eine Mittelhöhe von 600 m.

Etwas niedriger ist die mittlere Hochfläche. Sie wird durch die Bode, welche unter den Harzflüssen des Elbgebietes der größte ist, in zwei Hälften geschieden. Der Fluß rinnt aus der Kalten und Warmen Bode zusammen, etwa da, wo Bodfeld lag, das Jagdschloß der fränkischen Kaiser, in welchem Heinrich III. starb. Der schönste Punkt des Bodethales, so weit dasselbe die Hochfläche durchzieht, ist Rübeland mit der Marmormühle: in der Nähe liegen auf entgegengesetzten Flußufern die Tropfsteinhöhlen, welche als Baumanns- und Bielshöhle bekannt sind. Die nördliche Hälfte, die Hochfläche von Elbingerode und Hüttenrode, senkt sich von Nordwesten nach Südosten und fällt hier in das busenartig zwischen Bode- und Selke-Hochfläche eindringende Flachland ab. Die südliche Hälfte, die Hochfläche von Hohegeiß und Hasselfelde, sinkt ebenfalls nach Osten, ist hier aber mit der dritten großen Hochfläche zusammengewachsen. Die Mittelhöhe der ganzen mittleren Hochfläche ist auf 400 m anzuschlagen.

Die östliche Hochfläche wird von der Selke, einem Bodezuflusse, durchschnitten. Ihr Thal wird gepriesen: Alexisbad, auch das Eisenhüttenwerk Mägdesprung und die alte, doch in gutem Stand erhaltene Burg Falkenstein am Ausgange sind schöne Punkte. Auf der Burg ward der Sachsenspiegel geschrieben; sie ist das Schloß mit schimmernden Fenstern, das Bürger (in der Nähe des Falkenstein in Wolmerswende geboren) in seiner Pfarrerstochter von Taubenhain (dem unter dem Schlosse gelegenen Pansfelde) erwähnt. Die Selke ist ein kleiner

Fluß, durch den Dienst an Hüttenwerken getrübt, das Thal auf die Länge etwas einförmig. Schön schaut's sich von Höhenpunkten des Uferrandes, wie vom Meiseberge oder dem Berge gegenüber, auf dem ehemals Burg Anhalt stand, auf den frischen Wiesengrund und den umkränzenden prächtigen Wald. Wald bedeckt auch fast die ganze nördliche Hälfte der Hochfläche der Selke; die südliche, zwischen Selke und Wipper, die Hochfläche von Harzgerode, die im Westen über 400 m, im Osten 300 m Mittelhöhe hat, zeigt andere Physiognomie. Wald fehlt auch hier nicht, aber dazwischen dehnen sich weite, mit Kornfeldern bedeckte Flächen, fast immer ohne Aussicht auf Höhen und Tiefen. Erst am Rande des Selkethales wird man inne, daß man sich auf hohem Berglande befindet. In der Gegend von Güntersberge wachsen die Hälften der Selkehochfläche untereinander und zugleich mit der Bodehochfläche zusammen.

Unter den drei Berggruppen, welche in dem Harze sich markieren, sind die beiden ersten aus Granit gebildet, zwei Inseln in der Grauwacke.

Mächtig hebt sich über die Hochfläche, an den Nordrand derselben geschoben, das Brockengebirge. Der Brocken, „der Oberaufseher des Harzes von grausamer Höhe und Größe", erhebt sich auf 100 qkm umfassender Grundfläche bis zu 1140 m, etwa so hoch über die Hochfläche emporragend, wie diese über die Ebene. Er ist von Ilsenburg, wo der Harz in die Ebene fällt, in gerader Richtung nur 7 km entfernt; darum ist von der Nordseite sein Anblick imposant. Das hat ihm seinen Ruf gegeben. Der Anstieg ist von hier ziemlich steil. Oben hört der Baumwuchs auf. Der jetzt sehr verrundete Gipfel hat eine Stunde im Umfange. Zwischen Wiesen- und Moorflecken sind große und kleine Granitblöcke zerstreut: ihre Namen Hexenaltar, Hexenschüssel, Teufelskanzel u. s. w., sowie der Hexenbrunnen und die Hexenblume (Anemone alpina) erinnern an den diabolischen Spuk der ersten Mainacht. Ein auch im Winter bewohntes Gasthaus dient der Bequemlichkeit der Reisenden. Neben demselben steht ein 60 Stufen hoher Rundschauturm, der eine Fernsicht von mehr als 110 km im Durchmesser gewährt. Von seiner Höhe sind Magdeburg und die Elbe, der Thüringerwald, der Meißner und der Herkules sichtbar, nicht minder die Türme von Leipzig, mit denen Brennspiegelsignale bei der europäischen Gradmessung gewechselt wurden. An sehr hellen Wintertagen soll im Südosten das Erzgebirge hervortreten. Die Alten fabelten sogar von Ost- und Nordsee. Wie bei manchen anderen Hochgipfeln ist die Aussicht mehr interessant als schön, gewährt aber einen sehr lehr-

reichen Einblick in den Bau des Gebirges. Die Hochflächen mit ihren Ortschaften treten besonders deutlich hervor. Indes nur wenigen wird der volle Genuß der Aussicht zu teil, und das Brockenbuch ist voller Anklagen gegen das nebelumflutete Haupt des Brockens. Freilich nur dem einsichtigen und sinnigen Reisenden ist die Aussicht Nebensache; nur ihm genügt der originell geformte und geartete Berg mit dem strengen erhabenen Charakter an sich selber. Auf dem felsbedeckten Scheitel wandelnd, gedenkt er der Zeiten, wo die Sachsen hier dem Wodan opferten und Kriegsgefangene schlachteten. Aus dem vor siegender Christenmacht hier noch gepflegten, mit Spukgeheimnis verbundenen Götzendienst hat sich die Sage der Walpurgisnacht entwickelt. Noch jetzt macht man in der Nacht auf den ersten Mai mit Kreide drei Kreuze an die Thür, denn „Die Hexen zu dem Brocken ziehn, die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün. Da sammelt sich der große Hauf, Herr Urian sitzt oben auf.“

Rings um den Brocken stehen mächtige Berge: im Nordwesten der Kleine Brocken, der mit dem großen einen Berg ausmacht, im Nordosten der Renneckenberg, im Südosten die Heinrichshöhe, im Süden jenseit der Kalten Bode der Wormberg und die Achtermannshöhe (bei Merian Uchtmannshöhe), durch ihre kühn geformte Gipfelkuppe bemerkbar. Nach Südwesten steigt man vom Brocken auf das Brockenfeld hinab, einen weit ausgedehnten Sumpf, der mit Torf, Granitsand, losen Granitblöcken und einer elastischen Decke von Moos und Heidekraut belegt ist. Jenseits gelangt man zum Königsberg mit der Felsengruppe der Hirschhörner. Alle diese Bergtrabanten finden sich in unmittelbarer Nähe des Brockens: ein nach Südwesten auslaufender Arm bildet den Bruchberg oder Acker, der erst zwischen Osterode und Herzberg zu Ende geht.

Das ganze Brockengebirge macht einen düster erhabenen Eindruck. Großartig wilde Fels- und Klippengruppen treten auf (Hohen-Klippen, Felsentürme von 20 m Höhe), und die Thäler der meisten vom Brocken strahlenförmig ausgehenden Flüßchen sind kühn eingerissen. Nach Norden stürzt in schönen Fällen die Ilse herab. Unweit des Austrittes in das Thal stehen noch zwei mächtige Granitpfeiler, deren rechter, der Ilsenstein, um 75 m das Thal überragt.

Nach Nordosten fällt die Holzemme herunter und schießt eine Strecke weit in kleineren und stärkeren Fällen über eine schräge Felsenplatte hin. Wenn diese „steinerne Rinne“ Wasser hat, täuscht

sie samt der ganzen landschaftlichen Scenerie den Wanderer ins Hochgebirge hinein. Die **Kalte Bode** fließt in der Längenrichtung

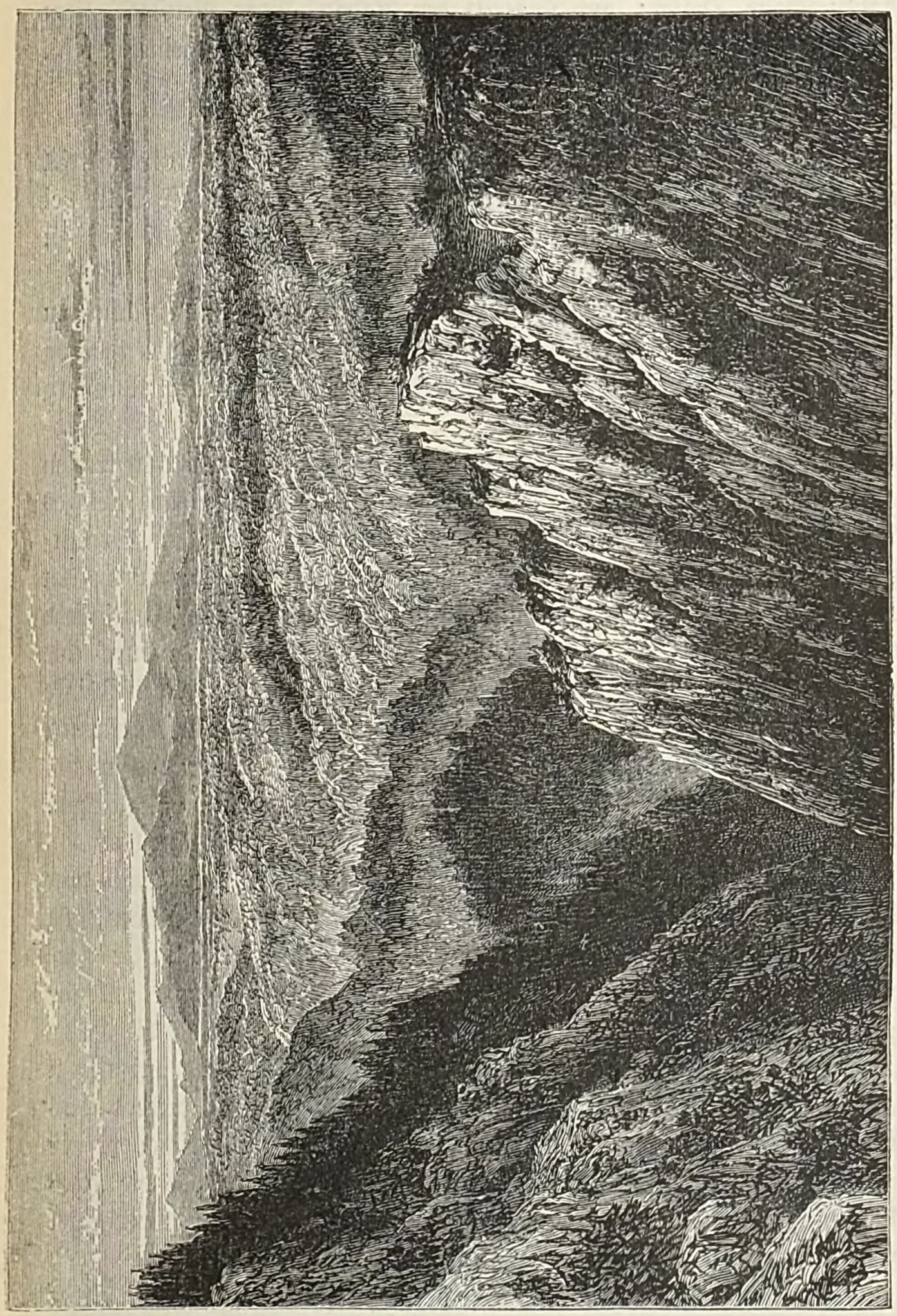


Abb. 66. Die Bodehochfläche mit dem Brocken im Hintergrunde, vorn die Wände der Roßtrappe.

des Harzes; ihr Thal ist deshalb sanfter, doch stehen an ihren Ufern bei dem Dorfe Schierke die Felsennasen, „die da schnarchen, die da blasen“, die **Schnarcher**, zwei 14 m voneinander entfernte, 23 m

hohe Felsen, welche den Trümmern eines Triumphbogens gleichen. Auch die nach Nordwesten fließenden Brockenflüsse Ecker und Radau haben schöne Thäler; am Austritt der Radau, über Neustadt, liegt der Burgberg mit geringen Resten der in der Geschichte Heinrichs IV. oft genannten Harzburg. Etwas entfernter, aber auch noch durch den Granit gerissen, streicht das Thal der Ocker.

Die zweite, von Südosten nach Nordwesten gerichtete Granitinsel ist viel kleiner als das Brockengebirge. Sie beginnt an der Selke bei Mägdesprung und erhebt sich bald im Ramberge, 537 m, zu ihrem Höhepunkt. Der mit schönem Buchenwald bestandene Gipfel hebt sich gegen 200 m über die Hochfläche, ist mit Granittrümmern besäet und mit einem Aussichtsturme besetzt. Nach diesem von Herzog Viktor Alexius von Anhalt aufgeführten Gerüste heißt der Ramberg in Reisebüchern die Viktorshöhe. Die Aussicht geht über das Waldgewirr des Unterharzes weit in die Ebene hinein. Der Granitstreifen zieht vom Ramberge nach Nordwesten fort. Durch ein großartiges Seitenthal rauscht die Lupbode zwischen und unter kolossalen Granitblöcken zur Bode hinab. Das herrlichste Naturwunder aber hat diese selbst geschaffen. Aus dem Längenthale der mittleren Hochfläche wendet sie sich bei Treseburg, um nun im Querthale durch die zweite Granitinsel zu brechen. Am Zusammenflusse der beiden Flüsse liegen über einen Felsvorsprung, auf dessen Spitze die alte Treseburg stand, die Häuser des Dorfes anmutig hingestreut. Aber das majestätisch wilde Durchbruchsthal hat nur im Hochgebirge seinesgleichen. Der Blick von der rechten hohen Wand des Hexen-Tanzplatzes, auf welche man plötzlich durch den Wald heraustritt, dem nach drei Seiten steil abstürzenden Granitkegel der Roßtrappe gegenüber, ist überwältigend. Die gegen 250 m hohen, in groteske Pfeiler zerspaltenen Granitwände und zwischen ihnen der über Felsstücke fallende und schäumende Fluß, der Blick in die Tiefe und dann in die Höhe zum blauen Brocken, der sich unmittelbar auf die Felswand aufzusetzen scheint, und wieder in die lachende Ebene: das alles bewegt das Menschenherz gewaltig und wunderbar. Selbst einem Beschauer, der viele Städte und Länder gesehen, klang das Tosen der Bode wie „das Rauschen der Flügelräder von Hesekiels Cherubim, wie ein Getümmel vom Herrn und ein Getöne des Allmächtigen“.

Die dritte höhere und größere Berginsel in der Grauwacke bildet die Porphyrmasse des Auerberges, 576 m, die im Gegensatz zu den beiden andern, nahe an den Nordrand gerückten, dem Südrande der Hochfläche der Selke nahe steht. Graf Joseph von Stolberg ließ hier einen Aussichtsturm in Kreuzesform errichten; daher der Name

Josephshöhe. Die Aussicht in die goldene Aue bis zur Eichsfelder Pforte ist reich und lieblich.

Am Nordostrande fällt der Harz steil, oft wandartig in die Ebene, so besonders jäh der Rammelsberg bei Goslar. Aber als wäre das Hochland zu schnell zu Ende gegangen, erheben sich sehr bald wieder aus dem Flachlande wellige Berge oder Hügelzüge, die den Nordostrand des Harzes in verschiedenen Abständen in schönen Parallellinien gürten. In größter Nähe zieht, durch große Lücken unterbrochen, von Blankenburg bis zu den Gegensteinen bei Ballenstedt die Teufelsmauer, ein aus Quadersandstein in grotesken Formen aufgetürmter Wall von 250 m Höhe; „oft in so gerader serie hinunter, daß jemanden, der es nicht wuste, einen Ayd schwüre, es wäre nicht naturell, sondern von Menschen-Händen, secundum rectissimam lineam, eine Mauer dahin gezogen". In etwas weitern Abständen heben sich isolierte Berge. Dahin gehören unter andern der stumpfe Kegel mit den Ruinen der Heimburg, die malerische Sandsteinmasse des Reinstein oder Regenstein, bis zum siebenjährigen Kriege eine Felsenfeste, der Hoppelberg mit scharfgeschnittenem, dachfirstähnlichem Rücken, die Pfingstberge mit der Felsgruppe des gläsernen Mönchs und der Nonne, die Spiegelschen Berge und die Klus bei Halberstadt, der Bickeberg vor Gernrode. Wieder in weiterm Abstande bilden einen um den Harz gelagerten Kreis die kleinen Waldgebirge: der große und kleine Fallstein, der Huy, bei dem Benediktinerkloster Huyseburg, und der Hackel; weiter hinaus Asse und Elm.

Die aus Berg, Wald und lachender Flur so reich und mannigfaltig gestickte Ebene gewährt den Aussichtspunkten am Nordrande des Harzes einen malerischen Vordergrund mit hohem Reiz. Anderseits sind die vorgelagerten Berge und Höhenzüge prächtige Schaugerüste auf den Harz, der sich, von ihnen aus geschaut, in seiner ganzen Ausdehnung großartig präsentiert. Ja man braucht nur aus einem der Südthore von Halberstadt zu gehen, um einen Überblick des ganzen Gebirges zu haben. Im Westen schließt das Gebirge um Goslar, majestätisch hebt sich das Brockengebirge: in die Schlucht der Roßtrappe schaut man hinein, die Viktorshöhe ist sichtbar, im äußersten Südosten verläuft die Hochfläche der Selke.

Im Südosten schließt sich dem Harze das Kupferschieferbergland von Mansfeld an, eine von Bachschluchten zerrissene Hochfläche, die mit 60 m hohen Wänden über der Saale steht und sich im Osten des Flusses wieder erhebt.

Der verhältnismäßig weniger von Reisenden beschwärmte Südrand des Harzes zeigt im ganzen weichere, man möchte sagen südlichere Formen und eigentümliche Schönheit. Eine etwa mit der Teufelsmauer zu vergleichende Umwallung, welche wenigstens an den meisten Stellen durch einen Thalgrund vom Gebirge geschieden ist, wird von Osterode bis in die Gegend von Sangerhausen durch einen Streifen von Kalk und Gips, der in seinen Gipfeln eine Höhe von 320 m erreicht, gebildet. Er zeigt in seinem weißen, schmalen Walle im kleinen die Höhlenerscheinungen der Julischen Alpen.

Die Wanderung durch den Harz überzeugt uns, daß wir es mit einem der eigenartigsten Stücke des deutschen Mittelgebirges zu thun haben. Die wilden Partieen mit Alpennatur sind des Harzes besonderer Zauber. Zugleich ist eine Fülle historischer Erinnerungen an das Gebirge geknüpft. Die zahlreichen Warten, besonders am Nordabhange, führen uns in die sorglichen Jahre, in denen der erste Heinrich dem Magyarenkriege entgegen sah; in Quedlinburg, seiner Stadt, ist sein Grab. Dazu Goslar, die alte Kaiserstadt, die Stätte der Harzburg, Bodfeld: über allen weht die Weihe der Geschichte.

15. Die Weser und das Weserbergland.

Zwischen Wurzel- und Bleßberg, da wo Thüringerwald und Frankenwald zusammenstoßen, nordöstlich von Eisfeld, entsteht, aus drei Quellbächen, dem Saarwasser, der nassen und der trocknen Werra, deren Querthäler den südöstlichen breit abgeflachten Teil des Thüringerwaldes durchschneiden, die Werra. Der vereinigte Fluß ist bis oberhalb Hildburghausen nach Südwesten gerichtet, von da ab wendet er sich bis Meiningen nach Westen; dann nach Nordwesten, und diese Richtung behält er fortan im wesentlichen bei. Sein jetzt von einer Eisenbahn durchzogenes Thal, als Längenspalt zwischen Thüringerwald und Vorderrhön eingesenkt, ist überaus anmutig, bei Meiningen insonderheit reizend.

Auf dem rechten Ufer empfängt die Werra die reichsten Wasseradern: die bei Themar mündende Schleuse, welche sie an Wassergehalt übertrifft, die Hasel mit der hennebergischen Schwarza, welche mit ihren obersten Fäden in die schönen Gebirgsthäler von Goldlauter und Celle, nach der Schmücke und Oberhof führt. Auch die Schmalkalde ist nicht unbedeutend. Weiter abwärts sendet auch die Rhön von links her Ulster und Felda.

Durch vortretende Teile des Hessischen Berglandes, wie den Sielingswald, wird die Werra in ihrem nordwestlichen Laufe aufgehalten und auf eine Strecke nach Norden gelenkt. Sie windet sich durch Kalkgebirge in die Weitung von Berka und naht sich nach neuem Durchbruch einer neuen Krise ihres Laufs. Bei Hörsel tritt sie in der Thüringischen Pforte hinaus in das Hessische Bergland, um sich in vielen Windungen hindurchzuarbeiten, und empfängt zugleich ihren stärksten Zufluß, die Hörsel, die in reizendem Thale den Nordwesthang des Thüringerwaldes begleitet und aus demselben eine nicht unbeträchtliche Anzahl kleinerer Gewässer an sich zieht.

Unter Hörsel tritt die Werra in die enge Gasse zwischen dem Ringgau, einem Teile des Berglandes, links, dem Haynich und dem Eichsfelde rechts: schroffe Kalkfelsen stehen hin und wieder wie bei Kreutzburg und Treffurt zu Tage. Nur selten wird diese Gegend von Touristen aufgesucht. Und doch bietet sie in ihrer landschaftlichen Ausstattung, ihrem Reichtum an Sagen, historischen Denkmalen und Erinnerungen so vielfache Reize. Wie schön liegt Treffurt unter der stattlichen Ruine des Normanstein! Ein ausgezeichneter Punkt in der Nähe ist der Heldrastein, 432 m, bei dem Dorfe Heldra. Gegen die Werra fällt der Stein 65 m steil hinab, während bewaldete steile Böschungen die Basis der Bergmasse bilden. Die Aussicht von oben ist herrlich. Im Vordergrunde breiten sich saftgrüne Wiesen und üppige Felder aus, von der stattlichen Werra in mannigfachen Windungen und Krümmungen durchblitzt; dazwischen liegen freundliche Dörfer, unmittelbar tief unter den Füßen das Dörfchen Heldra. Weiter zeigt sich rechts die Stadt Treffurt und über derselben die Ruine Normanstein, in größerer Entfernung nordwärts Wanfried und über diesem herüberleuchtend die Wallfahrtskirche auf dem kegelförmigen Hülsensberge. Darüber hinaus erscheinen der Possenturm bei Sondershausen, das Eichsfeld, und bei klarer Luft das Harzgebirge mit dem Brocken; weiter westlich der gewaltige isolierte Basaltkegel zwischen Werra und Fulda, der Meißner, und in der Nähe die Graburg; mehr im Rücken die Ruinen Boyneburg und Brandenfels. Südlich erhebt sich der Thüringerwald mit der Wartburg und dem hochragenden Inselsberge, und im Osten der über dem Haynich sichtbare Ettersberg bei Weimar.

Von Wanfried bis Eschwege breitet sich wieder fruchtbare Weitung aus, in welcher rechts die Friede aus dem Eichsfelde mündet. Unterhalb Eschwege ist das Thal fortwährend schmal, aber überall voller Schönheiten und blühender Ortschaften. Rechter Hand

folgen meist sanftere Höhen: der lange Höheberg, an seinem Ende die romantischen Schloßtrümmer des alten Hanstein, links das Schloß Ludwigstein; weiter reihen die steilen Weinberge von Witzenhausen sich an, die Höhe von Arnstein und das Leinaholz, ein langer Waldrücken bis in den Bergkessel von Münden.

Nächst der Hörsel ist die links einfließende Wohra im Berglande der stärkste Zufluß.

Die Fulda, der eigentliche Hessenfluß, entspringt oberhalb Gersdorf als starke eiskalte Quelle am Fuße der kleinen Wasserkuppe, 510 m hoch, unter lose umherliegenden Basalten. Nach einigen hundert Schritten verliert sie sich unter schlammigem Rasen und kommt bei Oberhausen wieder zu Tage. Als schönes klares Wasser durcheilt sie das an Rhönpflanzen und gewürzhaften Kräutern reiche Wiesenthälchen, heißt bei Schmalnau die Wanne und nimmt erst bei Eichenzell wieder den Namen Fulda an. Nun geht der Fluß in einem ganz anmutigen Thale von mäßiger Breite durch das Fuldische und das Hersfeldische. Es ist ansehnlich erweitert bei Bebra; dann wird es wieder schmäler aber reich geschmückt und großartig für das Auge durch die schönen und hohen Berge auf seinen Seiten. Bei Beißförth wird das Thal auf einmal eng zugeschlossen; zwischen den hohen steilen Wänden des Beißebergs links und des Wilsbergs rechts hat kaum der Fluß und die Landstraße Raum. Eng bleibt das Thal hinfort, mühsam scheint sich der Fluß hindurch zu winden, nackte Sandsteinwände engen ihn hier und dort ein; bisweilen fehlt selbst jeder Thalboden, bis plötzlich unter Freienhagen das Thal von Kassel, 2 Stunden weit, aufgethan ist. Dann schließt es sich unter Wolfsanger aufs neue wie zuvor. So geht es bis Münden hinab.

Wegen der Nähe der Werra hat die Fulda auf der rechten Seite wenig Gebiet, überhaupt nicht so viele Nebenflüsse als jene, aber ein paar größere. Das System der Fulda kann geradezu ein Doppelsystem genannt werden; denn die Eder kommt ihr an Mächtigkeit und Größe des Gebietes gleich. Vom Ederkopfe in Nachbarschaft der Lahn-, Dill- und Siegquellen kommt sie 613 m hoch herab, hat raschen Lauf, selten bedeutende Tiefe, aber desto größere Breite; nach Aufnahme der vom Vogelsberg kommenden Schwalm ist sie über 70 m breit. Der Schwälmer Grund ist schön und fruchtbar, er gilt mit seinen strotzenden Getreidefeldern und seinen üppigen Weideplätzen für die hessische Kornkammer.

Werra und Fulda fließen im Kessel von Münden zusammen. Daß die Werra der eigentliche Hauptfluß sei, wird aus vielem klar.

Unsere Alten hielten in der That die Werra und Weser für einen Strom, der die Fulda aufnimmt. Noch spät im Mittelalter heißt die Weser bei Bremen meistenteils Werra (Wirraha), und in der That sind beide Namen ein Wort (Wisuracha, mit römischer Ummodelung Visurgis), das bald in Werra (Wirraha), bald in Weser (Wisura) verkürzt wurde. Die Werra ist 250, die Fulda 200 km lang, das Bett der Fulda ist im ganzen seicht, das Gefälle stark, die Schiffahrt beschwerlich und eines ansehnlichen Vorspanns bedürftig.

Unter allen den Höhenzügen, welche das Wesergebiet in bunter Mannigfaltigkeit und anscheinender Regellosigkeit unter dem Gesamtnamen des hessischen Berglandes umschließen, tritt keines bedeutender hervor als das Meißnergebirge. Meißner nennt man den Hauptberg, Wissener nennen ihn die Dörfer der ganzen Umgegend, weil er noch mit Schnee bedeckt zu sein pflegt, wenn die niedern Berge und Fluren ringsum grünen. Eine Verkettung von Bergen und Hügeln hebt ihn auf ihren Schultern 751 m über das Meer, und 600 m über das Werrathal empor. Von da stellt er sich dar, hoch und frei über alle Umgebung ragend, wie ein langer dunkelgrüner Wall. Seine Krone ist eine völlig platte Ebene, 4 km lang, ein Viertel so breit; sie endigt fast überall mit steilen Gehängen und Abgründen. Kein anderer Berg hat einen solchen Ruf im Hessenlande. Der Gebirgsforscher kommt, um seinen Bau und seine Gesteine zu bewundern. Sein Basalt stieg in der Urzeit aus den Sand- und Kalksteingebirgen empor, und bildete ansehnliche Klippen, Grotten und steile Wände, wie den Weißenstein und die Kalwe auf der Ostseite, zwischen denen der Frau-Hollenteich und der Gottesborn liegen, wie den Seestein auf der Südseite, wo sich ebenfalls ein kleiner Teich befand, und die Kitzkammer auf der Westseite. Bergleute fahren in die Stollen des großen Steinkohlenwerkes, das tief unter dem Basalt liegt, und schon seit 300 Jahren gebaut wird. Pflanzenkundige suchen die seltnen und nützlichen Kräuter auf, arme Leute Beeren, um sie weithin zu verkaufen. Und auf die Oberfläche treiben die Hirten die schönsten Rinderherden mit ihrem hellen Geläute. Für sie ist die große Tafel des Berges gedeckt mit fetten würzigen Wiesen und Weiden; dazu die vielen Wiesengründe am Abhange, von zahlreichen Quellen bewässert, die in achtzehn namhafte Riesel und Bäche ihr weiches Wasser sammeln. Auch der Weidmann findet seine Lust in den Gehölzen, der Altertumsforscher erkennt Spuren eines heidnischen Gottesdienstes, aus dem sich noch die Sagen der Frau Holle erhalten haben; und noch immer, wie in grauer Vorzeit, wallfahrten die Land-

leute im Frühjahre zum Tanze hinauf. Die Aussicht reicht nach Harz, Thüringerwald und Rhön, über viele Gruppen des Hessischen Berglandes, in das Waldeckische und Paderborner Land.

Die Weser ist unter allen deutschen Strömen der im Verhältnis zur ganzen Lauflänge am entschiedensten dem Berglande angehörige Fluß. Noch ihr ganzer Mittellauf geht durch Bergland. Die verschiedenen Züge dieses Berglandes faßt man unter dem Namen des Weserberglandes zusammen. Es erscheint wie ein in das Tiefland vorgeschobener Keil, ein Gemenge kleiner Hochflächen und paralleler Züge umfassend, in denen die Richtung von Südosten nach Nordwesten vorherrschend ist. Im allgemeinen herrscht im Süden die Form der Hochfläche, im Norden die der Kette vor. Breite und Höhe nehmen von Südosten nach Nordwesten ab, die Höhe bleibt immer unter 500 m; aber die wallförmige Gestalt der Bergzüge und die relative Höhe über den anliegenden Ebenen machen sie für das Auge ansehnlicher als manche Gebirge von größerer absoluter Höhe.

Zwischen Münden und Bodenfelde und westwärts bis Karlshafen gräbt sich die Weser ein schmales, von zackigen Felsen und hohen Bergen eingeschlossenes Bett durch die Massen des bunten Sandsteins, der mit dem Strome parallel streicht und westlich im Reinharzwald, östlich im Bramwald hohe, feste Wälle bildet. Das Thal ist enge, kaum weiter als das Strombett; fast überall treten die Berge bis nahe an das Wasser, das nur selten geringe Thalerweiterungen den meist schroffen, felsigen Abhängen abzugewinnen vermochte.

Das kleine westliche Stück, auf dem der Fluß die Diemel aus dem Rothaargebirge empfängt, läßt eine Vergleichung mit der Rheinstrecke von Mainz bis Bingen zu. Wie sich der Rhein von Mainz erst westlich wendet, parallel den Schichten des rheinischen Schiefergebirges, und diese bei Bingen senkrecht durchbricht, so wendet sich auch die Weser oberhalb Karlshafen westwärts, stößt aber bald auf die harten Rücken eines Muschelkalkplatte, die sie wieder in die nördliche Richtung hineinzwängen.

Sobald der Strom mit der Wendung nach Nordnordosten sein Durchbruchsthal verlassen, und, die harten Schichtenköpfe des Kalkes links, die sanften Abfälle des Sandsteins rechts, die Grenzlinie beider Formationen gewonnen hat, wird die Bildung des Thales eine andere; es zeigen sich bedeutendere, von Lehm und Geröll erfüllte Erweiterungen, die sich, so oft ein einzelner Kalkpfeiler näher an den Solling herantritt, wieder verengen, und so eine Reihe Kessel bilden, früher gewiß Seeen, die das Wasser bis zu einer bedeutenden Höhe anfüllte. Der

letzte und größte dieser Kessel ist die Thalebene, in deren Mitte auf dem rechten Weserufer Holzminden liegt, westlich, nördlich und nordöstlich von Kalkbergen, östlich und südöstlich von Sandsteinhöhen umschlossen. Unterhalb Forst tritt die Weser in das Kalkgebirge ein: das Thal wird bald wieder enger, tiefer und von schrofferen Felsen und steileren Abhängen begrenzt. Wo der Strom hier Längsspalten findet, in denen er dem Streichen der Kalklager parallel folgt, sind meist breitere Thalerweiterungen mit sanfteren Uferrändern entstanden. Öfter aber ist er gezwungen, die Schichten senkrecht zu durchbrechen; und diese Orte sind durch groteske Felsenbildungen ausgezeichnet. Nach dem Durchbruch gewinnt die Weser bei Rühle noch einmal die Grenze zwischen dem Kalk- und Sandstein, tritt aber schon bei Bodenwerder in die weiteren Längenthäler des Muschelkalkes und Keupers ein, in denen sie ruhiger ihren Lauf fortsetzt.

Zur Rechten der Weser liegt auf dieser Strecke der Solling, ein mit schönem Laubholz bestandener Bergzug, der 500 qkm bedeckt. Selten wird in Deutschland ein so zusammenhängender Forst gefunden. Der höchste Punkt, der Moosberg, 513 m, liegt östlich von Höxter. An den Solling schließen sich im Norden andere Hügel- und Waldzüge, welche zwischen Leine und Weser nach Nordwesten ziehen. Zur Linken hat der Strom die weit ausgedehnte, einförmige Hochfläche von Paderborn, von 250—330 m mittlerer Höhe, an die sich das Lippesche und Pyrmonter Bergland anschließt.

Von Bodenwerder strömt die Weser in weitem, anmutigem Thale an Hameln und Rinteln vorüber nach der Grenzscheide zwischen Bergland und Tiefland. Sie erreicht sie in der Westfälischen Pforte (Porta westfalica), in der Scharte, wie die Umwohner sagen, einer ziemlich geräumigen, von dem Flusse kaum zur Hälfte ausgefüllten Lücke, die nicht ein enges, zu beiden Seiten schroff und steil in den Strom abfallendes Felsenthor darstellt, sondern ein freundliches Querthal ist, in welchem Wiesen und Äcker den Strom umsäumen. Im Tieflande nun hat die Weser fortan ebene Bahn.

VI. Das norddeutsche Tiefland.

1. Der Charakter des deutschen Flachlandes.

Wenn man hinunter steigt von unsern Höhen,
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes ebenes Land,
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn;
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen,
Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Wir sind in dem deutschen Tieflande angelangt, welches die ganze nördliche Hälfte des deutschen Bodens bis zu den Küsten der Nord- und Ostsee hin einnimmt. Diluviale Ablagerungen bilden es, welche nur an einigen Stellen von Braunkohle, Kreide, Jura- und Muschelkalk unterbrochen oder durchbrochen werden. Es ist ein alter Meeresboden, wie die horizontalen Ablagerungen von Mergel, Thon, Lehm, Sand und Kies bezeugen. Aber auch diese Gebilde sind bisweilen noch mit neuen Schichten überdeckt: große Torfmoore, starke fruchtbare Humuslager, Ablagerungen von Raseneisenstein und Infusorienschalen sind dann darüber gebreitet. Zwischen diesen Erscheinungen des Tieflandes liegen die Fündlinge des Hochgebirgs, Blöcke von Granit und andern Urgebirgsarten, welche in allen Größen bis zu 40 m Durchmesser über das Tiefland zerstreut und wahrscheinlich einst auf schwimmenden Eisschollen aus Skandinavien und Finnland nach Deutschland eingewandert sind. Begierig greift in der felsenlosen Niederung der Straßenbauer wie der Pflasterer nach diesen Fremdlingen, und die schönsten wählt sich der Künstler aus, um sie entweder selbst in Kunstwerke zu verwandeln oder wenigstens seine Statuen darauf ruhen zu lassen.

Die untersten geschichteten Gesteine des Flachlandes, denen das Diluvium aufgelagert ist, haben auf die Laufrichtung der niederdeutschen Flüsse bestimmend eingewirkt. Wo sie noch zu Tage treten, da haben sie eine nordwestliche Richtung; und dementsprechend haben die großen Wasseradern des Flachlandes eine Hauptrichtung von Südosten nach Nordwesten. Ihre Ufer sind bei dem hier im allgemeinen vorhandenen lockern Gefüge, bei dem losen Zusammenhange und der erdigen Beschaffenheit der Bodenbestandteile meist flach, häufig ausgeschweift und vielfach zerrissen und durchwühlt; sie haben ferner die Neigung, ihr Bett auf weite Strecken zu versanden, Inseln anzusetzen, in ihren Mündungsgebieten sich in Arme zu zerteilen.

Die Eintönigkeit des deutschen Flachlandes ist übel berufen; aber doch bringt schon die Verschiedenheit der Oberfläche Abwechselung hervor. Fruchtbare Ebenen, höchstens von den Einschnitten der Flüsse unterbrochen, bezeichnen das Lehmgebiet. Flache, zuweilen vom Winde bewegliche, oder mit ausgedehnten, fast schattenlosen Kieferwaldungen bedeckte Hügel und Steppen charakterisieren das Sandland, über welches sich zuweilen aus gröberm Kiese bestehende, kegelförmige Hügel erheben, die in diesen flachen Gegenden fast als Berge oder Gebirge erscheinen, zumal wenn sie noch mit nordischen Geschiebeblöcken bedeckt sind. Der Reichtum an Wald und Wasser in Fluß- und Seeenform tritt wohlthuend hervor, und die Landrücken der östlichen Gegenden entwickeln in den Durchbruchsstellen landschaftliche Schönheiten überraschender Art.

Weder im Osten gegen das sarmatische Tiefland hin noch im Westen gegen das niederländische hin, hat das niederdeutsche Tiefland eine andere Grenze als die schwarzweißen Grenzpfähle Preußens. In der Mitte teilt es die Elbe in zwei ungleiche Hälften, welche bei aller Gemeinschaft des Typus im allgemeinen durch Sondereigentümlichkeiten geschieden sind. Die östliche hat ihre durchziehenden Landrücken, ihre Seeenplatte am Meer und Seeenreichtum im Binnenlande, ihren Flugsand, Bruch und Kieferwald; die westliche seeenarme ihre Heiden und Torfmoore, ihr flaches, fettes Küstengebiet, das gegen die drohende Meeresflut nur durch Menschenkunst geschützt wird. Auch die Bevölkerungsverhältnisse beider Ebenen sind verschieden. Im Westen sitzen echte, ungemischte Germanen, Sachsen und Friesen; nur im Südwesten tritt das Mischvolk der Wallonen auf. Aus der östlichen Ebene aber sind die nach dem Abzuge der Germanen in den Zeiten der Völkerwanderung bis zur Elbe vorgedrungenen Slawen noch nicht wieder in ihre alten Grenzen zurückgewiesen, so daß sie

östlich von der Oder noch einen erheblichen Teil der Bevölkerung ausmachen, ja selbst westlich von derselben, wie im Spreewalde, inselartig sich behauptet haben.

Ein merkwürdiger Parallelismus des Laufes charakterisiert die großen Ströme des deutschen Niederlands. Zwar der Vater Rhein eilt, nachdem er seinen Durchbruch durch das rheinische Schieferplateau vollendet, jäh westlich abbiegend die holländische Grenze zu gewinnen. Aber Weser, Elbe, Oder, Weichsel gehen inmitten ihres Laufes alle aus ihrer nordwestlichen Richtung in scharfem Winkel in die nördliche über, um dann nach einiger Frist doch wieder zurück in die alte nordwestliche Richtung zurückzukehren. Das ist das neue Bett, das sie sich gegraben haben; in vorhistorischen Zeiten behielten sie die nordwestliche Richtung bis zu ihrer Mündung bei. Damals floß die Elbe durch das Bett der Aller ab; die Oder ging durch das Bett der Havel und mündete in den innersten Winkel der Nordsee. Aber allmählich, stets gegen ihr rechtes Ufer andrängend, gruben sie sich durch die entgegenstehenden Höhenzüge hindurch, gewannen den nordwärts gerichteten Durchbruch und kehrten nach dessen Vollendung in die Richtung zurück, welche die allgemeine Abdachung Niederdeutschlands ihnen vorschrieb. So kam, während die Oder zur Ostsee gewiesen wurde, die Elbe in das alte Oderbett.

Da, wo die Flüsse aus dem Berglande treten, lagern sie das zu Schlamm zerriebene Geröll des Oberlandes bequem zu beiden Seiten ab. So sind fette Uferlandschaften entstanden, welche sich oft ziemlich weit den Fluß hinabziehen. Wir nennen diese Uferlandschaften mit schwerem Boden Börden. Aber dazwischen zieht sich weit in das Binnenland der alte Meerboden hinauf, von dem das Meer erst in so späten Zeiten gewichen ist, daß der Sand nur erst wenig hat verwittern können. Das ist die Geest oder Gast, was im Plattdeutschen so viel wie trocken bedeutet. Nur an den günstigsten, d. h. am wenigsten trockenen Stellen zeigt der Boden einigen Anbau, meist deckt ihn Heide. Da zeigt sich kein frischer Grasboden, sondern überall sieht man nur Himmel und Heide. Überall sieht man dieselben langgestreckten Rücken, überall dasselbe düstere Braun, dieselbe schwermütige Stille. Nur die zahllos die Heide durchschlängelnden Wege, die immer die Stellen festesten Pflanzenwuchses, niemals die grade Richtung suchen, deuten auf menschlichen Verkehr hin. Hin und wieder indessen begegnet uns auch eine Schafherde, die, träge blökend, dem voranschreitenden, strickenden Hirten folgt. Ärmlich erscheinen die spärlichen Dörfer, deren tief herabreichende Dächer den rauchgeschwärzten Häusern ein düsteres Ansehen geben. Magere Buchweizen-

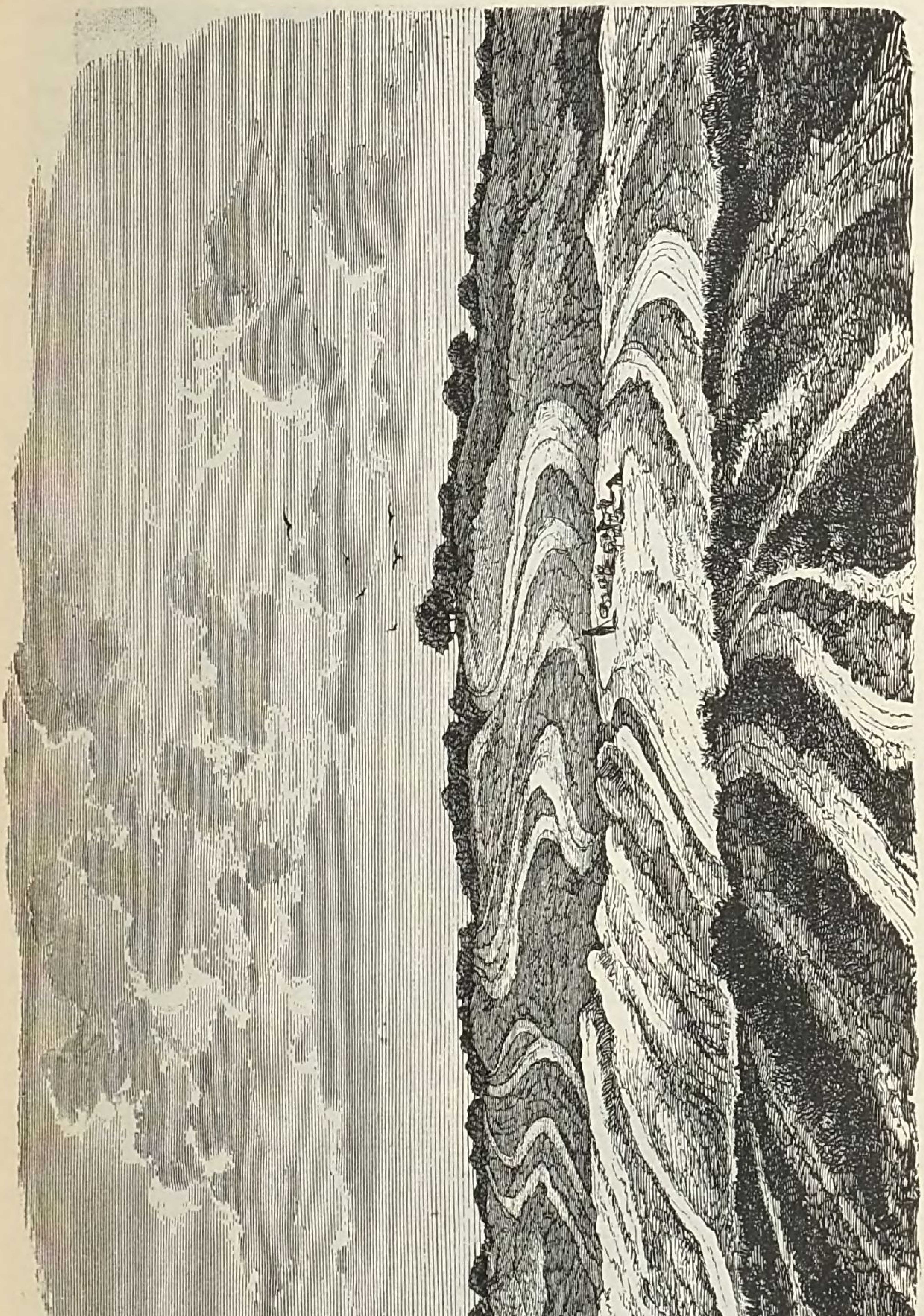


Abb. 67. Aus der (bremischen) Geest.



Abb. 68. Eingedeichtes Marschland.

felder, von Bienen umschwärmt, liegen in der Nähe. Aber stetig vorschreitend erobern die Kiefern-Anforstungen von der Heide einen Strich nach dem andern. An den Flußwinkeln oder Flußthoren endet die Geest, reicht aber meist mit Inseln und Landzungen in die Marsch hinein. Die *Marschen*, welche wie ein grüner Saum die deutsche Nordseeküste bis zum jütischen Sandufer umziehen, sind ein Geschenk der See, das sie durch die Ablagerung von Schlammteilen, welche die großen Flüsse mitbringen und zum Teil schon an ihren Ufern absetzen (Flußmarschen), gebildet hat. Mikroskopische Untersuchungen haben überall in diesem Schlick die Panzer von Seeinfusorien, die in brackigem Wasser abzusterben scheinen, nachgewiesen. Zugleich führt die wiederkehrende Flut des Meeres allerlei Seetiere in Masse herbei, welche mit dazu beitragen, dem Marschboden seine erstaunliche Fruchtbarkeit — wie in den hamburgischen Vierlanden — zu geben. Gegen weitere Überflutungen nun werden die Marschen durch mächtige Dämme oder Deiche geschützt, welche nach der Örtlichkeit 5—12 m hoch aufgeführt und zu besserem Schutze gegen das heranflutende Meer an der Außenseite mit einer Rasenfläche überzogen worden. Da kann man es denn wohl erleben, daß man, an der steilen Innenseite der Dämme dahinschreitend, auf der Außenseite mehrere Meter *über* seinem Kopfe das Rauschen der Meereswogen oder gar die donnernde Brandung hört. Innerhalb der schützenden Dämme liegen die fruchtbaren Marschfelder, üppige Baumpflanzungen und die behäbigen Gehöfte der Marschbauern.

Ununterbrochen setzt nun vor der sonst gesenkten Außenseite der Dämme das Meer neuen Schlick ab; fort und fort werden die von jeder Flut überspülten Watten höher, bis es sich lohnt, auch die neue Marschfläche mit einem Damme zu umziehen. So entstehen immer neue Polder oder Köge, und stetig wächst in das Meer das Land Schritt für Schritt hinaus.

Aber nur der Nordseeküste sind die Marschen eigen; die Ostseeküste dagegen wird durch den baltischen Höhenzug charakterisiert. Hinter diesem beginnt zunächst der breite *karpatische Landrücken* mit der flachen Hochfläche der Lüneburger Heide, und setzt sich dann in den Einzelerhebungen des Fläming, des Lausitzer Grenzwalles, der Tarnowitzer Hochfläche fort, um endlich in die galizische Vorstufe der Karpaten überzugehen. Der *baltische* Landrücken dagegen, von dem 10 m hohen Kap Skagen anhebend, gürtet in engem Bogen die Ostsee. Mitunter nimmt der Zug den entschiedenen Charakter des Berglandes an; im Thale der Grabow erheben sich reizende wilde Bergpartieen, und der Heilige Berg bei Pollnow ist als Aussichtspunkt weithin berühmt, ebenso der Gollen bei Cöslin, der sich sanft zum Meere hinabsenkt. Tausende

von Seeen sind regellos über den Rücken der Platte, namentlich in Mecklenburg und Ostpreußen verteilt. Viele sind seicht und flach, andere 100 bis 200 m tief, manche gelten dem Volke für unergründlich; Städte und Dörfer sollen darin versunken sein. An vielen steigen Hügelränder bis zu 100 m auf, und diese, sowie der frische, grüne Wald, welcher die Ufer umkränzt, verleiht der Landschaft mannigfaltigen Schmuck.

2. Der westfälische Bauer.

Der Rand des niederrheinisch-westfälischen Gebirges im Nordwesten war einst Meeresküste; gegenüber erhob sich allmählich eine submarine Bank aus der Flut und wurde zu dem nordwestlichen Ausläufer des Weser-Berglandes. So entstand ein Meerbusen; ringsumher lagerten seine Wogen Kreide- und Mergelgebilde an den Bergrändern ab. Allmählich wurde er trocken gelegt. Das Wasser ließ flaches angeschwemmtes Land mit allerlei Geschieben von Kreideniederschlägen zurück, ein zum Teil sandiges, zum Teil sumpfiges, zum Teil fett marschiges Gelände. Die Fruchtbarkeit nimmt von Norden nach Süden zu: am Abhange des Haarstrang zieht sich der Hellweg hin, eine äußerst fruchtbare Kornebene, zu der die Soester Börde gehört.

Dies ist das fest umrandete westfälische Land. Hier und da erheben sich auch im Innern Hügelgruppen. Ziemlich in der Mitte des Ganzen, westlich von Rheda, liegen die welligen Hügel von Stromberg, nördlich davon, nahe dem Teutoburger Walde, der Carberg, der im Aschendorfer Berge 195 m erreicht. Der landschaftliche Eindruck des Landes hat, wo solche Hügelgruppen nicht aufsteigen, etwas Einförmiges: da wo flache Sumpfebene oder Heideland sich dehnt und nur spärliches Tannengehölz auftritt, bedrückt uns der Eindruck düstrer Dürftigkeit. Schön dagegen sind die Eichenwälder des Münsterlandes: mächtige, riesige Stämme, oft bis in die Krone von Epheu umsponnen.

Hier wohnt auf seinem Grund und Boden ein eigenartiges, kernhaftes Bauerngeschlecht. Von den Vorfahren angeerbt ist das Gut. Das große einstöckige Haus, von dessen Giebel meist zwei Pferdeköpfe in Holz geschnitzt herabschauen, ist seiner bedeutenden Länge nach gewöhnlich in drei Teile geteilt. In der Mitte der Giebelseite ist die Einfahrt, welche unmittelbar auf die Tenne führt. Von da wird die Ernte auf dem Speicher bis zum Dache untergebracht. Rechts und links von der breiten Einfahrt sind die Plätze für das Vieh abgesondert, das nicht mit den Köpfen gegen die Wand gekehrt steht, sondern umgekehrt, klug und gemütlich über die niedern Futtermauern hinaus dem Thun und Treiben der Herrschaft zusieht. Der zweite dahinterliegende Raum, der Wohnplatz der Menschen, enthält

den Kochherd mit seiner schwarzen umfangreichen Überdachung, in welcher die kolossalen Schinken, Würste und Speckseiten ihren Räucherungsprozeß durchmachen. Die Schlafstellen der Familie befinden sich an den Wänden herum in sogenannten Schlafschränken, deren Thüren abends geöffnet werden. In der Mitte des ganzen Raumes steht der mächtige Familientisch. Das Gesinde schläft in Verschlägen beim Vieh oder auf dem großen Heuboden über demselben; Hühner und Tauben sind in kleinen Anbauten an der Tenne untergebracht. Das Ganze überschatten Bäume; oft sind es hundertjährige Eichen, die ihre Äste auf das bemooste Dach des Hauses niedersenken.

Der Herd ist des Hauses innerstes Heiligtum. „Er ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Hausfrau, welche dabei sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt sie bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß anderwärts, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich großer Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr, die Einfahrt wird ein Schleifweg des Gesindes. Die ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren. Und wer gar seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern und seine Schweine im dritten hat und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal soviel Wände und Dächer zu unterhalten, und muß den ganzen Tag mit Beaufsichtigen zubringen. Ein rings herabhangendes niedriges Strohdach schützt die alle Zeit schwachen

Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirte selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich die Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Kein Vitruv ist imstande, mehr Vorteile zu vereinigen."

Wo alles unter einem Dache, um ein Feuer beisammen lebt, wo der weite Raum der Einfahrt gleichsam ein bedeckter Marktplatz für das kleine häusliche Gemeinwesen ist, um welchen herum dessen sämtlichen Gliedern, Menschen und Vieh ihre besondern Plätze angewiesen sind; wo eben dieser Raum die Jugend nicht bloß zu angestrengter Arbeit, sondern auch zu heiterm Tanze und Gelage versammelt: da mußte ein haushälterischer, anhänglicher Sinn zur Familie, eine größere Anhänglichkeit selbst zum Vieh, mußte für den Genuß der Freuden des Lebens im engen, bekannten Kreise eine festere Neigung entstehen, als wo alles innerhalb derselben Wirtschaft zerfahren und getrennt lebt.

Gehen wir von dem Hause in die Umgebung über, so findet sich der Hof einerseits von dem Garten, anderseits von Wiesen und Ackerland umgeben. Die Felder sind von einem Erdwall umzogen, auf dem dichtes Gesträuch wächst, und knollige Baumwurzeln immer neue Sprossen, die alle fünf bis sechs Jahre abgehauen werden, hervortreiben, und über die Felder und Wiesen hin ragt das Gehölz. Je älter und unberührter die Eichen im Gebüsche, desto stolzer und selbstbewußter der Landmann. Hier und da gewähren die Gebüsche eine Durchsicht bis zum Nachbarhofe, oder es öffnet sich eine Fernsicht zu dem Turme des Dorfes, der am Sonntage alle Bewohner der Hunderte von zerstreuten Höfen zur Kirche ruft, die den Einigungspunkt der Gemeine bildet.

Die Bauerhöfe machen die bestimmte Grundlage für das sociale Leben aus. Eine Anzahl solcher Höfe, etwa 20—70, machen eine Bauerschaft aus, mehrere Bauerschaften ein Kirchspiel. Mit dem Kirchspiele, mit der gemeinsamen Kirche und dem gemeinsamen Friedhofe nimmt die Centralisation ein Ende, so daß selbst die Vereinigung mehrerer Kirchspiele zu einem Gerichtsbezirke und zu einem landrätlichen Kreise von unwesentlichem Einflusse auf die Denkungsweise der Menschen geblieben ist. Die Einigung im Kirchspiele ist eine durch die Religion hervorgerufene und deshalb dauernde und feste.

Solche Hofeswirtschaft gilt indessen nur für das Münsterland und Delbrücker Land. Im Paderbornischen, im Sauerlande

mit dem Herzogtum Westfalen giebt es geschlossene Dörfer und kleine Ackerstädte, die nicht mit Wallhecken, sondern mit weiten Feld- und Wiesenflächen umgeben sind. So scheiden sich die alten Bestandteile des Westfalenlandes, das eigentliche Westfalen und Engerland noch heute charakteristisch voneinander ab.

3. Die norddeutschen Moore.

Die Gegensätze zwischen Geest und Marsch fallen besonders in den Gegenden der unteren Ems und Hunte in die Augen. Die höher gelegene sandige Geest hat hier im Süden des Gebietes die größte Mächtigkeit und erhebt sich zuweilen nicht unbedeutend über die nahen Flüsse. Besonders hervor tritt der Hümling oder Hümmeling, eine 40 km im Umfange haltende Sandfläche, welche sich um 50 m über die Ems bei Meppen erhebt. Eine durch kleine Kiesel und Heidekraut gebildete Kruste bildet seine Oberfläche. Löst sich diese, so bildet der Wind bewegliche Sandhöhen, welche die kümmerlichen Äcker verderben und die ärmlichen Anwohner mitunter zum Wechseln ihrer Wohnungen zwingen. Wenig zum Ackerbau geeignet, hat der Hümling starke Vieh- und Bienenzucht, an den Bächen einzelne Dörfer und Bauerschaften. Doch birgt diese traurige Öde auf ihren nackten Flächen, wo kaum die Eingeborenen Wege und Stege kennen, an vielen Orten noch jene vorchristlichen Steindenkmale, die den Altertumsfreund und sinnenden Beschauer in die ältesten Zeiten unserer vaterländischen Geschichte versetzen. Aber die Geest zieht sich in unserm Gebiete in einzelnen Streifen bis an das Meer. So geht zwischen der Hunte und dem Meere am rechten Emsufer eine Geesthügelkette an Oldenburg vorbei, und läuft, den Jadebusen zur Rechten lassend, auf die Stadt Jever zu, welche, auf einer schmalen Geesthalbinsel gelegen, wie von einer Zinne in die üppige Marschfläche von Jeverland hinabschaut. Die Ähnlichkeit dieser Hügelkette mit Dünen ist ganz augenscheinlich; ja die Dünengestalt ist an vielen Orten, wie in den Osenbergen, noch vollkommen erhalten. Neben Geest und Marsch treten im Unteremslande die Moore in gewaltiger Ausdehnung auf und bedecken an beiden Ufern der Ems an 4000 qkm Landes. Viele Striche bilden Mittelstufen zwischen Geest und Moor (anmooriges Land) und zwischen Moor und Marsch. Manche Marschlandschaften sind durch Moorstreifen inselartig abgesondert, und waren dadurch besonders geeignet, die im Mittelalter in diesen

Strichen auftretenden Marschdemokratieen zu bilden und bis auf die Gegenwart die Sitten der Altväter unverändert zu erhalten.

So liegt, um einige hervorragende Marschländer anzuführen, das Butjadinger Land zwischen Jadebusen und Wesermündung, im Mittelalter ein kleiner freier Staat, der sich vom Regiment der bremischen Erzbischöfe unter ostfriesischen Schutz begab. Am rechten Ufer der untern Hunte liegt das Stedinger Land, im 13. Jahrhundert der Schauplatz eines erbitterten Kampfes gegen einen Friesenstamm, der mit der Kraft und Tüchtigkeit der Ahnen auch Reste des Heidentums bei sich erhalten haben mochte.

Die Moorlandschaften, welche schon die Aufmerksamkeit der alten Geographen auf sich zogen, gehören zu den trostlosesten Strichen von ganz Deutschland. Kein Strauch unterbricht diese unübersehbaren Einöden; sie sind spärlich mit kurzem, schilfigem Moorgras und Binsen bewachsen, und stellenweise tritt braunes, übelschmeckendes Wasser zu Tage. Eine Totenstille ruht auf ihnen, höchstens unterbrochen durch das Geschrei des Kiebitz oder den klagenden Laut des Moorhuhns. Meist sind diese Moräste 1—3 m, hier und da aber auch bis 6 m mächtig. Wehe dem Unkundigen, der es wagte, über solchen Boden zu wandern! Ohne die langen Brettersandalen der Eingebornen würde er an vielen Stellen unfehlbar in das tiefe Moor allmählich versinken, wenn nicht baldigst mit Tauen und Brettern ihm Hülfe geleistet würde. Und doch bieten auch diese Einöden der kultivierenden Kraft Gewinn. Ihre Benutzung ist dreifacher Art: teils wird Torf gestochen (Drenthe z. B. liefert zwei Drittel des ganzen Torfbedarfs der Niederlande), teils brennt man sie zu tragbarem Lande, teils arbeitet man sie zu Fehnen um.

Das Moorbrennen ist erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommen, obwohl man schon früher die düngende Kraft der Asche erkannte. Der Vorgang ist folgender. Zuerst teilt man die zum Brennen bestimmten Flächen in große Parallelogramme von etwa 60 Schritt Breite und mehreren hundert Schritt Länge durch Gräben von etwa 3 m Tiefe und 1½ m Breite. Ein solches Parallelogramm wird der Länge nach in Entfernungen von etwa 5 m mit 3—6 dm breiten und über 6 dm tiefen Furchen durchzogen und dann längere Zeit dem Austrocknen überlassen. Darauf hackt man den Boden 3—6 dm tief ein und läßt den Acker so den Winter über liegen. Im Frühling wird der nur grob umgerissene Boden möglichst fein zerschlagen, bis er endlich bei trocknem Wetter zerriebenem

Torfe ähnlich ist. Darauf streut man an vielen Stellen glühende Kohlen auf den Boden, so daß bei mäßigem Winde bald der ganze Acker in Flammen steht. Weil jeder erste gute Tag sofort zum Brennen benutzt wird, so stehen bald Tausende, ja Hunderttausende solcher Mooräcker in Brand und entsenden von der Zuider See bis zur Elbe dicke Rauchwolken, die sich bald zu einer ganzen Moorrauch-Atmosphäre vereinigen. Bei günstigem Wetter wird ein Acker in einem Tage hinlänglich durchgebrannt; und nun säet man Buchweizen sofort in die heiße, ja glühende Asche. Die Schalen der Körner müssen, wenn es gut sein soll, in der Glut knistern. Zugedeckt braucht der Same nicht zu werden; das überläßt man dem Regen. Man säet auch Roggen und Hafer und steckt Kartoffeln, aber nur nebenbei; der Hauptbau ist Buchweizen. Wird das Moorbrennen fortwährend durch gutes Wetter begünstigt, so ist es in zwei bis drei Wochen beendet; gewöhnlich aber dauert es viel länger, oft drei bis vier Monate. Dieses Moorbrennen, dessen Nutzen man bisher überschätzt hat, ruft für Deutschland die unangenehme Erscheinung des Höhenrauchs hervor, der namentlich bei Nordwestwind bis in weite Fernen des innern Deutschland getragen wird. Um ein Beispiel anzuführen, so begann am 6. Mai 1857 in der Gegend von Emden das Moorbrennen und dauerte mit Unterbrechungen bis Ende Juni fort. Am 10. und 11. Mai hatte man den Rauch in Ansbach, vom 16. bis 18. Mai in Hannover, Münster, im Siebengebirge, in Köln, Bonn, Frankfurt, Gera, Neukirchen, am 17. und 18. in Wien, am 18. und 19. in Dresden, am 19. in Krakau. Als im Juli 1863 zu ungewöhnlicher Zeit in Ostfriesland Moor gebrannt wurde, kam der Moorrauch bis über den Genfer See. Der norddeutsche Dichter sagt mit Recht: „Ganz Deutschland riecht's, wenn unsre Moore rauchen".

Eine weit vorzüglichere Verbesserung der Moore ist ihre Verwandelung in Fehne, welche bisher besonders in den nördlichen Provinzen Hollands, in Ostfriesland und im Bremischen stattgefunden hat. Um ein Fehn anlegen zu können, muß das Moor nicht zu tief liegen, und man sucht vorzugsweise solche Moore dazu aus, deren Oberfläche aus einer 1—2 m dicken Lage Torf besteht. Auf diese Oberschicht folgt eine 1—2 m, stellenweise auch 5—6 m mächtige Schicht von schwarzem Torf, größtenteils Holztorf, der aus den verschütteten Wäldern einer früheren Erdperiode entstanden ist. Dann folgt eine Schicht weißen Sandes von ½—1½ m Mächtigkeit und endlich die „Welle," d. h. das Quellwasser. Bei der Urbarmachung

wird die Oberschicht abgetragen und in Haufen gelegt, darauf nimmt man die Mittelschicht weg, welche als Brennmaterial verkauft wird. Wenn diese Torfschicht abgeräumt ist, so wird die zurückgelegte Oberschicht auf den weißen Sand gestürzt und mit diesem vermengt. Nachdem diese Mischerde eine Zeit lang der Verwitterung ausgesetzt geblieben, wird Holz, am besten Eichen, darauf gepflanzt. Zu noch besserer Kultivierung wird Dünger aus den Städten auf den angelegten Kanälen hinzugeführt, und nach zwei- bis dreimaliger tüchtiger Düngung entwickelt dieser Boden eine ungemeine Fruchtbarkeit. Zum Schutz gegen die heftigen Winde legt man gegen die Windseite Holzpflanzungen an. Diese Fehne haben eine Länge von etwa 12—16 km bei einer Breite von etwa 4—8 km. Unter den Bewohnern der Fehne sind die Torfgräber immer nach dem Moore zu voran; dicht hinter ihnen kommen kleine Häusler, die ein Stück des abgeräumten Moores in Pacht haben, und weiterhin die großen Grundbesitzer. Manche der größten Fehnen zählen über 10 000 Einwohner und Hunderte von Schiffen, und die Frequenz mancher Kanäle in denselben beläuft sich monatlich auf 1200 bis 1300 Fahrzeuge. Das großartigste Beispiel einer Torfkolonie ist Papenburg. Noch 1675 war diese Gegend ein wüster unwirtbarer Sumpf, dessen Grenzen das schärfste Auge nicht zu erreichen vermochte. Außer einer alten verfallenen Burg und einigen elenden Wohnungen war hier keine Spur menschlicher Betriebsamkeit vorhanden. Damals entschloß sich der Besitzer dieses ungeheuren Morastes, nach dem Vorbilde der Holländer eine Torfkolonie daraus zu machen. Zu dem Zwecke wurde ein schiffbarer Kanal von der nicht weit entfernten Ems her gezogen und nach und nach weiter in den Morast hinein fortgesetzt. An seinen Ufern bauten sich die ersten Kolonisten an; die alte Burg ward geschleift und aus dem Material eine Kirche gebaut. Man vermehrte und verlängerte die schiffbaren Kanäle, und so erreichte die Kolonie nach und nach ihren jetzigen Umfang. Der Hauptkanal, welcher durch ein Sihl (Schleuse) mit der Ems in Verbindung steht, durchzieht in südöstlicher Richtung die ganze Papenburger Torfkolonie in einer Länge von 10 km. Alles überflüssige Wasser der Kanäle und alle Schiffe der Kolonie gelangen durch jene Schleuse in die Ems. Aus dem Hauptkanale hat man nun mehrere andere ansehnliche Kanäle zur Gewinnung des Torfs in das Moor gegraben. Die Länge sämtlicher Kanäle zusammen würde wenigstens 25 km ausmachen. Auf beiden Seiten dieser Kanäle stehen die Wohnhäuser, alle nur ein Stockwerk hoch, mit Ziegelmauern und auf holländische Art mit

Giebeln versehen und mit Ziegeln gedeckt, im ganzen von gefälligem, freundlichem Ansehen. Zwischen den Kanälen und Häusern laufen Fahrwege. Die Häuser stehen bald in größern, bald geringern Entfernungen auseinander und haben anmutige Baumpflanzungen in ihrer Nähe. Zu den vorzüglichsten Gewerben der Papenburger gehört die Torfgräberei und der damit verbundene Torfhandel, nebst der Kultur des abgegebenen Bodens zu Getreide, Gemüse, Obst, Kartoffeln, Wiesen und Weiden. Auch unterhalten sie starke Seeschiffahrt, treiben Schiffbau und Muschelkalkbrennerei.

Zwischen der Ems und den Mooren ist gewöhnlich 2 bis 4 km Zwischenraum. Auf dem linken Ufer zieht sich in ununterbrochenem Zusammenhange bei dem holländischen Fort Burtange das Burtanger Moor hin, das an 1400 qkm Fläche bedeckt. „Auf der hannöverisch-holländischen Grenze," erzählt ein Reisender, „habe ich, zwischen Hesepertwitz und Ruetenbrock das pfadlose Moor von Bourtange überschreitend, einen Punkt besucht, wo wie auf hohem Meere der ebene Boden am Horizonte von einer reinen Kreislinie umschlossen ward, und kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, kein Gegenstand von eines Kindes Höhe auf der scheinbar unendlichen Einöde sich abgrenzte. Auch die entlegenen Ansiedelungen, die, in Birkengehölze verborgen, lange Zeit noch wie blaue Inseln in weiter Ferne erscheinen, sinken zuletzt unter diesen freien Horizont herab. Dieses Schauspiel, auf festem Boden ohne seinesgleichen, überall hin auf abgerundeten Heiderasen und über dem Schlamme gesellig schwebende Cyperaceen das Auge einschränkend, zugleich seltsam das Gemüt mit der Gewalt des Schrankenlosen ergreifend, versetzt uns in ursprüngliche Naturzustände, wo eine organische, jedoch einförmige Kraft alles überwältigend gewirkt hat."

Unter den Mooren des rechten Emsufers ist das bedeutendste das Saterland. Es ist mehr als 20 km lang und 14 km breit, und stellt eine der ödesten Gegenden des deutschen Tieflandes dar. Die wenigen, in vier Kirchspiele geteilten Dörfer mit ihren Äckern und Wiesen in den meilenlangen Heide- und Moorstrecken liegen wie Oasen in der Wüste, da das kultivierte Land nur etwa ein Zwanzigstel der Oberfläche einnimmt. Moräste, Brüche, Moore, Heiden und die beiden Flüsse Markau und Ohe, aus denen die Leda oder Saterems zusammenfließt, scheiden das aus lauter Mooren und Sümpfen bestehende Saterland von allen benachbarten Gegenden so, daß es nur auf einigen schmalen Streifen zugänglich ist. Die 3300 katholischen Bewohner vom friesischen Stamme haben in Sitten, Gebräuchen und

Lebensart viel Eigentümliches, z. B. keine Familiennamen, sondern statt deren aus der Verwandtschaft zusammengesetzte Vornamen. Die Saterländer sind gutmütig, höflich und freundlich, obgleich bei ihrer Abgeschlossenheit auch roh und abergläubisch, dabei prozeßsüchtig. Auf alte Gebräuche und Gewohnheiten halten sie streng, haben auch bei ihrer wenigen Berührung mit der Außenwelt nur geringen Anreiz zur Annahme von Neuerungen. Sie üben in ihren Gemarkungen freie Jagd und Fischerei. Ihre innern Angelegenheiten werden durch zwölf jährlich erwählte Vorsteher, Bürgermeister genannt, verwaltet. Ihre Nahrungszweige sind Ackerbau, Viehzucht, vorzüglich von Schafen, Schiffahrt und Torfgräberei.

4. Der Unterlauf der Weser.

Noch 42 m über dem Meere, 180 m breit, tritt die Weser aus der „Scharte“ in das Tiefland. Bei keinem deutschen Strome ist der Übergang so plötzlich und unvermittelt. Sogleich fehlen erkennbare Thalränder; durch weite von Marschdistrikten unterbrochene Moor- und Heidegegenden fließt die Weser in flacheingefurchtem Bette zwischen 2—3 m hohen Sommerufern. Der Strom hat in seinem Unterlaufe von der Scharte bis zum Meere noch 220 km zurückzulegen, eine Strecke, auf der er seinen größten Nebenfluß die Aller, aufnimmt.

Die Aller entspringt nordnordwestlich von Seehausen am Butterberge in einer Meereshöhe von 255 m. Bis Öbisfelde ist der Lauf nordnordwestlich gerichtet, die Ufer sind niedrig, öfter sumpfig. Nur bei Morsleben und Walbeck, wo sich waldige Vorhügel des Elm von Osten und Höhen des Alvensleber Hügellandes von Westen herandrängen, bekommt die Aller, eine echte Plattlandstochter, etwas von Berg- und Waldeslieblichkeit zu sehen. Die Zuflüsse sind auf der nordnordwestlichen Strecke unbedeutend, auch der Hauptfluß erreicht nur eine geringe Mächtigkeit. Von Öbisfelde an schlägt die Aller nordwestliche Richtung ein und behält sie bis zur Mündung bei. Zur Rechten hat der Fluß zuerst den Drömling, eine 30 km lange und 7 km breite bruchige Niederung, die seit 1776 durch Abzugsgräben trocken gelegt ist. Die Fanggräben gehen zur Aller und zur Ohre, einem aus dem Drömling kommenden Elbzuflusse. So leicht ist die Verbindung zwischen Elb- und Wesergebiet in dieser Sumpfniederung, durch welche vor Zeiten der Elblauf nordwestwärts ging.

Die Aller begleitet abwärts den Südrand der Lüneburger Heide und empfängt aus derselben die Parallelflüsse Ise, Luchte, Örtze,

Böhme. Ihre eigentliche Stärke zieht die Aller aber von links aus dem Harze, dem Eichsfeld und den Bergen zwischen Wesergebirg und Harz. Diese Beiflüsse sind unter sich und der oberen Aller und dem Weserstück von Minden an parallel. Die 110 km lange Ocker kommt vom Clausthal-Zellerfelder Harzplateau, bricht in wildem Thale durch den granitnen Rand des Gebirges und vereinigt die Harzflüsse Radau, Ecker, Ilse in ihrer Flußrinne. An ihr liegt in fruchtbarer Ebene die bedeutende Stadt Braunschweig. Die Fuse entsteht im Ohder Wald, in Vorbergen des Harzes, die Imme in der Ebene.

Der größte Seitenfluß der Aller ist die Leine. Sie entspringt als starke Quelle 270 m hoch auf dem Eichsfeld, 4 km südwestlich von der Stadt Worbis auf einem Bauerhofe des Dorfes Leinefelde. Das oberste Leinestück läuft westlich, dann schlägt der Fluß auf immer nördliche Hauptrichtung ein und tritt in die zwischen Harz und Wesergebirge eingesenkte Mulde von Göttingen, in der sich jedoch noch einzelne bewaldete Züge erheben. Erst unterhalb Elze tritt die Leine entschieden in die Ebene ein.

In der Göttinger Mulde hat sie von rechts her unterhalb Northeim mit der Ruhme einen bedeutenden Zufluß erhalten. Diese entspringt an Vorbergen des Harzes bei Gieboldehausen und vereinigt sich mit der Oder, die aus dem Herzen des Brockengebirges kommt, vom Oderteiche aufgefangen und für die Bergwerke von Andreasberg auf eine Zeit lang durch den Rehberger Graben fast ihrer ganzen Wassermasse beraubt wird.

Aus dem Oberharze strömt auch die Innerste der Leine zu. Bei Langelsheim tritt sie aus dem Harze, fließt aber im Hügelland fast bis zur Mündung. Sie ist der gefährlichste und gefürchtetste aller Harzflüsse. Denn bei dem starken Gefälle ihres oberen Laufs schwillt sie oft furchtbar an. Noch verderblicher indes wird sie durch die Menge bleiglanzhaltigen Schliechs, den sie aus den Pochwerken mit sich führt. Ihr Wasser enthält keine Fische, und wo sie über die Ufer tritt, tötet sie alle Vegetation. Die verstärkte Leine wird bei Hannover schiffbar und mündet nach einem Laufe von 160 km.

Bei der Leinemündung wird die von Celle ab schiffbare Aller 60 m breit. Die Mündung erfolgt nach einem Laufe von 250 km und liegt noch 12 m über dem Meere.

Von der Allermündung bis Elsflet fließt die Weser an Bremen vorüber nach Nordwesten. Rechts empfängt sie die mit der Hamme und Delme vereinigte, auf der untersten Strecke Lesum genannte

Wümme, einen 110 km langen, zuletzt 60 m breiten schiffbaren Fluß der Moore. Das Düvels- (Teufels-) Moor erstreckt sich über 250 qkm, ist aber jetzt auch trocken gelegt; dennoch hat die Inschrift an einer Dorfkirche: Gloria in desertis Deo noch Geltung. Die Hamme steht künstlich mit Zuflüssen der untersten Elbe in Verbindung. Links strömt bei Elsflet die Hunte, ein Parallelfluß der Ems, ein.

Bei diesem Punkte beginnt der direkt nach Norden gerichtete Weser-Liman, in dem die der Weser sonst fremde Inselbildung ihren Anfang nimmt. Solche Inseln oder Sande sind der Altensand, Eschersand, Elsfleter Sand u. a. Da, wo rechts die Geeste mündet und in ihrer ausgetieften Mündung große Schiffe aufnimmt, wo Bremerhafen liegt, fängt der von Südosten noch Nordwesten gerichtete, am Ausgange 15 km breite Mündungsgolf des Stromes an, der hier große Seeschiffe trägt. Durch die Watten hindurch geht ein doppeltes Fahrwasser, das Wunster Fahrwasser und das Neue Gat, die sich nachher zur Norderweser vereinigen. Durch Bänke und Watten ist dieselbe links von der Jade-, rechts durch ein halbinselartig vorspringendes Landdreieck von der Elbmündung geschieden.

Die Weserschiffahrt erfreut sich der Gunst bedeutsamer Verhältnisse. Die Mündung ist, besonders auf dem rechten Ufer, wenig von Frost und Eis belästigt. Der ganze Fluß hat in Bezug auf Klima und andere Verhältnisse etwas von den holländischen Gewässern. Unsere Ostseeströme starren noch lange von Eis, wenn die Weser längst frei ist. Ja in manchen Wintern bleibt die Weser immer zugänglich. Sie hat in dieser Hinsicht sogar vor der nahen, aber etwas weiter nordöstlich liegenden Elbmündung Vorzüge. Sie ist weniger von Eis gehemmt als diese, die nicht nur ein kälteres Klima hat, sondern auch viel größere Eismassen herabführt. Von Bremerhafen abwärts, wo der Strom in den breiten Meerbusen eintritt, friert er fast nie zu und ist hier nur zu Zeiten mit losem Eise gefüllt. Hinderlich ist jedoch die noch im Liman bis Brake störende Versandung.

5. Der Bremer Ratskeller.

Bremen soll seinen Namen von Bram, Bräm, d. h. von dem Uferrande, auf welchem es erbaut ist, bekommen haben. Schiffer und Fischer gründeten die älteste Ansiedelung. Karl d. Gr. machte Bremen 787 oder 788 zum Sitz eines Erzbischofs; seitdem wurde bald die Stadt groß und ansehnlich.

934 erhielt Bremen einen Magistrat und Privilegien, und die Vollmacht des kaiserlichen Statthalters ging an den Erzbischof über. Kräftig wuchs der Stadt Macht, Handel und Reichtum, ja ihr ward die hohe Mission, das Deutschtum in den fernen Osten zu tragen. 1158 wurden bremische Schiffer nach Livland verschlagen und gründeten Riga. Aber auch das Mittelmeer ward der Schauplatz bremischer Tapferkeit und Milde. Bremische Seefahrer halfen 1141 Lissabon erobern und 1189 gründeten Bremer Kaufleute vor Akkon den Deutschen Orden.

Durch Handel reich geworden und 1284 zum Hansabund getreten, entzog sich die Stadt immer mehr dem Einflusse ihrer Erzbischöfe, aber erst im Jahre 1640 wurde Bremen zum Reichstage berufen und im reichsstädtischen Kollegio auf der rheinischen Bank zu Sitz und Stimme gelassen. Jedoch erst der Reichsdeputationsreceß von 1803 befreite Bremen von den Rechten der Oberherrlichkeit, die der Kurfürst von Hannover als Herzog von Bremen noch über verschiedene Stücke des Gebietes geübt hatte. Als Freie Stadt hat es dann auch im Deutschen Reiche seine Stelle gefunden.

Bremen liegt in flach sandiger Ebene auf beiden Ufern der Weser.

Wir treten in die Altstadt auf dem rechten Ufer. Giebelhäuser mit Erkern und Stuccatur im gotischen und Renaissancestil und oft seltsamen Emblemen geschmückt, bilden sie, seit Jahrhunderten von derselben Familie und nur von dieser bewohnt, alles fest, tüchtig, wohlhabend. Bald gelangen wir durch die Söge oder die breite Obernstraße auf den Markt. Dort steht vor dem schönen, um 1410 erbauten Rathause der berühmte, 6 m hohe, überdachte Roland. Am linken Arme trägt er einen Schild mit dem Reichsadler und der Umschrift: „Vryheid do ick ju openbarde Carl (d. i. Karl d. Gr.) nun mannig Vorst verwahr deser Stadt gegeven hat, des danket Gode is min Rad.“ Der Roland, von Rückert in alliterierenden Reihen besungen, sieht nicht so grimmig aus, wie man aus dem Kopfe des Verbrechers zu seinen Füßen entnehmen sollte, schaut vielmehr freundlich, treuherzig drein. Hinter ihm an der Südseite des Rathauses ist der Deutsche Kaiser mit seinen sieben Kurfürsten, jeder mit seinen Emblemen, in Sandstein ausgehauen, ehrwürdig anzusehen.

Wir vertagen es, das Innere des Rathauses uns anzusehen; wir steigen vielmehr hinunter in die unterirdischen Räume: uns zieht es zu dem weltberühmten Bremer Ratskeller. Nirgends zeigt sich

eine Spur von üppiger Eleganz. Auch die kleinen an den Fenstern her laufenden Kabinetts haben nichts mit sonstigen Delikatessenkellern gemein. Ganz einfache Tische und Bänke finden wir und darauf stehen alte, gute, grüne Römergläser. Aber zwischen den langen steinernen Säulenhallen liegen über 150 Stückfässer, angefüllt mit den besten Rheinweinen nach Lage und Jahrgang. Die ältesten liegen in besonderen Abteilungen, deren eine die Rose genannt wird, die andere die zwölf Apostel. Der Rat, für dessen Rechnung der Wein gekauft und verkauft wird, macht kein Geschäft damit, sondern will nur seinen Bürgern und anderen deutschen Freunden des deutschen Weines die Gelegenheit geben, guten, unvermischten Wein billig zu trinken. „Es ist dies der einzige öffentliche Weinkeller, den es giebt, in welchem man ganz sicher ist, die Sorte und den Jahrgang, den man bestellt, auch wirklich zu bekommen, und zwar zu verhältnismäßig sehr billigen Preisen."

Der Bremer Ratskeller wird zum erstenmal in einer Urkunde von 1342 erwähnt. Rheinweine zu bekommen, ließ sich der Rat keine Mühe verdrießen. Um den bedeutenden Zöllen, welche auf dem Rheine erhoben wurden, zu entgehen, ließ man die Weine ganz zu Lande gehen. Die Fahrt auf dieser großen Weinstraße war so schwierig und gefährlich, daß, wie am Ende des 17. Jahrhunderts ein darüber befragter Kellerbeamter aussagte, „den Predigern alljährlich drei Stübchen Wein im Namen des Weinkellers verehrt wurden, weil sie auf der Kanzel gebetet haben, daß die Reise möchte wohl succedieren und die Weine glücklich in salvo kommen." Den Wein aus Gläsern zu trinken, scheint verhältnismäßig neuer Gebrauch zu sein. Die Vornehmen tranken aus silbernen Deckelkrügen, den gewöhnlichen Bürgersleuten setzte man den Wein in zinnernen Gefäßen vor. Den Keller häufig zu besuchen und Gesellschaften dorthin zu führen, war patriotische Pflicht jedes Ratsherrn und Ratsverwandten. Fremden von Distinktion erzeigte man eine Ehre, wenn man sie unter den Tisch trank. War ein auswärtiger Diplomat dafür bekannt, einen recht festen Kopf zu haben, so gab man ihm beim Ehrentrunk den besten Trinker der Stadt zur Gesellschaft. Als einmal ein kaiserlicher Gesandter kam, den niemand herunter bringen konnte, ließ man den Amtmann von Blumenthal kommen und erfocht durch den bodenlosen Schlund desselben den herrlichsten Triumph. Kaiserlicher Majestät Botschafter lag längst unter dem Tische, als der Amtmann noch gemütlich fortzechte. Den Ehrengeschenken an Wein, die der Bremer Ratskeller an Potentaten machte, verdankt sein Archiv einen Schatz

von Autographen aus mehreren Jahrhunderten. Kein Fürst war so stolz, daß er dem Rate für solche Einsendungen nicht gedankt hätte. Friedrich d. Gr. ließ 1756 durch seinen Kammerdiener Fredersdorf danken und schrieb dann noch selbst, daß die gute und devote Gesinnung der Stadt Bremen, von der sie ihm eben die bündigsten Beweise gegeben habe, ihm zu ganz besonderem Contentement gereiche und daß ihm das Präsent von altem Rheinwein recht angenehm gewesen sei. Freilich trank der König keinen; er blieb bei seinem leichten französischen Rotwein. — Diesmal wollen wir seinem Beispiele nicht folgen.

6. Die Lüneburger Heide.

Die **Lüneburger Heide**, „das Landmeer", gehört zu den verrufensten Gegenden Deutschlands. Als Gott der Herr, so erzählt die Volkssage, zu seiner Schöpfung sprach: Siehe da, es ist alles sehr gut — da hatte er gerade den Daumen auf die Heide gesetzt. Kalte Schauer durchrieseln den fröhlichen Rheinländer, wenn er den Namen hört, und leise spricht er wohl vor sich hin: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht wohne in Sibirien oder auch in der Lüneburger Heide", und schaut mit zweifacher Wonne in den klaren Wein, der in dem Römer vor ihm funkelt. Der satirische Dichter läßt seinen Gegner in der „schönen Lüneburger Ebene", die ein Bild seiner vermeintlichen Geistesöde sein soll, Schafe hüten und macht diese schwarzen Heidschnucken, die ein unwissender Franzose für einen peuple sauvage de Westfalie ausgab, zum Chor in seinem „romantischen Ödipus".

Indes sehen wir uns den so viel geschmähten Landstrich ohne Vorurteil näher an. Daß ihn ein Reisender „langweilig bis zum Interessanten" fand, ist immerhin schon eine gute Vorbedeutung.

Die Hochfläche der Lüneburger Heide erstreckt sich von der Göhrde bis in die Gegend von Bremen und Stade ununterbrochen in unveränderter Richtung von Südosten nach Nordwesten. Sie füllt einen bedeutenden Teil des alten Fürstentums Lüneburg, zu dem auch die fruchtbaren Rand- und Marschlandschaften gehörten. „Daher von den Alten dieses Fürstentumb einem Münchskopff verglichen worden, welcher in der mitte kahl, rings herumb aber mit Haar bewachsen." Auf beiden Seiten wird sie durch die Elbe und die Aller begrenzt. Der höchste Rücken der Ebene streicht näher dem nordöstlichen Rande der ganzen Erhebung; die Höhe desselben wechselt zwischen 100 und 130 m und scheint in der Gegend von Undeloh, nordöstlich von Soltau, am

bedeutendsten zu sein. Der Abfall der Heide ist zu beiden Seiten sanft, doch nicht gleichförmig, südwärts erst in sehr bedeutender Erstreckung merkbar, nordwärts etwa viermal so steil. Dieses Verhältnis der entgegengesetzten Abdachungen läßt den Wanderer, welcher von Norden kommt, die Heide als einen ausgedehnten blauen Gebirgsstreif am Horizonte wahrnehmen, aus welchem die ihm entgegenkommenden Flüsse mit beträchtlichem Fall und tief eingeschnittenen Thälern hervortreten, während er, wenn er von Süden kommt, nichts als eine endlose Ebene vor sich sieht, deren Flüsse langsam durch einen breiten Rand von Sümpfen und Torfmooren zur Aller abfließen. Die Sand-, Thon- und Mergellager der Heide decken in mächtiger Aufschüttung ein untenstehendes festes Gestein. Unter dem hohen Nordrande läuft ein Zug von Muschelkalk und Gips, der an zwei Stellen zu Tage tritt.

Die landschaftliche Physiognomie der Ebene ist nicht so traurig, wie man zu erwarten geneigt sein möchte. Nirgends trifft das Auge kahle Sandschollen und Hügel, die der Wind versetzt; selbst in der höchsten Trockenheit bekleidet Erica Tetralix, mit gemeiner Heide um den Rang streitend, in reicher Fülle auch die Heidelbeere, den Boden; wo Zutritt der Feuchtigkeit eine freiere Entwickelung erlaubt, treten in großem Umfange schöne Waldungen von Buchen und Birken auf; und die herrlichen Eichenwäldchen, welche die einsamen Heidedörfer umgeben, zeugen von der Fruchtbarkeit ihrer Grundlage. Einförmige Kiefernwälder und mit ihnen öde Sandschollen beginnen erst in der Nähe des Allerthales und an den sumpfigen Rändern der Flüsse des Südabhanges. Die heilkräftige Arnica montana ist gleichförmig überall durch die Heide verteilt und ziert die Ebene bis Hannover in großem Überfluß.

Die Dörfer der Heide bilden mit ihren Gärten und Wiesen, mit ihrer Einfassung von Baumgruppen freundliche Oasen. Die Bewohner sind auf die drei Hauptprodukte der Heide, Schafe, Buchweizen und Honig, vornehmlich angewiesen. Was dem Lappländer das Rentier, dem Grönländer der Seehund, dem Marschbewohner das Rind ist, das sind dem Heidebauer die Heidschnucken, deren an 600000 in der Heide gezählt werden. Der Buchweizen liefert dem Heidebewohner eine Hauptnahrung. Er wird teils zu Mehl, teils zu Grütze verarbeitet, die mit Milch zu einer Suppe gekocht, meistenteils als erstes Frühstück genossen wird; das Mehl dient besonders zu Pfannkuchen und „Boukwäitenklüten“. Diese dürfen bei keinem Mittagsmahl fehlen und erscheinen häufig auch als Abendgericht. Als

die Franzosen zu Anfang dieses Jahrhunderts nach Hannover kamen, konnten sie sich nicht genug über die seltsam großen grauen Kugeln wundern, welche alt und jung mit immer neuem Appetite Tag für Tag in Riesenportionen zu sich nahm. Ein französischer General, der einst beim Pfarrer eines Heidedorfes einquartiert war und von dieser eigentümlichen Speise gehört hatte, sandte seinen Reitknecht zu dem nächsten Bauerhause und ließ ein paar dieser grauen Kugeln kommen. Auf einem silbernen Teller wurden dieselben dem Herrn General vorgesetzt, der sich erwartungsvoll davon vorlegte. Ihre gewaltige Konsistenz und völlige Geschmacklosigkeit versetzten aber den Sohn der schönen Provence in das höchste Erstaunen.

Eine andere Quelle, aus der dem Landmann ein ansehnlicher Erwerb zufließt, sind die Blüten des Heidekrautes und des Buchweizens, die den Bienen eine reiche Weide gewähren und einen feuerroten Honig erzeugen. Da die Heide erst im Juli zu blühen beginnt, so werden die Bienenstöcke im Frühling wo möglich zuerst in die Rübenfelder gestellt; danach sucht der „Imker" mit seinen Körben die Nachbarschaft großer Buchweizenfelder auf und bleibt dort bis zum Juli, wo er dann seinen „Immenzaun" mitten in der blühenden Heide errichtet, ohne sich eher wieder um die Bienen zu bekümmern, als bis die Stöcke mit Honig gefüllt sind. Viele gehen jahraus, jahrein ausschließlich diesem Gewerbe nach, andere treiben die Imkerei neben ihrer Ackerwirtschaft und verkaufen ihre Ausbeute an jene, welche einen Großhandel mit Honig und Wachs treiben. Besonders ist Hamburg der Ort, wo der Imker starken Absatz für seine Ware findet. Ganze Fuder bringt er zu Anfang des Herbstes dorthin und kehrt mit gefülltem Beutel in sein Heidedorf zurück. In guten Jahren hat er 1000—1500 Mark gewonnen. Auch an Heidelbeeren sollen jährlich für 50—60000 Mark nach Hamburg abgesetzt werden.

Aber nicht bloß von den Leuten auf der Heide, auch von denen, die unter der Erde sind, ist zu reden. Hünengräber sind an vielen Punkten zahlreich. Beim Öffnen derselben findet man eine Art Gewölbe, meistens länglichrund und von größeren oder kleineren Granitblöcken roh zusammengefügt oder vielmehr gelegt. In der Mitte stehen Urnen von gelblich-grauer Farbe, mit Asche und Knochen gefüllt; daneben liegen mancherlei Waffenstücke aus Stein oder Metall, Schmucksachen und anderes Geräte. Meist läßt der Landmann jedoch aus Pietät diese Ruhestätten der Toten einer weit entlegenen Vergangenheit unversehrt und pflügt um dieselben herum, so daß aus

einer überall angebauten Dorfgemarkung manchmal zehn bis zwanzig Hünengräber mit ihrem braunen Heidegewande hervorschauen.

Schroff aus der Ebene steigt bei Lüneburg ein Kalk- und Gipsfelsen 58 m empor, auf dessen kreisähnlicher Hochfläche sich vor Zeiten eine umfangreiche Burg erhob. Seit einem halben Jahrhundert hat er durch Kalk- und Gipsbrüche so an Ausdehnung verloren, daß sein Gipfel an manchen Stellen nur noch eine Wand bildet. In mineralogischer Hinsicht hat dieser Kalkberg Berühmtheit erlangt, weil sich in seinem Gipfel der Boracit findet in kubischen, glasglänzenden, durchscheinenden Krystallen von weißgrauer Farbe, der außerdem nur noch im Gipsfelsen bei Segeberg in kleineren Krystallen, und nicht krystallisiert bei Luneville in Lothringen vorkommt.

Einen zweiten, jetzt unterirdischen Gipsstock haben Bodenuntersuchungen und Bohrungen bei Stade nachgewiesen. In 9 m Tiefe stieß man auf lockeres Gipsgestein, mit 11 m begann fester stahlgrauer Gips. Mit 56 m wurden die Bohrversuche eingestellt, aber das Gipslager war noch nicht durchschnitten. Einst mochte dieser Gipsstock am Rande der Geest ein Vorgebirge bilden, das in das Meer, aus dem später die Marschen an der untersten Elbe hervortraten, hineinsah.

7. Das untere Elbgebiet.

Durch den Fläming wird die Elbe, nachdem sie die Schwarze Elster aufgenommen, ganz westwärts in ihrem Laufe gedrängt. Sie nimmt in dieser Laufstrecke die Mulde auf, welche aus dem sächsischen Berglande ihr zukommt. Jedoch von Aken bis Magdeburg wendet sie sich gegen 40 km nach Nordwesten den Vorbergen des Harzes zu und vereinigt sich auf diesem Laufe mit der thüringischen Saale. So verstärkt unternimmt sie nordwärts den Durchbruch durch den baltisch-karpatischen Höhenzug. Bei Magdeburg hat sie ihn vollendet. Magdeburg, wo der 242 m breite Strom noch 45 m über dem Meere ist, tritt daher als ein bedeutsamer Punkt des Elblaufs hervor: unterhalb der Stadt durchsetzen zum letztenmal die Riffe des Rotliegenden die Elbe. Doch bis zur Havelmündung hält der mächtige Strom die nördliche Richtung noch inne; dann erst kehrt er mit scharfer Schwenkung in die alte nordwestliche zurück.

Etwa 20 km oberhalb Hamburg beginnt sich die Elbe zu teilen. Vier Arme umschließen und durchfließen die 15 km breiten Vierlande. Der stärkste südliche Arm zerspaltet sich oberhalb Har-

burg noch vielfach; zwischen Harburg und Hamburg (vergl. die Karte) ist ein Gewirr von Flußarmen und Flußinseln. Bei Blankenese, wo die Ufer noch einmal schön und malerisch sind und im Bauersberge 99 m hoch steigen, sind alle Arme wieder vereinigt und der Strom $2^1/_2$ km breit. Bis zur Mündung hat er noch 90 km, aber die Gezeiten sind schon bei Hamburg bemerkbar. Der Seeschiffe tragende Niederhafen dieser Stadt hat bei der Ebbe 2—6 m, zur Flutzeit 4—7 m Tiefe.

Von Blankenese abwärts erweitert sich der Fluß immer mehr: er ist unterhalb Brunsbüttel 7 km, und an der Mündung bei Kuxhafen, wo die Flut 3 m steigt, fast 20 km breit. Doch hat bei der Menge der Sandbänke und Untiefen das eigentliche 7,5—8,7 m tiefe Fahrwasser nur eine geringe Breite und ist daher sorgsam bezeichnet.

In vorhistorischen Zeiten lag die Elbmündung weit nördlicher als jetzt. „Die Elbe mündete damals in zwei oder mehr Armen. Der südlichere ging nördlich um List, die Nordspitze Sylts, der nördlichere zwischen Fanöe und Blaavands Huk. Zwischen beiden Mündungen bilden sich zwei Sandbänke, die heutigen Inseln Romöe und Manöe. Durch das meilenlange jütische Riff, eine Sandbank, wurde die Elbe rechtwinklig in die Nordsee abgelenkt. Durch die Marsch floß die Elbe in verschiedenen Strömen, welche die Eider, die Husumer Au, die Widau u. a. Nebenflüsse aufnahmen. Daß jedoch die Elbe diesen Weg nach Norden überhaupt einschlagen konnte, ermöglichten die Sandbänke und Felsenketten, die sich von Wangerooge aus über Helgoland bis über Sylt hinauszogen. An dieser Landkette türmte das Meer seine Sandbänke und Dünen auf, wie es das heute weit östlicher an den schleswig-holsteinischen Nordseeufern thut. Zwischen der Geest von Sylt und der Insel Jordsand mit ihrem hohen Watt floß die Elbe in einem Bette, welchem noch heute der Schiffer folgt, wenn er durch das Lister Tief nach dem Kanal von Hoyer segelt. Ohne eine solche Strömung nach Norden würden die Marschen mit ihrem Seetorf nicht zu erklären sein, welche von der jetzigen Mündung der Elbe bis nach Helgoland, Föhr und Sylt unter den Sandbänken gefunden werden. Es war folglich vor der jetzigen Mündung der Elbe alles Land, und war das der Fall, so mußte dieselbe ihre Mündung auch weit nördlicher suchen als heute. Erst mit dem Durchbruche des Atlantischen Oceans durch den Kanal in die Nordsee änderte sich diese Richtung der Elbe, wie sich hiermit auch die Mündungen des Rheins geändert haben.“

Die Zuflüsse, welche der untern Elbe von links zugehen, sind, von der Mulde und Saale abgesehen, auf eine lange Strecke hin nicht bedeutend. Eine Ausnahme machen die Ohre, deren Lauf bei gerade entgegengesetzter Richtung der obern Aller in geringer Ent-

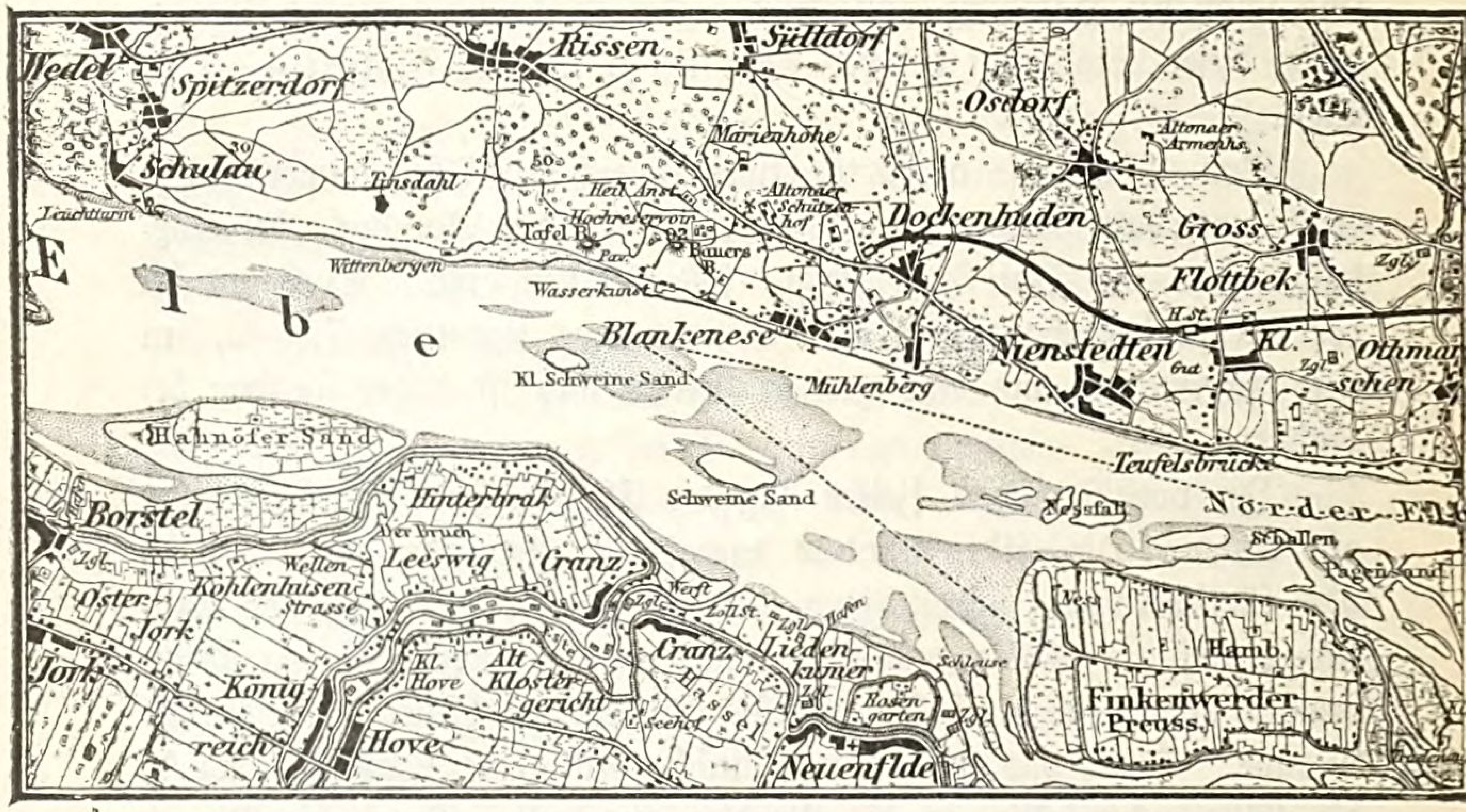


Abb. 69. Die Elbe unterhalb Hamburg.

fernung parallel ist, und der Aland, der die längere Biese (mit Uchte und Milde) aufnimmt und gar kein unansehnlicher Fluß ist. Noch bedeutender ist die Jeetze, die im Oberlaufe ein anmutiges Thal durchfließt. Von Salzwedel ab ist sie für Kähne fahrbar und erreicht an der Mündung bei Hitzacker eine Breite von 40 m.

Die untersten linken Zuflüsse der Elbe kommen aus der Lüneburger Heide, so die Ilmenau oder Elmenau, die Luhe, Este, Schwinge, Oste. Die letzte, welche neben der Wümme entsteht, ist ein Fluß der Moore und Marschen, bei Bremervörde 60 m breit und schiffbar. Die zu 200 m verbreiterte Mündung trägt mit der Flut Seeschiffe. Mit der Schwinge steht die Oste in Kanalverbindung.

Auch auf dem rechten Ufer gehen unterhalb der Elstermündung der Elbe auf eine lange Strecke nur kleine Gewässer zu.

Der größte Seitenfluß der untern Elbe ist die Havel.

Etwa 8 km nordnordwestlich von Neustrelitz liegen 68 m über dem Meere am Südabhange des Mecklenburgischen Rückens zwei

kleine Seeen, der Große und der Kleine Bodensee, von dem dazwischen liegenden Dorfe Dambeck auch die Dambecker Seeen genannt. Aus dem großen See fließt ein Wasser zum kleinen, die Junge Havel. Noch eine geraume Strecke bis Fürstenberg, wo die Schiffbarkeit beginnt, erscheint der Fluß nur hier und da wie ein Band zwischen einer Reihe verschlungener Landseeen. Unterhalb Zehdenick tritt die Havel in die nördliche Senke, was sogleich durch sumpfige Ufer bezeichnet wird. Bei Oranienburg, 33 m, wo sie 30 m breit ist, hat sie dieselbe wieder verlassen.

Bis Fürstenberg hat die Havel südwestliche, von da bis Spandau südliche Richtung. Von nun an tritt in Bezug auf Wassermenge und Richtung eine große Veränderung ein, welche durch die einmündende Spree hervorgerufen wird. Die von den Lausitzer Bergen kommende Spree tritt schon unterhalb Bautzen, 180 m, in das Tiefland und entwickelt überraschend schnell den Charakter des Niederungsflusses. Sie teilt sich in Arme, die sich erst oberhalb Spremberg wieder vereinigen, und scheint bei sehr undeutlich gezogenen Grenzen ihres Gebietes unentschlossen, welchen Weg sie einschlagen soll. Nur durch eine Reihe von Teichen und Wiesengräben ist sie an der einen Seite von der Elster geschieden, und eine geringe Aufstauung der Spree würde einen Teil ihres Wassers in die Sumpfniederungen der Elster führen. Ebenso ziehen sich südlich von Peitz Teichgruppen, Bruch- und Wiesengründe zur Neiße, und eine Kette von Brüchen verbindet die Spree mit der Plane, einem Nebenflusse der Havel.

Unterhalb Kottbus bei Peitz tritt die Spree in die südliche Senke und wird aus ihrer bis dahin nördlichen Richtung auf 20 km nach Westnordwesten gebogen. Diese Senke füllt der Spreewald aus, der im Ganzen etwa 44 km lang und 4—8 km breit ist.

Die Spree kommt hier wegen mangelnden Gefälles von neuem in Verlegenheit, welchen Weg sie wählen soll, und teilt sich daher in eine unzählige Menge von Armen, die netzförmig eine weite, bei hohem Wasserstande ganz überschwemmte Niederung durchfließen. In älterer Zeit dehnte sich hier ein undurchdringlicher Bruchwald, den die Wenden zum Zufluchtsorte nahmen, als sie vor den Deutschen nach Osten hin wieder weichen mußten. Die Nachkommen derselben wohnen noch heute im Spreewalde und haben die Art ihres Stammes in Sprache und Sitte bewahrt. Ein Teil des Spreewaldes ist in meist künstlich erhöhtes fruchtbares Wiesen- und Gartenland verwandelt worden: der aus Dammerde und Sand bestehende Boden zeigt den üppigsten

Graswuchs. Ein anderer Teil bildet noch jetzt eine beträchtliche Waldmasse. Die herrschende Holzart ist die Erle, doch findet man auch Eschen, Buchen, Eichen, Weiden und Kiefern; auf den höheren Stellen wuchern Vogelbeeren und Heckenkirsche als Unterholz. Außer einigen unbedeutenden Sandhügeln oder Horsten ist alles ebene Fläche. Da die ganze Gegend von zahllosen Flußarmen oder Fließen und künstlichen Kanälen durchzogen ist, so müssen die Bewohner des Spreewaldes alles, was anderswo zu Fuße, zu Pferde oder zu Wagen abgemacht wird, in Kähnen verrichten; diese zimmert man aus Baumstämmen. Mit großer Geschicklichkeit wissen die Bewohner des Spreewaldes sie zu regieren, und pfeilschnell treibt man sie durch das Wasser. Alle Ausflüge und Besuche macht man zu Kahn ab. In festlichem Schmucke fährt man Sonntags in Kähnen zur Kirche. Auf Kähnen folgen die Leidtragenden der Leiche eines Verstorbenen, welche im Kahne zum Gottesacker gebracht wird. Der Förster besucht zu Kahn sein Revier, verfolgt zu Kahn den Holz- und Grasdieb, fährt zu Kahn zur Jagd; denn der Wildstand ist reich, es giebt Hirsche, stark an Leib und Geweihe, viele Rehe, auch Birkhühner und Bekassinen. Der Fremde, welcher zur Sommerszeit diese Gegend besucht und zu Kahn bereist, hat einen reichen Genuß. Die hohen, uralten Eichen und Erlen, welche die Ufer besäumen, bieten in der Sommerschwüle einen erquickenden Schatten und spiegeln ihr dunkles Laub lieblich in dem klaren Wasser. Unter einem Laubdache gleitet das Fahrzeug sanft dahin. An den Flußarmen klappern Mühlen, und freundliche Häuser verleihen der nordischen Landschaft den Charakter der Wohnlichkeit. Gewöhnlich liegen diese Häuschen auf kleinen natürlichen Erhöhungen unter dem Schatten mächtiger Eichen, gleich kleinen Burgen mit Gräben rings umschlossen. Brücken, hohe Dämme und Fußsteige verbinden diese Inselsitze. Einen eigentümlichen Anblick gewährt der Winter. Kaum hält das Eis, so schnallt sich alle Welt Schlittschuhe an: das arme alte Mütterchen, das sich Raff- und Leseholz sammelt, der Holzhauer, der Förster, Männer, Weiber und Kinder, alle gleiten dann pfeilschnell über die spiegelblanken Kanäle.

Aus der Senke und dem Spreewalde herausgetreten, geht die Spree eine Strecke nach Osten zum 10 km langen Schwielungsee oberhalb Beeskow, den sie schiffbar verläßt. Nach einer kleinen nördlichen Laufstrecke, auf welcher der 1668 vollendete Friedrich-Wilhelmsgraben oder der Müllroser Kanal unterhalb Beeskow aus der Spree in einer 22 km langen Terrainfalte zur Oder geht, wendet sich der Fluß entschieden nach Nordwesten, durchfließt


10° östl. L. v. Greenwich
Eidelstedt
Kollau
Gr. Borstel
Alsterdorfer Anstalten
Alsterdorf
Bramfeld
Lokstedt
Steilshop
Hellbrok
Stellingen
Eppendorf
Winterhude
Langenfelde
Barmbek
Wandsbek
Hinschenfelde
Harvestehude
Eimsbüttel
Uhlenhorst
Eilbek
Marienthal
Bahrenfeld
Rotherbaum
Aussen Alster
Hohenfelde
St. Georg
Hamm
Ottensen
St. Pauli
Borgfelde
HAMBURG
Hammerbrok
Övelgönne
Horn
Neumühlen
Altona
Schiffbek
Steinwerder
Billwerder Ausschlag
Grevenhof
Mühlenwerder
Griesenwerder
Frei-hafenbezirk
Rugenbergen
Ross
Kl. Veddel
Peute
Waltershof
Kuhlbrand
Müggenburg
Moor
Neuhof
Neuhaus
Altenwerder
Wilhelmsburg
Nieder-Georgswerder
Ober-Georgswerder
Billwerder
fleth
Hohe
Schaar
Jenerseite
Tatenberg
Moorburg
Kirchdorf
Spadenland
Stillhorn
Lauenbruch
Süder Elbe
Moorwerder
Ochsenwerder
Heimfeld
Neuland
Neudorf
Vahrendorfer
Harburg
Fünfhausen
Gauert
Eissendorf
Gut Moor
Aussenmühle
Ehestorf
Bullenhausen
Kanzlershof
Gross-Moor
Klein-
Wilstorf
Forst
Langenbeck
Appelbüttel
Marmstorf
Friesenwerdermoor
Over
Elbe
Vahrendorf
Rönneburg
Lürade
Fuchs B.
Sinstorf
Beckedorf
Meckelfeld
n. Bremen-Paris
n. Lüneburg-Uelzen
Höhenangaben in Metern üb. d. M.

den 6 km langen und 4 km breiten, sehr tiefen Müggelsee oberhalb Köpenick, und empfängt links die Dahme oder wendische Spree, welche mehrere beträchtliche Seeen durchfließt. Bei Berlin ist die Spree 65 m breit und vereinigt sich nach einem Laufe von 333 km bei Spandau mit der Havel, welche der Richtung des starken Seitenflusses folgt.

Von Spandau fließt die Havel bis zum Schwilowsee nach Südwesten, dann hält sie sich bis Plaue mehr westwärts, auf dieser Strecke seit der Aufnahme der Spree ein Fluß, ebenso wunderlich wie anmutig. Bald ist sie 600 m und bald 60 m breit, bald überaus tief, dann wieder flach; plötzlich entwickelt sich der mit langsamstem Gefälle schleichende Strom zu weiten, prächtigen Seeen. Zu diesen Havelseeen gehören der Tegeler See bei Tegel, der Wansee zwischen Spandau und Potsdam, der Fahrlandsee, in der Nähe von Potsdam der Jungfernsee und der südlich von Potsdam sich ausbreitende Schwilowsee. Seeförmig geht sie von hier weiter, bis sie bei Deetz die Gestalt eines 250—300 m breiten Stromes annimmt und sich dann wieder auf 100 m verengt. Mit dieser Breite läuft sie auf Brandenburg zu; im Norden der Stadt jedoch erweitert sie sich zum Beetzsee und unterhalb derselben bildet sie den Plauersee, dessen östlicher, breiterer Teil auch der Breitlingssee genannt wird. Der südostwärts von Brandenburg liegende Rietzersee steht durch die Emster mit der Havel in Verbindung. Die Nuthe fließt links, Potsdam gegenüber ein.

Von Plaue oder Pritzerbe an wendet sich die Havel in mehreren Treppenstufen nordwestlich. Auf dem untersten Teile ihres Laufes tritt sie wieder in die nördliche Senke und mündet bei Werben, wo die Stromvereinigung mit der Elbe einem großen Seebecken gleicht. Der Platz, auf dem einst Gustav Adolf hier ein befestigtes Lager aufschlug, gilt noch heute für eine der günstigsten Festungssituationen von ganz Deutschland.

Die Lauflänge der Havel beträgt 350 km, die Entfernung zwischen Quelle und Mündung aber nur 90 km. Der Fluß, von Oranienburg an betrachtet, bildet die Ost-, Süd- und Westseite eines Vierecks, an dessen Südostecke die Spree mündet. Die Nordseite des Vierecks aber wird durch die Sümpfe der nördlichen Senke gebildet, in welcher auf dem Unterlaufe noch Rhin und Dosse eintreten, beide entstanden am Südhange des Mecklenburger Rückens.

Den Raum innerhalb des Vierecks bildet das Havelland, von zahlreichen Kanälen und Gräben, Seeen und Luchen durch-

schnitten, ohne Hügel und Wald, mit vielen Brüchen und Mooren und einzelnen rasenartigen Kulturflächen und Marschländern. Ein großer Kanal, der Hauptgraben genannt, durchschneidet es von Osten nach Westen, indem er oberhalb Spandau aus der Havel abgeht und unterhalb Rathenow wieder hineinführt. Das Havelland besteht aus dem Havelländischen Luch, 50 km lang und 8—10 km breit, um den Hauptgraben herum gelegen, zwischen Fehrbellin, Friesack, Nauen, Rathenow und Spandau, teils fettes Marschland, teils ein bewachsenes Bruch, aus dem Rhinluch längs des Rhins, 44 km lang und 4 km breit, wozu das Kremmersche, Linumsche, Fehrbellinsche Luch und andre nach andern Orten benannte gehören, und aus dem Toten Busch an der Dosse zwischen Havelberg und Wusterhausen, einer sehr moorigen Strecke. Bei dem Dorfe Linum ist der bedeutendste Torfstich, der jährlich über 20 Mill. Stück liefert.

Begeisterten Preis hat die Havel bei Fontane gefunden: „Jedes Land und jede Provinz hat ihre Männer, aber manchem Fleck Erde wollen die Götter besonders wohl. Ein solcher Fleck Erde ist das beinahe inselförmige Stück Land, um das die Havel ihr blaues Band zieht. Es ist der gesunde Kern, daraus Preußen erwuchs, jenes Adlerland, das die linke Schwinge in den Rhein und die rechte in den Niemen taucht. Wohl ist es bedeutungsreich, daß genau inmitten dieser Halbinsel jenes Fehrbellin liegt, auf dessen Feldern die preußische Monarchie gegründet wurde. Und welch historischer Boden ist diese Insel überhaupt! Entlang an den Ufern des Flusses, der sie bildet, hatten jene alten Familien ihre Sitze, die seit den Tagen der Quitzows mehr auf Charakter als auf Talent hielten und deren Zähigkeit und Selbstgefühl, die doch nur Typen unseres eigenen Wesens sind, wir uns endlich gewöhnen sollten mehr mit Respekt als mit Eifersucht anzusehen. Auf dieser Havelinsel, um jenen schmalen Streifen Land, der nach außen sie umgürtet, liegen die Städte und Schlösser, darin der Stamm der Hohenzollern immer neue Zweige trieb, liegen die Städte, darin drei Reformatoren der Kunst das Licht der Welt erblickten: Winckelmann, Schinkel und Schadow (von denen Schinkel eine Kasernenstadt in eine Stadt der Schönheit umwandelte), liegen die Herrensitze, darin Zieten, Knesebeck und die Humboldts geboren wurden, Zieten, der liebenswürdigste und volkstümlichste aller Preußenhelden, und Knesebeck, der in winterlicher Einsamkeit den Gedanken ausbrütete, „die Macht Napoleons durch die Macht des Raumes zu besiegen“.

Der gewundene Lauf der Havel machte abkürzende Kanäle notwendig. Der Ruppiner Kanal, 1799 zwischen Oranienburg und Havelberg angelegt, benutzt die Senke nach Westen, wie der 1742—1746 angelegte 40 km lange Finowkanal in der Senke östlich durch das Oderbruch zur Oder geht. Der Plauesche Kanal geht aus dem Plaueschen See nach Parey an der Elbe. Er ist 30 km lang und 7 m breit.

Auch noch unterhalb der Havelmündung empfängt die Elbe von rechts her bedeutende Zuflüsse: bei Wittenberge mündet die Stepenitz, bei Dömitz in zwei Armen die Elde (Eldene), ein wasserreicher Seeenfluß, weiter abwärts die Sude mit der Schale, die Bille, welche durch die Vierlande fließt, und die Alster in Hamburg. Zuletzt fließt ihr noch die Stör aus einer Sumpfgegend 22 km westlich von Plön zu.

Die Elbe ist eine der wichtigsten Wasserstraßen Deutschlands, auch abgesehen von dem Teile unterhalb Hamburgs, welcher mit Seeschiffen befahren wird. Sie vermittelt mit ihren schiffbaren Nebenflüssen einen großen Teil des binnenländischen Warentransports auf der Strecke von Hamburg bis in die Mitte Böhmens hinein. Die Elbkähne sind im Boden 30—36 m lang und 4½—5 m breit und haben bei ganzer Ladung bis 135 cm Tiefgang. Zwischen Magdeburg und Hamburg gehen regelmäßig Dampfschiffe. Von Magdeburg bis Riesa besteht keine Dampfschiffahrt; von Riesa jedoch gehen wieder Dampfschiffe bis Lobositz und Melnik, welche meist dem lebhaften Personenverkehr dienen, doch ist von Riesa bis Tetschen auch Kettenschleppdampfschiffahrt für Güter eingerichtet.

In der landschaftlichen Natur des unteren Elbgebietes ist der Strom die Grenzmarke zwischen zwei ganz verschiedenen Bodenzonen. Linker Hand im Westen liegt ein gegen Norden an Breite abnehmender Strich fruchtbarster schwarzer Dammerde, üppige Getreidefluren oder schönen Laubwald tragend; im Osten oder zur Rechten ist Sand die vorherrschende Bodenart. Seine weiten dürftigen Ebenen werden nur durch Moore, Seeen und Kiefernwald, hier und da durch Marschen in Flußniederungen unterbrochen. Zuweilen ist der Übergang aus einer Zone in die andere durch Übersiedelung des einen Typus in das Gebiet des anderen vermittelt. So ist der Gegensatz der Altmark und des rechten Elbufers nicht so grell; auch die Gegenden zwischen Saale und Elbe bilden eine Übergangsregion. An anderen Stellen ist der Wechsel sprunghaft. Nähern wir uns Magdeburg durch die fette Börde, überschreiten die Elbe und wandern nur auf

Geseritz und Burg zu — wir glauben, aus dem Lande der fetten Kühe in das der mageren übergegangen zu sein.

Einst war das linke Elbufer nur eine zusammenhängende Waldstrecke. Noch jetzt giebt es einige größere Waldungen. Zwischen Düben, Gräfenhaynchen und Dommitzsch dehnt sich die Dübener Heide, zwischen Neuhaldensleben, Helmstädt und Gardelegen ist noch Wald von 80 km Länge und 22 km Breite, einst die Garleber (Gardelegner), jetzt auch Letzlinger Heide genannt, das gern und oft besuchte Jagdrevier unsers Kaisers. Nur die Waldstrecke am linken Ufer der Ohre um Kolbitz, Letzlingen und Burgstall besteht aus Nadelholz. Den Übergang zur Lüneburger Heide bildet die Göhrde. Auf gerodetem Waldboden dehnen sich die fettesten Getreideauen, wie die Fluren von Halberstadt, in welchen nach altem Wort ein Reiter zu Pferde von den Ähren überragt wird. Links der unteren Bode streckt sich die 44 km lange und 20—30 km breite Magdeburger Börde, zwischen Elbe und Milde die Wische.

Die Striche am rechten Elbufer, die Mark Brandenburg, „die Streusandbüchse von Deutschland", mit welcher der südliche Abfall des Mecklenburger Rückens gleiche Natur hat, sind übel berufen. Ein Süddeutscher denkt sich eine wagerechte Fläche ohne Höhen mit tiefem Sand bedeckt, in den man knietief einsinkt, einer Sahara ähnlich. Diese kindliche Vorstellung trifft nirgends zu. Es geht zwischen beiden Senken eine Zone von Landhöhen hindurch, zu denen der Harlunger Berg, die Müggelberge bei Köpenick, die Kalkberge von Rüdersdorf mit dem 81 m hohen Arminsberge gehören Auch sonst sind Hügel, wie jedem, der die Mark mit eigenen Augen gesehen, bekannt ist, in der Mark gar nicht selten und nehmen sich in der Ebene oft ganz stattlich aus. Die zahlreichen kleineren und größeren Seespiegel geben vielen Gegenden Wechsel und Anmut, und der Wald zieht in tiefgrünen Streifen durch die Ebene. So hat die Vereinigung von Höhenzügen, Wald und See Potsdam zur anmutigsten Stadt des norddeutschen Tieflandes gemacht.

8. Hamburg — die deutsche Welthandelsstadt.

An der Mündung der Elbe liegt Hamburg. Es verdankt seine Entstehung, oder wenn es als Stadt der Nordalbingier schon früher vorhanden war, seinen Aufschwung der Mission. Nachdem Karl der Große die Sachsen unterworfen hatte, wünschte er Deutschtum

und Christentum auch auf das rechte Ufer der unteren Elbe zu tragen. Da, wo der Strom einige seiner getrennten Arme wieder vereinigt, sich golfartig zu erweitern beginnt und bei der Flut für beladene Seeschiffe genug Tiefe hat, auf der Uferhöhe der hier einmündenden Alster, errichtete er 811 ein Kastell gegen die Slaven und eine Kirche, die zum Mittelpunkt des Bistums bestimmt war. Vor Ausführung dieses Planes starb er, und erst 833 ward Ansgar zum ersten Erzbischof von Hamburg geweiht.

Um die bischöfliche Hauptkirche und die Burg erwuchs die Stadt; aber schon 837 legten Normannen das durch Elbfischerei, Handel und Schiffahrt aufblühende Hamburg in Asche, und bald wieder erstanden, ward es 845 schon wieder von jenem räuberischen Seevolke geplündert. Durch den Beschluß der Synode von Mainz 847 ward das Erzbistum mit dem Erzbistum Bremen vereinigt. Die Erzbischöfe wählten größerer Sicherheit halber Bremen zu ihrem regelmäßigen Sitze, vernachlässigten aber dabei Hamburg keineswegs, sondern verweilten daselbst bald kürzere, bald längere Zeit. Wenigstens meldet dies der Chronist Adam von Bremen von dem Erzbischof Adelbert ausdrücklich. „In der That," sagt er, „liebte der geistliche Herr diesen Ort, wie alle seine Vorgänger, darum, weil er von jeher die Mutterkirche aller Völker des Nordens und das Haupt seiner Diöcese gewesen war. Und darum feierte er beinahe alle Oster- und Pfingst-, und auch alle Muttergottesfeste daselbst, wozu er eine sehr große Menge von Geistlichen versammelte, insbesondere von solchen, welche durch eine schöne Stimme die Gemeinde einzunehmen vermochten; und da er damals einen vollzähligen Kreis von Kirchendienern hatte, ließ er alle gottesdienstlichen Handlungen mit großer Sorgfalt und Erhebung und auch mit vielem äußeren Glanze aufführen." Lange Zeit ging dieser Kirchenfürst selbst mit dem Gedanken um, in Hamburg ein selbständiges Papsttum für den ganzen Norden zu gründen. Allein gerade diese maßlosen Entwürfe des ebenso stolzen und hochstrebenden, als vornehmen, staatsklugen und thätigen Erzbischofs scheiterten, und die späteren Erzbischöfe nahmen ihren bleibenden Sitz in Bremen. Um diese Zeit schließt die erste Periode der Geschichte von Hamburg. Die Bürgerschaft benutzte die Abwesenheit der mächtigen Kirchenfürsten zur Vergrößerung ihrer Macht, ihres Ansehens und ihrer Rechte und arbeitete dahin, auch den Stellvertretern jener Herren gegenüber eine möglichst selbständige Stellung zu erhalten. Unter vieler Bedrängnis von Normannen und Slaven, deren sich die kaiserlichen Vögte in der Burg nicht immer zu erwehren

vermochten, war Hamburg allmählich groß geworden. Seit 1106 stand die Stadt wie das Land unter den schauenburgischen Grafen, deren erster, Graf Adolf I., für Hamburgs Emporkommen ungemein viel that. Von ihm sollen die niederländischen Kolonisten in die Elbmarschen gerufen sein, deren Nachkommen noch jetzt dort wohnen. Sein Sohn Adolf II. erwirkte der Stadt 1189 von Kaiser Friedrich wichtige Privilegien, unter anderen eigene Gerichtsbarkeit, Zollfreiheit und freie Fischerei bis zum Meere. Als 1189 die Stadt Bardowiek in harter Fehde von Heinrich dem Löwen zerstört war, kauften die Hamburger die Granit-Quadersteine ihrer Mauern und Häuser, um damit ihre eigene Stadt gegen die Elbe zu schützen. Nicht lange darauf ward die Stadt mit den holsteinischen Landen von den Dänen unter dem Könige Kanut und seinem Bruder Waldemar erobert und vom Könige Waldemar an seinen Statthalter, den Grafen Heinrich von Orlamünde verkauft, welcher aber seine Rechte in betreff der Stadt an die Bürger derselben zurück verkaufte. Der sein Land zurückerobernde Graf Adolf IV. bestätigte sodann großmütig 1225 diese Unabhängigkeit der Stadt, doch blieb die Schirmherrschaft über Hamburg den holsteinischen Grafen. Nachdem Adolf IV. am 22. Juli 1227 die Dänen bei Bornhövede geschlagen hatte, errichtete er in Hamburg reiche Stiftungen. 1292 erlangte Hamburg von den damaligen vier Grafen von Holstein die sogenannte Kühre, „daß es ihr gestattet sei, sich selber Gesetze, Verordnungen, Statuten zu erkiesen, danach zu richten, sie nötigenfalls zu verändern oder ganz aufzuheben, auch neue zu verfassen und hinzuzuthun“.

Das 13. Jahrhundert legte den Grund zu Hamburgs Freiheit, nicht minder aber auch zu Hamburgs Größe. 1241 ward der Grund zur Hansa gelegt, 1270 erhielt Hamburg sein eigenes Gesetzbuch; die Neustadt ward angelegt, 1292 die Räte beider Städte vereinigt und 1325 das Münzrecht erworben. Gestört ward die mächtig aufstrebende Stadt in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, in welchen der größte Teil des Gebietes erworben ward, teils durch inneren Zwist zwischen Rat und Bürgerschaft, teils durch dänische Angriffe. Wie die Väter das werdende Hamburg so oft zerstört, so suchten Dänemarks Könige zu wiederholten Malen das erblühte Hamburg „als eine holsteinische Landstadt“ zu annektieren. Jedoch Kaiser Maximilian schützte am 3. Mai 1518 die Stadt auf dem Reichstage zu Augsburg durch ein eigenes Dekret gegen den begehrlichen Nachbar.

Das 16. Jahrhundert schloß Hamburgs Mittelalter; es begann eine neue Zeit. Zwar der innere Zwist erlosch nicht und machte öfteres Einschreiten von Kaiser und Reich nötig, und Dänemark war wie in allen Jahrhunderten ländergierig und suchte Hamburg noch immer bei verschiedenen Anlässen zur Unterwerfung zu zwingen. Aber einen völlig neuen Charakter drückte der Stadt die Einführung der mit Eifer angenommenen Reformation auf. Von 1521—1528 währte der Kampf zwischen der alten Kirche, die ihren Halt im Domkapitel fand, und dem Luthertum. Vom 9. Oktober 1528 bis 9. Juni 1529 weilte Bugenhagen in Hamburg, organisierte die neuen Kirchenzustände und arbeitete die Kirchenordnung aus. Der katholische Gottesdienst im Dom mußte 1529 auf Befehl des Rates aufhören; das Kloster Harvestehude an der Alster, dessen Nonnen von dem alten Kultus nicht lassen wollten, wurde niedergerissen. Die Stadt wurde sehr eifrig lutherisch und zwang durch ihre Strenge gegen andere Bekenntnisse Katholiken, Reformierte und Mennoniten zur Auswanderung.

In weltlichen Dingen brachte die totale Umwandelung der See- und Handelswege große Veränderungen. Die Ostsee, einst ein Hauptgebiet der Hansa, trat gegen die Nordsee und den Atlantischen Ocean immer mehr an Bedeutung zurück. Die Hansa selber sank und löste sich auf. So lange sie geblüht, hatte Hamburg neben Lübeck immer nur die zweite Rolle gespielt: jetzt überflügelte es die alte Ostseestadt. Die Kämpfe in den Niederlanden führten Hamburg viele Auswanderer zu, durch welche es an Betriebsamkeit und Vermögen gewann.

Die neueste Geschichte von Hamburg können wir mit 1768 beginnen. Im Vertrage zu Gottorp entsagte Dänemark gegen bedeutende Summen allen Ansprüchen, und 1770 erhielt Hamburg, nachdem es schon öfters Reichssteuern entrichtet, endlich Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Mit 1778 beginnt für Hamburg eine glänzende Epoche; große Handelsstadt war es lange, jetzt ward es Welthandelsstadt. Die Unabhängigkeitserklärung der Kolonieen in Nordamerika und die Freigebung des in so gewaltigen Verhältnissen steigenden Verkehrs für die deutschen Nordseehäfen brachte Hamburg mächtigen Aufschwung. Noch einmal jedoch brachte die französische Zeit auf der Bahn zur Größe schmerzlichen Aufenthalt. 1806 wurde die Stadt von den Franzosen besetzt, womit eine Reihe unerhörter Gelderpressungen und Bedrückungen begann, und endlich 1810 dieselbe dem französischen Kaiserreiche einverleibt. Als aber die

Franzosen 1812 in Rußland ihr Heer eingebüßt, befreiten sich die Hamburger im März 1813 von der französischen Herrschaft; aber nur kurze Zeit sah sich die Stadt wieder unabhängig, denn neue französische Heerscharen unter Davoust drangen am 30. März ein, und ungeheuer war der Verlust, den sie durch diese Besitznahme und die darauffolgende Belagerung erlitt. Das empörende Ausplünderungssystem, das die Franzosenzeit zuerst der Stadt brachte, die darauffolgende furchtbare Zeit der Einverleibung Hamburgs ins französische Reich und die entsetzliche Willkür der Davoustschen Scharen sind noch unvergessen.

Hamburg stieg jedoch nach dieser Unglückszeit rasch zu neuer größerer Blüte. Die Befreiung der süd- und mittelamerikanischen Staaten von der spanischen Herrschaft, Brasiliens von Portugal und einesteils der Insel Haiti von Frankreich gaben dem Welthandel der Stadt neuen Aufschwung. Allein neues Unglück brachte der Brand vom 5. bis 8. März 1842, der in 75 Straßen 4219 Feuerstellen verzehrte, ungefähr den fünften Teil der Stadt und 20 000 Menschen ihrer Wohnung beraubte. Ganz Deutschland zeigte damals durch seine Beisteuer, wie hoch ihm sein Hamburg gelte. Gegenwärtig ist Hamburg der erste Seehafen des europäischen Festlandes, der in seinem Gesamthandelsverkehr als der dritte Platz Europas überhaupt sogleich nach London und Liverpool seinen Rang einnimmt und darin weit alle übrigen Seeplätze, sogar die Aus- und Einfuhr von ganz Holland, wie die von ganz Spanien, übertrifft. Das einzige Antwerpen kommt ihm nahe. Die Zahlen zeigen, daß dieser ungeheure Aufschwung des hamburgischen Handels wesentlich eine Folge der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches ist. Denn während die Jahreseinfuhr Hamburgs in dem Jahrzehnt von 1851—60 durchschnittlich 670 Millionen Mark, in dem Jahrzehnt von 1861—70 durchschnittlich 996 Millionen Mark betrug, hob sie sich in dem Jahrzehnt von 1871—80 mit erstaunlicher Schnelligkeit bis auf 1727 Millionen Mark, was also einer Verdoppelung nahe kommt, und ist seitdem von Jahr zu Jahr noch immer weiter gestiegen.

Den größten Verkehr unterhält Hamburg mit England, nächstdem mit fast allen Küstenstädten Amerikas, so daß die Hamburgisch-Deutsche Flagge nach der englischen die bekannteste auf allen Meeren ist.

Die Stadt **Hamburg** liegt in Gestalt eines Halbkreises am rechten Ufer der Norderelbe, teils auf Fortsetzung des holsteinischen

Heidebodens, teils auf Terrain, das einem frühern Elbbette angehört, 90 km von der Mündung des Stromes. Bei dem Deichthor im Osten tritt ein schmaler Elbarm in die Stadt und ergießt sich, in mehrere Kanäle geteilt, durch die Häusermasse, um weiter unten am Binnenhafen sich wieder mit der Norderelbe zu vereinigen. Von Norden fließt der Elbe aus dem Holsteinischen die Alster zu, ein für Hamburg bedeutsamer Fluß. Vor dem Eintritt in die Stadt

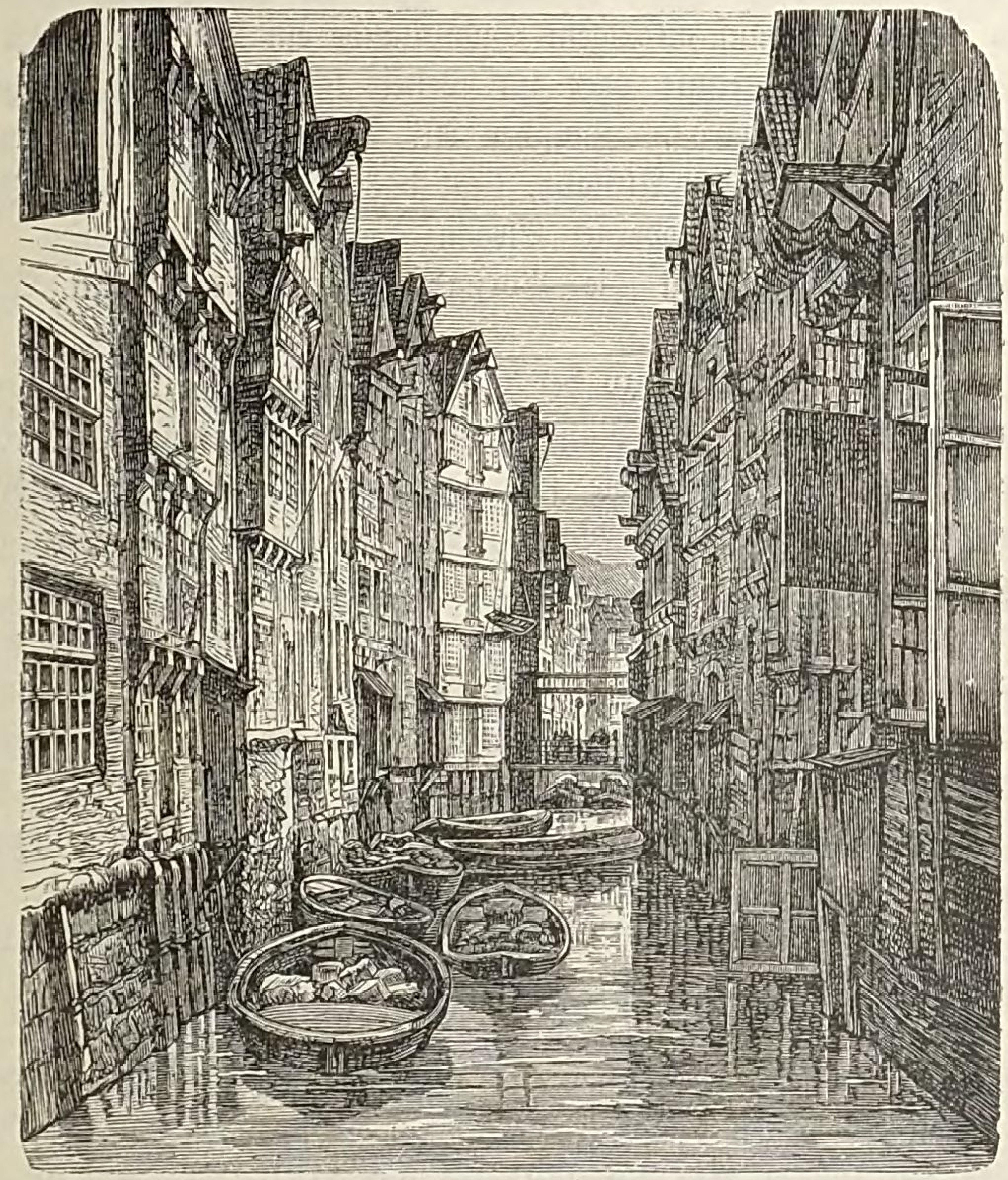


Abb. 70. Ein Hamburger Fleet.

an der Nordseite bildet sie einen kleinen See, die Große oder Außen-Alster, welche bis an den Wall der Stadt tritt. Unmittelbar nach dem Eintritte in die Stadt unter der Lombardsbrücke hindurch erweitert sie sich nochmals zu einem schönen viereckigen Bassin, der Binnen-Alster. Nach dem Austritt aus diesem Becken nimmt der Fluß seinen Weg durch die Stadt, wo er die Stadtwassermühle treibt und durch mehrere Kanäle oder Fleete

sein Wasser der Elbe zuführt. Diese Fleete liegen zur Zeit der niedrigsten Ebbe halb trocken, da das Wasser der Alster nicht ausreicht sie zu speisen; aber beim Steigen der Flut füllen sie sich rasch mit dem aufströmenden Wasser der Elbe, auf dessen Wellen zahllose kleine Fahrzeuge heranschwimmen. Seit dem Brande führen unterirdische Siele oder Abzugskanäle durch den ganzen Neubau und durch einen großen Teil der vom Feuer verschonten Straßen den Unrat der Stadt in die Elbe. Auf dem linken Ufer der Alster oder im Südosten breitet sich auf niedrigem Sumpflande ein Teil der Altstadt aus: rechts vom Flusse oder im Westen liegt auf etwas höherem Terrain die Neustadt. Zwischen Alt- und Neustadt, größtenteils im westlichen Teile der Altstadt, liegt das Revier des großen Brandes, auf dem sich in moderner Eleganz der Neubau erhoben. Im Osten der Stadt liegt die Vorstadt St. Georg, im Westen St. Pauli.

Wer von Lübeck her zu der mächtigen Metropole der Niederelbe herankommt, bemerkt ihre Nähe schon hinter Wandsbeck. Die größere Lebendigkeit der Straße, die sich mehrenden Landhäuser, später die entgegenrollenden eleganten Wagen, alles deutet die Nähe einer großartigen, stark bevölkerten Stadt an. Weniger bemerklich macht sich Hamburg für Reisende, welche auf der Bergedorfer Eisenbahn ankommen. Am großartigsten und schönsten ist der Anblick Hamburgs, wenn man von Harburg hinüberschifft. Hamburg und Altona fließen in eins zusammen, die Elbe ist übersäet mit grünen Inseln: Türme und Schiffsmasten ragen empor; überall flatternde Segel, überall Lustgärten, überall Leben und Wirken zu Wasser und zu Lande.

Das Treiben auf dem Wasser tritt dem über die Elbe Kommenden zunächst entgegen. Der mit der Bille vereinigte Elbarm bildet am Ostende der Stadt den Oberhafen für die stromabwärts nach Hamburg kommenden Schiffe, die eigentliche Norderelbe im Süden der Stadt den gegen den Eisgang sichern Niederhafen, welcher wieder in den äußern oder Rummelhafen und den innern oder Binnenhafen zerfällt. Er hat 5 m Tiefgang. Das Hafenbassin ist für kleinere Seeschiffe bestimmt. Im Hafen bewegt sich immer das bunteste Handels- und Seeleben. Bord an Bord liegen die Schiffe, soweit das Auge reicht. Zwischen den hohen Wänden der Seeschiffe rudern die leichten Jollen dahin. Ungeheure Massen von Warenballen, von Kohlen und Häuten liegen umher. Eine Menge von Wirtshäusern, Warenlagern und Werkstätten, auf die Bedürfnisse der Seefahrer berechnet, breiten sich am Hafen aus. Es wird aus- und eingeladen;

eine Menge Matrosen unterhalten sich in den verschiedensten Sprachen. Man begreift, wie Campes Robinson hier von seiner Reiselust hingerissen werden mußte. In den Kellern der Häuser sind Beefsteakküchen, Grog- und Punschlokale, die Bäcker empfehlen ihren Schiffszwieback in englischer Sprache. Dieser Verkäufer hat Spirituosen und spanische Weine, jener Ankertaue und Teer; hier hängen rote und blaue Matrosenhemden, dort wollene Mützen und Comfortables, wie die Seeleute sie um den Leib oder Hals zu schlingen pflegen, zum Verkauf.

Die Bauart der Häuser in den von dem großen Brande verschont gebliebenen Teilen der Stadt ist mit wenigen Ausnahmen schlecht; meist sind sie aus Fachwerk mit Ziegelsteinen ausgesetzt gebaut, und oft genug fehlen die Brandmauern zwischen den einzelnen Häusern, wodurch auch das Umsichgreifen des großen Brandes so sehr begünstigt wurde. Nur einzelne Straßen sind besser gebaut. Viele Wohnungen befinden sich in den Kellerräumen, trotzdem daß dieselben in den niedrigen Gegenden, besonders des St. Katharinen-Kirchspiels, der Gefahr ausgesetzt sind, bei hohen Fluten, wie es auch gar nicht selten geschieht, mit Wasser angefüllt zu werden. Deswegen wird das Steigen des Wassers von Kuxhaven telegraphiert und Lärmschüsse werden gelöst, wenn es eine gefahrdrohende Höhe erreicht; die Bewohner der Keller machen sich dann bereit, dem eindringenden Elemente auf einige Stunden ihre Wohnungen zu räumen.

Nicht viel besser gebaut ist die Neustadt, nur hat dieselbe wegen der höhern Lage vom Hochwasser nichts zu leiden, entbehrt aber dafür auch der Begünstigungen des Großhandels, deren sich die Altstadt erfreut. Doch ist das Leben auf den Straßen nicht minder bewegt als in der Altstadt, und in einigen Straßen, welche den Verkehr mit Altona vermitteln, ist das Gewühl selbst noch größer. Da wogt ein ununterbrochener Strom von Menschen, Pferden und Wagen hin und her, so daß man öfter Mühe hat, seinen Weg durch das Gewühl zu verfolgen.

Zwischen diesen beiden Stadtteilen mitten inne liegt der nach dem Brande von 1842 erstandene Neubau. Der Gesamteindruck dieser Stadt von Palästen ist großartig. Die meisten Häuser haben bei einer Höhe von vier bis fünf Stockwerken platte Dächer. Obwohl ein bestimmter architektonischer Geschmack in ihnen nicht hervortritt, so lassen sie doch deutlich erkennen, daß hier Streben nach Dauerhaftigkeit, zweckmäßigster Benutzung des gegebenen Raumes und Bequemlichkeit thätig war. Den Glanzpunkt dieses Stadtteils bildet

das Alsterbassin, das auf drei Seiten von den langen Palastreihen des neuen und alten Jungfernstieges und des Alsterdammes eingerahmt ist, während die vierte durch den die Anlagen östlich und westlich von der Stadt verbindenden Wall von der Außen-Alster geschieden ist. Baumreihen umgeben das prächtige Wasserbecken, auf dem Schwäne rudern. Auf der Seite des am meisten besuchten alten Jungfernstieges ist der Bazar, 110 m lang, eine mit fortlaufender Glaskuppel überwölbte Straße von zwei Reihen Kaufläden, mit Marmor und Bildwerk verziert; die prachtvollsten Hotels und Restaurationen befinden sich in seiner Umgebung. „Wo fände sich," ruft ein berühmter Reisender aus, „ein Platz wie der Jungfernstieg mit seinen neuen Palästen, Baumreihen und dem glänzenden Spiegel des Alsterbassins? Geh nach London und nach Paris, du findest ihn nicht. Nur das Goldene Horn mit seinen Schiffen und pfeilschnellen Kaiks, mit Stambul auf dem einen und Galata und Pera auf dem andern Ufer, überragt von den Kuppeln der Moscheeen und den zahlreichen schlanken Minarets, dürfte dir ein eigentümlicheres, mannigfaltigeres und anziehenderes Gemälde vor Augen stellen. Seit einigen Jahren giebt es auch eine Flottille von kleinen Dampfschiffen, die während des Sommers die verschiedenen Punkte der Außen-Alster untereinander und mit dem Jungfernstieg (an der Binnen-Alster) in fortwährende Verbindung setzen.

In der Altstadt lag die älteste Kirche von Hamburg, der schon zu Karls d. Gr. Zeit gegründete, öfter zerstörte, 1106 wieder aufgeführte Dom St. Mariä oder U. L. Frauen. Als er an die Stadt überging, war das Gebäude sehr hinfällig. 1805 wurde es abgetragen. Die Katharinen- und Jakobikirche, vom Brande verschont, sind jetzt die einzigen aus dem Mittelalter stammenden Kirchen von Hamburg. Sie sind gotischen Stils, aus dem Ende des 14. und 15. Jahrhunderts. An St. Katharinen waren Nikolai und Goeze Hauptpastoren, an St. Jakobi bis 1661 Schuppius, einer unserer originellsten Satiriker.

Nachdem im Jahre 1620 die ganze westliche Vorstadt als Neustadt zur Stadt gezogen war, genügte bald die kleine Kirche daselbst nicht mehr, und 1649 ward der Grund zu einer neuen größeren gelegt. Diese 1661 eingeweihte große Michaeliskirche wurde am 10. März 1750 durch einen in den Turm einschlagenden Blitzstrahl eingeäschert. An der Stelle dieser Kirche ward dann vom September 1751 durch Ernst Georg Sonnin eine neue Kirche gebaut und am 19. Oktober 1762 eingeweiht. Die Kirche, die größte von Hamburg,

liegt auf dem höchsten Punkte der Stadt. Sie ruht auf vier kolossalen Tragepfeilern und ist eine Kreuzkirche, das Ganze eine enorme Halle, deren Weite auf jeden Eintretenden den Eindruck des Großartigen machen würde, wenn nicht die vielen Gipsverzierungen am innern Gewölbe störend wirkten. Der 1778—1786 aufgeführte Turm ist der höchste von Hamburg, 131 m, und weil er im Innern einen großen Fallraum darbietet, oft zu physikalischen Beobachtungen benutzt. Er bietet Aussicht über Stadt und Elbe, fast bis zur Nordsee, nördlich über einen Teil von Holstein, südlich über einen Teil von Hannover.

Den prächtigsten Kirchenbau hat Neu-Hamburg aufzuweisen. Die St. Nikolaikirche am lebhaften Hopfenmarkt, welche wie die St. Petrikirche 1842 mit abbrannte, ist im reinen gotischen Stil erbaut, und zwar von Sandstein; nur die Mauerflächen sind von Backsteinen, und zwar die äußern von gelben doppelt gebrannten. Durch die Verwendung von Sandstein wurde ermöglicht, eine so reiche Ornamentik anzuwenden, daß diese Kirche an äußerem Schmuck alle Bauten der frühern Jahrhunderte im Norden Deutschlands übertrifft. Auch das Innere ist reich ausgestattet: Marmorstufen und der Fußboden von schwarz und weißem Marmor, Marmorsäulen über dem Chor, Altar und Kanzel von farbigem Marmor; über dem Altar ein Christus am Kreuze in kolossaler Größe, und unter dem Kreuze ein Relief, Christus am Ölberge betend, beides in weißem Marmor ausgeführt. Der Plan ist von dem Engländer George Gilbert Scott.

Auch die Petrikirche ist im gotischen Stil des 14. Jahrhunderts neu erbaut.

Im Neubau pulsiert das lebhafteste Treiben des Handels. Die neue Börse auf dem Adolfsplatze wurde 1839 an der Stelle des ehemaligen Maria-Magdalena-Klosters begonnen und blieb mitten in dem Brande von 1842 stehen. Sie ist 80 m lang und 55 m breit. Der für das Börsenpublikum bestimmte innere Raum wird durch große Fenster von oben erleuchtet; an ihn schließen sich auf allen vier Seiten Bogengänge. Zwischen 1 und 2 Uhr ist hier ein großer Teil der Handelswelt versammelt, an 5000—6000 Menschen. An den Seiten dieses Raumes befinden sich verschiedene Comptoire und Geschäftszimmer im obern Stocke, auch die Commerzbibliothek, reich an neuern Werken der Geographie, Statistik und neuern Geschichte. Unweit der Börse ist die Bank und das neue Postgebäude in der Poststraße.

Der **Handel**, dessen mächtige Ausdehnung schon oben angedeutet worden ist, ist es, welcher Hamberg beherrscht und ihm seinen Charakter giebt. Alle andern Interessen stehen hier hinter den kaufmännischen zurück, und der einzige Stand, welcher noch ebenbürtig neben dem des Kaufmanns steht, ist der des Rechtsgelehrten, sofern dieser zur Teilnahme an der Regierung des Staates berufen ist. Zur Belebung des Handels sind neben der alten weltbekannten Hamburger Bank jetzt noch mehrere andere, wie die Norddeutsche Bank und die Vereinsbank errichtet. Neben dem Handel und großenteils mit ihm in unmittelbarer Verbindung stehend findet sich eine bedeutende Industrie. Der Handel drückt natürlich dem Hamburger Straßenleben sein Gepräge auf: es ist lebendiger und geschäftiger als in irgend einer andern deutschen Stadt. Die Stadt hat nicht wie andere Großstädte lebhafte Regionen und Passagen: von einem Ende zum andern ist sie ein geschäftiger „Bienenkorb und Ameisenhaufen".

Doch auch die geistigen Interessen sind in Hamburg niemals vernachlässigt, und seine Anstalten für Wissenschaften und Künste sind zahlreich und mannigfaltig. Viele in der deutschen Litteratur- und Kunstgeschichte berühmte Namen stehen mit Hamburg in enger Verbindung; die Dichter Flemming und Hagedorn verlebten hier ihre letzten Lebensjahre, Lessing schrieb hier eines seiner Hauptwerke, die Hamburgische Dramaturgie, Klopstock verbrachte hier die letzten dreißig Jahre seines Lebens, auch Claudius und Voß weilten lange Zeit in der Nähe.

Der Hamburger vom alten Schrot und Korn hat ein volles Bewußtsein seiner Stadt, und sieht auf „Buten-Minschen" mit einem gewissen Stolze herab. Eine tüchtige und ernste Solidität durchzog in der That das Hamburger Leben. Obgleich nun in der letzten Zeit das Leben in Hamburg viel von jener alten Solidität eingebüßt hat, wozu namentlich ein großer Zufluß von Leuten, die im Auslande, meist in Amerika, reich geworden sind und nun ihr Geld hier angenehm verzehren können, vieles beiträgt, so ist Hamburg doch keineswegs ein „Babel". Man kann im Gegenteil behaupten, daß der Vergleich mit andern Großstädten ersten Ranges durch alle Klassen der Bevölkerung gewiß nicht zum Nachteile Hamburgs ausfallen möchte. Wenn die Erfahrung überall lehrt, daß tüchtige Arbeit, die ein gutes Auskommen gewährt, die beste Garantie eines ehrbaren Lebens ist, so finden sich die Bedingungen eines solchen in Hamburg mehr als in den meisten andern Großstädten für den Mittelstand, die Handwerker und die sogenannten Arbeitsleute gegeben. Allerdings ist

auch die Armut in ihrem Bereiche groß, aber nicht so schlimm wie sonst vielfach in deutschen Landen. Als ein sehr edler Zug des Hamburger Charakters ist die schon von den Alten bewunderte und gepriesene Sorge für Arme und Kranke hervorzuheben. Das Waisenhaus, das große Krankenhaus in der Vorstadt St. Georg, das vor einigen Jahren von einem Kaufmann gegründete Schröderstift und eine große Anzahl neuer und neuester milder Stiftungen sind großartige Denkmäler des altbewährten Sinnes.

Seit den letzten Jahren hat die Ausdehnung des bewohnten Gebietes in der unmittelbaren Nähe der Stadt ungemein zugenommen. Fast nach allen Richtungen hin sind solche Häusermassen neu aufgeführt, daß nur der Name von Vorstädten fehlt. Von Blankenese bis Wandsbeck und Horn zieht sich eine beinahe ununterbrochene Häuserreihe hin, die sich in der Mitte dieser Strecke von der Elbe aus auch 4—5 km landeinwärts erstreckt.

So wächst Hamburg der riesigen Ausdehnung fremder Großstädte entgegen. 1869 betrug seine Bevölkerung 225 000 Einwohner; 1890 war deren Zahl auf 324 000 gestiegen, wozu noch die zahlreichen Vororte mit mehr als 150000 Einwohnern kommen.

9. Die Nordsee-Inseln: Norderney, Wangerooge, Helgoland.

Vom Dollart zieht sich ostwärts der Küste der Nordsee entlang eine Reihe kleiner, sandiger, mit Dünen besetzter Inseln. Einst bildeten sie noch Teile des Festlandes, aber die gierigen Wellen des Oceans haben dessen Küste zerrissen, und die Inseln allein übriggelassen, die gleich Schanzen wohl den wilden Sturmlauf des Meeres brechen, aber von ihm auch immer mehr unterwühlt werden. Der Römer Plinius kennt zwischen der Nordostspitze Hollands und der Eider noch 33 Inseln: zwei Drittel von ihnen sind jetzt verschwunden. Diese dürren, kahlen Sandflächen, rings von Dünenketten umschlossen, an einzelnen Stellen nur mit einer eignen Grasart, dem biegsamen Helmt, bewachsen, sind die Heimat eines armen und genügsamen, doch mutigen Stammes, des letzten Restes der echten Friesen. Es ist ein rauhes, hartes, tüchtiges Geschlecht, mit schwerem Körper, wettergebräuntem Gesicht und blondem Haar. An der sichersten und windfreiesten Stelle ihres Eilandes haben sie sich angesiedelt; da liegt ihr Dorf ganz still und eng mit seinen ärmlichen, niedrigen Hütten. Im

Sommer ist von den Männern keiner daheim, nur die Alten und Gebrechlichen blicken täglich, so lange sie noch gehen können, von der höchsten Düne sehnsüchtig und zugleich mit unermüdeter Neugier aufs Meer hinaus; die übrigen sind fort zur See. Unter den Inseln sind Norderney und Wangerooge wegen ihrer Seebäder die bevölkertsten und bekanntesten, wenn schon auch auf den andern, vorzüglich auf Borkum, das die Emsmündung teilt, Badegäste einkehren.

Norderney, nur 15 qkm groß, eine langgestreckte, schmale Insel, ist auf drei Seiten mit mehrfachen Reihen von Dünen besetzt, die 10—15 m sich erheben und kleine grüne Thäler zwischen sich haben. Die Bewohner wohnen in dem einzigen Dorfe, das am südwestlichen Ende der Insel liegt und aus wenigen Reihen von Häusern besteht, die klein und artig, reinlich und mit Gärtchen versehen sind. Das schon 1800 angelegte, doch erst seit 1814 in Aufnahme gekommene und sehr stark besuchte Seebad hat eine einzige und besonders für die fern vom Meere herkommenden Fremden überraschende Lage. Auf der Nordseite des ansehnlichen Kurhauses befinden sich die Anlagen des Georgsgartens, und bei dem Logierhause, auch Schloß oder Palais genannt, findet man sogar eine Seufzerallee und einen Philosophengang. Man fährt von der Stadt Norden zu Schiffe dahin, kann aber auch zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuße durch das Watt auf einer Sandbank, welche zur Ebbezeit fast trocken liegt, hinüber gelangen. Wie alle friesischen Inseln wird auch Norderney immer mehr vom Meere benagt und weggefressen; so wurde noch in der Neujahrsnacht 1855 bei heftigem Sturme ein ansehnliches Stück der Insel von den Fluten verschlungen. Einen guten Überblick über die Insel und das Meer gewährt ein hölzernes Turmgerüst (Marienhöhe), eine noch freiere Aussicht über See und Inseln die sogenannte weiße Düne am Ostende von Norderney.

An der Westseite des Jadebusens liegt die zur oldenburgischen Herrschaft gehörende Insel Wangerooge, vom Lande durch ein zur Ebbezeit fast trocken liegendes Watt geschieden. Sie hatte in ältern Zeiten beträchtlichen Umfang und eine sichere, von vielen fremden Schiffen besuchte Bucht. Zwei Kirchen erhoben sich, die eine im Norden, die andere im Westen der Insel; aber die Stürme aus Nordwesten fegten immer mehr Land hinweg, die fruchtbarsten Strecken fielen der See anheim; auch die Kirche im Norden wurde eine Beute des wilden Elements, die im Westen folgte ihr später. Graf Johann von Oldenburg baute um 1600 den über 60 m hohen Turm, der in seinen verschiedenen Stockwerken als Leuchtturm, Kirche und Raum

für Strandgut diente. Unter Anton Günther war die Insel noch 10 km lang und 2 km breit. Sie besaß noch immer viel schönes Weideland, ja man zählte 1730, also 100 Jahre später, noch 202 Matt fette Weide und 70 Matt geringere. Aber nun schritt das Verderben rasch heran: je höher die Deiche des Festlandes wuchsen, desto schlimmer verfuhr die See mit den ungeschützten Inseln. Die Weiden wurden mehr und mehr übersandet, und die Viehzucht der Wangerooger beschränkte sich auf immer kleinere Strecken. In der Zeit der Kontinentalsperre trieben die Inseln ergiebigen Schleichhandel; 1819 ward ein Seebad angelegt und ein Leuchtturm von 24 m Höhe errichtet. Die besseren Verhältnisse der Insulaner traten bald zu Tage. Statt der elenden Hütten mit Wänden aus Klei, Strohdächern und drei Thüren, von denen jedesmal nur die der Windseite entgegengesetzte geöffnet wurde, entstanden jetzt Häuschen aus Ziegelsteinen, die eher geeignet waren, Winters ein Schirm gegen den Sturm zu sein und Sommers Badegäste aufzunehmen. Aber um so gieriger verlangte die See nach der ganzen Beute. Die Insel war noch 7 km von Westen nach Osten ausgedehnt, von Norden nach Süden aber nur 2 km, an einigen Stellen nur einige Hundert Schritt breit. Die Flut vom 1. Januar 1855 riß einen Teil der Insel weg. Seitdem droht ihr völliger Untergang. Und doch hängen die Bewohner mit unendlicher Liebe an ihrem so unsicheren Wohnsitz. Als man es für nötig fand, die den Meereseinbrüchen zumeist preisgegebenen Familien nach dem Festlande zu versetzen, so haben sie es doch nicht aushalten können. Sie trachteten auf alle Weise wieder nach ihrer alten Insel zurückzukommen; ja manche erlagen dem Heimweh.

Die Weser- und Elbmündung zu schützen und zu beherrschen, ist die kleine unweit des Landes gelegene, mit einem Leuchtturm versehene hamburgische Insel Neuwerk, mehr aber das 60 km in das Meer hinausliegende Helgoland (das alte Heiligeland) geeignet, „die rote Klippe". Vordem gehörte sie zum Herzogtum Schleswig; bis 1714 war sie im Besitze der Herzöge von Holstein-Gottorp, dann dänisch. Im Jahre 1808 bemächtigten sich ihrer die Engländer, welche erst 1890 die Insel an Deutschland wieder abtraten: eine wertvolle Erwerbung; denn in seiner unvergleichlichen Lage ist Helgoland eine wichtige Basis aller kriegerischen Unternehmungen für oder gegen Deutschland.

Etwa 60 m über dem Meere erhebt sich der rote Thonsteinfelsen der Insel, 2300 Schritte lang und 650 breit. Schroff

steigen im Nordosten die Uferwände auf. Ein großartiges Bild der Zerstörung bietet der Küstenstrich, der das Nordhorn mit dem Südhorn verbindet. Da erblicken wir gigantische Türme, vom Felsen losgetrennt, dunkle Höhlen und Klüfte, schlanke Säulen und zackige Klippen. Hohe Felsenthore öffnen sich gleich gotischen Spitzbogen, und durch die mächtigen Hallen rauscht das Meer. Seevögel nisten in den dunklen Grotten; hin und wieder tauchen auch Seehunde auf. Jede einzelne Schicht des Felsens ist am ganzen Umfange der Insel mit den Augen zu verfolgen, weil jede bezeichnet wird durch den Wechsel ganz entgegengesetzter Farbe, der intensivsten Töne von Rot und Grün, die überhaupt an Felsenmassen vorkommen. Und um die Reihe der hohen Farbentöne, aus denen hier das Landschaftsbild gewebt wird, zu vervollständigen, streckt sich dann noch, durch einen blauen Meeresarm von der roten Klippe getrennt, die bewegliche, sanfthügelige, im Sonnenglanz schneeweiß scheinende Düne ins Meer. Selbst das Auge des Eingebornen ist nicht abgestumpft gegen den Reiz dieser Farben. Er wählte sie als Wahrzeichen seiner Heimat, und wohin ihn seine Segel tragen, dahin bringt er am Mast die grün-rot-weiße Flagge, die er sich durch einen Wahlspruch deutet:

Grön is dat Land,
Rood is de Kant,
Witt is de Sand,
Dat is de Flagg vun't hillige Land.

Der Boden, den der Ankommende zuerst betritt, ist ein flaches, sandiges Gestade, mit Muscheln und Seetang bedeckt, der weiße Sand des Unterlandes. Der Blick begegnet einigen Rüstern, Linden, Rosen- und Fliedergebüsch, besonders aber Kartoffelfeldern; dazwischen stehen Gasthäuser für Badegäste und andere Wohnungen. Zum Plateau des Felsens, dem Oberlande, führt eine Treppe von 189 Stufen. — Die Insel steht unter englischer Herrschaft, die übrigens aus guten Gründen hier die mildeste von der Welt ist: England giebt, aber es nimmt nichts. Es baute und unterhält den schönen Leuchtturm, es besoldet den Gouverneur, dem ein Rat von sechs Helgoländern zur Seite steht, aus eigenen Mitteln, es unterstützt, wo die öffentlichen Zwecke es erfordern. — Eine schöne Kirche und ein palastartiges Schulgebäude schmücken die Insel. Die Einwohner (über 2000) friesischen Stammes beschäftigen sich vornehmlich mit dem Lotsengewerbe; die Zahl der Lotsen beträgt gegen 380 und es befindet sich eine Lotsenschule hier. Bei der großen Zahl der Lotsen ist der Verdienst im ganzen gering, weshalb die Helgo-

länder auch ein beschränktes Leben führen. Kartoffeln und Fische sind die Hauptspeise. Die Fische werden teils frisch genossen, teils gesalzen oder in der freien Luft getrocknet. Brot ist selten und teuer; gewöhnlich trägt man statt dessen getrocknete Fische bei sich. Schiffbrüche „segnen den Strand"; um diesen Segen ward vor Jahrzehnten noch in der Kirche gebetet. Zuweilen beschäftigt man sich mit der Jagd auf die Zugvögel, die der Ostwind auf die Insel führt. Die Seebäder werfen auch manchen Gewinn für die Helgoländer ab; sie sind seit 1826 in Gang gekommen. Die Düne, deren fester und feiner Sandgrund den herrlichsten Badestrand darbietet, hat eine Länge von 1600 Schritten bei einer Breite von 400. Die Dünenhügel, mit Sandhafer reich bewachsen, erheben sich bis zu 20 m Höhe über die Meeresfläche, bilden kleine Thäler und Schluchten und gleichen einer aus der Flut aufsteigenden grünen Gebirgskette. Ehedem, so sagt man, war Helgoland, das alte Fosetesland, auf dem der heilige Willibrord das Heidentum stürzte, eine umfangreiche, stark bevölkerte Insel. Viele wollen sogar behaupten, daß es die äußerste Spitze des germanischen Festlandes, die Heimat des tapfern und freiheitliebenden nordfriesischen Stammes gewesen sei. Neuere Untersuchungen haben einen so ausgedehnten Umfang in das Reich der Fabeln gewiesen, doch reichte jedenfalls der Untergrund viel weiter in das Meer als jetzt.

Helgoland beherrscht gewissermaßen auch noch die Mündung eines dritten Stromes, der Eider. Sie entsteht auf dem uralisch-baltischen Rücken aus mehreren kleinen Seeen, durchfließt in anfangs nördlichem Laufe den Wester- und Flemhudersee und wendet sich dann über Rendsburg westwärts, indem sie mit großen Krümmungen weite Marschgegenden durchfließt, welche durch kostbare Eindeichungen vor den Überschwemmungen des Flusses geschützt werden mußten. Bei Friedrichsstadt ist die Eider im Mittel gegen 200, bei Tönningen etwas über 300 m breit und 4—5 m tief. Weiter unterhalb verbreitert sich die Mündung bis zu 1½ Meile. Dieser wasserreiche Fluß, dessen natürliche Schiffbarkeit bei Rendsburg beginnt, hat durch seine Verbindung mit dem Kieler Busen eine große Bedeutung erhalten. Der Kieler Kanal tritt aus der Eider, wo sie die Wendung nach Westen macht. Er hat 3½ m Wassertiefe und 31 m obere Breite, und da die Eider diese Größenverhältnisse bis Rendsburg teilweise nicht hat, so ist sie bis dahin ebenfalls kanalisiert. So beträgt die ganze Länge des künstlichen Wasserweges 45 km. Der Kanal trägt Fahrzeuge bis zu 120 Lasten.

Nördlich von der Elbmündung setzt die jütische Halbinsel an, deren Küste wiederum von zahlreichen Gestadeinseln begleitet ist: Nordstrand, Pelworm, Amrum, Föhr und Silt, dessen Namen die Dänen Sylt schreiben, sind die größten. Das sind die friesischen Uthlande, die wie Wellenbrecher gegen den Wogenanprall der Küste vorgelagert sind.

10. Die Ostsee=Insel Rügen.

Von Stralsund, der alten berühmten Hansastadt an der pommerschen Küste, fahren wir, die sich immer schöner gestaltende Stadtansicht im Auge, in einer halben Stunde hinüber nach Altefähr auf der Insel Rügen, der weitaus bedeutendsten unter den deutschen Ostsee=Inseln.

Im 9. Jahrhundert herrschten auf Rügen Slavenfürsten, die auch einen Teil des gegenüberliegenden Festlandes besaßen. Schon damals sollen Mönche von Corvey das Christentum gepredigt und die Insel für ihren Patron St. Vitus zum Geschenk erhalten haben; das Heidentum erhielt sich jedoch bis in das 12. Jahrhundert und wurde von Dänemark aus gestürzt. König Waldemar eroberte und zerstörte 1168 Arkona, das letzte Asyl des Götzendienstes. Mit den Stücken des zerschlagenen Holzbildes des Swantewit wurde das Siegesmahl gekocht. Bischof Absalom von Roschild pflanzte das Evangelium, unter Fürst Jaromir um 1180 wurde die Insel völlig bekehrt und füllte sich mit deutschen Ansiedlern. Zugleich wurden die rügischen Fürsten von Dänemark abhängig; doch warfen sie im 13. Jahrhundert das dänische Joch ab und Witzlaf II. nahm 1282 die Insel von Kaiser Rudolf zu Lehen. Nach dem Tode Witzlafs III. 1325 kam Rügen durch Vertrag an Pommern und wurde das Besitztum einer abgezweigten Linie, bis es 1478 auf immer mit Pommern vereinigt wurde.

Die Insel Rügen ist 900 qkm groß, ihre größte Länge von Süden nach Norden beträgt 50 km, die größte Breite im südlichen Teile fast 40 km. Sie ist eine spinnenartig ausgespreizte Zusammensetzung von Vorgebirgen, Halbinseln und Landzungen. Vom Rugard, „dem Auge des Landes", sieht man das Ganze von Arkona bis Stralsund und Greifswald wie eine Landkarte unter sich liegen. Wir denken die Insel uns als Dreieck, das an der Nordostseite durch ein

eindringendes Binnenmeer von begleitenden Halbinseln geschieden wird. Die nach Süden gekehrte Grundlinie ist durch den Rügenschen Bodden ausgebuchtet. Am Westende des Boddens streckt sich die Halbinsel Zudar mit dem südlichsten Vorgebirge Palmerort Pommern

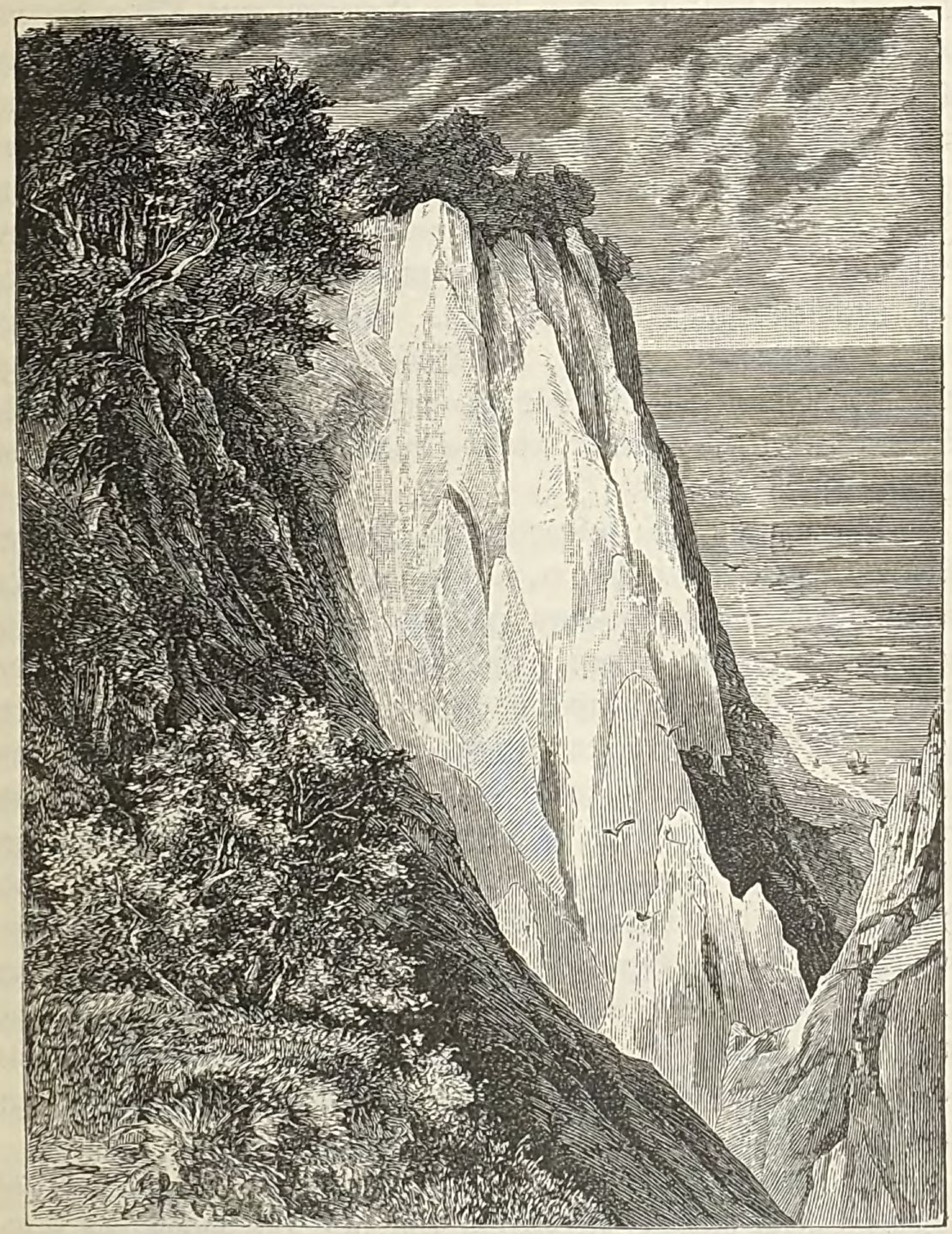


Abb. 71. Stubbenkamer auf Rügen nach E. Heyn.

gegenüber, am Ostende ragt die wieder vielfach gegliederte und eingerissene Halbinsel Mönkgut in das Meer. An der Ostküste springen zwei Vorgebirge in die See: südlich das Thiessower Hövd oder das südliche Pferd, nördlich das Göhrensche Hövd oder das nordische Pferd, ein steiniger Rücken, der mit einem Pferderücken

allenfalls Ähnlichkeit hat. Der Nordostseite läuft die Halbinsel Jasmund parallel. Diese hängt mit der Insel durch die schmale Heide zusammen, die zwischen dem Prorer Wiek, einer äußeren Meeresbucht, und dem Kleinen Jasmunder Bodden des Binnenmeeres hinläuft. Weit springt Jasmund nach Osten vor und endigt mit der Stubbenkamer (d. i. Felsstufen). An Jasmund ist durch die Schabe, eine schmale sandige Niederung, 8 km lang und an der breitesten Stelle 2 km breit, die Halbinsel Wittow gehängt, die der Nordspitze des Dreiecks gegenüberliegt, und samt Jasmund durch den Großen Jasmunder Bodden, den größeren Abschnitt des Binnenmeeres, vom Kern geschieden wird. Wittow hat das nördliche Vorgebirge Arkona. Wittow und Jasmund sind durch das Tromper Wiek, eine Bucht des Außenmeeres, geschieden. Die Nordwestseite des Dreiecks ist nicht so tief ausgezackt (Kubitzer Bodden), hat aber dafür die begleitenden Inseln Umanz und Hiddensee.

Nur für den Kern gebraucht der Insulaner den Namen Rügen. Von den Halbinseln spricht er, als ob das lauter selbständige Länder seien. Zwischen den einzelnen Halbinseln ist der Verkehr erstaunlich gering, und auf den beiden großen Landengen, der Schabe und der Schmalen Heide, hört fast alle Kultur auf. Man kann hier den ganzen Tag auf sogenannten Straßen bis über die Knöchel in Dünensand und Geröll waten, ohne einer sterblichen Seele zu begegnen. Wie in den Hochalpen ein Felsrücken, so halten hier die Landengen die selbständigen Gestaltungen des Volkslebens auseinander. Jede Halbinsel hat ihre besondere Schattierung des Dialekts, jede ihre eigenen Bräuche. Aber was dieser bunte, unruhige Wechsel von Berg und Thal, Feld und Wald, Heideland, Dünenland, Sumpfland, Feldland in der Natur der Eingeborenen zersplittern mochte, das hielt das ringsum flutende Meer wieder mit starkem Arm zusammen.

Die Oberfläche ist im Westen eben und waldlos und hebt sich allmählich zum Rugard bei Bergen 108 m. Die nordöstliche Halbinsel Jasmund hat steiles, felsiges Ufer und schönen Laubwald. Im ganzen ist der Boden fruchtbar und ergiebig, Wittow ist die Kornkammer der Insel. Erratische Blöcke liegen auf Rügen noch in unzähliger Menge, obgleich schon Jahrhunderte an diesem Kapital gezehrt haben. Die mannigfaltigsten Steinbrocken, wie man sie nur aus Dutzenden von Steinbrüchen zusammentragen könnte, sind zu buntscheckigen Gartenumfriedigungen aufgeschichtet, während überhangende

Dornbüsche diese Granitmusterkarte malerisch bekrönen. Die Landstraßen der Insel sind mit Granit gepflastert.

Ackerbau, Viehzucht und Fischerei sind die Nahrungszweige der Insulaner. Die Gänsezucht ist bedeutend, ein wichtiges Gewerbe ist der Heringsfang. Für die Bewohner von Rügen insgesamt ist der Ausfall des Heringsfanges eine wichtige Frage. Kommen im Frühjahr die Heringe in zahllosen Schwärmen angeschwommen, so sind die Leute auf Rügen fürs ganze Jahr lustig, wie die Weinbauern am Rhein nach einem guten Herbst. Beide beten um volle Fässer, und das volle Heringsfaß läßt sich so wenig mit Sicherheit prophezeien wie das volle Weinfaß. Die Rügensche Ära zählt nach guten Heringsgängen wie die Rheingauische nach guten Weinjahren. Aber die Olympiaden der guten Heringsjahre sind glücklicherweise nicht so lang wie die Olympiaden der guten Weinjahre.

Im Kerne der Insel liegt Bergen, die Hauptstadt von ganz Rügen, nicht in der Mitte, sondern dem Jasmunder Bodden näher auf hohem Terrain: am höchsten steht die in ganz Rügen sichtbare Kirche. Auf dem Rugard stand bis 1631 eine Burg: noch jetzt kann man die Spuren der Wälle verfolgen. Südwestlich von Bergen liegt die Stadt Garz an dem kleinen Garzer See. Hier stand Karenza, Burg und Festung der alten Fürsten, die 1168 von Waldemar I. und den pommerschen Fürsten Kasimir I. und Bogislaw I. erobert und zerstört wurde. Der Garzer Wall, südlich von der Stadt, ein längliches unregelmäßiges Viereck, ist ein Überrest davon. Südlich von Garz, unweit der Stelle, wo die Halbinsel Zudar sich vom Lande löst, findet man das Dorf Schoritz, wo Ernst Moritz Arndt geboren ist. Um Gingst, im Nordwesten Rügens, heißt die fruchtbare Gegend das Paradies.

An der Südküste des Kerns in der gleichnamigen Herrschaft liegt Putbus. Die Fürsten von Putbus stammten von Stoislaw, dem Bruder des 1212 gefallenen rügischen Fürsten Jaromir. Kaiser Karl VI. erhob 1727 den Freiherrn Malte von Putbus in den Reichsgrafenstand und 1807 wurde die Familie in den schwedischen Fürstenstand erhoben. Preußen bestätigte 1815 den Fürsten ihren Titel, die 1816 auch die Herrschaft Spyker auf Rügen erwarben und 45 Dörfer und 55 Güter besaßen. 1854 starb Fürst Wilhelm Malte von Putbus ohne männliche Erben, aber mit Bewilligung der Krone Preußen folgte sein Enkel, der Sohn seiner ältesten Tochter als Fürst von Putbus. Das schöne Schloß hat einen reizenden Park, daneben ist der Flecken Putbus entstanden, halbkreisförmig an den fürstlichen

Garten gelehnt, „das Rügensche Karlsruhe", dahinter liegt das alte Dorf Putbus. Von Putbus führt eine gerade Straße zu dem $^1/_2$ Stunde entfernten, am Fuße der waldigen Goore und dicht am Strande gelegenen Seebade.

Die Halbinsel Mönkgut, einst dem Kloster Eldena gehörig, hat zwar mit dem Kern breiteren Zusammenhang als Jasmund und Wittow, ist aber durch Seeen und durch die Granitz, eine kleine waldige Berggruppe mit einem Jagdschlosse des Fürsten von Putbus, doch völlig geschieden. Da das Kloster Eldena deutsche Kolonisten ansiedelte und diese sich von den Slawen abgeschlossen hielten, haben die Leute von Mönkgut am meisten altes Herkommen in Sprache, Tracht und Sitte bewahrt. Doch schwinden bei dem lebhaften Verkehre und den mannigfachen Berührungen mit Fremden auch hier immer mehr die alten Trachten und Sitten.

Nach Jasmund, einem 14 km langen und 10 km breiten Hochlande, gelangt man vom Kern aus durch die Prora, einen malerischen Hohlweg. Jasmunds Hauptort ist Sagard. Die Nordostküste besteht aus von Feuersteinlagern durchzogener Kreide, die in steilen Wänden und Vorgebirgen zur See fällt. Von dem in einer Schlucht gelagerten Fischerdorfe Saßnitz tritt man in die Stubnitz. Das ist ein 15 km langer und 4 km breiter herrlicher Buchenwald, der sich längs des Meeresufers hinzieht und viele Hünengräber, die sogenannten Steinkisten birgt. In diesem Walde liegt der Herthasee, dessen hohe Ufer ein regelmäßiges Oval bilden und mit dichten Buchen umkränzt sind. Sein Grund ist voll Baumstämme und Äste, und von den hineinfallenden und darin verwesenden Blättern ganz mit Moor angefüllt. Sein Durchmesser beträgt 120 m und seine Tiefe in der Mitte 15 m. Westwärts daran stößt ein Wall, der Burgwall genannt, der einen ovalen Platz einschließt. Sein steiler Abhang beträgt nach außen hin meist über 30, nach innen 10—12 m und an manchen Orten noch weniger. Nördlich läßt er einen schmalen Zugang nach dem inneren Raume und auch nach dem See zu einen Ausweg offen. Westlich wird es fast von einem Viertelkreise eines zweiten Walles eingefaßt, der aber nicht so regelmäßig angelegt ist. Alles ist jetzt mit hohen Buchen bewachsen und heiliger Schauer ruht auf See, Hain und Wall in der grünen Waldnacht und feierlichen Stille, nichts stört die Stille des Todes, als etwa das Glöckchen einer Herde, eine Ente oder ein Taucher, die plötzlich aus den Binsen hervorrauschen. Man hält diesen Wall für die Reste der Herthaburg und will dahin den Schauplatz der Verehrung der Nerthus verlegen,

die man fälschlich Hertha genannt hat. Von diesem Orte ist es etwa 1000 Schritte weit bis zu der berühmten Stubbenkamer. Die Große Stubbenkamer, deren höchste Spitze Königsstuhl (von Karl XII.) heißt und 125 m hoch ist, bildet eine unförmliche Pyramide, die gegen das Meer hin fast senkrecht abgeschnitten ist. Die kolossalen Massen der abgerissenen Pfeiler gewähren bis zum Meeresstrande den Anblick der wunderbarsten Gestalten. Auf der höchsten Spitze hat man eine in Deutschland einzige Aussicht in die schauerliche Tiefe und über die sich unermeßlich ausdehnende Ostsee. Aufgang und Untergang der Sonne, oder ein Abend bei Mondschein oder Sternenglanz sind besonders herrlich. Ein zweiter Einschnitt dieses Kreidegebirges, die Kleine Stubbenkamer, liegt ostwärts vom Königsstuhl, ist nicht so hoch, aber fast noch steiler und läßt von ihrem mit Bäumen und Gebüsch bewachsenen Rande fast senkrecht zur Tiefe blicken. In der zwischen beiden Stubbenkamern liegenden, von oben bis unten mit Buchen und Gesträuch bewachsenen Schlucht führt ein Fußsteig, den 600 eingegrabene Stufen bequemer machen, zum Strande, und rechts davon rieselt eine kleine Quelle, deren krystallhelles Wasser sich in einem Kessel sammelt und dann ins Meer fällt. Am Strande hat man eine schöne Ansicht der grotesken Kreidewände.

Wittow, bei den Schiffern Wittmund, hat das interessante nördliche Vorgebirge von Rügen. Auf Arkona (slawisch urkan = am Ende), 55 m hoch, stand die gleichnamige Festung und der Tempel des Swantewit. Der Burgring, ein 20—25 m hoher Wall, soll ein Rest der Feste sein. Jetzt steht hier ein Leuchtturm, der zugleich als Gasthaus dient; man sieht bis nach der Insel Moen hinüber. Mancher zieht Arkona, den Punkt, wo das Meer ringsum brandet, wo die schmale Spitze Landes dem, der lange sinnend über die Flut hinausschaut, unter den Füßen schwindet, daß er mitten in den Wogen zu stehen vermeint, der Stubbenkamer vor. Im Westen wirft Wittow einen ganz schmalen Halbinselstreifen weit ins Meer, den Bug.

An der Nordwestseite liegen die größten der Inseln, die um Rügen gestreut sind. Umanz hat etwa 150 Bewohner. Sie nennen ihre Inselchen das Land, sich die Upländer, alle übrigen sind ihnen Vanländer, ohne Land, und ein Mann vom Lande heiratet nie ohne Land. Weiter in das Meer südwestlich von der Spitze des Bug liegt Hiddensee, 20 km lang und 200—3000 m breit. Im Norden und Nordwesten hat die Insel Dünen und Berge; der südliche Teil, der Gellen, ist sandig und unbewohnt. Die 800 Einwohner nähren sich von Fischfang und halten ihr „sötes Länneken"

für das erste Land, wenn sie auch in die Welt gefahren sind. Vitte ist ihr größtes Dorf. Kleinere Inseln sind Vilm im Rügener Bodden und Pulitz im kleinen Jasmunder Bodden.

Rügen wird viel bereist. Der bunte Wechsel seiner Oberfläche: üppige Saaten, rauschende Wälder, Seeen und Felsen, frische Gegenwart und alte Hünengräber auf grüner Heidestrecke, die moderne Eleganz im Seebad und die Einfachheit alter Sitten in armen Fischerhütten, und mehr als das alles: das Meer ist es, was nach Rügen zieht.

11. Die Oder, der Strom des ostdeutschen Tieflandes.

Das mährische Gesenke, d. i. Eschengebirge, schließt den langen Zug der Sudeten ab. Es ist ein langgestrecktes, reich bewaldetes Plateau. Nur wenige Gipfel übersteigen die Höhe von 600 m; auf einem derselben, dem Liesel- oder Lesselberge entspringt 627 m über dem Meere in einem von Tannenwald umgebenen Sumpfe die Oder. In einer Schlucht stürzt sie sich aus der Höhe herab und nimmt dann mit scharfer Wendung ihren Weg durch ein wildes, tief eingeschnittenes Thal, welches allmählich breiter und sanfter wird. An der preußisch-österreichischen Grenze bei Oderberg tritt sie schon in das Tiefland ein. Der erste größere Nebenfluß, die links unweit Mährisch-Ostrau einströmende Oppa, übertrifft die Oder an Wasserfülle und Breite; sie entsteht im Altvatergebirge aus mehreren Quellbächen, die durch malerische Thäler fließen und meist zum Dienst zahlreicher industrieller Anlagen genötigt sind. Einer derselben, die kleine Oppa, kommt zwischen dem großen und kleinen Altvater 1319 m herab, stürzt sich, den Hohen Fall bildend, von einer Felswand in den Tobel, einen finstern Grund, hinab, woraus sie zwischen Felsblöcken schäumend hervorrauscht. Auch ein Nebenfluß der Oppa, die Mora, entquillt dem kleinen Altvater in einer Höhe von 1314 m und stürzt sogleich nach ihrem Ursprunge aus einer Felsspalte mit starkem Wasserstrahl in die Tiefe. Rechts geht der Oder, unweit Oderberg, die Olsa zu.

Die Oder, welche in der Ebene bis Kosel eine nördliche, dann nordwestliche Richtung verfolgt, wird für kleine Fahrzeuge bei Ratibor, für größere bei Breslau schiffbar. Sie hat einen sehr veränderlichen Wasserstand und erhält in dem ihr zahlreich zugeführten Gerölle der Nebenflüsse manches Hemmnis der Schiffahrt. Die von der Oder durchströmte Diluvialebene erscheint als ein weites Thal zwischen dem

Ur- und Übergangsgebirge der Sudeten auf der einen und den Hügeln der uralisch-baltischen Höhe auf der andern Seite; von beiden Seiten sind isolierte Massen in die Ebene vorgeschoben. Das Ufer ist breit, teilweise sumpfig, mit Gebüsch bestanden, nur an einigen Stellen hoch und bewaldet. Hin und wieder beschatten uralte Eichen den Strom. Rechts nimmt die Oder die Malapane, Klodnitz und Stober auf. Bis an die Grenze der schlesischen Hügellandschaft, wo sie den uralisch-baltischen Landrücken durchbricht, strömt ihr auf der linken Seite der Fluß des Glatzer Gebirges, die im schönsten Thale hinfließende Glatzer Neiße, der rasche Fluß des Waldenburger Berglandes, die Weistritz oder das Schweidnitzer Wasser mit dem Striegauer Wasser und der Pulsnitz und dem schlesischen Schlachtenfluß die Katzbach mit der Wütenden Neiße zu. Von Breslau in 112 m Höhe, macht der Stromlauf der Oder treppenartige Wendungen von vier Stufen, bis er zwischen den Höhen des großen Landrückens hindurch seinen Weg gefunden hat. Die Oder durchbricht den Rücken von der Katzbachmündung bis oberhalb Glogau in einer 50 km langen, von der nordwestlichen Hauptrichtung abweichenden nördlich gerichteten Strecke. Sand- und Lehmhügel begleiten die tief eingewaschene Stromfurche.

Nicht lange kann die Oder die danach wieder eingeschlagene nordwestliche Richtung ungehindert fortsetzen. Bei der Einmündung der Faulen Obra tritt sie in die südliche Senke und wird von dieser bis Krossen zur Einmündung des Bober oder bis zur Lausitzer Neiße nach Westnordwesten fortgeführt. Dann schlägt der Strom bis Küstrin auf 50 km wieder eine nördliche Richtung ein. Das Thal ist unterhalb Glogau 4 bis 8 km breit, meist fruchtbare Niederung, oft sumpfiges Terrain, in welches die Oder zahlreiche, tote oder verlassene Arme entsendet. Als Thalränder treten an verschiedenen Stellen bewaldete, sogar mit Reben besetzte Hügel auf; links bei Wartenberg, Rotenburg, Fürstenberg, rechts bei Carolath, Krossen, Frankfurt. Bei der letztgenannten Stadt bilden die Ufer der Oder welliges Hügelland mit kleinen Seitenthälern voll Wiesenabhänge und Weinberge. Als Mittelpunkt des Weinbaues gilt die Stadt Grüneberg. Unterhalb Frankfurt bieten die Höhen von Lebus einen schönen Blick in das Oderthal.

Küstrin ist ein Wendepunkt für den Oderlauf. Der Strom empfängt in der Warthe hier seinen größten Nebenfluß und ist zugleich mitten in der nördlichen Senke, welche seine Gewässer nach Nordwesten ablenkt. In derselben breitet sich auf dem linken Ufer

der mehr als 15 km breite Oderbruch von Lebus bis Zellin oder Wrietzen, eine mit zahlreichen Meiereien, Dorfschaften und einzelnen Wohnungen bedeckte, von vielen künstlichen und natürlichen Wasserläufen durchschnittene, durch Dämme, vor den Überschwemmungen des Stroms geschützte, durch Kunst entsumpfte, sehr fruchtbare Niederung, bald Wiesengrund, bald fetter Getreideboden, von markierten Thalrändern begrenzt, der Sole eines trockengelegten Seees vergleichbar. Die Entsumpfung des Oderbruchs, durch welche man 34 000 ha Land, ein Gebiet größer als dasjenige des Fürstentums Reuß-Greiz, für die Bebauung gewann, ist ein Verdienst Friedrichs d. Gr. In den Jahren 1746—1753 wurde ein Kanal aus der Oder bei Güstebiese, mehrere Meilen oberhalb Küstrin, herausgeführt, der sich bei Hohensaaten wieder mit dem Strome vereinigte: er sollte den Bruch trocken legen und die Schiffahrt kürzen. In diese fast 20 km lange Neue Oder hat sich allmählich die Hauptwassermasse gedrängt; die Alte Oder ist nur noch bei hohem Wasserstande schiffbar. Ein dritter Oderarm, der Wrietzener Landgraben, der den Finowkanal empfängt, ist nur 15—20 m breit. Die Abzugsgräben des Bruchs verbinden die Oderarme untereinander.

Nunmehr beginnt die Oder in einer 3—6 km breiten Furche den breiten baltischen Höhenzug zu durchgraben und gewinnt damit fast bis zur Mündung anmutige Uferlandschaften. Es ist wahr, daß die Oder sich mit den reizenden Gestaden der übrigen Großflüsse nicht messen kann; dafür entwickelt sie, von dem langweiligen Alter jener Ströme ganz verschieden, noch am Ende ihrer Laufbahn reiche Anmut.

Links hat der Strom von Wrietzen bis Oderberg die Oderberge und die sogenannte Märkische Schweiz; auch die Gegend von Schwedt ist überaus freundlich; auf dem rechten Ufer heben sich 100—130 m hohe Sand- und Lehmhügel, welche oft, wie die bei Zehden, schöne Aussicht bieten. Noch bei und unterhalb Stettin sind die Oderufer durch begleitende Hügelreihen sehr anmutig.

Inzwischen zeigt die Oder in der Durchbruchsfurche entschiedene Neigung sich zu teilen. Die erste Spaltung erfolgt bei Garz, indem der stärkere Arm unter dem Namen der Großen Regelitz oder des Zollstroms sich an Greiffenhagen vorbei nordostwärts wendet, während der schwächere westliche, sich wieder mehrfach teilende Arm unter Beibehaltung des frühern Namens seinen Lauf an Stettin vorbei fortsetzt. Zwischen den beiden Hauptarmen besteht eine durch eine Menge von kleinen Armen vermittelte Verbindung. Die Große

Regelitz bildet den 15 km langen und 4 km breiten Dammschen See; in diesen führen aus der Oder die Kleine Regelitz, die Parnitz, der Dunsch und der Schwantestrom. Beide Hauptarme vereinigen sich etwa 20 km nördlich von Stettin, während der Dammsche See sich in der Gegend von Pölitz in drei Arme, die große und kleine Strewe und die Jasenitzfahrt, teilt und die Inseln Korbwerder und Kölpin umschließt. Nach ihrer Vereinigung breitet die Oder sich meerbusenartig aus und bildet das 7 km lange und ebenso breite Papenwasser, mit welchem sie sich in das Haff ergießt. Und drei Ausgänge aus diesem bieten sich ihr zum Meere: zu den Seiten die langgestreckte Peene und die seichte Divenow, in der Mitte die stark gewundene, tiefe Swine.

Die Oder ist ein sehr unbeständiger Strom. Ihr Wasserstand ist sehr ungleich: ihr Hochwasser oder Johanniswasser tritt im Juni ein. Außerordentliche Naturereignisse schwellen sie rascher und gefährlicher an als andre Ströme, und oft durchbricht sie die 6 m hohen Deiche ihrer Ufer. Erst von Schwedt und Stettin ab, wo Schiffe mit 2 m Tiefgang fahren, ist die Befahrung des Stromes ungehindert und lebhaft.

Das Gebiet der untern Oder ist auf der linken Seite durch Spree und Havel sehr eingeengt, greift dagegen zur Rechten bis an die äußerste östliche und südöstliche natürliche Grenze des deutschen Landes. Die Warthe, die nordwestlich von Krakau auf der uralisch-karpatischen Platte entspringt, ist der wahre Bruderfluß der Oder, an Lauflänge und Wassermenge ihr gleich und in der Laufrichtung parallel. Wie die Mosel von Südwesten her das französische Element mit dem deutschen vermittelt, so leitet die Warte von Südosten her das slawische in das deutsche über.

In prähistorischen Zeiten, wie oben (S. 330) erwähnt wurde, war der Lauf der Oder ein ganz anderer, als wir ihn geschildert haben. Damals folgte der Strom der Senkung des Müllroser Kanals und dem Spreelaufe bis Spandau, um von dort durch das große Havellandluch und das Thal der untern Havel und Elbe zum Meere zu gelangen. Bei dem heutigen Hamburg lag also damals die Mündung der Oder, während zugleich der Unterlauf der Weichsel ebenfalls westwärts gerichtet war. Demnach erscheinen Netze-, Warte- und Oderbruch als Auswaschungen der Weichsel. Aufstauungen des Wassers in dem Oderbruche mögen früh einen, wenn auch nur zeitweiligen Durchbruch nach Norden hervorgerufen haben, bis dieser so tief eingeschnitten war, daß er der Abfluß der Weichsel wurde. Als

dann später die Weichsel unter ähnlichen Verhältnissen bei Fordon den noch näheren Weg ihres jetzigen Laufes zur Ostsee fand und ihre Wasser bei allmählich immer tieferem Einschneiden desselben das alte, westliche Bett verließen, blieben in demselben die Netze und Warte zurück. Mit ihnen vereinigt floß die Oder, nachdem sie nordwärts durchbrechend die Senkung des Müllroser Kanals verlassen hatte, dann durch den alten Weichseldurchbruch zur Ostsee, und gewann so ihren heutigen Lauf.

12. Die Feste Marienburg.

„Es war im Jahre 1230, als die Ritter des „Deutschen Ordens" — des jüngsten unter den drei zur Zeit der Kreuzzüge im Gelobten Lande entstandenen geistlichen Orden — zuerst den Fuß in das Land der heidnischen, zwischen Weichsel und Niemen seßhaften Preußen setzten, welches ihnen der Papst Gregor IX. und der Herzog Konrad von Masovien, denen es beiden freilich nicht gehörte, geschenkt hatten. Die Eroberung des Landes schritt bei der Volksmenge und dem tapfern Widerstande seiner Bewohner langsam nur, doch stetig vorwärts. So war denn nach 40 Jahren fast unausgesetzten Kampfes die größere westliche Halbscheid des Landes im Besitz der Ritter und zum großen Teile auch bereits christianisiert und germanisiert. Um den wiederholten Einbrüchen der kriegerischen Bewohner des noch freien östlichen Landesteils nachhaltig Widerstand leisten zu können, legte man überall Burgen an, so auch 1274 am östlichen Ufer der Nogat die „Marienburg", also benannt nach der Schutzpatronin des Ordens, der Jungfrau Maria. Solches geschah durch den Ritter Konrad von Thierenberg, welcher damals als „Landmeister", d. h. Stellvertreter des im Morgenlande weilenden Hochmeisters — in Preußen gebot. Um ihrer Lage willen (so ziemlich in der Mitte des bereits eroberten Landesteils) wurde die Burg zum Sitze des Landmeisters und somit zur Hauptstadt des Preußenlandes bestimmt. Sie vor andern Ordensburgen auch durch den Namen auszuzeichnen, wurde sie das „Hochschloß" oder das „Ordens-Haupthaus" genannt. Doch war die Burg trotz dieses Titels mehr fest als wohnlich angelegt, mehr Festung als Herrensitz.

Dies änderte sich jedoch gar sehr, als im Jahr 1309, nachdem der Orden inzwischen die geringen Landbesitzungen, welche er im Morgenlande gehabt, an die Sarazenen gänzlich verloren hatte — der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen seinen fürstlichen Sitz

nach dem inzwischen gänzlich eroberten Preußenlande und in die Marienburg verlegte. Schon für den Ordens-Statthalter, den „Landmeister", waren die Räumlichkeiten des Hochschlosses etwas zu beschränkt gewesen; für den gefürsteten Hochmeister und seine Hofhaltung waren sie völlig unzureichend und auch zu wenig glanzvoll. So ließ denn Siegfried von Feuchtwangen, welcher am 14. September 1309 mit stattlichem Gefolge seinen Einzug in die Marienburg hielt, dem Hochschlosse das mit großer Pracht ausgeführte „Mittelschloß" und diesem wieder die „Vorburg" hinzufügen; jenes als hochmeisterliche Residenz, diese als Wohnung der niederen Hofbeamten, eines Teils der Knechte und des gesamten reisigen Trosses. Damit erhielt dann die Marienburg einen Umfang, wie vielleicht kein zweiter Fürstensitz jener Zeit sie hatte. Gleichzeitig entfaltete sich in ihr auch eine architektonische Pracht und Großartigkeit, welche Staunen erregte.

Nach Siegfried von Feuchtwangen, dem zweiten und vornehmsten Gründer der Marienburg, haben in derselben noch 16 Hochmeister mit fürstlicher Pracht, die meisten auch mit fürstlichem Sinne, gewaltet. Am längsten und ruhmreichsten Winrich von Kniprode (von 1351 bis 1382), unter welchem der Orden und das Ordensland ihr goldnes Zeitalter hatten. Dreiviertel Jahrhundert danach, am 6. Juni 1457, mußte sein neunter Nachfolger im Hochmeisteramt, der unglückliche Ludwig von Erlichshausen, bei Nacht und Nebel als Flüchtling die Hochmeisterburg verlassen, um Leben und Freiheit vor einer Rotte meuterischer böhmischer Landsknechte zu retten, welche der bedrängte Orden in seinen Sold und in die Burg aufgenommen hatte. Von diesen ward bald darauf Schloß und Stadt Marienburg an König Kasimir von Polen verkauft. Es war dieses zur Zeit jenes schweren zwölfjährigen Krieges (von 1454—1466), welchen der Deutschherren-Orden gegen den „Preußischen Bund" und den Herrscher von Polen it so viel Unglück führte.

Durch schnöden Verrat habgieriger und meuterischer Söldner war die schöne Marienburg in polnischen Besitz gekommen und sank nun von einer Fürstenburg zum Wohnsitze polnischer Starosten herab. Diese verzwickten und zerstückten um ihrer Bequemlichkeit willen den Prachtbau des Hoch- und Mittelschlosses durch allerhand geschmacklose Aus-, An- und Einbauten, während die nun nicht mehr benutzte „Vorburg" allmählich ganz in Trümmer sank. Doch schlimmer noch als in der polnischen Zeit erging es der Marienburg, als bei der ersten Teilung Polens (1772) mit dem übrigen Westpreußen auch Stadt und Schloß Marienburg unter die Herrschaft Friedrichs des Großen gekommen

war. Dieser Monarch hatte gleich seinem übersparsamen Vater, auch nicht die kleinste romantische Ader. Einzig was nützte, fand vor seinen Augen Gnade und ganz wie er, dachten seine Minister. Um die „alte unnütze Burg“ nutzbar zu machen, wurden in ihren Räumen Werkstätten für Weber, ein Getreidemagazin, eine Montierungskammer, ein Pferdestall und eine Reitbahn angelegt. Dadurch verfiel der Prachtbau natürlich immer mehr und sollte schließlich (1804) gar „zum sofortigen Abbruch“ öffentlich verkauft werden.

Da, so zu sagen „in der elften Stunde“, nahten ihm zwei Retter. Es waren dies Max von Schenckendorf, der begeisterte Sänger altdeutscher Herrlichkeit, und Heinrich Theodor von Schön, der freisinnige um Preußens gleichnamige Stammprovinz hochverdiente Staatsmann. Sie waren es, die in Wort und Schrift auf die große historische wie architektonische Bedeutung der Marienburg hinwiesen. Dem ersteren verdankt man die fernere Erhaltung desjenigen, was dem Zahne der Zeit und den Zerstörungen durch Menschenhand noch nicht erlegen war; dem zweiten aber die Wiederherstellung eines großen Teils der vorhandenen Burgreste in ihrer alten Pracht. Denn nur von Resten können wir bei der Marienburg noch reden.

Von dem umfangreichsten aber freilich architektonisch auch unbedeutendsten Teile des einstigen Ordenssitzes, von der Vorburg, ist nämlich fast gar nichts mehr übrig, und auch die beiden andern Teile, das „Hochschloß“ und das „Mittelschloß“, sind weder in ihrer Totalität mehr vollständig vorhanden, noch ist das Vorhandene vollständig restauriert. Aber wie manches auch noch fehlt: was wir sehen ist groß, und es ist genügend, uns einen Schluß auf die Herrlichkeit und Erhabenheit der Burg in der Zeit ihrer Glanzperiode machen zu lassen. So konnte denn Preußens hoch- und kunstsinniger Kronprinz, nachmals König Friedrich Wilhelm IV., am 20. Juni 1822, in dem eben in der Restauration vollendeten, nun wieder in einstiger Pracht erglänzenden fürstlichen Remter (Bankettsaale) mit den Worten das Glas erheben: „Alles Große und Würdige erstehe wieder wie dieser Bau!“ — Ja, er steht groß und erhaben, steht einzig in seiner Art da, dieses Denkmal einer lang entschwundenen, trotz mancher Verirrung großen Zeit!

Gehen wir nun zur Besprechung der drei Bestandteile des gewaltigen Bauwerkes über und beginnen wir dabei, wie die chronologische Ordnung es mit sich bringt, mit dem Hochschlosse. In der Anlage und Ausführung dieses ältesten Teiles der Marienburg waltet der Charakter der mit Einfachheit gepaarten Stärke vor. Zu einer

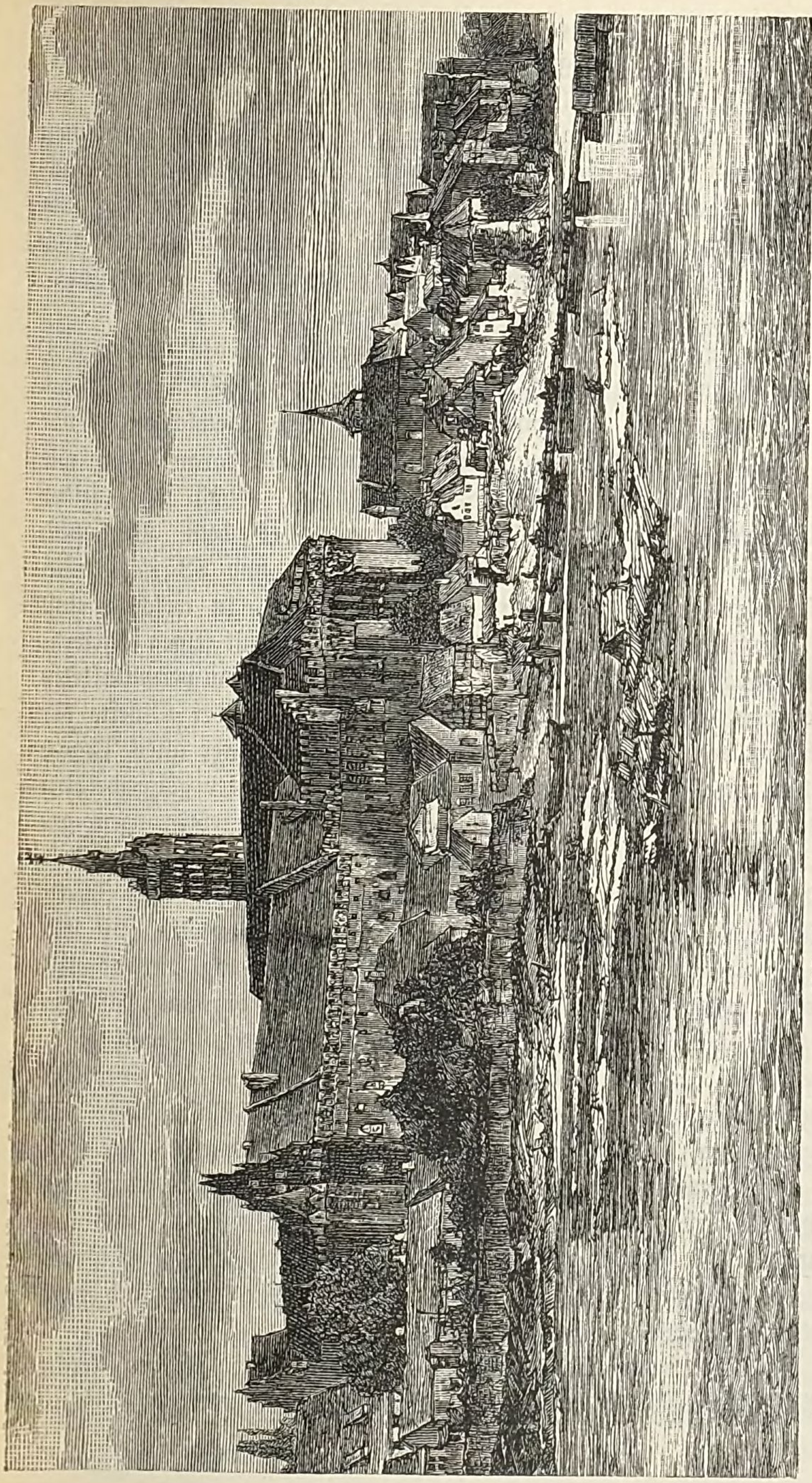


Abb. 72. Die Feste Marienburg. (Nach G. Schönleben.)

Zeit erbaut, wo das von ihm in Anspruch genommene Land vom Orden zwar schon zum größten Teile erobert, das bezwungene Gebiet aber noch keineswegs vollständig beruhigt war, mußte beim Bau der Burg in erster Linie auf möglichste Festigkeit Bedacht genommen werden, was denn auch, wie die kolossalen Mauern zeigen, in ausreichender Weise geschehen ist. Einfach aber konnten Anlage und Ausschmückung um deswillen sein, weil die Marienburg damals noch nicht zur Residenz des fürstlichen Rang genießenden Oberhauptes, sondern nur zum Sitze seines Stellvertreters bestimmt war.

Nicht ohne ein Gefühl der Scheu betreten wir den geräumigen, jetzt so stillen, einst von Rittern, Reisigen und Rossen so belebten Burghof und sehen das imposante Gebäude des „Hochschlosses“ vor uns liegen. So viele Erinnerungen knüpfen sich daran, daß wir lebhaft wünschen, alles wiederhergestellt zu sehen. Noch jetzt, seiner architektonischen Pracht entkleidet, imponiert es dem Beschauer. Es bildet ein Oblongum von 65 m Länge und 53 m Breite. Das größte Gemach in ihm ist der „Kapitelsaal“, in welchem einst des Hochmeisters Stellvertreter, der Landmeister mit seinen Rittern, Rates pflegte und bankettierte. Glimpflicher als diesem verunstalteten Rats- und Bankettsaale ist es der Schloßkirche an der Ostseite der Hochburg ergangen. Sie ist zum Teil noch in ihrer alten Pracht erhalten, dank der Scheu späterer Geschlechter vor ihrer gottgeweihten Bestimmung. Von 10 hohen, reich mit Stuccaturverzierungen geschmückten Bogenfenstern erhellt, ist ihr innerer Raum bis auf den halbdunkeln Hintergrund, heiter und gefällig. Wohin man blickt, verkünden Architektur und Ausschmückung die alte ritterliche Zeit mit dem ihr eigenen Geiste. An diese Zeit aber fühlen wir uns doppelt gemahnt, wenn wir uns erinnern, daß unter dem granitnen Pflaster der Kirche die Totengruft der Hochmeister sich befindet. Zwölf dieser Ritterfürsten, welche in dem Zeitraum von 1335—1449 über das Ordensland geboten, schlummern hier den ewigen Schlaf. Aber nur drei von den zwölf Grabsteinen haben den Zerstörungen der Zeit und der Menschen zu widerstehen vermocht. Es sind derjenige des Gründers dieser Fürstengruft, Dietrichs von Altenburg, und die Grabsteine der beiden größten Hochmeister: Winrichs von Kniprode und des Grafen Heinrich Reuß von Plauen. Sie allein sind noch erhalten, ein ernstes „Memento mori“.

In einer hohen Mauernische der östlichen Außenseite der Kirche steht die 9 m hohe Bildsäule der heiligen Jungfrau mit dem ($2^1/_2$ m

messenden) Christuskinde im Arme, in der Rechten ein vergoldetes Scepter vorgestreckt haltend. Die Jungfrau ist mit einem faltenreichen, goldglänzenden Untergewande bekleidet; über diesem schmückt sie ein Purpurmantel und auf dem Haupte eine Krone, von welcher ein weißer Nonnenschleier tief herabwallt. Die Statue in ihrer erhabenen Stellung und ihren weit über menschliche Größe hinausgehenden Dimensionen gewährt einen imponierenden Anblick, zumal wenn sie im Golde der scheidenden Abendsonne erglüht. Das ganze weithin sichtbare Bild ist aus Stuck geformt, doch überzogen mit Pasten farbigen, unten vergoldeten Glases, welche in die Stuckmasse kunstvoll eingedrückt wurden. Alles daran ist mithin Mosaik; ein Kunstwerk, auf dessen italienische Vorbilder zwar dunkle Nachrichten hinweisen, das aber gegenwärtig schwerlich irgendwo seinesgleichen hat. Vom Zahne der Zeit vielfach mitgenommen, ist es in jüngster Zeit einer umfassenden Restauration unterworfen worden, welche während der Sommermonate der Jahre 1869 und 1870 auf königliche Kosten durch einen aus Rom berufenen Künstler bewirkt wurde. Dank dieser sehr gelungenen Renovierung ist das in seiner Art einzige Kunstwerk jetzt in seinem einstigen Glanze wieder hergestellt. Bei seinen kolossalen Dimensionen und seinem erhabenen Standpunkte ist es schon aus weiter Entfernung sichtbar.

Aus der altehrwürdigen Schloßkirche begeben wir uns nach dem derselben unmittelbar benachbarten Mittelschlosse, einem Prachtbau, welcher Feste, Kirche und Palast in sich vereinigt und seiner Anlage, Architektur und historischen Bedeutsamkeit nach gegenwärtig nirgendwo ein vollständig ebenbürtiges Seitenstück hat. Am imposantesten nimmt sich das mittelere Schloß von der Nogatseite (seinem westlichen Flügel) aus; aber auch die Nordfaçade mit ihren stolzen Zinnen und der langen Reihe hoher gotischer Fenster imponiert durch ihr großartiges Aussehen dem Beschauer. An beiden Seiten steigen gar stattliche Giebel auf, mit gotischen Türmchen, Bogenblenden und Stuccaturverzierungen reich versehen. In der obern Etage dieses Schloßflügels befand sich einst das Krankenhaus für die Ritter, die „Herren-Firmarie“ genannt. Unter ihr war die Wohnung des Großkomturs, eines der vornehmsten Ordensbeamten, aus zwei prachtvollen, von Säulen getragenen Sälen und wenigen kleinen Gemächern bestehend. Gegenwärtig dient dieser Schloßflügel zum Amtslokal mehrerer Behörden, wie zur Wohnung einiger Beamten und ist diesem Zwecke entsprechend eingerichtet, umgebaut und verbaut worden. — Unmittelbar an den nördlichen schließt sich der östliche Flügel, welcher einst, neben den

Wohnungen der Ritter, die „Gastkammern" enthielt, d. h. die Gemächer zur Aufnahme der den Hochmeister oder die oberen Ordensbeamten besuchenden Gäste, an denen es dem Orden in der Zeit seines Glanzes niemals gebrach und welche zum Teil aus weiter Ferne (bis aus Sicilien und Rhodus) kamen. — Bisher indes diente dieser ganze weite Flügel zu einem Kornmagazin, nichts ist von seiner ehemaligen Pracht ihm geblieben, nichts erinnert an seine frühere Bestimmung.

Der westliche Flügel des Mittelschlosses zieht sich in einer Länge von etwa 150 Schritten an der rechten Seite des geräumigen Schloßhofes hin. Er ist es, den der Fremde, welcher die Burg besucht, vorwiegend, wo nicht ausschließlich in Augenschein nimmt. Durch das Gemach des Thorwarts führt eine breite steinerne Treppe in das obere Prachtgeschoß, welches ausschließlich die ehemalige Wohnung des Hochmeisters enthält. Diese, wie die übrigen Räume dieses Schloßflügels, sind durch die patriotischen Bemühungen von Korporationen, fürstlichen und Privatpersonen jetzt in ihrer einstigen Pracht und Herrlichkeit wieder hergestellt und gemahnen in dieser uns an die lange schon verklungene Ritter- und Heldenzeit, jene von den Materialisten ebenso über Gebühr geschmähte, als von den Romantikern über Verdienst gepriesene Zeitepoche.

Wir gelangen, die Treppen hinaufsteigend, zunächst in den „oberen" oder „Meisters Gang", eine hohe, helle Bogenflur mit mächtig emporstrebenden schlanken Säulen. Links tritt man hier durch ein stattliches Portal in „Meisters großen Remter", einen Prachtsaal von 14 m Länge und 10 m Breite, in welchem der Hochmeister die Abgesandten von Fürsten und Republiken, sowie fürstliche Gäste empfing und fürstlich bewirtete. Die helle Beleuchtung des Saales durch die doppelte, dicht übereinander befindliche, an drei Seiten hinlaufende Fensterreihe, die reizende Architektur mit den schlanken Granitpfeilern zwischen den Fenstern, sowie das hohe Gewölbe, getragen von einem einzigen nur 5 dm dicken Granitpfeiler, dazu die freundliche Aussicht über die Nogat in den im Schmucke üppiger Fruchtbarkeit prangenden Werder, — dies alles muß einst die in diesem Prunkgemache zum festlichen Gelage Versammelten nicht wenig zur Lust und Freude gestimmt haben! Eine am Kamine eingemauerte große Steinkugel aber erinnert an einen Verrat, welcher in dem für den Orden so unheilvollen Jahre 1410 gegen diesen unternommen wurde. Die Schlacht von Tannenberg war am 15. Juli 1410 geschlagen worden, 40 000 vom Heere des deutschen Ordens, unter ihnen Ulrich von Jungingen und 600 Ritter, deckten den Walplatz, und der Sieger, König

Wladeslaw Jagello von Polen, durchzog das Land, nahm Städte und Burgen ein und belagerte die Marienburg, um mit der Hinwegnahme dieses Platzes dem Orden den letzten Anhalt zu rauben. Eilig hatte Heinrich Reuß von Plauen, ein kühner und wehrhaftiger Ordensritter die zerstreuten Reste des Heeres gesammelt, die Burg besetzt, die schwachbewehrte Stadt dagegen verbrannt, die Nogatbrücke abgebrochen, das Haus in Verteidigungszustand gesetzt. 2000 Mann verteidigten das Hochschloß, 2000 das Mittelschloß und 1000 die Vorburg gegen die unübersehbaren Scharen der Polen, Litauer, Tataren, welche vom 25. Juli an mit zahlreichen Geschützen den Platz beschossen. Die Belagerung war hart, die Verteidigung wacker. Fast wäre die Burg durch Verrat gefallen. Denn 1410 hatte ein treuloser Diener, während die Ordensherren im Remter ratschlagten, durch eine rote Mütze am Fenster außen den Ort bezeichnet, welchen die Feinde sich zum Ziel ersehen sollten. Der Schuß aus der großen „Donnerbüchse" jenseit der Nogat schlug richtig durch das Fenster, traf aber den Pfeiler nicht. Noch heutigen Tages ist die gewaltige Steinkugel, in der Wand eingemauert, zu sehen. — Die Belagerung aber wurde am 19. September aufgehoben, nachdem Krankheiten die Zahl der Feinde vermindert, die erfolglosen Arbeiten ihren Eifer abgestumpft hatten.

Wie ehemals, da die Marienburg noch ein Fürstensitz war, schmückt auch jetzt wieder kunstvolle Glasmalerei die zehn Fenster, welche den Saal erhellen. An bedeutungsvolle Epochen aus der Geschichte des Ordens erinnern die Schildereien auf dem oberen Teile der Fenster, die unteren Teile derselben zeigen die Wappen der preußischen Königsfamilie, durch deren Munifizenz die Beschaffung der ebenso kostspieligen, als kunstvollen Schildereien ermöglicht wurde. Der Fußboden des Saales besteht aus bunten Thonfliesen, längs der Wände ziehen sich steinerne Ruhebänke hin, welche mit roten Decken belegt sind. Aus den Mauerwänden blicken die neuerdings von namhaften Künstlern al fresco gemalten Bildnisse von acht Hochmeistern und zwei Landmeistern, welche sich um den Marienorden oder um Preußen besonders verdient machten, auf uns hernieder. Kurz, wie ein großes Bilderbuch veranschaulicht dieser farbenreiche Saal das vielbewegte Leben, welches einst in dieser Burg und von ihr heraus in Krieg und Frieden sich entfaltete.

Neben diesem großen Prachtsaal liegt ein zweiter kleinerer, aber nicht minder schöner, „Meisters kleiner Remter" geheißen, wo der Meister am Abend gewöhnlich mit den Ordensgebietern zu Tische saß.

Eine schmale niedrige Thür führt von hier in des „Meisters Stube“, deren Wände grün gemalt sind und deren Fußboden mit roten und weißen Fliesen schachbrettartig ausgelegt ist. Es ist ein gar traulicher Raum, in welchen durch hohe Bogenfenster ein mildes Licht sich ergießt und an welchen unmittelbar das etwas größere, aber minder ansprechende „Gemach“ des Meisters stößt. Aus diesem gelangt man in die Hausflur und über diese in die Hauskapelle, an deren Thür der dritte auf der Marienburg residierende Hochmeister, der greise Werner von Orselen, am 18. Oktober 1330 von dem Ordensbruder Johann von Endorff meuchlings ermordet wurde. Die Hauskapelle mißt 11 m in der Länge, 6 m in der Breite und über 6 m in der Höhe. Ein lichtes Sternengewölbe schwebt hier über dem Altar. Jeder Bogen, jede Verzierung stimmt in diesem Raume, wo einst die Herren des Preußenlandes ihre Kniee vor dem König aller Könige beugten, uns zur Andacht.

In gleicher Reihe mit der Hauskapelle liegen des Hochmeisters Schlafgemach, seine Rüst- und seine Badekammer, während die Gemächer der einzelnen Ordensritter und Beamten, so weit sie nicht auf dem Hochschlosse wohnten, und ein dreipfeilriges „Ratszimmer“ inne hatten, im dritten Stockwerk sich befinden. Ihre und des Hochmeisters Dienerschaft wohnte im Erdgeschoß, in kleinen Gemächern, unter denen sich riesige Kellergewölbe hinziehen, von welchen aus ein unterirdischer Gang zum Nogatflusse führte. Durch ihn entfloh einst Ludwig von Erlichshausen den Nachstellungen der verräterischen böhmischen Söldner.

Aus der (jetzt waffenleeren) Rüstkammer führt eine steinerne Treppe zu dem 30 m langen, halb so breiten und 9 m hohen Konventsremter, wohl dem herrlichsten und imponierendsten unter den Prachtsälen der Marienburg. Die Kunst und Harmonie, welche hier herrschen, die schöne Idee, welche diesem architektonischen Meisterwerke zu Grunde liegt und in jeder Bogenwölbung, jedem Fenster, jeder Säule, jeder Mauerblende sich ausspricht, beweisen zur Genüge, daß es zur Zeit des Mittelalters in einem großen Teile Europas doch nicht ganz so dunkel ausgesehen, namentlich in Hinsicht auf die bildende Kunst nicht so traurig gestanden haben kann, als man gewöhnlich annimmt. Andachtsschauer durchrieseln jeden, der diesen großartigen Raum betritt, welchen 14 hohe Spitzbogenfenster, mit bunter Malerei sinnig geziert, magisch erhellen. In ihm tafelten stets die Ordensglieder, vom Komtur abwärts, mit ihnen, wenn nicht besondere festliche Veranlassungen (wie die Anwesenheit hoher Gäste rc.) vorlagen, auch die Hochmeister und die Ordensgebietiger. Hier zechten, plau-

derten und sangen sie, hier empfingen sie Verwandte und Freunde, die ihnen ihren Besuch abstatteten und mitunter aus weiter Ferne herbeigekommen waren und die sie vielleicht erst nach jahrelanger Trennung wiedersahen. Hier gedachten die ritterlichen Männer der teuren, jetzt so fernen Heimat, hier aber auch des Endes aller menschlichen Schicksale und Bestrebungen: des Todes; denn von den Fenstern dieses langgestreckten Saales überschaute man den „Herren-Parcham", den Begräbnisplatz der Ritter.

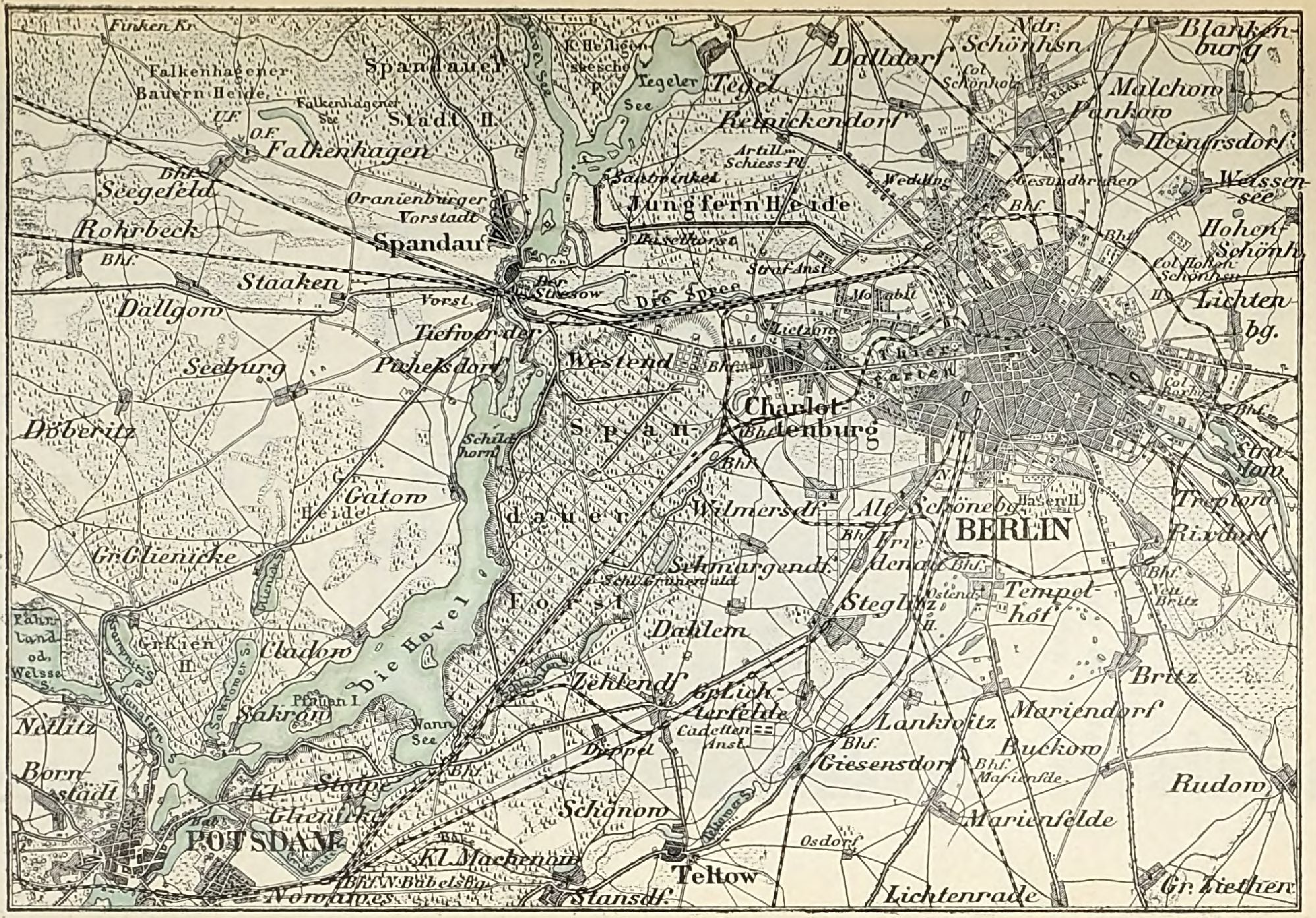
Wir schauen uns jetzt nach dem dritten Hauptteile des Schlosses, nach der Vorburg, um. Vorzeiten hatte sie mit ihren Höfen eine Ausdehnung von 440 Schritten in der Länge und 296 in der Breite: jetzt ist sie bis auf wenige zerbröckelnde Mauerüberreste und einen alten Wartturm vom Erdboden verschwunden. So scheiden wir denn tiefbewegt von der Alhambra des deutschen Nordens: wer wollte es verkennen, daß der starken Wurzeln des Deutschen Reiches eine, lebensvoll bis heute wirkend, hier dem Boden entsprungen ist?

13. Berlin — die deutsche Kaiserstadt.

Im 12. Jahrhundert, zu Albrechts des Bären Zeit, lag auf der Insel, welche die Spree 14 km vor ihrer Vereinigung mit der Havel bildet, das wendische Fischerdorf Colne, auf dem rechten Ufer das Dorf Berlin. Der heutige Fischmarkt und die Fischerstraße auf der Insel, die Stralauer Straße auf dem rechten Ufer, durch die älteste Überbrückung der Spree, den Mühlendamm, mit einander verbunden, bezeichnen den ursprünglichen Umfang der bald mit deutschen Kolonisten besetzten Orte To dem Berlin und Colne. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner beider Städte wird durch die Heiligen charakterisiert, denen sie ihre Kirchen weihten; die Bewohner der Insel Köln, Wenden, hatten dem heiligen Petrus, dem Schutzpatron des Fischfangs, die Bewohner Berlins, gewiß vorherrschend deutschen Ursprungs, hatten dem heiligen Nikolaus, dem Schutzherrn der Fähren, ihre Pfarrkirche geweiht. Beide Kirchen waren aus Quadern von Findlings-Granitblöcken gebaut; auch die gleichzeitig entstandenen Thore und Stadtmauern waren aus Granit. Die schwerfällige, allen baukünstlerischen Schmuckformen widerstrebende Bauart aus Granit ist ein Beweis, daß die Einwanderung, durch die sich Berlins und Kölns Bevölkerung rasch vermehrt hatte, nicht von Westen her aus der Altmark und dem Havellande, sondern von Süden her aus der Zauche, dem Teltow und von Obersachsen kam, sonst würde der

Backsteinbau, den niederländische Kolonisten in die Altmark und das Havelland eingeführt hatten, sich schon um diese Zeit in Berlin gezeigt haben. Lange stand die Doppelstadt hinter anderen märkischen Städten, wie Brandenburg, Stendal, Salzwedel, weit zurück. Das änderte sich, nachdem die Städte 1307 unter einem gemeinschaftlichen Rate vereinigt waren. Berlin-Köln trat zur Hansa, ward das Haupt des märkischen Städtebundes und wußte in den unruhigen Zeiten, welche erst mit der Befestigung der Herrschaft der Hohenzollern ein Ende nahmen, eine fast unabhängige Stellung zu gewinnen. Doch störte daneben Eifersucht zwischen Berlinern und Kölnern, Streit zwischen den Geschlechtern und den Zünften den Frieden. Der zweite Hohenzoller, Friedrich der Eiserne, benutzte 1448 solch inneres Zerwürfnis zu landesherrlichem Eingreifen. Die Städte wurden wieder getrennt, vieler Gerechtsame beraubt: in Köln wurde eine kurfürstliche Burg erbaut, an deren Stelle später Joachim II. ein Schloß aufführte, nachdem gegen Ende des 15. Jahrhunderts unter dem Kurfürsten Johann Cicero die Residenz von Spandau dauernd nach Berlin verlegt war. Aber auch als Residenz der Hohenzollern blieb die Doppelstadt noch lange unbedeutend; die Straßen waren noch sehr unsauber, zur Erleuchtung waren einsame Feuerbecken auf Pfählen befestigt, welche Wächter mit brennendem Kien zu versehen hatten. Vornehme Gasthöfe gab es nicht; hohe Herrschaften wurden auf dem Rathause vom Rate bewirtet.

Im dreißigjährigen Kriege haben die Mark und Berlin insonderheit furchtbar gelitten. Der große Kurfürst fand 1640 nur 6000 Einwohner vor; aber mit ihm beginnt eine Periode des Emporsteigens auch für die Hauptstadt der Marken. Auf dem linken Spreeufer entsteht neben Köln zuerst auf einem von Spreearmen umschlungenen Terrain der Friedrichswerder und erhält 1660 städtische Rechte. Bis an die heutige Schloßbrücke reichte noch Heide und Wald, der Lietzower Weg führte mitten hindurch. Indessen schon 1647 wurde eine Allee von Linden und Nußbäumen von der Brücke gerade westwärts zu dem Wildgarten hingeführt, den ein Jahrhundert zuvor schon Kurfürst Joachim inmitten des märkischen Waldes erworben hatte. Dieser Wildgarten war ein Stück urwüchsigen Waldes, mit einer Einfriedigung versehen und von mehreren Gräben, den Ablauf des Wassers zu regeln, durchzogen. Er hatte noch einen weiten Weg, bis aus ihm die herrlichen Anlagen des Berliner „Tiergartens“ geworden sind. Auch der schlichte Baumweg, der vom Schlosse über die „Lauf- und Hundebrücke“, die jetzige großartige, mit Marmor-


BERLIN
Spandau
Charlottenburg
Westend
POTSDAM
Teltow
Tegel
Dalldorf
Reinickendorf
Pankow
Malchow
Weissensee
Lichtenbg.
Treptow
Rixdorf
Tempelhof
Britz
Mariendorf
Buckow
Rudow
Marienfelde
Lichtenrade
Gr. Ziethen
Lankwitz
Steglitz
Dahlem
Zehlendf.
Gr. Lichterfelde
Schmargendf.
Wilmersdf.
Alt Schöneberg
Friedenau
Giesensdorf
Osdorf
Schönow
Stansdf.
Kl. Machenow
Nowawes
Kl. Glienicke
Stolpe
Sakrow
Cladow
Gatow
Gr. Glienicke
Döberitz
Seeburg
Dallgow
Staaken
Rohrbeck
Seegefeld
Falkenhagen
Falkenhagener Bauern Heide
Jungfern Heide
Die Havel
Die Spree
Tegeler See
Pichelsdorf
Tiefwerder
Nedlitz
Bornstädt
Teltow

statuen geschmückte Schloßbrücke, dorthin führte, erfuhr bald eine Umgestaltung: eine sechsfache Lindenreihe wurde an seine Stelle gepflanzt, zu welcher, wie man erzählt, die Kurfürstin Dorothea in eigener Person den ersten Spatenstich gethan, das erste Bäumchen eingesetzt hat. Das war der Anfang der heutigen Prachtstraße „Unter den Linden", welcher König Friedrich Wilhelm II. durch das Brandenburger Thor, eine genaue Nachbildung der athenischen Propyläen, einen eindrucksvollen Abschluß gegeben hat.



Abb. 73. Die Straße „Unter den Linden" im Jahre 1690.

Seit 1673 wurde die Neustadt oder Dorotheenstadt angelegt. Die gesamten Stadtanlagen wurden mit Festungsgräben, die aus der Spree abgeleitet wurden, umschlungen und auch sonst befestigt. Bei dem Tode des großen Kurfürsten 1688 hatte Berlin 20000 Einwohner. Ihre Zahl war insonderheit durch Einwanderungen gestiegen; zumal sehr viele der aus Frankreich vertriebenen Reformierten fanden in Berlin durch die Fürsorge des Kurfürsten eine neue Heimat.

Der erste König ließ seinen Sinn für Pracht und Größe auch der Residenz zu gute kommen, der Neubau des Schlosses, die Garni-

sonkirche, das Zeughaus, die Bildsäule des großen Kurfürsten stammen aus seiner Regierungszeit. Die Zahl der Einwohner wurde durch neue Einwanderer, wieder meist französische Reformierte, gemehrt. Auf dem rechten Spreeufer lagerten sich an das alte Berlin neue oder erweiterte Reviere: das Spandauer Viertel, die Georgenstadt, das Stralauer Viertel; auf dem linken Spreeufer, neben der Neustadt und dem Friedrichswerder erhob sich die schon vom großen Kurfürsten projektierte Friedrichsstadt. Berlin und Köln, wie die neuen Stadtteile, wurden 1709 wieder unter einen Magistrat gestellt. Seit 1701 war Berlin königliche Residenz: zum Andenken an den Einzug Friedrichs I. von Königsberg her erhielten Georgenstadt, Georgenthor, Georgenstraße die Namen Königsstadt, Königsthor, Königsstraße. Berlin zählte nun schon 50000 Einwohner.

König Friedrich Wilhelm I. war ein baulustiger Herr. Wie in Potsdam, das recht eigentlich seine Schöpfung ist, gab er auch in Berlin aus seiner Kasse sehr bedeutende Summen zur Beförderung der Neubauten her. Jetzt wurde die Friedrichsstadt ausgebaut, nach dem Geschmacke des Königs ganz regelmäßig. Die Minister, die höchsten Staats- und Militärbeamten bauten die Wilhelmstraße. Die Einwohnerzahl mehrte sich wiederum durch Aufnahme böhmischer, salzburgischer und anderer Einwanderer. Sie betrug beim Tode des Königs schon 90000.

Der große Friedrich, der Berlin nicht gerade hold war, verweilte selten in der Hauptstadt, doch mußte auch ihr seine Größe neuen Glanz geben. Opernhaus, Bibliothek, Invalidenhaus, Hedwigskirche sind unter Friedrich II. aufgeführt, und die Stadt zählte am Schluß seiner Regierung schon 147000 Einwohner. Immer schneller erhob es sich unter den folgenden Königen zu einer europäischen Großstadt; nach den Befreiungskriegen 1816 zählte es 197000, 1840: 330000, 1850: 416000 Einwohner.

Unter dem Einflusse der an den großartigsten Erfolgen so reichen Regierung Kaiser Wilhelms I. nahm auch Berlin die großartigste Entwickelung: 1858 zählte es 458000, 1867 schon 702000, 1871 über 826000 Einwohner; zu Anfang 1877 erreichte es die Million, und zu Anfang 1891 enthielt es 1600000 Einwohner, mehr als 70 qkm Landes deckend.

So spiegelt sich die Geschichte Brandenburgs, Preußens, Deutschlands in dem Wachstume Berlins wieder. Aber mit Recht weist ein Geograph darauf hin, daß in der Lage Berlins sich doch auch so viele Vorteile sammeln, wie an keinem anderen Punkte Deutschlands.

„Preußen," sagt er, „ist ein Strom- und Küstenland, wie Österreich ein Berg- und Binnenland ist. Berlin liegt nun mitten in Norddeutschland und mitten zwischen den beiden centralen rein deutschen Strömen Elbe und Oder, da wo diese beiden großen Verkehrs- und Kulturstraßen durch ihre Nebenflüsse am nächsten aneinander treten, man kann sagen an der Elbe und Oder zugleich. Die Spree ist durch Kanäle zweimal mit der Oder, und durch die Havel und den Plaueschen Kanal zweimal mit der Elbe verbunden. Kurfürst Friedrich I. hatte ganz Recht, auf die Vorstellung, daß er doch nicht das schöne Franken mit der Reichsstreusandbüchse, der armen Mark, vertauschen solle, zu antworten: Ein Land, das so viel Wasser hat, ist nicht arm zu nennen. Berlin ist ein Mittelpunkt zwischen Ost- und Mitteldeutschland. Hier kreuzen sich die Handelswege von Schlesien und Posen nach der Nordsee, von Sachsen, Böhmen und Thüringen nach der Ostsee, von Breslau, Posen und Danzig nach Leipzig, Magdeburg und Hamburg, und von Prag, Dresden, Leipzig nach Stettin. Ein so bedeutender Kreuzungspunkt großer Verkehrs- und Wasserstraßen findet sich in Deutschland nicht wieder: der Ostseehafen Stettin ist nur 80 km, der Nordseehafen Hamburg nur doppelt so weit entfernt, die Weser- und Weichselmündungen sind in wenig Stunden zu erreichen. Dabei liegt Berlin so recht in der Mitte zwischen dem 50. und 55. Breitengrad und dem 23. und 40. Längengrad, also central in Nord- und Mitteldeutschland, gleich weit von der Gebirgsmauer der Sudeten und des Erzgebirges und von der Ost- und Nordsee, gleich weit vom Mittelrhein und der mittleren Weichsel, gleich weit von Köln und Warschau, Luxemburg und Memel, von Flensburg und Ratibor, von Stralsund und Bodenbach. Es liegt außerdem in jenem begünstigten Klimastreifen, der sich von der mittleren Elbe und Saale, von Dresden und Naumburg aus an die Nord- und Ostsee zieht, so daß seine Jahresdurchschnittstemperatur um 1° höher ist als die Breslaus, und nur $^1/_2$° niedriger als die Frankfurts a. M. Berlin liegt an der Stelle, von wo aus jeder Teil Deutschlands, außer Altbayern, am leichtesten zugänglich ist, und man hätte keine passendere Stelle für die Hauptstadt des preußischen Staates in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung und für ganz Nord- und Mitteldeutschland finden können, wenn ersterer schon vorhanden, oder Nord- und Mitteldeutschland geeinigt gewesen wären, als man den ersten Grund zum Schlosse in Berlin legte. War früher Berlin nur die Hauptstadt des preußischen Staates, so ist es durch die Eisenbahnen faktisch die Hauptstadt von dem ganzen außerösterreichischen

Deutschland geworden, und es ist keine andere Stadt in Deutschland ein solcher Central- und Knotenpunkt von Bahnen. Alle diese Gründe haben zusammengewirkt, um Berlin zu einer wahren Großstadt zu machen und ihm eine Bevölkerung zu geben, die der aller deutschen Haupt- und Residenzstädte zusammengenommen gleich ist. Dabei ist Berlin die gesündeste aller großen Städte Deutschlands."

Die Gegend von Berlin ist in Deutschland als eine Wüste, in der sich ein nordisches Palmyra erhebe, übel verrufen. In der That gehört sie zu den reizlosesten der Marken und steht hinter Potsdam, Spandau, Brandenburg weit zurück, — aber doch sind jene Behauptungen übertrieben. Berlin liegt fast ganz in der Thalniederung der in der Stadt von Südosten nach Nordwesten fließenden Spree, die für kleine Fahrzeuge schiffbar ist. Oberhalb der Stadt teilt sich der Fluß und vereinigt sich erst unterhalb derselben wieder. Die Stadt liegt durchschnittlich 3 m über dem Spreespiegel. Der Boden der Spreeniederung ist schwer und schwarz: einige Teile der Stadt, wie die Friedrichsstadt, stehen auf einem thonigen Torflager, das zum Teil aus Kieselpanzern von Infusorien besteht; die Ränder der Spreeniederung bildet im Norden und Süden die Lehmplatte der Mark. Im Norden tritt dieselbe als Windmühlenberg dicht an die Stadt, und zwischen dem Prenzlauer und Landsberger Thore in die Stadt hinein. Die nach Norden und Nordosten führenden Chausseeen sind darin eingeschnitten. Im Süden hebt sich vor dem Hallischen Thore am Rande der Lehmplatte der Kreuzberg 67 m. Der Boden um Berlin ist meist aus Sand und Lehm gemischt: nur nach Nordwesten und Südosten ist „das Berlinische Sandmeer", dem fleißige Kultur in den letzten Jahrzehnten bedeutende Erfolge abgerungen hat: Blumen- und Gemüsezucht gedeiht ringsum die Stadt.

Berlin besteht wie Paris aus einer Flußinsel und zwei auf beiden Flußufern gelagerten Halbkreisen. Auf der Insel liegt Köln, auf dem rechten Ufer zwischen dem nördlichen Spreearme und dem Berliner Festungsgraben oder Königsgraben das eigentliche Berlin; zwischen dem Berliner Festungsgraben und der Mauer die Königsstadt, an dem obern rechten Spreeufer das Stralauer Viertel, an dem untern rechten Spreeufer das Spandauer Viertel, auch Sophienstadt genannt, mit der 1828 zu einem besondern Stadtteil erhobenen Friedrichs-Wilhelmsstadt, der Dorotheenstadt gegenüber. Auf der Insel nördlich des südlichen Spreearmes (Kupfergraben oder Schleusengraben genannt) und des (meist überbauten Kölnischen Festungsgraben liegen Neu-Köln und der Friedrichs-

werder. Auf dem linken Spreeufer liegen die Neustadt oder Dorotheenstadt, die Friedrichsstadt; die Luisenstadt oder das ehemalige Köpenicker Viertel östlich von der Friedrichsstadt; an der obern Spree das Köpenicker Feld. Alle diese Teile der Stadt waren früher von einer gegen 5 m hohen und 1 m dicken Mauer eingeschlossen, deren Umfang etwa 15 km betrug.

Alle bisher genannten Stadtteile lagen innerhalb der Ringmauer, außerhalb derselben aber die Rosenthaler Vorstadt oder das Voigtland, 1752 für arme Zimmerleute, die aus dem sächsischen Voigtlande eingewandert waren, angelegt, daneben vor dem Oranienburger Thore die Oranienburger Vorstadt oder der Wedding.

Von den ehemaligen Thoren ist nur noch das Brandenburger Thor erhalten.

Wir beginnen unsere Wanderung durch die Stadt von der Langen Brücke (Kurfürstenbrücke) aus, deren Name sich aus der Vergangenheit erklärt. Da stehen wir zwischen Berlin und Köln, zwischen der alten nördlichen Stadt des bürgerlichen, gewerblichen Verkehrs und der südlichen Stadt moderner Eleganz: da stehen wir bei dem Gründer preußischer Größe, an der ehernen, 1703 aufgestellten, herrlichen Reiterstatue des großen Kurfürsten, und unser Blick fällt auf das Königsschloß und den Schloßplatz. Doch wenden wir uns zuerst hinein in das eigentliche Berlin, das die Alte Königsstraße wie eine Pulsader durchschneidet. Ein ununterbrochener doppelter Wagenzug bedeckt den Damm der Straße, ein rastlos sich verändernder Menschenstrom wogt an beiden Seiten auf den bereits viel zu schmal gewordenen Bürgersteigen hin. In dieser lärmerfüllten Straße ist die große Post gelegen und steigert die Lebendigkeit zu gewissen Tagesstunden ins Ungemessene. Über den Festungsgraben gelangen wir in die Königsstadt, zunächst auf den Alexanderplatz, von dem die Neue Königsstraße zum Königsthore geht. Er nimmt seinerzeit große industrielle Märkte, besonders aber den berühmten Wollmarkt auf.

Wir kehren auf die Lange Brücke zurück. Ein Gang von der Brücke nach dem Brandenburger Thore zeigt uns die Hauptstadt in der Großartigkeit ihrer Prachtbauten und Monumente: wir müssen zugestehen, daß mit jeder Großstadt sich in diesem Stück Berlin zu vergleichen imstande sei.

Das Königliche Schloß in seinem ältesten, der Spree zugekehrten Teile von Joachim II. 1540 aufgeführt, im 17. Jahr-

hundert von den Beschreibern für „ziemlich weitläufig erachtet", aber unter König Friedrich I. durch Eosander von Goethe zu dem jetzigen großartigen Bau gewandelt, ist ein längliches Viereck mit fünf Portalen; im vordern Schloßhofe steht St. Georg mit dem Drachen von Kiß, auf der Rampe nach dem Lustgarten zu die beiden Pferdebändiger von Clodt. An imposanter Macht der Wirkung ist ihm kein anderes Fürstenschloß, selbst nicht der viel größere Winterpalast in St. Petersburg zu vergleichen. Der Weiße Saal, 32 m lang, 16 m breit und 13 m hoch, enthält die Marmorstandbilder der zwölf hohenzollerschen Kurfürsten von Eggers, oben in Blenden acht kolossale Statuen der älteren preußischen Provinzen, von Karyatiden auf Wappenschildern getragen, und über ihnen acht entsprechende Gemälde; ferner Reliefbüsten ausgezeichneter preußischer Staatsmänner und Künstler und Rauchs schöne Statue der Viktoria. Größere Hoffeste (auch der Fackeltanz bei Hochzeitfesten im Königlichen Hause) werden in diesem Saale gehalten. Auch der Reichstag des Deutschen Reiches, der erste am 21. März 1871, wird im Weißen Saale eröffnet. Aus dem Weißen Saale gelangt man zur achteckigen Schloßkapelle. Boden und Wände bekleidet Marmor, mit Fresken von vielen Künstlern versehen; die Fenster sind von kolossalen Heiligenstandbildern unterbrochen, die Wände mit zahlreichen Malereien auf Goldgrund geschmückt. Der Altar ist aus Marmor errichtet und mit reichster Mosaikarbeit versehen; über demselben erhebt sich ein 2½ m hohes, massiv silbernes, stark vergoldetes Kreuz, mit vielen Edelsteinen im Werte von etwa 2 Millionen Mark geziert. Eine Galerie mit den Bildsäulen der Propheten krönt außen den Kapellenbau. Um den blauen Ring der Kuppel glänzen die Worte: „In dem Namen Jesu sollen sich beugen, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind". Von der andern Seite des Weißen Saales führt ein Zimmer zur Bildergalerie, welche mit Statuen und vielen meisterhaften Gemälden erfüllt ist. Aus der Bildergalerie gelangt man in die frühere Hofkapelle, in deren Nähe sich der Rittersaal befindet mit Basreliefs von Schlüter und Deckengemälden aus der Geschichte Friedrichs I., dem Königlichen Throne, dessen antiker Sessel von getriebenem Silber gefertigt und mit reich verziertem karmoisinroten Samt überdacht ist; ferner befinden sich hier massiv silberne Service, Becher und Prunkgefäße aus Silber und Gold. Um das Schloß herum sind alle größern Anstalten des höhern politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens zu einer Einheit versammelt, wie sie sonst nirgends vorkommt: die Münze, die Bank, die Kommandantur,

das Finanzministerium, das Zeughaus, die Börse; — und wiederum die Königliche Bibliothek, die Akademie, die Universität; endlich die Bauakademie, das Opernhaus, die Singakademie, das alte und neue Museum, die Nationalgalerie.

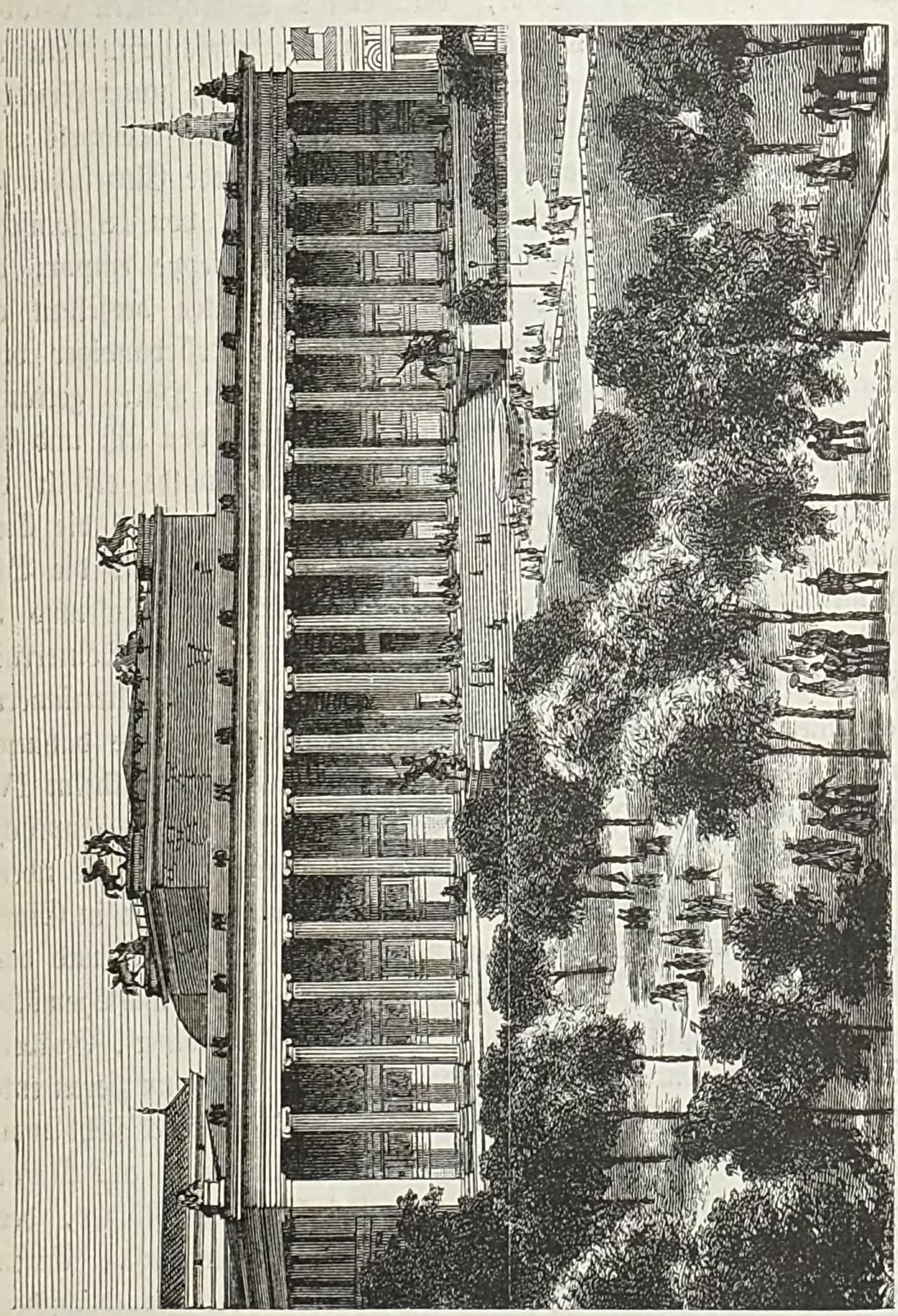


Abb. 74. Das alte Museum in Berlin.

Das Schloß stößt mit seiner südwestlichen Langseite an den Schloßplatz, den zur Weihnachtszeit früher das Gewühl des Weihnachtsmarktes erfüllte, mit der nordöstlichen an den Lustgarten. Dieser, unter dem großen Kurfürsten Schloßgarten,

wurde von Friedrich Wilhelm I. zum staubigen Paradeplatz umgewandelt und erhielt von Friedrich Wilhelm III. die jetzige anmutige Gestalt eines Schmuckplatzes. Die Reiterstatue des Königs ziert seine Mitte. An der Ostseite des Lustgartens liegt der 1748 erbaute, jetzt seinem Neubau entgegensehende Dom, der einige Hohenzollern-Gräber, namentlich den Sarg des großen Kurfürsten, umschließt. An der Nordseite des Lustgartens steht das alte Museum, unter Friedrich Wilhelm III. von Schinkel im Stil eines griechischen Tempels aufgeführt, das erhabenste Bauwerk Berlins, bis in jede Einzelnheit die Lieblingsschöpfung des großen Meisters. Zu der von 18 ionischen Säulen getragenen Vorhalle führt eine breite Freitreppe empor; ein erhöhter Mittelbau krönt das Ganze. Auf den Ecken desselben erheben sich Kolossalgruppen aus Erz: vorn die Rossebändiger vom Monte Cavallo in Rom, hinten Pegasus, von den Horen getränkt. Die Wangen der Freitreppe schmücken die Amazone von Kiß und der Löwentöter von Wolff. Ein mächtiges Freskogemälde erfüllt die Rückwand der statuengeschmückten Vorhalle; es zeigt links die Entwickelung der Weltkräfte aus dem Chaos zum Licht, rechts die Bildung menschlicher Kultur. Das obere Stockwerk des Museums ist der Malerei, das untere der Skulptur gewidmet; das Souterrain enthält Sammlungen von Gemmen, Münzen und sonstigen Altertümern. Durch einen Bogengang ist mit dem alten Museum das dahinter liegende neue Museum verbunden, unter Friedrich Wilhelm IV. seit 1842 aufgeführt. Im unteren Stock befinden sich das ägyptische Museum und die nordischen Altertümer, im zweiten Stock die überaus reiche Sammlung antiker und christlicher Skulpturschätze in Gipsabgüssen und im dritten die Sammlung der Terrakotten und das Kupferstichkabinett. Im ersten Raume erblickt man Landschaftsgemälde aus Ägypten, ägyptische Statuen, Mumien, Altertümer, Gräber, Gemälde, und in dem Kabinett für das nordische Altertum zieren entprechende Freskogemälde die Wände. Im zweiten Stock sieht man Bilder griechischer und römischer Bauwerke, Darstellungen aus Natur und Sitten des klassischen Altertums der Griechen und Römer, des christlichen Mittelalters und der modernen Bildhauerkunst. Einen herrlichen Schmuck des neuen Museums bilden die Kaulbachschen Wandgemälde. Vor der Treppe des alten Museums steht im Lustgarten die 1500 Centner schwere Granitschale aus einem erratischen Granitblocke gearbeitet, der auf den Rauenschen Bergen bei Fürstenwalde lag. Etwas weiter zurück in prächtigem Garten liegt das Schloß Monbijou, welches das Hohenzollern-Museum enthält,

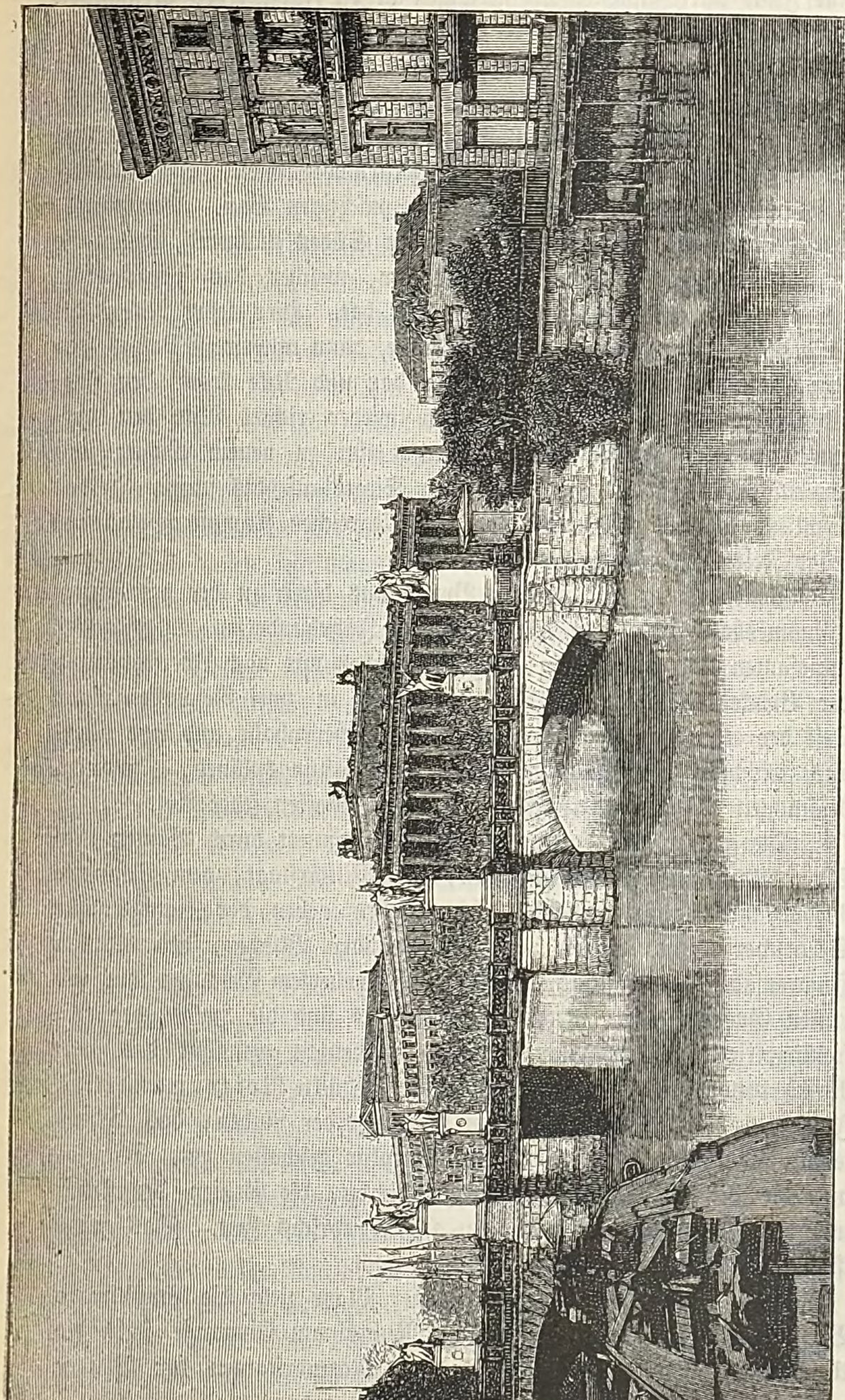


Abb. 75. Schloßbrücke mit dem alten und neuen Museum. Nach einer Photographie von Sophie Williams — Berlin.

eine Fülle interessantester Erinnerungen an die Fürsten des preußischen Herrscherhauses.

Das mächtige Schloßviereck nimmt fast die ganze Breite der gegen Norden schmalen Spreeinsel ein. Bald hinter dem Schloß überschreiten wir den südlichen Spreearm auf der 1823 neu erbauten, 49 m langen Schloßbrücke. Acht Marmorgruppen, auf Granitpostamenten aufgestellt, schmücken den mächtigen Bau. Überlebensgroß, in ihrer blendenden Weiße an den Süden mahnend, stellen sie in durchsichtiger Allegorie den Geist dar, welcher das Preußenvolk durchdringt und Preußen groß gemacht hat. Hier lehrt Nike, die Siegesgöttin, den Knaben Heldengeschichte, dann unterweist Pallas den Jüngling und reicht ihm die Waffen dar und Nike krönt den siegreichen Kämpfer. An der Nordseite wieder richtet Nike den verwundeten Krieger auf; Pallas ermutigt ihn zu neuem Wagen und unterstützt ihn im Kampfe, und den Siegeslauf des jungen Helden beschließt die achte Gruppe: den im siegreichen Kampfe Gefallenen trägt Iris zum Olymp empor.

So führt der Gedanke der Brücke uns direkt zu der preußischen „Ruhmeshalle“ hin, zu dem vor zwei Jahrhunderten aufgeführten imposanten Bau des Zeughauses, welches wir nach Überschreitung der Brücke zur Rechten haben. Es birgt in zwei Geschossen einen Teil der erbeuteten Kriegstrophäen, die Feldherrnhalle und eine überaus reichhaltige Sammlung von alten Festungsplänen, Kanonen, Rüstungen und Armaturstücken nebst alten Waffen jeder Art.

Die großartigste Partie der Residenz erinnert durch Bauten und Standbilder daran, daß Preußen, ein Militärstaat, dem Schwerte Ruhm und Größe verdankt. Hier stehen neben der Königswache Scharnhorst und Bülow, ihnen gegenüber Blücher, den blanken Husarensäbel in der Hand, den Fuß auf erobertem Geschütz; ihm zur Linken Gneisenau, zur Rechten York. Das sind die Helden der Befreiungskriege. Aber einer anderen Heldenzeit gemahnt das von Rauch entworfene, am 31. Mai 1851 enthüllte Reiterstandbild Friedrichs des Großen am Eingange der Linden, das bedeutendste Monument, das die neuere Skulptur geschaffen hat. Es zeigt uns die Minister, Krieger und Feldherren, die Genien der Kunst und die Heroen der Wissenschaften aus Friedrichs Zeit. Das ganze ist 14 m, das Königsbild allein 6 m hoch.

Vom Opernplatze bis zum Pariser Platze zieht die Prachtstraße Berlins „Unter den Linden“. Rechts am Eingange steht die Universität, vor welcher die sitzenden Marmorstatuen der Brüder

Wilhelm und Alexander von Humboldt Wache halten, daneben die Akademie, links gegenüber das bescheidene Palais, das Kaiser Wilhelm I. bewohnt hat. Die Linden sind oft mit den Pariser Boulevards verglichen; allein bei diesen, die nur halb so breit sind, wird in der Mitte gefahren und geritten und die Fußgänger sind auf die Bürgersteige zu beiden Seiten beschränkt. Hiervon ist die Folge, daß das Menschengewimmel an den Häusern ganz außerordentlich, und daß die Menschen den Schaustellungen der Läden viel näher gedrängt werden. Die Berliner Linden dagegen, 45 m breit, haben eine fünffache Teilung. In der Mitte ist eine breite, nur den Fußgängern gewidmete Allee. Neben dieser läuft an der Südseite ein Weg für Lastfuhrwerk, an der nördlichen ein Weg für Reiter, beide abermals von Baumreihen eingefaßt, alsdann folgt auf jeder Seite die gewöhnliche Fahrstraße und dann erst das Trottoir. Durch diese Einrichtung kommt es, daß die Menge sich viel mehr zerstreut. Ein anderer Unterschied der Boulevards von den Linden ist der, daß jene sich auf der Nordseite durch viele, sehr mannigfach wechselnde Stadtviertel bald gerade, bald in Winkeln in dem ungeheuren Umfange vom Bastilleplatz bis zur Madeleinekirche hinziehen und daher nirgends eine weite Perspektive gewähren. Dafür bieten sie immerfort wechselnde Bilder; vom Bastilleplatz an steigert sich mehr und mehr ihre Belebtheit und die Pracht der Läden; erst auf den Boulevards der Italiener und der Kapuzinerinnen sieht man das wahre Paris. Die Berliner Linden dagegen sind anderthalb Kilometer lang, schnurgerade auf das Brandenburger Thor gerichtet, dessen herrliche Viktoria über den Bäumen winkt, und nehmen aus allen Hauptstraßen der Friedrichsstadt das Leben auf. Ihr Ende bezeichnet der mit grünen Anlagen und Springbrunnen geschmückte Pariser Platz.

Das Brandenburger Thor, das den Platz im Westen schließt, ist ein prächtiger Sandsteinbau, an den beiden Hauptseiten mit korinthischen Säulen geziert, mit fünf Durchgängen. Oben befindet sich ein von vier, 4 m hohen Rossen gezogener Triumphwagen, darauf, das Antlitz zur Stadt gewandt, Viktoria, die Siegesgöttin, mit dem preußischen Adler und dem eisernen Kreuz. Napoleon hatte 1807 Schadows herrliches Werk nach Paris bringen lassen; die Preußen haben es 1814 sich wiedergeholt. In neuester Zeit ist, um dem Verkehre mehr Raum zu schaffen, dem Thore ein Anbau zugefügt. Er besteht aus zwei Säulenhallen: jede hat 18 Säulen, von denen 16 in vier Reihen dastehen, während zwei mit zwei Pfeilerpaaren sich hart an das Thor anschließen.

Doch wir wenden uns in die Stadt zurück. Wir folgen der Wilhelmstraße, vorbei an dem Palais des Reichskanzleramts zum Wilhelmsplatze, den unter alten Bäumen die Erzstatuen der Paladine Friedrichs des Großen schmücken. Dann gehen wir vorüber an dem „Kaiserhofe" zum Schillerplatze, in dessen Mitte sich zwischen zwei im Renaissancestil aufgeführten Kirchen mit herrlichster Wirkung das Schauspielhaus erhebt, von Schinkel in griechischem Stile erbaut. Davor steht die Marmorstatue Schillers von Begas.

Es war das alte Berlin, das wir vorwiegend betrachtet haben: jetzt müssen wir auf das neue Berlin unsere Blicke richten, das sich besonders im Norden, im Süden und Westen um und vor die ältere Stadt gruppiert hat. Im Norden, vor dem Neuen und dem Oranienburger Thore, die Bahnhöfe nach dem Norden umschließend, hat sich das Volk der Maschinenbauer und Arbeiter niedergelassen und aus dem sonst so armen und verrufenen Voigtlande eine stolze und große Fabrikstadt gemacht, deren Schornsteine wie zahllose Minarets der Industrie in die Luft ragen. Hier ist Berlins Birmingham. Das Fabrikleben ist ausschließlich die Ursache dieser neuen Straßenanlagen gewesen. Schon hat diese imposante Fabrikstadt Moabit erreicht, schon setzt sich längs des Ufers der Spree Fabrik an Fabrik fort bis weit hinaus über Borsigs Eisenhammer, ja dieser eiserne Arm Berlins greift bereits nach dem Eckzipfel von Charlottenburg. Auch sonst erstrecken sich aus den meisten Thoren lange Straßenarme in die Weite, wie die Schönhauser Allee. Nicht minder eigentümlichen Charakters ist der weitgestreckte Stadtteil, welcher sich im Südosten auf dem Köpnicker Felde in erstaunlicher Größe und Schnelligkeit erhoben hat. Noch ist es kein Menschenalter her, als die Kohl- und Kartoffelfelder der Berliner Ackerbürger, welche sich seitdem in Rentiers und Hausbesitzer verwandelt haben, bis nahe an die alte Jakobsstraße reichten. Dort, wo jetzt die schöne Alexandrinenstraße steht, ging die Feldstraße, ein Sandweg, an dem sich hier und da ein Gärtner angesiedelt hatte. An dem Kanal, welcher Spree und Landwehrgraben verbindet, ist jetzt die lebhafteste und schönste Gegend. Auf beiden Seiten der Kais breiten sich schöne Trottoirs, breite Fahrstraßen, mit doppelten Reihen von Linden und Kastanien eingefaßt und von prächtigen Wohnhäusern und zierlichen Villen begrenzt. In der Nähe des Kanals liegt das kastellartige Diakonissenhaus Bethanien, die neue katholische St. Michaelskirche im romanischen Stil und die evangelische St. Thomaskirche. Überhaupt drängen sich hier die gottes-

dienstlichen Gebäude zusammen. Neben die Gotteshäuser der Hauptkonfessionen treten hier auf engstem Raume die Annenkirche der separierten Lutheraner, die Bethäuser der Irvingianer, Methodisten, Baptisten, denen das Berliner Missionshaus sich anreiht.

Am Westende Berlins hatte sich zunächst in schönen, mit mehr oder weniger Eleganz eingerichteten Häusern der die freie Luft suchende höhere Beamte angesiedelt; davon erhielt dieser Stadtteil, vom Potsdamer bis zum Anhaltischen Thore, den Zunamen des Geheimratsviertels. Der Baugeist warf sich mit seinen Ansiedelungen noch weiter westwärts in die lebensfrohe Potsdamerstraße und in die Freiheit des Tiergartens. Hier existierten bis vor wenigen Jahrzehnten keine eigentlichen Straßen. Vor dem Potsdamer Thore standen längs der Chaussee wohl etliche Stadthäuser, aber bald setzten sie sich als mit Gärten umgebene kleine Sommerhäuschen fort, unterbrochen von ein paar Tanzlokalen oder Bierhäusern, die in dem nahen Dorfe Schöneberg eine förmliche Kolonie bildeten, zu der Sonntags und Montags die kleinen Bürgerfamilien pilgerten, um sich Kaffee zu kochen und durch Tanz und Spiel sich zu vergnügen. Im Tiergarten selbst hatte der reiche Bürgerstand seine Villen und Gärten. Wie durch Zauberei ist dies alles anders geworden. Die Stätten, wo sonst der Berliner nur während des Sommers weilen zu können glaubte, sind jetzt auch im tiefsten Winter bewohnt; hier ist der Begriff einer Sommerwohnung in Wahrheit veraltet. Die alte Potsdamer Chaussee ist bis Schöneberg hin eine stattliche Straße geworden, aus den kleinen Landhäuschen sind große Miethäuser gemacht; die Gärten verschwinden, und nur schmale Grasstreifen mit Blumenbeeten bleiben vor den Häusern. Schöneberg ist eine Stadt geworden, bis an die Berlin herangewachsen ist. Noch eleganter hat sich die Verwandlung am Kanal gemacht. Hier sind Prachtstraßen entstanden, deren Häuser mit allem Stolz und Reichtum von Palästen ausgestattet sind und durch die Nähe des Tiergartens einen eigenen Reiz ausüben. Noch ist kein Handel hier, keine Industrie; keine Fabriken sieht man, keine Geschäfte, und dennoch wogt, bis weit über das Thor hinaus, ein Menschen- und Wagenverkehr, dessen Ursache lediglich aus dem organischen Zusammenhang dieser neuen, schönen Stadtgegend mit dem alten Berlin zu erklären ist. Man fühlt und sieht es, daß nach dieser Seite hin Berlin sich auf naturgemäße Weise in seinem Gesamtwesen erweitern mußte.

Berlin vereinigt in sich große Gegensätze, Regionen von ganz verschiedenartigem Charakter. Der Fremde freilich, besonders der

Vergnügungsreisende, der Berlin nur tage- oder wochenweise besucht und das eigentliche Ortsleben nicht kennen lernt, wird das nicht gewahr. Wie verschieden ist doch vom „Geheimratsviertel“ die Arbeitergegend im Norden, von dem Geschäftsgewühl der Königsstraße die ländliche Ruhe des Gesundbrunnens, wo „Familien Kaffee kochen“ und wo man schon „Sommer wohnen“ kann, wie verschieden von dem Gedränge der Königsstraße die Stille im Quartier latin, nordwärts von den Linden! Wie sehr sticht von dem belebten Treiben an der oberen Spree und dem Kanal in nächster Nähe die Öde mancher Straßen der Luisenstadt noch ab! Und wie wenig großstädtisch nehmen sich gar die Straßen an der Peripherie der Königstadt aus, selbst der Hauptradius derselben, die Landsbergerstraße mit ihren „Ausspannungen“, wo der Mann vom Lande an Vieh- oder Wollmärkten sein Geschirr einstellt! Eins freilich fehlt auch den ferneren Regionen nicht, der durchgehende Wagenverkehr. Außer den Tausenden der Droschken fahren mehrere Hundert Thorwagen von den Thoren in die Vorstädte, Hunderte von Omnibussen von den äußersten Enden in das Centrum der Stadt oder an das entgegengesetzte Ende. An den Kreuzungspunkten zumal sieht man leicht mit einem Blicke ein halbes Dutzend der schweren Wagen durch die Straßen rasseln. Pferdebahnen durchziehen in allen Richtungen die Stadt. Die eleganten Wagen der Aristokratie suchen sich die bequeme Ausfahrt durch das Brandenburger Thor, von wo sie in langem Zuge, oft im förmlichen Corso durch den Tiergarten sich bewegen, während im Mittelpunkt der Geschäfte die Last- und Rollwagen zum Schrecken der Fußgänger und der Anwohner daherrasseln. Sendet nun gar das Hauptpostamt mit dem Schlage der Glocke nach den siebzig und mehr Stadtpostexpeditionen auf einmal die Briefwagen aus und kommt vollends, durch ihre schrille Glocke angezeigt, die Feuerwehr im Galopp herangesaust, so mag der Fußgänger sehen, wo er bleibt. Zu seiner Beruhigung, aber zum Verdruß des Handelsstandes schafft die Fahrordnung erhöhte Sicherheit, indem sie die schwer beladenen Wagen auf die Nachtstunden beschränkt. Ebenso muß jeder nicht ausschließlich zum Personentransport bestimmte Wagen Namen und Wohnung des Besitzers in deutlicher Schrift erkennen lassen, so daß bei keinem etwa „in Gedanken stehen gebliebenen“ oder „durchgegangenen“ Fuhrwerk der Schuldige dem wachsamen Auge des „Schutzmanns“ entgeht, der da oder dort bald zu Pferde, bald zu Fuß postiert, in einem Bilde des Berliner Straßenlebens nicht fehlen darf.

Der eigentliche Berliner trägt einen scharf ausgeprägten Charakter.

Faßt man den gewöhnlichen Bürgersmann mit seinem Sinne für Familienleben oder dem Hange zu gemütlichem Wirtshausverkehr in das Auge, muß man dem Berliner einen oft bethätigten Wohlthätigkeitssinn zugestehen, und denkt man endlich, um zu immer Höherem aufzusteigen, an den glorreichen Enthusiasmus von 1813 und 1870, so scheint es gewagt, dem Berliner Herz und Gemüt abzusprechen, ja man rühmt mit Recht an den Berlinern „offenen Mund, offene Hand, offenes Herz“. Eine scharf zugespitzte Verständigkeit ist jedoch überwiegender Charakterzug. Der Berliner ist immer schlagfertig, immer imstande, für jedes Begegnis und Ereignis eine scharfe, pikante, witzige Form und Fassung zu finden. Berliner Kinder im Felde sind tapfer und immer guten Mutes und Witzes, Berliner Witze und Wortspiele sind allbekannt, und das bekannte illustrierte Berliner Witzblatt, über das jeder schon tausendmal gescholten und doch schon tausendmal gelacht hat, geht durch alle Welt. Ein keckes, dreistes Auftreten, das man schon in dem scharfgeschliffenen, hellen, an verwechseltem Mir und Mich überreichen Dialekte, der jedes G in J verwandelt, ausgedrückt finden kann, ein unduldsamer Stolz auf Berlin und seine Herrlichkeit ist dem Berliner eigentümlich. So lange jene Herrlichkeit von jedermann anerkannt und zugestanden wird, hat er selbst viel an heimischen Zuständen auszusetzen, wird aber Feuer und Flamme, wenn ein Fremder Berlin zu tadeln wagt. Reisende Berliner gewöhnlichen Schlages pflegen überall etwas hoch und anmaßlich aufzutreten und verderben bei den Süddeutschen den Preußen und Norddeutschen ihr Renommée. Übrigens haben die Berliner die köstliche Gabe, sich und ihre Schwächen selbst zu ironisieren und das Berlinertum zum Objekt ihres Witzes zu machen. Man braucht bloß ihre Lokalpossen mit den lustigen Couplets vor sich vorübergehen zu lassen, um von jener schätzbaren Eigenschaft den vergnüglichsten Eindruck zu gewinnen. „Die Berliner taugen nichts“, war ein Lieblingsspruch des alten Fritz. Echt berlinisch aber auch die Antwort des um eine Pfarre petitionierenden Kandidaten: „Zwei ausgenommen: Ew. Majestät und ich“.

Berlin ist nicht allein das Centrum der Administration des Deutschen Reiches und des Königreichs Preußen, der Sitz aller hohen Behörden, sondern überdem nach drei Seiten hin bedeutsam ausgezeichnet. Die Universität, die polytechnische Hochschule, viele höhere und niedere Schulanstalten, die Akademie, die gelehrten Gesellschaften, die Schätze an Handschriften, Büchern und Kunstschöpfungen machen die Stadt zu einem Hauptsitze deutscher Wissenschaft.

Wie Berlin unter Friedrich dem Großen ein Vereinigungspunkt schriftstellerischer Größen Frankreichs war, so ist es in neuer Zeit zu wiederholtenmalen der Sammelplatz der ersten deutschen wissenschaftlichen Größen gewesen. Es ist ferner eine überaus wichtige Fabrikstadt, endlich die erste Handelsstadt im Gebiete des Reiches, die selbst von Hamburg nicht übertroffen wird.

Noch müssen wir einen Blick auf die Umgebungen Berlins werfen. Wir beginnen mit dem 32 ha großen Friedrichshain, der auf hügeligem Terrain vor dem Landsberger Thore 1840 angelegt, den zu weit vom Tiergarten entfernten Bewohner der Nordstadt entschädigen und eine große Parkanlage für das Volk sein sollte. Vor dem Neuen Thore liegt das Invalidenhaus, auf 600 Mann berechnet, mit der schönen Inschrift: Laeso et invicto militi („Dem verwundeten, doch unbesiegten Soldaten"). Auf dem Invalidenkirchhofe ist das Grabmal Scharnhorsts nebst dem vieler anderer namhafter Generale. Am rechten Spreeufer, 2 km von Berlin, liegt das Fischerdorf Stralau, wo am 24. August das Volksfest des Stralauer Fischzuges begangen wird, und Rummelsburg an der Nordseite des nach ihm benannten Seees mit dem großen städtischen Waisenhause. Mit dem Wedding zusammengewachsen ist Moabit an der Spree und ähnlich jener Vorstadt ein Hauptsitz des Maschinenbaues und der Eisengießerei. Der seltsame Name kommt von französischen Kolonisten her, welche diesen sandigen Strich terre maudite oder pays de Moab nannten. Denn ursprünglich war Moabit eine französische Gärtnerkolonie.

Der Vorort Schöneberg mit dem botanischen Garten grenzt heute unmittelbar an das Weichbild der Stadt. Die Kanalufer, vom Hallischen Thore und namentlich von der Potsdamer Straße abwärts, sind, mit Alleeen geziert, die bevorzugte Promenade des Hofes und der vornehmen Welt, der stattliche Quai am nördlichen Ufer wird daher jetzt Kaiserin-Augusta-Straße genannt. Vor dem Brandenburger und Potsdamer Thore, zwischen der Spree und der Potsdamer Chaussee bis Charlottenburg hin dehnt sich der Tiergarten, ein über 200 ha großer Lustwald, der sich im 16. Jahrhundert bis zum Zeughause und zum Dönhofsplatze erstreckte und Hirsche und anderes Wild hegte. Die schönsten Anlagen und Wasserpartieen sind in dem Parke zerstreut, auf den der Berliner mit Recht stolz ist. Nur muß man nicht an den der Stadt zugekehrten Rändern haften, wo die Blätter der Bäume mit Staub überzogen sind und das Getöse keinen Waldgenuß aufkommen läßt, sondern tiefer ein-

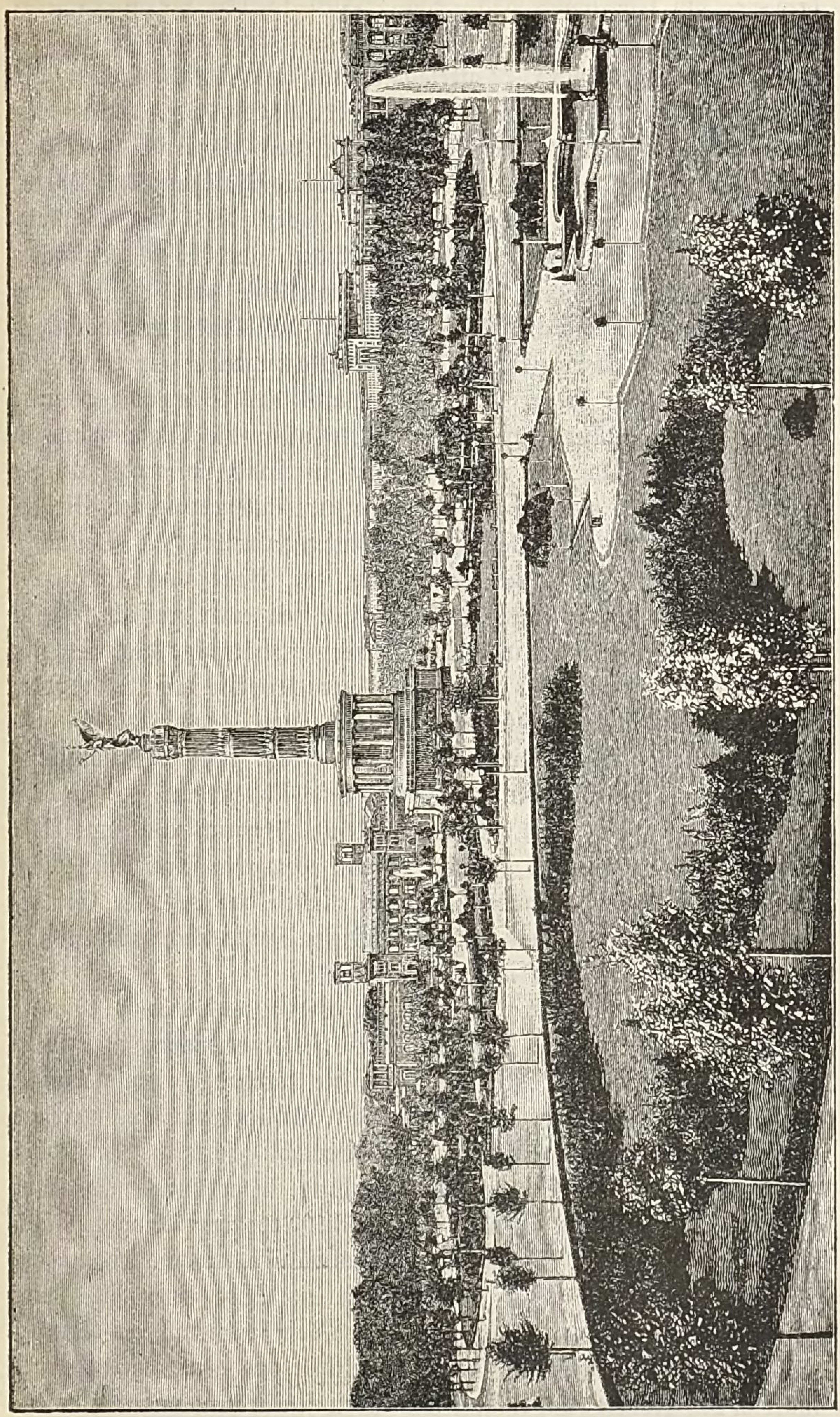


Abb. 76. Der Königsplatz mit der Siegessäule (nach Kirchhoff, Länderkunde).

dringen, am lohnendsten ganz nach Westen in den **Seepark**, der nach Friedrich Wilhelms IV. Gedanken von Lenné angelegt, ein veredeltes Abbild märkischer Wasserlandschaften bietet. Am Rande des Tiergartens stadtwärts liegt der **weite Königsplatz**, der schönste Platz Berlins. Nach Westen begrenzt ihn das großartige „Krollsche Etablissement", ein vielbesuchter, eleganter Vergnügungsort der höheren Stände, gegenüber das imposante „Reichstagsgebäude", über welchem, weithin schimmernd, die goldene Kaiserkrone schwebt. Rasenflächen mit anmutig geordnetem Gebüsch, Blumenstücke und Bassins mi weiß zerstäubenden Springbrunnen erfüllen die Mitte des mächtigen Platzes, dem die breite „Siegesallee" die Spaziergänger der Stadt zuführt. Stolz ragt in der Mitte des Platzes das **Siegesdenkmal** empor, ein gewaltiger Bau, der an Kolossalität die Trajanssäule in Rom um die Hälfte, die Vendomesäule in Paris um mehr als ein Viertel übertrifft. Granitstufen führen zu der säulengetragenen Siegeshalle empor, deren Mosaikgemälde die Wiedererstehung des Deutschen Reiches verherrlichen. Aus der Mitte der Halle aber strebt die „Siegessäule" auf, in ihren Kanelierungen von einer dreifachen Reihe dänischer, österreichischer und französischer Geschützrohre gegürtet, in der Höhe über einem von Adlern gebildeten Kapitäl die 13 m hohe, vergoldete Gestalt der geflügelten Borussia (von Drake) als Siegesgöttin tragend. Weiter westlich an der Spree liegt das Lustschloß **Bellevue**, am südwestlichen Ende des Tiergartens der **Zoologische Garten**. Ein Marmorstandbild Friedrich Wilhelms III. inmitten des Tiergartens erinnert daran, wem der Park seine Verschönerung verdankt, während schon am Rande das herrliche Goethestandbild von Schaper und an der Westseite die feierliche Gestalt der Königin Luise von Encke uns entgegenwinkt.

Durch den Tiergarten geht es von Berlin nach **Charlottenburg** an der Spree, das aus dem Dorfe Lietzen erwachsen ist. 1695 erhielt die Kurfürstin Sophie Charlotte, die nachherige „philosophische Königin", ein Landhaus in Lietzen nebst umliegendem Gelände zur Anlegung eines Lustschlosses von ihrem Gemahl geschenkt. Im Jahre 1698 war der neue Sommersitz Lützenburg in wohnlichem Stande und wurde 1699 eingeweiht. Nach dem Tode der Königin 1705 erhielt er den Namen Charlottenburg; allmählich erwuchs neben dem Schlosse eine Stadt. Im Schloßgarten am Ende einer Allee von dunkeln, hohen Tannen erhebt sich das **Mausoleum**, ein Tempel mit dorischen Granitsäulen. Eine Flügelthür von getriebener Bronze führt in das Innere; auf einigen Marmorstufen steigt man zur Binnen-

halle empor, in der sich die ruhenden Marmorbilder König Friedrich Wilhelms III. und der edlen Königin Luise, seiner Gemahlin, befinden, Kunstwerke von ergreifender Wirkung, von Rauchs Meisterhand geschaffen, zumal „die Königin selbst noch in Stein das Bild reizendster Anmut, eine unverwelkliche weiße Marmorrose“. In der Grabkapelle darunter sind die Sarkophage des vielgeprüften Königspaares selbst beigesetzt. Hier ruht mit ihm sein glorreicher Sohn, Kaiser Wilhelm I., der Wiederhersteller der Macht und Herrlichkeit unsers deutschen Vaterlandes, ihm zur Seite seines Lebens treue Gefährtin, Augusta, des neu erstandenen Deutschland erste Kaiserin.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Illustrationsprobe aus Gaebler, Heroen der Afrikaforschung.



Aus Nachtigals Reisen: Brunnen am Meschru.

Geographische Charakterbilder
von Gym.-Direktor Dr. **Berth. Volz.**

II. Europa (außer Deutschland).

Aus den Originalberichten der Reisenden gesammelt.

Mit 88 Illustrationen, darunter 6 Doppel-Vollbilder.

1887. 20¼ Bogen. Preis M. 3.60, in Halbleinen geb. M. 4.—.

III. Asien.

Aus den Originalberichten der Reisenden gesammelt.

Mit 88 Illustr., darunter 16 Doppel-Vollbilder. 1887. 26 Bogen. Geb. M. 5.—.

IV. Afrika.

Nach den Originalberichten der Reisenden gesammelt.

Mit 80 Illustr., darunter 30 Vollbilder, und einer Karte in Farbendruck.

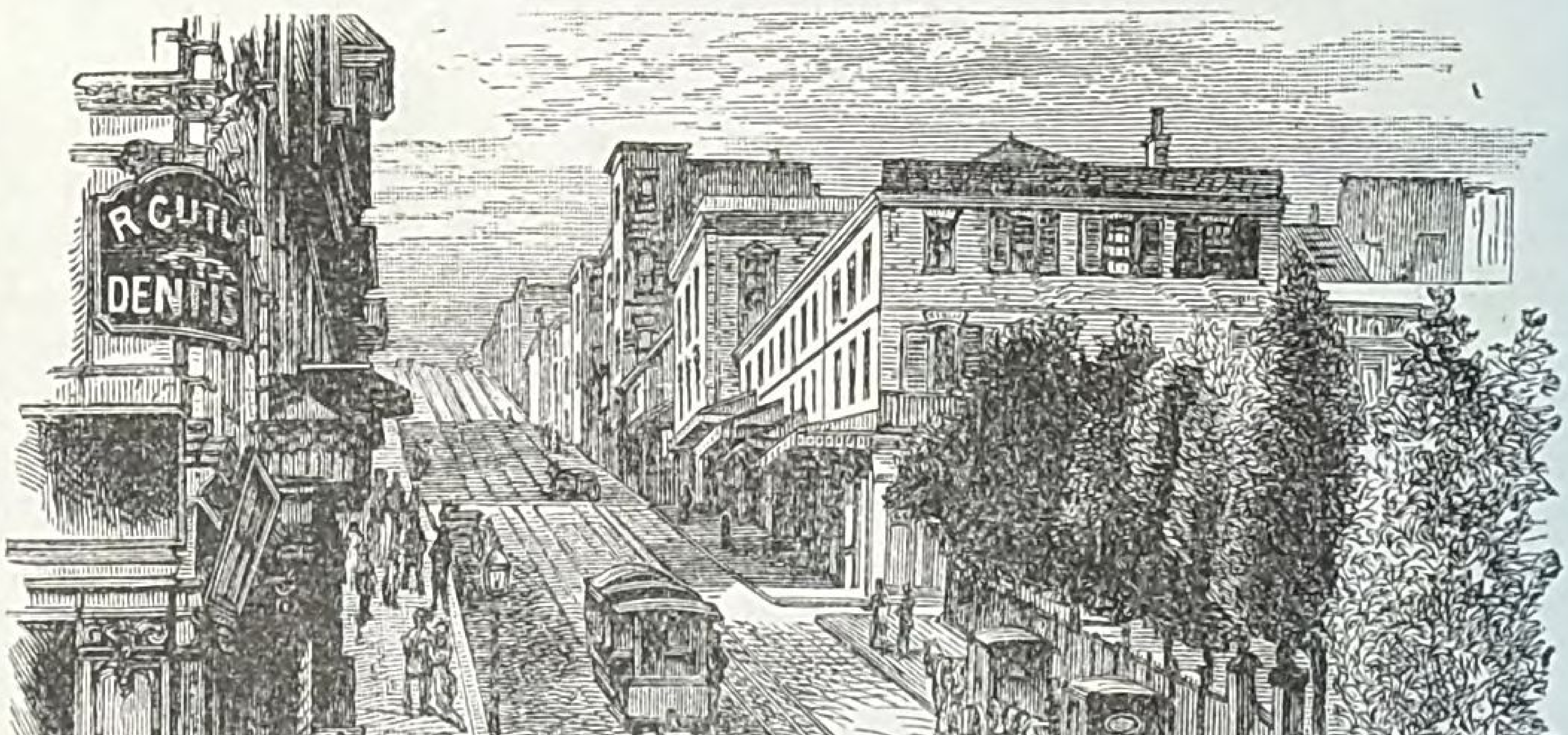
1886. 27 Bogen. Gebunden. Preis M. 5.—.

V. Amerika. Australien.

Aus den Originalberichten der Reisenden gesammelt.

Mit 122 Illustrationen, darunter 25 Doppel-Vollbilder.

1887. 29 Bogen. Preis broch. M. 5.50, in Halbleinen geb. M. 6.—.



Illustrationsprobe: Elektrische Straßenbahn in San Francisco.

Der wohlbekannte Herausgeber hat mit pädagogischem Geschick aus der gesamten neueren Litteratur das Wichtigste ausgewählt und teilweise umgearbeitet; es zeichnet sich diese Sammlung vorteilhaft aus vor ähnlichen, welche vor längerer Zeit zusammengestellt, vielfach Veraltetes enthalten.

Grundsätzlich sind nur die Originalwerke einwandsfreier Augenzeugen berücksichtigt worden, damit den „Charakterbildern" das Wesen eines geographischen Quellenwerkes bewahrt und der Wert wissenschaftlicher Zuverlässigkeit erhalten bleibe. Die Bearbeitung bezieht sich daher lediglich nur in vorsichtiger Weise auf formale Dinge. Die novellistische Form, in welcher die Erzählung den Rahmen abgiebt, ist beibehalten, da sie anzieht und, indem sie belehrt, doch auch unterhält.

Daniel, Hermann Adalbert, / Volz, Berthold, / Meyer, H. T.

Geographische Charakterbilder

Bd.: 1,1

Leipzig 1892